A-N299

HARVARD UNIVERSITY

LIBRARY

OF THE

MUSEUM OF COMPARATIVE ZOÖLOGY

J. E. Naumann ad. nat. del. d. Bindlers Kunst-Verlag.

Die Schütten (Uria Troile) *auf Helgoland.*

Johann Andreas Naumann's,

mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede,

Naturgeschichte

der

Vögel Deutschlands,

nach eigenen

Erfahrungen entworfen.

Durchaus

umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt, und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben

von

dessen Sohne

Johann Friedrich Naumann,

Doct. phil. und Professor; der naturforschenden Gesellschaft zu Halle, der Societät für Forst- und Jagdkunde zu Dreißigacker und Meiningen, der Wetteraueschen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau, der Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften zu Marburg, der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig, der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften, der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz und der Moldauischen naturforschenden Gesellschaft zu Jassy wirkliches, correspondirendes und Ehrenmitglied.

Elfter Theil.

Mit 29 colorirten Kupfern.

Leipzig: Ernst Fleischer.

1842.

Naturgeschichte der Vögel Deutschlands,

nach eigenen Erfahrungen entworfen.

8344
b.13

Vorwort,

das Titelkupfer betreffend.

Die Insel Helgoland ist für die deutsche Ornithologie von so hohem Interesse, daß sie in diesem Werke sehr oft erwähnt werden mußte. Betrachten wir ihre Lage auf der Karte, so wird es leicht begreiflich, daß sie für die aus Norden und Nordosten nach Süden und Südwesten, oder aus Scandinavien, Dänemark u. s. w. nach und durch Deutschland, hin und zurück wandernden Zugvögel ein sehr erwünschter Ruhepunkt sein muß, wenn sie, namentlich bei stürmischer Witterung, das Meer überfliegen mußten. Darum kamen dann, wunderbarerweise, auf diesem merkwürdigen Felsen nicht allein fast alle deutsche und nordische, sondern selbst viel südeuropäische Vögel, alle jedoch bloß durchwandernd, vor, z. B. neben unsrer gewöhnlichen weißen Bachstelze auch die schwarzrückige B., neben unsrer gelben (Motacilla flava) auch die englische (grünköpfige) und die italiensche (schwarzköpfige) Bachstelze, neben unserm gewöhnlichen Blaukehlchen auch das ägyptische (mit rothem Stern im

Blauen); dann wurde mehrmals Anthus Richardi, Sylvia galactodes u. a. m. dort erlegt, ein Mal sogar Grus Virgo, und wie ein braver Helgolander, zugleich practischer Vogelkenner, noch heute behauptet, beobachtete er vor einigen Jahren dort einen Vogel, welchen er für nichts anderes als einen Tropikvogel (Phaëton) zu halten geneigt war. Weil die Vogeljagd auf einem so beschränkten und durchaus nackten Terrain von vielen Einwohnern, theils aus Liebhaberei, theils aus Speculation, leidenschaftlich betrieben wird, entgeht nicht leicht den vielen geübten Spähern ein bei und auf Helgoland sich zeigender Vogel, was das Entdecken so vieler Seltenheiten begreiflich macht. — Noch mehr kommen natürlich daselbst nordeuropäische Vögel vor, ja Helgoland ist zugleich einer der südlichsten aller Brüteplätze der Lummen, Alken und Larventaucher. — Mich zu überzeugen von dem, was Faber, Boie und Graba von denen dieser Vogelgattungen im hohen Norden uns so anziehend schildern, reiste ich vor zwei Jahren selbst nach Helgoland und beobachtete sie auf ihren Brüteplätzen am westlichen Felsengestade der Insel, woselbst ich wenigstens die gemeinste Art der erstgenannten Gattung, dort „Schütten" genannt, noch in vielen Hundert Paaren vorfand. Ich konnte nicht unterlassen, die Scizze eines kleinen Theils der von so vielen Vögeln belebten jähen Felsenwand im Bilde zu entwerfen, die ich denn diesem Theil meines Werks als Titelkupfer beigefügt habe. Theils wegen immer häufiger werdenden Nachstellungen und Störungen, theils wegen allmähligem Zerbröckeln und Einstürzen der Felseninsel selbst ist vielleicht nach einem halben Jahrhundert ein nistender Vogel aus jenen Gattungen dort

nicht mehr zu finden, wenn auch unendliche Schaaren, aus Millionen solcher Vögel bestehend (ebenso wie sie F. Boie in seiner Reise durch Norwegen, S. 196. beschreibt), welche ich am 13. Juni 1840 auf der Nordsee zwischen Helgoland und der Elbemündung sahe, in so wahrhaft Staunen erregenden Massen, daß es schwer hält, sich einen Begriff von ihrer enormen Anzahl zu machen, — wahrscheinlich noch nach Jahrhunderten diese Meeresgegenden zu manchen Zeiten beleben, aber höher im Norden erst Brüteplätze wiederfinden werden. — Möge unser Bildchen das Interesse nicht schwächen, das jetzt sich so allgemein für das vielbesuchte Helgoland ausspricht und Manchem eine angenehme Rückerinnerung gewähren!

Ziebigk, im Mai 1842.

J. Fr. Naumann.

Inhaltsanzeige

des

elften Theils.

Dreizehnte Ordnung.

Schwimmvögel. — NATATORES.

(Wasservögel.)

Fortsetzung.

Dritte Unterabtheilung.

Pelekanartige Vögel. Pelecanidae.

	S.	3.	Taf.
LXXXIII. Gattung. Tölpel. Dysporus.	—	5.	— —
307. Baß-Tölpel. Dysporus bassanus.	—	14.	— 278.
LXXXIV. Gattung. Scharbe. Halieus.	—	42.	— —
308. Kormoran-Scharbe. Halieus cormoranus.	—	52.	— 279.
309. Krähen-Scharbe. H. graculus.	—	88.	— 280.
310. Zwerg-Scharbe. H. pygmaeus.	—	112.	— 281.
LXXXV. Gattung. Pelekan. Pelecanus.	—	139.	— —
311. Gemeiner Pelekan. Pelecanus onocrotalus.	—	150.	— 282.
312. Krausköpfiger Pelekan. P. crispus.	—	180.	— 283.
LXXXVI. Gattung. Gans. Anser.	—	198.	— —
1. Fam. Aechte Gänse. Anseres verae.	—	211.	— —
313. Schnee-Gans. Anser hyperboreus.	—	213.	— 284.
314. Grau-Gans. A. cinereus.	—	229.	— 285.
315. Acker-Gans. A. arvensis.	—	277.	— 286.
316. Saat-Gans. A. segetum.	—	302.	— 287.
317. Mittel-Gans. A. intermedius.	—	339.	— 288.

318. Bläſſen-Gans. Anser albifrons. S. 351. Taf. 289.
319. Zwerg-Gans. A. minutus. — 365. — 290.
2. Fam. Meergänſe. Anseres Berniclae. — 376. — —
320. Weißwangen-Gans. Anser leucopsis. — 378. — 291.
321. Ringel-Gans. A. torquatus. — 393. — 292.
322. Rothhals-Gans. A. ruficollis. — 408. — 293.
3. Fam. Entenartige Gänſe. Anseres anatinae. — 415. — —
323. Aegyptiſche Entengans. Anser aegyptiacus. — 416. — 294.

LXXXVII. Gattung. Schwan. Cygnus. — 429. — —
324. Höker-Schwan. Cygnus Olor. — 442. — 295.
325. Gelbnaſiger Schwan. C. xanthorhinus. — 478. — 296.
326. Schwarznaſiger Schwan. C. melanorhinus. — 497. — 297.

LXXXVIII. Gattung. Ente. Anas. — 510. — —

I. Gruppe. Schwimm-Enten. Anates natantes. — 531. — —
1. Fam. Höhlen-Enten. Anates subterraneae. — 532. — —
327. Brand-Ente. Anas tadorna. — 534. — 298.
328. Roſt-Ente. A. rutila. — 564. — 299.
2. Fam. Süßwaſſer-Enten. Anates stagnatiles. — 572. — —
329. März-Ente. Anas boschas. — 575. — 300.
330. Spitz-Ente. A. acuta. — 638. — 301.
331. Mittel-Ente. A. strepera. — 659. — 302.
332. Knäk-Ente. A. querquedula. — 677. — 303.
333. Krück-Ente. A. crecca. — 701. — 304.
334. Pfeif-Ente. A. penelope. — 724. — 305.
3. Fam. Löffel-Enten. Anates clypeatae. — 745. — —
335. Löffel-Ente. Anas clypeata. — 747. — 306.

J. A. Naumann's

Naturgeschichte

der

Vögel Deutschlands.

Herausgegeben

von

dessen Sohne

J. F. Naumann.

Elfter Theil.

Dreizehnte Ordnung.

Schwimmvögel. NATATORES.

(Wasservögel.)

Fortsetzung.

Dritte Unterabtheilung.

Pelekanartige Vögel. Pelecanidae.

Die Vögel dieser Abtheilung haben einen gestreckten, mittelmäßig oder sehr langen Schnabel, dessen Spitze bei einigen bloß herabgebogen*), bei den meisten aber ein eingekeilter Haken ist, mit sehr

*) Die Gattung Dysporus s. Sula, wo die Spitze jedoch auch eine schwache Andeutung eines eingeschobenen Hakens verräth; die sich zwar nach ihrer Lebensart an Sterna anschließt, jedoch des nackten Kehlsacks, der ächten Ruderfüße und andrer Merkmale wegen unbedingt zu den Pelecaniden gestellt werden muß. Während nun auch Tachypetes hier am richtigen Platze steht, so möchten wir Phaëton nicht hierher, sondern neben Sterna und Larus zu den Langschwingern zählen, sowol des völlig mevenartigen Schnabels, mit offnen Nasenlöchern und ohne nackten Kehlsack, als der sonderbar gestalteten Füße wegen, deren viel kleinere Hinterzeh seitwärts nur mit einem Streifchen Schwimmhaut an die innere Zeh geheftet ist und eine wahre Uibergangsform zwischen dem Fuß einer Meve und dem eines Pelekans darstellt.

Beiläufig verdient hier erwähnt zu werden: daß zwar die Arten der Gattung Phaëton, Tropikvogel, die Meere unter den Wendekreisen bewohnen, mithin keine Europäer sind; daß jedoch mein Freund, Hr. Reimers auf Helgoland, ein bewährter Vogelkenner und höchst achtbarer Mann, in jüngster Zeit, zwei Jahre nach einander, einen Vogel in der Nähe jener Insel gesehen, welcher, nach jenes schriftlichen und mündlichen Mittheilungen, kein anderer als ein Tropikvogel gewesen sein kann. Er sahe den sel-

scharfen Schnabelschneiden, die zuweilen gezähnelt sind, und mit Nasenlöchern, welche an den Seiten des Schnabels in einer Längefurche liegen, aber so enge sind, daß sie von außen kaum bemerkt werden. Die Haut zwischen den weit vor gespaltenen Gabeln der Unterkinnlade und die an der Kehle ist nackt und bildet einen sehr dehnbaren Kehlsack. Die Füße sind kurz und dick, mit vier mittellangen Zehen, von denen bald die äußerste die längste, bald diese und die mittlere von gleicher Länge sind, deren mittellange Hinterzeh stark nach innen gerichtet und mit der innern Vorderzeh, gleich den übrigen, durch eine volle Schwimmhaut verbunden ist. Ihre Flügel haben lange Armknochen, sind schmal und bei vielen sehr lang; bei mehreren reichen am zusammen gelegten Flügel die Enden der Schwingfedern dritter auf die, erster Ordnung. Der Schwanz ist kurz oder mittellang; das Gefieder sehr knapp und hart; der Hals ziemlich lang und der Rumpf gestreckt.

Die meisten Vögel dieser Abtheilung, zu denen sehr große Arten gehören, sind Bewohner des Meeres, doch leben auch viele, besonders in der Begattungszeit, auf süßen Gewässern. Sie nähren sich von lebenden Fischen, deren sie eine große Menge zu ihrem Unterhalt bedürfen, und fangen diese, theils aus der Luft auf sie ins Wasser herabstürzend, theils durch tiefes Untertauchen aus dem Schwimmen. Sie bauen große kunstlose Nester auf Bäume oder Felsen, auf starke Büsche von Wasserpflanzen, oder auf kleine, vom Wasser umgebene Hügel, legen wenige, verhältnißmäßig kleine und sehr längliche, weiße und ungefleckte Eier, die mehr oder weniger mit einer kalkartigen Kruste überzogen sind. Ihren Jungen bringen sie das Futter in der Speiseröhre und dem Kehlsacke und würgen es ihnen vor; jene bleiben so lange im Neste bis sie völlig fliegen können, und haben dann ein anders gefärbtes Gefieder als die Alten, bei denen es auch erst nach einigen Jahren beständig bleibt. Einige haben eine theilweise Doppelmauser.

---

tenen Fremdling beide Male auf etwa 80 Schritt, zu weit, um sein Gewehr mit sicherm Erfolg auf ihn abfeuern zu können, und nahe genug, um bald darauf an einem, bei einem Händler gesehenen Balge aus den Tropenländern zu erkennen, daß er bei Helgoland dieselbe Vogelart gesehen. — Daß jedoch, wie ferner verlautete, um jene Zeit bei Brunsbüttel ein solcher Tropikvogel wirklich erlegt worden wäre, beruht auf einem Irrthum; dies war ein sehr alter Vogel von Lestris crepidata s. Buffonii, mit ungewöhnlich langen Schwanzspießen.

Drei und achtzigste Gattung.

Tölpel. Dysporus *Illig.*

(Sula. — Pelecanus. auct.)

Schnabel: Groß, stark, hinten dick und rundlich, vorn zusammengedrückt, gerade, die Spitze ein Wenig unterwärts gebogen. Der Oberschnabel ist aus drei Theilen der Länge nach zusammengefügt, welches äußerlich durch tiefe Längefurchen angedeutet ist, und am untern Theil wird am Anfang des Kopfes noch eine Querfurche bemerklich, welche eine ungewöhnliche Ausdehnung des, bis weit hinter das Auge gespaltenen Rachens zuläßt, weil dort der Knochen durchschnitten ist und bloß durch Bänder zusammen gehalten wird. Der Unterschnabel ist ganz hinten ziemlich hoch, seine Seitenflächen sind geebnet; der Kiel bis nahe an die Spitze gespalten und diese wie ein Keil eingeschoben; die Firste gerundet; die Schneiden gerade, sehr scharf, fein gezähnelt, nahe an der etwas herabgesenkten Spitze meistens mit einem größern Einschnitt. — Die Haut, welche die Kielspalte überspannt, wie die auf der Mitte der Kehle herab und unten spitz endend, ist nackt und sehr dehnbar. Auch die Haut an den Zügeln, um das Auge und am Mundwinkel ist nackt, letztere ebenfalls dehnbar und zur Erweiterung des tiefen Rachens geeignet.

Nasenlöcher: Seitlich, unfern der Stirn, in der bis nahe an die Spitze vor gehenden Seitenfurche des Oberschnabels liegend, einen kleinen, kaum bemerkbaren Ritz vorstellend.

Füße: Sehr kurz, stark, von oben bis an die Ferse befiedert und fast eben so weit in die Bauchhaut eingeschlossen; die Ferse stark; der Lauf ziemlich zusammengedrückt; die Zehen schlank, die äußere und mittlere von gleicher Länge, und die längsten; die Daumenzeh stark nach innen gerichtet, mit der innern Vorderzeh, gleich den übrigen, durch eine volle Schwimmhaut verbunden; die Krallen mittelmäßig, ziemlich scharf, die der mittlern Vorderzeh auf der Seite nach innen mit vorstehender, fein gezähnelter Schneide. Die weiche Haut der Füße ist nur auf dem Spann und den Zehenrücken fein geschildert, übrigens äußerst zart gegittert.

Flügel: Wegen der sehr langen Ober- und Unterarmknochen, aber ziemlich kurzen, jedoch starken Schwingfedern außerordentlich lang und schmal; die erste Primarschwinge mit der zweiten meistens von gleicher Länge und die längste von allen. Die Schwingfedern haben sehr starke Schäfte; ihre Spitzen erreichen, bei ruhendem Flügel, fast das Schwanzende.

Schwanz: Keilförmig, von mehr als mittler Länge, die äußersten Federn die kürzesten, die beiden mittelsten die längsten, diese lanzettartig und lang zugespitzt, jene schmal zugerundet, alle mit starken Schäften.

Das kleine Gefieder ist sehr knapp und fühlt sich derb an, weil die einzelnen Federn sehr wenig gewölbt, ihre Schäfte nur flach gebogen sind. In der Textur gleicht es dem Gänsegefieder. Nur am Kopfe, Halse und dem Bauche ist es zerschlissen, sonst allenthalben mit deutlichen Conturen.

Die Vögel dieser Gattung haben einen starken Kopf und Hals, eine sehr niedrige, flache Stirn; die Augen liegen der Schnabelwurzel sehr nahe; der Rumpf ist ziemlich gestreckt, aber die kurzen, stämmigen Füße geben ihnen, ungeachtet der sehr langen Flügel und des ziemlich langen Schwanzes, auf festem Boden, ein unbehülfliches Aussehen; sie haben von ihren hier nur langsamen und tölpischen Bewegungen ihren deutschen Namen erhalten.

Die Arten dieser Gattung sind alle von einer mittlern Größe und darüber. Es giebt ihrer nicht sehr viele, manche sind auch noch nicht hinlänglich unterschieden, aber die einzelnen bekannten Arten an den ihnen eigenthümlichen Wohnorten meistens zum Er-

staunen zahlreich an Individuen. Die europäische Art scheint dies vor allen andern im hohen Maaße zu sein, denn ihre Menge an manchen und vielen Brüteplätzen grenzt an das Fabelhafte. Sie ähneln in manchen Stücken den Meven und Meerschwalben, in andern den Scharben und Pelekanen; aber man zählte sie früher mit Unrecht den letztern zu, indem ihre Lebensart eine durchaus andere ist. Ebenso wenig können sie mit den Fregatt-Vögeln Tachypetes, die Linnée gleichfalls zur Gattung Pelecanus zählte, zusammen gebracht werden, indem sie diesen nur in wenigen Stücken, in Vielem gar nicht ähneln. — Sowohl ihrer Lebensweise als ihrer Gestalt nach stehen sie auf einer vermittelnden Stufe zwischen den mevenartigen und den pelekanartigen Schwimmvögeln, und bilden mit Recht eine abgesonderte Gattung oder Sippe.

Ihr Gefieder zeichnet sich durch eine sehr einfache Färbung aus und Weiß ist die herrschende in dieser Gattung, während, wie in der Gattung Sterna, auch einfarbiges Rußbraun vorkömmt. Ihre Mauser scheint bloß einfach und sie ihr Gefieder jährlich nur ein Mal zu wechseln, sie geht daher auch langsam von Statten; denn die Jungen tragen das erste Gefieder, ihr Jugendkleid, ein volles Jahr, erhalten dann ein Uibergangskleid, das sie erst nach dem zweiten Jahr mit dem ausgefärbten vertauschen und in diesem erst fortpflanzungsfähig werden. Das jugendliche Gewand hat, im Gegensatz zu dem ausgefärbten, eine sehr dunkle Färbung; denn bei den meisten Arten ist dieses weiß, jenes ruß- oder rauchfarbig, mit weißen Punkten an den Federspitzen besetzt; das mittlere Kleid ist aus dem braunen und weißen zusammen gesetzt. Diese auffallenden Verschiedenheiten machen dem Sammler viel zu schaffen und gaben oft Veranlassung zur Annahme von Arten, wo nur Altersverschiedenheiten von einer waren. Das Nestkleid sind dichtstehende wollichte Dunen, die erst von ordentlichem Gefieder verdrängt werden, wenn der Körper dieser Jungen beinahe die Größe des der Alten erreicht hat; in der ersten Zeit nach dem Ausschlüpfen sind sie indessen ohne alle Bekleidung und ihre nackte Haut sieht bleifarbig aus.

Ein äußerer Geschlechtsunterschied ist nicht bemerkbar, weder unter Alten noch Jungen; doch sind in den meisten Fällen die Weibchen etwas kleiner und schmächtiger als die Männchen, was besonders auch am Schnabel bemerkbar wird.

Die Tölpel sind Meervögel im strengsten Sinne; denn sie fühlen sich hoffnungslos, sobald sie der Zufall soweit vom Meere ent-

fernt, daß sie es aus den Augen verlieren, daher gehen ins Land Verschlagene bald zu Grunde. Sie bewohnen die Meere aller Zonen, doch nicht die der kalten über den 65. Grad hinauf, sind meistens nicht sehr weit vom Lande und in Schaaren beisammen, so daß sie den Schiffern die Nähe des Landes oder die von Inseln anzeigen. In der Brütezeit nähern sie sich noch mehr dem Lande, namentlich weit ins Meer hinausragenden Vorgebirgen und kleinen Felseninseln, wo sie sich dann auch, um zu nisten, auf festem Boden niederlassen, in solcher Anzahl und so dicht nebeneinander, daß große Räume von ihnen ganz bedeckt erscheinen. Außer dieser Zeit ruhen sie fast nie auf festem Boden, sondern auf dem Meere schwimmend aus und schlafen auch so, wobei sie auf den Wellen oft weit weg treiben. Sie wechseln zu gewissen Zeiten zwar die eine Gegend mit einer andern, bald hier, bald dort länger verweilend, jedoch wird dabei ein geregelter Wanderungstrieb nicht bemerklich, so daß sie nicht Zugvögel, wol aber Strichvögel heißen können. Heftige und anhaltende Stürme aus einerlei Richtung bringen sie oft in Gegenden, wo man sie sonst nicht sieht, und auch diese kräftigen und ausdauernden Flieger erliegen nicht selten den Anstrengungen gegen die empörten Elemente.

Auf der Erde oder auf Felsen stehen die Tölpel sehr aufgerichtet, die Brust hoch gehalten, während der Bauch fast schleppt und der starre Schwanz ihnen, als dritter Fuß, zur Stütze dient. Auf Bäume setzen sie sich niemals. Sie stehen auf der Spur, gehen auch so, dies aber höchst selten, langsam, schwerfällig und wankend. Ihr Benehmen auf festem Boden hat in der That etwas Tölpelhaftes und Einfältiges, sowol bei solchen, welche man als Verirrte tief im Lande antraf, als bei ganz freien an den Brüteorten, wo sie sich ebenfalls, wie dort, mit Knütteln erschlagen oder mit den Händen fangen lassen. Sie ruhen meistens nur schwimmend, haben hierbei einen Anstand wie Meerschwalben, rudern jedoch rascher als diese, schlafen auch schwimmend, wobei sie Schnabel und Gesicht zwischen den Schulterfedern verbergen, oft sehr fest und lassen sich, ohne zu rudern, vom Winde treiben, wobei sie oft in die Nähe der Fahrzeuge gerathen und erschlagen werden können. Aus dem Schwimmen tauchen sie schlecht und nur in höchster Noth; dagegen können sie dies als wahre Stoßtaucher, aus der Luft und ihrem kräftigen Fluge mit größter Gewandtheit; hoch über dem Meere schwebend, um so höher je tiefer sie tauchen wollen, stürzen sie sich köpflings mit meist angezogenen Flügeln, bald lothrecht,

bald schräg gegen die Fläche des Wassers und dringen tief in dasselbe ein um ihren Fang daraus hervor zu holen. Sie fliegen viel mehr als sie schwimmen oder sitzen, und ihr kräftiger Flug ähnelt dem eines größern Raubvogels, weil sie häufig ohne sichtliche Flügelbewegung schweben und sich nicht selten so in Kreisen drehen.

Die Tölpel sind außerordentlich gesellig. Gewöhnlich halten sich Tausende beisammen und bilden eine einzige Schaar, oft von solchem Umfange, daß sie fliegend gleich Mückenschwärmen die Luft anfüllen oder sitzend große Strecken dicht bedecken. Auch gegen andere Seevögel sind sie duldsam und theilen die Brüteorte nicht selten mit Myriaden von Lummen, Alken, Sturmvögeln, Meven u. a. m. Daß sie in vielen Fällen große Einfalt an den Tag legen, ist schon erwähnt; aber an Orten, wo sie außer der Brütezeit zufällig herumstreifen und fremd sind, dabei aber sonst keinen Mangel leiden, sind sie nicht ohne alle Vorsicht. — Ihre Stimme, die sie besonders an den Brüteplätzen hören lassen, sind rabenartige, rauhe Töne.

Die Nahrung der Tölpel sind lebende Fische, namentlich aus der Herings-Gattung, von denen sie, vermöge ihres weit auszudehnenden Rachens, ziemlich große verschlingen können, seltner Weichthiere. Sie sind sehr gefräßig, schweben daher immer über dem Meere, stürzen sich auf jeden sich ihnen zum Fange darbietenden Fisch in dasselbe und verfehlen, selbst bis zu mehrere Fuß Tiefe, ihr Ziel selten. Auch schräg fahren sie unter der Fläche zuweilen mehrere Fuß hinter dem zu fangenden Fische her, was man manchmal an den Luftblasen in Gestalt eines Schaumstreifes auf der Oberfläche bemerkt haben will. In dem Augenblick, wo der Kopf des Vogels wieder auftaucht wird auch die Beute verschlungen und jener erhebt sich wieder in die Luft, um eine neue Jagd zu beginnen. Ihr starker Schnabel mit den Sägezähnchen ist vortrefflich zum Fangen und Festhalten eingerichtet, aber es ist nicht bekannt, doch wahrscheinlich, daß sie damit auch zu große Fische zerstückeln können.

Die Tölpel nisten auf hohen Gestaden des Meeres auf Felsenvorsprüngen oder oben auf den Plattformen der Felsen, auf kleinen Felseninseln und Klippen, hoch genug um von den Brandungen nicht erreicht zu werden, oft auf dem die Felsen bedeckenden Rasen. Hier vereinigen sich immer viele Paare, oftmals viele Tausende auf einem Platze, auf dem sie ihre Nester nahe nebeneinander bauen, hin und wieder auch wol noch andern Seevögeln ein Nistplätzchen dazwischen gönnen oder ihnen sich anzuschließen erlauben. So herrscht

an ihren Brüteplätzen ein außerordentliches Gewimmel, wogegen man aber nirgends ein einsam nistendes Paar dieser Vögel angetroffen hat. Sie bauen von verschiedenen Tang-Arten große, tiefe Nester, die nie ganz trocken werden; manche legen die Eier auch ohne Unterlage hin. Jedes Weibchen legt nur ein einziges, länglichtes, ziemlich kleines, weißes Ei, dessen Schale von außen etwas rauh oder mit einem schwachen kalkartigen Uiberzuge belegt ist. — Da sie in unbedingter Monogamie leben, brüten Männchen und Weibchen abwechselnd, ohne Brüteflecke zu haben, und beide sorgen so auch für Ernährung des Jungen, dem sie die gefangenen Fische aus der Speiseröhre vorwürgen. Sie brüten außerordentlich lange und die Jungen wachsen ungewöhnlich langsam. Sie kommen nackt aus dem Ei, bekommen aber bald eine sehr dichte, weiche Bedeckung von wolligen Dunen, tragen dies Dunenkleid bis sie eine bedeutende Größe erlangt haben und bedürfen eine noch längere Zeit, bevor sie zum Ausfliegen tüchtig werden. Wenn sie selbstständig geworden, verlassen Alte und Junge den Nistplatz und die letztern trennen sich von den erstern, wählen meistens ganz andere Meeresgegenden zu ihrem Aufenthalt und kommen erst dann wieder in Gesellschaft der Alten an die Brüteplätze, wenn sie, nach zwei Jahren ausgefärbt, ein dem der Alten ähnliches Kleid erhalten haben. Weil die Tölpel nur ein Ei legen und nur ein Mal im Jahr brüten, und da noch dazu in vielen Gegenden die Jungen von Raubthieren und Menschen häufig weggenommen werden, so kann ihre Vermehrung eben nicht stark sein, was aber gar nicht so scheint, wenn man die unermeßlichen Schaaren an vielen Brüteplätzen sieht und jährlich beobachtet, wo man allenthalben versichern hört, daß ihre Zahl eher zu- als abnähme.

Da die Tölpel meistens von Fischen leben und deren viele bedürfen, so würden sie nur in kultivirten Gegenden als schädlich erscheinen; weil sie aber auf dem Meere leben, wo unbeschadet des menschlichen Eigennutzes hinlänglich für ihren Unterhalt gesorgt ist, so darf man ihnen das Fischefangen nicht hoch anrechnen. Nutzen gewähren sie vielen Küsten- oder Inselbewohnern, öfters auch Seefahrenden, vorzüglich wo sie in großer Anzahl beisammen nisten, durch ihr Fleisch; man genießt das der Alten jedoch nur im Nothfall, schätzt dagegen das der Jungen, welche gewöhnlich sehr fett sind, als recht wohlschmeckend. Die Eier werden seltner gegessen. —

Den Schiffenden zeigt ihr Erscheinen in Menge die Nähe des Landes oder doch von Inseln an, weil sie sich selten so weit aufs offne Meer entfernen, daß sie nicht alle Abende im Angesicht jener übernachten könnten, wozu sie als rasche Flieger bald gelangen, weil sie im Stande sind, in kurzer Zeit große Strecken zurückzulegen, wo dann die Richtung ihres Fluges des Morgens gewöhnlich seewärts, des Abends landwärts ist, wonach sich jene richten können.

Zur Anatomie

zu

Dysporus s. Sula

von

R. Wagner.

„Der Schädeltheil von Dysporus hat viel Aehnlichkeit mit dem von Pelecanus, nur sind die Muskelgräten am Hinterhaupte stärker entwickelt und die Schläfe-Gruben viel tiefer. Die Grube für die Nasendrüse unter dem Stirnbeine in der Orbita ist deutlich und ansehnlich. Die Augenscheidewand ist blos häutig; der untere Ast des Thränenbeins ist stark, dick, zellig und stößt an das Jochbein; die Flügelbeine sind lang und stabförmig."

„Es finden sich 17 Halswirbel, die breit und kurz sind, 8 Brustwirbel und eben so viele Schwanzwirbel. Der letzte Wirbel ist ganz anders, als bei den übrigen Steganopoden und bei den meisten Vögeln; er ist nicht seitlich komprimirt, sondern sehr lang und stellt eine dreieckige Pyramide, mit abgerundeten Kanten und nach hinten gerichteter Spitze dar. Kein Wirbel hat untere Dornen."

„Das Brustbein ist dem an Scharben und Pelekanen sehr ähnlich, jedoch etwas länger und hat hinten ebenfalls die beiden seichten halbmondförmigen Ausschweifungen."

„Der Kamm springt weit nach vorn vor, hört aber gegen die Mitte auf. Die Gabel ist bei Dysporus am meisten gespreizt unter den Steganopoden und durch Syndesmose mit der Spitze des Brustbeinkammes verbunden. Am unteren Gelenkkopf des Oberarmbeins findet sich der hakenförmige spitze Dorn der Longipennen (Larus, Puffinus etc.) welcher den übrigen Steganopoden fehlt. Das Schulterblatt ist etwas säbelförmig."

„Das Becken ist dem der Scharben ähnlich, namentlich durch den ziemlich starken Sitzbeinstachel, welcher bei Pelecanus kaum angedeutet ist; das Dornbein ist ziemlich breit, das foramen ischiadicum sehr lang, das Kreuzbein überhaupt schmal und lang und stark getrennt vom Sitzbein; die Schambeine sind rippenförmig und konvergiren."

„Das Oberschenkelbein ist bei dieser Gattung allein unter den Stegonopoden (nehmlich Pelekan und Scharbe) lufthaltig; das Luftloch liegt oben und vorne. Die Kniescheibe ist länglich und platt."

„Der Tarsalknochen zeigt bei den einzelnen Gattungen der Stegonopoden Verschiedenheiten. Bei Dysporus ist er besonders breit, abgeplattet von vorne nach hinten, und vorne in der Mitte rinnenförmig ausgehöhlt; der Fersenhöcker ist viel schwächer als bei Halieus, selbst schwächer als bei Pelecanus."

„Das Skelet von Dysporus zeigt eine Pneumatizität in derselben Ausdehnung, ja durch die Luftaufnahme des Oberschenkels, in noch größerem Maaße als bei Pelecanus, wo diese Bildung, wie die merkwürdige, auch der Gattung Dysporus zukommende Ausdehnung der Luftbehälter bis unter die Haut nachher beschrieben werden wird."

„Der ganze Bau des Knochengerüstes zeigt die enge Verwandtschaft der Gattung mit den übrigen Stegonopoden, namentlich mit dem Pelekan, was auch für die Eingeweide zu gelten scheint. Jedoch sind hier die vorhandenen Beschreibungen sehr mangelhaft und ich habe bis jetzt leider nur Fragmente untersuchen können, welche zu einer anatomischen Charakteristik der Gattung nicht hinreichen. Es ist indessen ein leiser Uibergang von den Stegonopoden zu den Longipennen (Sturmvögel, Meven u. s. w.) nicht zu verkennen."

„Die obige kurze osteologische Beschreibung ist nach den Skeletten von Dysporus bassanus und brasiliensis entworfen."

„Uiber die interessante Verschiedenheit der einzelnen Arten dieser

Gattung in Bezug auf die vorhandenen oder fehlenden Naſenlöcher, verweiſe ich auf die intereſſante Abhandlung von Schlegel: Over de Newgaten by Sula door Dr. H. Schlegel."

* * *

Von den Arten dieſer Gattung iſt mit Beſtimmtheit nur eine europäiſch, welche ſich von den nördlichen Küſten zuweilen nach Deutſchland verfliegt. Wir beſchreiben hier alſo nur

Eine Art

307.

Der Baß-Tölpel.

Dysporus bassanus. *Illig.*

Taf. 278. { Fig. 1. Altes Männchen. Fig. 2. Jugendkleid im ersten Jahr. Fig. 3. Nestkleid.

Tölpel vom Baß, Tölpel von Bassan, bassan'scher Tölpel, weißer Tölpel; Bassaner, Bassaner-Pelikan, bassanischer Pelikan; Bassaner-Gans, schottische Gans, Schotten-Gans; Soland- oder Solend-Gans; Solend; Gannet, Bassaner-Gannet; weiße Sule; weißer Seerabe. Rothgans.

Dysporus bassanus. Illiger. Prodromus. p. 279. und Lichtenstein's Doubletten-Verzeichniß S. 86. n. 911. = *Pelecanus bassanus.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 577. n. 5. = Linn. Faun. suec. p. 52. n. 147. = Retz. Faun. suec. p. 146. n. 105. = Lath. Ind. II. p. 891. n. 26. = *Sula bassana.* Briss. Av. VI. p. 503. n. 5. t. 44. = *Sula alba.* Wolf und Meyer Taschenb. II. S. 582. = Nilss. Orn. suec. II. p. 258. n. 258. = *Le Fou de Bassan.* Buff. Ois. VIII. p. 376. — Edit. de Deuxp. XVI. p. 118. t. 3. f. 2. = Id. pl. enl. 278. = Gerard. Tab. élém. II. p. 317. = *Fou blanc* ou *de Bassan.* Temm. Man. d'orn. nouv. Edit. II. p. 905. et IV. p. 569. = *The Gannet.* Lath. Syn. VI. p. 608. n. 25. — Uiberf. v. Bechstein, III. 2. S. 521. n. 25. = Penn. arct. Zool. II. p. 582. n. 510. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 541. n. 428. = *Jan van Gent.* Sepp. Nederl. Vog. V. t. p. 401. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. (2. Ausg.) IV. S. 765. = Dessen, Taschenb. II. S. 394. n. 5. = Teutsche Ornith. v. Borkhausen ꝛc. Hft. II. Taf. 2. = Brehm, Lehrb. II. S. 675. = Dessen, Naturg. v. D. Deutschlds. S. 812. u. 813. = Hornschuch u. Schilling, Verz. pommerscher Vög. S. 24. n. 306. = Naumann's Vög. alte Ausg. 8. Nachtr. S. 389. Taf. LVI. Fig. 106. Altes Männchen.

Jugend- und Uibergangskleider.

Pelecanus maculatus. Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 579. n. 32. = *Sula major.* Briss. Av. VI. p. 497. n. 2. = *Le grand Fou.* Buff. Ois. VIII. p. 372. — Edit.

de Deuxp. XVI. p. 113. = *Le Fou tacheté.* Buff. Ois. VIII. p. 375. — Edit. de Deuxp. XVI. p. 117. = Id. Planch. enl. 986. = *Great* and *spotted Booby.* Lath. syn. VI. p. 610. and 610. — Uiberſ. von Bechſtein, III. 2. S. 522. u. 25. A. u. S. 526. u. 30.

Kennzeichen der Art.

In der ſchwarzen Flügelſpitze haben die 10 vorderſten Schwingfedern auf ihrer untern Seite weiße Schäfte. — Alter Vogel: Meiſtentheils einfach weiß und ungefleckt; junger Vogel: Matt ſchwarzbraun, weiß getüpfelt; nach zwei Jahren in Weiß übergehend, bloß mit ſchwarzen Primarſchwingen und Daumenfedern.

Beſchreibung.

Dieſe Art hat in Europa keine ähnliche, mit welcher ſie zu verwechſeln wäre; denn die neuerdings von Gould, in deſſen Birds of Europe, aufgeführte Sula melanura aus Island, ſcheint keine beſondere Art, ſondern bloß ein jüngeres Individuum zu ſein, das die dunkeln Schwanzfedern vom jugendlichen Kleide noch nicht mit weißen verwechſelt hat. — Mit Dysporus capensis, von der Südſpitze Afrika's, hat unſre Art viele Aehnlichkeit, jene iſt aber etwas kleiner, ausgefärbt zwar auch weiß, aber nicht bloß die Primarſchwingen, ſondern ſämmtliche Schwing- und auch die Schwanzfedern ſchwarz.

In der Größe gleicht unſer Tölpel einer der größeſten Mevenarten und würde darin mit Larus marinus oder L. glaucus übereinkommen, wenn bei ihm Flügel und Schwanz nicht noch länger wären, ſein ganzer Körper aber eine mehr geſtreckte Geſtalt hätte, worin er den Meerſchwalben näher kömmt, durch die anſehnlichere Größe des Kopfes und Schnabels, wie der Länge des Halſes, auch durch den ſchmälern Flügel mit kürzerer Spitze doch auch von dieſen bedeutend abweicht. — In der Länge, von der Stirn bis auf die Spitzen der längſten Schwanzfedern, mißt er $2^3/_4$ bis volle 3 Fuß oder 33 bis 36 Zoll; die Länge des Flügels vom Handgelenk (oder Bug) bis zur Spitze 21 Zoll; die Flugbreite gegen 6 Fuß, ſelten etwas darüber, oder 70 bis $72^3/_4$ Zoll; die Schwanzlänge an den beiden Mittelfedern, welches die längſten, $9^3/_4$ bis $11^3/_4$ Zoll. — Männchen und Weibchen ſind wenig verſchieden, letzteres aber immer etwas ſchmächtiger. Die individuellen Verſchiedenheiten in der Größe ſcheinen vor dem Ausmeſſen oft bedeutender, als ſie es in der That ſind.

Unter den völlig erwachsenen, über ein halbes Jahr alten Jungen findet man manche, deren Maaße denen der Alten nichts nachgeben; ein solches besonders starkes Exemplar maaß in der Länge schon 32½ Zoll; die Flügellänge war 20 Zoll; die Flugbreite 70 Zoll; die Schwanzlänge an den Mittelfedern 8 Zoll, an den Außenfedern 4 Zoll; häufiger sind jedoch alle diese Maaße etwas geringer.

Die Stirn ist sehr flach, der Hals etwas dick und die sehr kurzen, in der Bauchhaut verwachsenen Schenkel sind bis an die Ferse befiedert. Das kleine, am Kopfe, Halse und dem Bauche bloß zerschlissene, sonst an allen andern Theilen mit deutlichen Conturen versehene Gefieder, liegt sehr knapp an, namentlich das letztere, dessen einzelne Federn klein und wenig gewölbt sind und eine dichte Bedeckung bilden, welche sich derb anfühlen läßt; es hat in der Zusammensetzung seines Gewebes Aehnlichkeit mit Gänsegefieder, aber weder die Fahnen noch die Schäfte haben so starke Wölbungen und der Umfang der einzelnen Federn ist um Vieles geringer. Die Flügel sind, wegen der langen Knochen des Ober- und Unterarms und der Hand, von ungewöhnlicher Länge und, wegen Kürze der Schwingfedern zweiter und dritter Ordnung, sehr schmal, vorn lang zugespitzt, die Federn mit sehr starken Schäften, besonders die der ersten Ordnung, von welchen entweder die vorderste allein, oder mit der gleichlangen zweiten, die längste ist. Der aus 10 oder 12 Federn zusammengesetzte, mittellange Schwanz ist nicht gabelförmig (wie Meyer u. a. unrichtig angaben), sondern keilförmig; denn seine beiden Mittelfedern ragen über alle weit weg, sind an ihrem letzten Drittheil sehr verschmälert und laufen in lange schmale Spitzen aus; während die folgenden, nur wenig zugespitzt, nach außen in großen Stufen so an Länge abnehmen, daß das nächste Paar schon 3 Zoll, das äußerste über 6 Zoll kürzer als das mittelste ist, so daß, wenn dieses zwischen 11 und 12 Zoll lang ist, das äußerste Paar nur 4½ Zoll mißt. Diese Federn haben harte Bärte, sehr starke, elastische Schäfte und die Spitzen, besonders der mittelsten, erscheinen meistens etwas abgerieben oder verstoßen, weil der Schwanz dem Vogel im Stehen und Gehen oft als Stütze dient. Die ruhenden Flügel kreutzen sich mit den Spitzen über dem Schwanze, wobei sie mit diesem selten gleiche Länge haben, oft aber bis gegen 2½ Zoll kürzer erscheinen.

Der Schnabel ist groß und stark, gerade, am Kopfe dick und rundlich, nach vorn mehr zusammengedrückt; die gerade Linie der Firste senkt sich an der Spitze sanft abwärts, und diese Spitze sieht

aus als wäre sie besonders eingesetzt, aber wieder so mit dem Oberschnabel verwachsen, daß man jenes kaum bemerkt; auf der plattrunden Firste erhebt sich längs ihrer Mitte noch ein besonderes scharfes Längeleistchen; der Unterschnabel ist allmählig zugespitzt, sein Spitzentheil aber viel deutlicher eingeschoben als der des obern, wie ein Keil als Schluß der beiden Kieferäste, wodurch eine sehr weit vorreichende, aber schmale Kielspalte entsteht. Die Mundkante ist bis gegen die Spitze gerade; die Schneiden beider Hälften etwas eingezogen, sehr scharf und mit vielen, sehr kleinen Quereinschnitten fein gezähnelt, so daß die beiden Schneiden zwei aufeinander passenden kleinen Sägen gleichen, deren Zähnchen mit ihren scharfen Spitzen rückwärts gerichtet sind, während sich vorn, wo die Schnabelspitze angesetzt scheint, noch ein größerer Ausschnitt als alle übrige zeigt; in diesen läuft nämlich eine feine Rinne aus, die von der Wurzel des Oberschnabels anfängt und an dessen Seite in gerader Linie bis gegen die Spitze vorgeht, in welcher unfern der Stirn das Nasenloch liegt, das sich in einen so feinen Ritz öffnet, daß man es kaum auffindet. Die Seiten des Unterkiefers sind etwas platt und ganz eben. Die senkrecht durchbrochene und wieder verbundene, dem Anfang der Stirn gegenüber liegende Stelle des hintersten Theils vom Oberschnabel (des Knebelrandes, Margo mastacalis, Illig.) ist auch von aussen sehr bemerklich; sie läßt in Verbindung mit der, den weit hinter das Auge gespaltenen Mundwinkel umgebenden, nackten Haut eine bedeutende Ausdehnung des ohnedem schon sehr weiten und tiefen Rachens zu.

Die Länge des Schnabels, von der Stirn zur Spitze, beträgt 4, bis $4^3/_4$ Zoll, von der Spitze bis in den Mundwinkel $6^1/_4$, bis fast 7 Zoll; seine Höhe an der Stirn 1 Zoll 2 bis 3 Linien; seine Breite hier 1 Zoll, bis 1 Zoll 2 Linien.

Die Wurzel des Schnabels umgeben mehrere unbefiederte Stellen, denn die Zügel, ein schmaler Augenkreis, die Haut zwischen diesem und dem Knebelrande, bis an den Mundwinkel und hier in eine lanzettförmige, mit der Spitze nach unten und hinten zeigende Fläche auslaufend, desgleichen die sackförmig auszudehnende Haut am Kinn und an der Kehle, hier nach unten in einem schmalen Streif spitz endend, sind sämmtlich nackt und, wie der Schnabel, nach dem Alter verschieden gefärbt. Bei ganz jungen Vögeln ist fast Alles bleifarbig, die Schnabelspitze weiß; nachher alles schwärzlich, bis auf letztere, welche bräunlichweiß; später, bei völlig flugbaren, wird der Schnabel grünlichbraun, die Spitze licht hornfar-

big, Kehlsack, Zügel, Augenkreise und Mundwinkel schwarz; nach und nach verwandelt sich diese düstere Färbung am Schnabel in lichtes Bleiblau mit hellgelbbräunlicher Spitze und solchem Anstrich auf der Knebelkante, an den Augenkreisen ebenfalls in Bleiblau, an allen übrigen nackten Theilen des Kopfs aber in tiefes Schwarz. Diese Färbung hält sich an getrockneten Bälgen in so weit, daß sie sich noch leicht erkennen läßt, obwol sie um Vieles düsterer wird.

Das Auge in seinen nackten Umgebungen liegt dem Schnabel sehr nahe und ist verhältnißmäßig sehr klein; seine nackten Lider sind in der Jugend schwärzlich, im Alter lichtblau; die Iris anfänglich weiß, dann braungrau oder grauweiß, dann perlweiß, dann gelblichweiß und endlich bei alten Vögeln weißgelb, bei den ältesten bis zu einem recht lebhaften Schwefelgelb.

Die Füße sind kurz und sehen darum noch niedriger aus, weil die ohnehin kurzen Unterschenkel bis in die Nähe des Fersengelenks von der Bauchhaut umschlossen und auch die Läufe sehr kurz sind; ihre Spur ist dagegen, wegen ziemlicher Länge der Zehen, etwas groß. Die letztern sind schlank, die Läufe dagegen stark, von den Seiten bedeutend zusammengedrückt, das Fersengelenk etwas dick. Ihr Uiberzug hat nur auf dem Spann und den Zehenrücken kleine Schilder in einer Reihe und ist übrigens gegittert, je näher den Sohlen, desto feiner. Die Zehen sind mit mittelmäßig großen, flach gebogenen, spitzen, unten ausgehöhlten, daher randschneidigen Krallen besetzt, von welchen die der mittlern Vorderzeh auf der Seite nach innen einen vorstehenden, scharfen, sehr fein kammartig gezähnelten Rand hat, wie bei den Reihern. Die Höhe des Laufs (bis in die Beuge des Fersengelenks) ist 2 Zoll, 4 bis 6 Linien; die äußere und mittlere Vorderzeh von gleicher Länge, nur die Kralle der letztern größer, mit der 5 bis $6\frac{1}{2}$ Linien langen Kralle, $4\frac{1}{4}$ Zoll; die Hinterzeh mit der $2\frac{1}{2}$ Linien langen Kralle, $1\frac{1}{4}$ Zoll.

Die Farbe der Füße ändert mit der des Schnabels nach dem Alter ab, zeigt aber eine merkwürdige Eigenthümlichkeit darin, daß sie, an sich dunkel und unscheinlich, auf dem Spann herab mit einer sehr hellen Linie bezeichnet ist, die sich unten theilt und auf allen Zehenrücken bis an die Kralle hinläuft. Bei ganz jungen Vögeln, welche bleifarbige Füße haben, ist diese Linie, nebst den Spitzen der Krallen, weiß; bei ältern, wo die Füße schon viel dunkler und schwärzlicher geworden, gelblich; bei flugbaren, wo die Fußfarbe olivengrün, ist sie licht olivengelb; bei alten Vögeln sehr dunkel olivengrün oder grünschwärzlich, die auf dem Spann

herab und auf den Zehenrücken getheilt bis an die Kralle jeder Zeh fort laufende Linie blaß meergrün oder vielmehr erbsgrün. Diese Linie bleibt bei Allen auch in getrocknetem Zustande ausgezeichnet, wird aber hier, wie das Uibrige, brauner, fällt daher nicht so hübsch in die Augen. Die Krallen sind braun oder schwärzlich, gegen ihre Spitzen meistens lichter, manchmal hier ins hornweißliche übergehend.

Der junge Vogel kömmt ganz nackt aus dem Ei und die Haut desselben, nebst Schnabel und Füßen, sieht bleifarbig aus. Nach und nach zeigen sich ziemlich lange, sehr weiche, weiße Dunen, und wenn nach mehr als 8 Tagen dies Dunenkleid vollständig ausgebildet ist, erscheint es als eine dichte, wollige Bedeckung, von der, ausser Schnabel und Füßen, nur die Zügel, die Kopfseiten und Kehle frei bleiben. Die jungen Tölpel sehen darin den jungen Eulen nicht unähnlich, zumal der Ober- und Hinterkopf durch seine dicke Wollbedeckung sehr groß aussieht, und behalten es, ohne Spur anderer hervorkeimender Federn, mehrere Wochen lang, wachsen in demselben bis weit über zwei Drittheile ihrer spätern normalen Größe und diese großen, unbehülflichen Wollklumpen sehen dann darin nichts weniger als hübsch aus. Mit der Körpergröße wächst auch der anfänglich sehr kleine Schnabel allmählig heran, erlangt aber seine völlige Länge und Stärke erst wenn diese jungen Vögel eine längere Zeit geflogen haben. Die Farbe der nackten Theile mit ihren Veränderungen sind oben schon beschrieben.

Ihr erstes Federkleid, in welchem diese Jungen die Nestgegend verlassen, welches ebenfalls sehr langsam jenes Dunenkleid nach und nach verdrängt hat, sieht ganz anders aus als das ausgefärbte Kleid der Alten. Es hat eine sehr düstere Färbung ohne weiße Federpartieen. Der Schnabel ist dann grünlichbraun, an der Spitze lichthornfarbig; die nackten Augenkreise, Zügel und Kehlsack matt schwarz, der Augenstern grauweiß, die Füße grünlichgraubraun mit gelblichweißen Streifen vorn an den Läufen und auf den Zehenrücken. Das ganze Gefieder an allen obern Theilen, nebst Kopfe und Halse, ist dunkelaschgraubraun (fuscus), an den beiden letztern am lichtesten, an den Schwingen, den Fittichdeckfedern und dem noch etwas kürzern und weniger zugespitzten Schwanze am dunkelsten, diese drei Federpartieen einfarbig, die Federn aller übrigen Theile, jede an ihrer Spitze, auf dem Schafte mit einem kleinen schmutzigweißen Tropfenfleck, so daß diese am Kopfe und Halse am dichtesten stehen und auf den Oberschwanzdeckfedern am größesten sind. Die untern Theile vom Kropfe oder von der Oberbrust bis an den

Schwanz sind schmutzigweiß, dicht aschgraubraun gefleckt, indem jede einzelne Feder an beiden Seiten einen solchen Streif hat, in der Mitte bis zur Spitze aber weiß ist; die Schäfte der Schwanzfedern weiß; die der vordersten großen Schwingfedern von unten ebenso, von oben in Gelbbraun und weiterhin bald in Dunkelbraun übergehend; die Flügel unten wie oben, nur viel lichter, fast dunkelbraungrau, mit weißen Fleckchen, welche an den größten Deckfedern größer als an den übrigen, die großen Schwingen wurzelwärts auch in Grau übergehend.

Dieses Jugendkleid behalten die jungen Tölpel ein volles Jahr, und beide Geschlechter zeigen darin nichts, was sie äußerlich unterscheiden ließe. Die nächste Mauser scheint unvollständig oder wenigstens sehr langsam von Statten zu gehen. Während sich dann der Schnabel und Augenkreis bleiblau zu färben anfängt und die Füße hellgelbgrüne Streifen bekommen, zeigt sich am Kopfe, Halse, auf dem Oberflügel und an der ganzen Unterseite des Rumpfes viel weißes Gefieder, das sie sehr scheckig macht. Ist diese Mauser aber größtentheils vollendet, nämlich im dritten Sommer ihres Lebens, so sehen sie ganz anders aus.

In diesem Zwischenkleide ist der Schnabel und Augenkreis bereits blau, aber noch dunkler und schmutziger als an den Alten, der Augenstern perlweiß, und die schwärzlicholivengrünen Füße haben weißgrünliche Rückenstreife. Kopf und Hals sind weiß, von obenher mit rostgelbem Anfluge; der ganze Unterkörper rein weiß; Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern einfarbig dunkelaschgraubraun, die kleinen Flügeldeckfedern aber mit sehr vielen weißen Federn durchmischt und das Weiße oft vorherrschend; Bürzel und obere Schwanzdeckfedern aschgraubraun, ebenfalls mit Weiß durchmischt; Schwanz- und Schwingfedern einfarbig braunschwarz; die untern Flügeldeckfedern weiß, schwarzgefleckt, die großen grau.

Im dritten (nach Andern erst im vierten) Lebensjahr erhält dieser Tölpel erst sein ausgefärbtes Kleid, welches ihn zeugungsfähig macht, und das nun, durch jähriges Mausern erneuet, fortwährend ein weißes bleibt. Die Uibergänge dazu zeigen häufig noch Spuren der vorigen dunkelgefärbten Partien, und ein solches Exemplar, an dem zufällig die Schwanzfedern vom jugendlichen Kleide noch nicht von weißen verdrängt sind, scheint dasjenige zu sein, von dem *Gould*, Birds of Europ. part. XVI., eine Abbildung giebt, es für eine eigene Art hält und ihm den Namen: Sula melanura, beilegt. Auch Temmiack (s. d. Manuel d'orn. IV. p. 569.) ist

unsrer Meinung, daß dieser schwarzschwänzige Tölpel aus Island, von dem Gould seine Abbildung genommen, nur eine zufällige Erscheinung im zweiten Federwechsel unsres Baß-Tölpels, aber keineswegs eine besondere Art sei.

Nach vollendeter zweiter Mauser erhält dieser Vogel das für seine übrige Lebenszeit nun nicht mehr veränderliche oder sein ausgefärbtes Kleid. Nur die Schwingfedern erster Ordnung, mit ihrer Deckfederpartie (den Fittich-Deckfedern) und den Daumenfedern (auch Afterflügel genannt) sind schwarz oder braunschwarz, die Schäfte der erstern auf der Unterseite weiß; alles übrige Gefieder, auch der Schwanz ist einförmig weiß. Dieses Weiß scheint ursprünglich ganz rein zu sein, zeigt aber bei vielen Individuen später auf dem Kopfe und Halse einen mehr oder weniger bemerklichen Anflug von einem reinen Rostgelb; dieser ist an manchen zuweilen sogar recht lebhaft. Auch die Rücken- und Flügeldeckfedern haben bei manchen Individuen schwach gelbbräunlich verwaschene Kanten, besonders an dem länger getragenen Gefieder oder nahe vor einer neuen Mauser; sie scheinen ein äußerer Schmutz, das Rostgelb auf dem Kopfe und Halse aber zwar auch etwas Zufälliges, doch Besseres, etwa wie bei den Schwänen, wo ein ganz ähnlich gefärbter Anflug auch nur zufällig in ähnlicher Art und an denselben Theilen vorkömmt.

Zwischen Männchen und Weibchen bemerkt man am Gefieder keinen Unterschied, aber das Letztere ist stets etwas schmächtiger und hat einen etwas kleinern Schnabel, auch sind die beiden Mittelfedern des Schwanzes etwas, oft über 1 Zoll, kürzer als am Männchen.

Der Augenstern ausgefärbter Vögel zieht oft nur unbedeutend aus dem Weißen ins Gelbliche und wird erst bei ganz alten hell schwefelgelb, oder rein und leuchtend gelb.

Die jährliche Mauser ist nur einfach und dauert wie bei andern großen, nur ein Mal mausernden Vögeln, etwas lange. Ihre Zeit ist der Anfang des Herbstes, aber bei vielen Individuen tritt sie auch später ein; welches wol daher kommen mag, daß die Jungen zu sehr verschiedenen Zeiten aus den Eiern schlüpfen, weil diese viel früher oder später gelegt wurden, was natürlich Verzögerungen des ersten Erscheinens ihres Gefieders herbeiführt, welche sich erst nach Jahren ausgleichen.

Aufenthalt.

Unser Tölpel vom Baß ist über alle Meere der nördlichen Erdhälfte verbreitet, doch nicht bis zum 70. Gr. n. Br. hinauf,

sondern vielmehr erst vom 65. Gr. an, bis theilweis gegen den 30. Gr. herab, so weit südlich aber schon selten. Er ist unter diesen Breitengraden auf den Meeren sowol zwischen Europa und Amerika, als zwischen Asien und Amerika zu Hause; aber nicht, wie man wol früher geglaubt hat, in der antarktischen Erdhälfte; die dort lebenden gehören andern Arten an. — An der Küste des mittlern Norwegens kommt er nicht oft, nur als Streifer, so auch über das südlichste Grönland hinauf nicht vor; dagegen ist er bei Island in großer Anzahl, doch auch hier mehr an der südlichen als nordlichen Küste, bei den Färöern, den Orkaden und Hebriden, an mehrern Stellen und auf einzelnen Klippeninseln oder Scheeren der Küste von Schottland und dem obern Irland in überaus großer Menge. Ebenso wird er an der Küste von Amerika, von Grönland herab bis zu den mittlern Vereinsstaaten, stellenweise in ebenso großer Anzahl angetroffen. Die von den Hebriden weit nach Westen ins Meer hinausgeschobene kleine, isolirte Insel St. Kilda, ein Aufenthaltsort von Myriaden des verschiedenartigsten Seegeflügels, wird auch von ihm in unbeschreiblichen Schaaren bewohnt, und einer seiner (so viel zur Zeit bekannt) südlichsten Sommerwohnsitze ist die kleine schottische Insel Baß, in der Mündung des Meerbusens von Edinburg (Frith of Forth), unfern der Küste, dem Städtchen Nord-Berwick gegenüber, ziemlich unter dem 56. Gr. n. Breite und genau unter dem 15 Gr. östl. Länge von Ferro gelegen. Diese kleine, von Menschen nicht bewohnte, etwa eine Seemeile im Umfange haltende, hohe Felseninsel ist ein Sommeraufenthalt von Millionen vielartiger Seevögel, unter denen die Tölpel die Mehrzahl bilden; dieserwegen schon von Alters her berühmt hat man unsrer Art auch von ihr den Beinamen bassanus (Bassaner u. s. w.) beigelegt. — An den Küsten von Portugal sieht man den Baß-Tölpel oft in Schaaren, weniger häufig bei Gibraltar und an der atlantischen Küste von Nord-Afrika, sehr einzeln noch bis in der Nähe der Canarischen Inseln. An den Küsten Englands und des südlichen Norwegens kömmt er meistens nur vereinzelt vor, noch seltner zuweilen an denen des nördlichen Frankreichs, Hollands und Norddeutschlands, bei Helgoland und in der Elb- und Wesermündung wol noch am öftersten, wo er sich manchmal sogar in mehrfacher Anzahl sehen läßt, besonders wenn heftige Stürme aus Norden und Nordwesten einige Zeit anhielten und während diesen. Als man im Frühjahr 1824 mit dem Heringsfange in der Elbmündung beschäf-

tigt war, erschienen unter Tausenden von Meven, Tauchern, Alken, Lummen und andern befiederten Fischfressern, auch sogar sehr viele Tölpel, die bis spät im Frühling sich dort herum trieben und dann erst nach und nach verschwanden. Sie waren dies Mal den wandernden Heringszügen anscheinend freiwillig gefolgt; denn ihr Betragen unterschied sich sehr von dem solcher, die zu andern Zeiten, von heftigem Sturm und Regen gepeitscht, abgemagert und völlig erschöpft auf das Land geworfen wurden, wie im Winter 1818, bei Nordweststurm und heftigem Regen, in Brunsbüttel geschahe, wo 3 Stücke in das Gehöfte meines lieben Freundes P. v. Wöldicke stürzten, die sich mit den Händen fangen ließen, ohne daß sie Kraft oder Willen zu entfliehen gezeigt hätten. — An der Westküste Jütlands sieht man diese Vögel öfter, doch auch nur einzeln, noch viel seltner aber auf der Ostküste, wie denn überhaupt auf der ganzen Ostsee nur hin und wieder ein Einzelner vorgekommen ist, den man für einen Verirrten hat halten müssen; so auch, wie sehr wenige Fälle bewiesen haben, auf deutscher Seite. Allein von den Küsten der Nordsee aus, fast in allen Theilen Deutschlands, tief im Festlande und bis in die Schweiz, sind dagegen von Zeit zu Zeit einzelne Verschlagene vorgekommen, die sich alle in einem mehr oder minder ermatteten und hoffnungslosen Zustande befanden, so daß sie leicht zu tödten waren. Es könnten deren, freilich in einer ziemlichen Reihe von Jahren vorgekommen, eine ziemliche Anzahl aufgezählt werden, wir wollen uns aber bloß auf die beschränken, welche in unsere Nähe kamen, wie vor vielen Jahren einer bei Wittenberg, 1824 zwei im Magdeburgschen und einer in Sachsen, welche allesammt erschlagen worden sind, dann 1825 in der Mitte des April einer bei Schönebeck unweit Magdeburg, welcher geschossen wurde; und so war es im westlichen Deutschland ebenfalls.

Zugvogel ist der Baß-Tölpel nicht; man könnte ihn eher Standvogel nennen. Da er jedoch ausser der Fortpflanzungszeit den eigentlichen Nistort öfters auf längere Zeit verläßt, wenigstens in der Mehrzahl, und sich in andern, wenn auch nicht sehr entfernten Gegenden aufhält, sich mehr zerstreuet und dabei wol auch in solche kömmt, wo er weniger bekannt ist, endlich aber sich wieder zur rechten Zeit in großen Massen an dem alten Brüteorte einfindet, so kann er allenfalls zu den Strichvögeln gezählt werden. Seine unregelmäßigen Streifzüge werden theils von lokalem Mangel oder Uiberfluß der Nahrungsmittel bedingt, theils mögen auch anhaltende

Stürme und böse Witterung aus einerlei Gegend das Ihrige dazu beitragen. Sie geschehen stets in größern oder kleinern Gesellschaften, so daß vereinzelte Vögel dieser Art immer als von jenen unwillkührlich getrennt oder als Verirrte betrachtet werden müssen.

Er ist so ganz Bewohner des Meeres, daß er die Nähe der Küsten nur sucht, um sich da bequemer nähren zu können, und da zu brüten; sobald er aber zufällig so weit über Land zu fliegen gezwungen wird, daß er das Meer aus dem Gesicht verliert, ist es aus mit ihm, alle Besinnung schwindet, er fliegt so lange er kann, über Berg und Thal, Feld und Wald, ohne viel auf Flüsse und andere Binnengewässer zu achten, ohne sich nach Nahrung umzusehen, bis er endlich ermattet hinsinkt und sich der Hand nicht mehr zu entziehen sucht, die sich nach ihm ausstreckt, oder dem Knüttel nicht ausweicht, welcher gegen ihn aufgeschwungen wird. Alle bis in die Mitte von Deutschland verschlagene Vögel dieser Art fand man in solcher hoffnungslosen Abspannung. Sie gleichen hierin allen ächten Meervögeln, welche schon an ungewohnten Orten sich unheimlich fühlen, vom Meer entfernt, sich ganz verloren geben und sogar umzukehren vergessen, wie z. B. die Schwalbensturmvögel.

Wo unser Tölpel freiwillig die Nähe des Landes zu seinem Aufenthalt wählt, sind es immer hohe und schroffe Felsengestade, mit tiefen Einschnitten und vielen Buchten oder ganz vom Meer umgebene Klippen, von wo aus er zwar das hohe Meer im Umkreise von vielen Meilen bestreicht, aber gegen Abend meistens wieder zu jenen zurückkehrt, anscheinend weil er da, wo das Wasser weniger in Bewegung ist, bequemer zu seiner Nahrung gelangen mag. Daß er bei der Wahl für einen längern Aufenthalt den Gegenden, welche mehr Fische und klareres Wasser als andere haben, den Vorzug giebt, ist augenfällig; daß er aber manche, welchen beides, und nach menschlichem Ermessen, nichts fehlt, was ihm angenehm sein kann, dennoch nie zum Wohnsitz wählt, bleibt ein Räthsel. Wir finden dem Aehnliches jedoch auch bei andern Vögelarten, ohne uns erklären zu können, warum sie diesem oder jenem Platz den Vorzug vor vielen andern, uns ganz ähnlich scheinenden geben.

Nackte oder nur hin und wieder mit etwas Rasen bedeckte Klippen scheint er besonders zu lieben, er läßt sich aber, ausser beim Neste, selten auf festem Boden, noch seltner auf flachem Strande nieder, doch thut er dies, wo er es haben kann, noch lieber als auf

dem Wasser, um schwimmend auszuruhen. Fühlt er sich vom unablässigen Fliegen zu sehr ermüdet, so läßt er sich, wo kein Land in der Nähe, auch wol aufs Wasser nieder, ruhet einige Zeit oder überläßt sich, mit unter die Schulterfedern versteckten Schnabel und ohne fortzurudern, vor dem Winde treibend, dem Schlafe, der oft so fest ist, daß er das annähernde Boot nicht bemerkt und zuweilen mit dem Ruder erreicht werden kann. An seinen gewöhnlichen Wohnorten hält er seine Nachtruhe entweder beim Nest oder auf aus dem Meer sich erhebenden Klippen.

Eigenschaften.

Die Tölpel sind mehr für das Fliegen als für das Stehen und Gehen oder Schwimmen geschaffen; nur in jenem zeigen sie sich als schlanke, gewandte und kräftige Vögel, in dem Uibrigen aber sehr unbeholfen. Unser Baß-Tölpel würde in seinem weißen Gewande in der Ferne einer großen Meve ähneln, wenn nicht Flügel und Schwanz viel schmäler und seine Bewegungen kräftiger und rascher wären, die ihn einer großen Meerschwalbe noch ähnlicher machen, sich jedoch auch noch sehr von dieser unterscheiden. Stehend sieht er viel schlechter aus als diese und jene. Ihnen gar nicht ähnlich, die kurzen, breiten Füße zu weit nach hinten liegend, ruhet der Bauch fast auf dem Boden und der steife Schwanz dient als dritter Fuß, über welchem sich die langen Flügel, fast gar nicht von Tragefedern unterstützt, hoch kreutzen, wobei die Brust sehr aufgerichtet und der dicke Hals eingezogen ist; nur wenn er auf etwas aufmerksam wird dehnt sich letzterer lang aus; Kopf und Schnabel behalten dabei meistens eine wagrechte Lage, zuweilen wird die Schnabelspitze auch noch über diese gehalten. Er sieht dann sehr einfältig aus.

Mit den Sohlen der Zehen und Schwimmhäute, auch Spur genannt, steht er fest auf dem Boden und schreitet auch so fort; allein sein Gang, wobei er den Schwanz schleppt, ist sehr schwerfällig, langsam, wankend und stolpernd. Auf unebenem Boden würde er oft fallen, wenn er nicht schnell genug die Flügel und den Schnabel zu Hülfe nähme und sich im Stolpern auf sie stützte. Will er den Gang gar beschleunigen, so hüpft er wie eine Elster; ein Gezähmter that dies besonders auf glattem Eise. Wo er Herr seiner Flugkraft ist, sucht er das Gehen, das ihm so viel Anstrengung macht, zu vermeiden so viel er nur kann; er läßt sich zwar manchmal nieder, beim Neste muß er dies sogar sehr oft thun, wandelt aber nicht herum, und erhebt sich von derselben Stelle wieder

in den Flug. — Zum Schwimmen hat er auch wenig Neigung und zieht, um auszuruhen, wo er es haben kann, einen Sitz auf festem Boden vor. Doch sieht er sich oft, wo dieser fehlt oder unsicher ist, dazu gezwungen, rudert aber schlecht und läßt sich viel gewöhnlicher vom Winde treiben. Wenn er nicht auf diese Weise schlafen will, schwimmt er nie anhaltend, wie man da, wo Fischer beschäftigt sind und er einen Antheil an der Beute erwartet, oft ganz in der Nähe der Boote beobachten kann; es dauert selten länger als einige Minuten, wobei das Niederlassen etwas hart mit der Brust gegen das Wasser und dieses nicht selten über den Kopf geht, ebenso das Aufsteigen etwas schwerfällig aussieht, weil ihm ein Zappeln mit den Füßen und dem Schwanze voran geht. Im Schwimmen unterscheidet er sich sehr von Meven und Meerschwalben; bei sehr eingezogenem Halse hält er die Flügel hinten noch weit höher als diese, sie kreutzen sich hoch über dem Bürzel fast im rechten Winkel, und der Schwanz wird nicht wie bei jenen hoch getragen, sondern schleppt auf dem Wasser, so, daß seine Endhälfte sogar meistens unter Wasser ist; dies zusammen giebt dem Vogel eine ganz eigenthümliche Gestalt.

Er ist ein gewaltiger Taucher, doch mehr aus dem Fluge als aus dem Schwimmen. Es ist wol behauptet worden, daß er das letztere gar nicht vermöge, aber mit Unrecht; mehrere glaubwürdige Beobachter unter meinen Bekannten haben mehrmals gesehen, daß flügellahm geschossene Tölpel wiederholt, lange nnd tief tauchten, wenn man sie schwimmend, was ihnen nicht rasch von Statten geht, mit dem Boote einzuholen suchte. Daß sie wirklich tief tauchen, bewieß einer, welcher dabei in ein Fischernetz gerieth, das im Beisein meines lieben Freundes P. v. Wöldicke sogleich aufgezogen wurde, daher den Vogel noch lebend heraufbrachte, welchen jener an sich nahm und ihn lange Zeit am Leben erhielt. Sich zu ernähren versteht der Tölpel freilich nicht anders als durch Stoßtauchen aus dem Fluge, und dies nicht bloß durch oberflächliches, sondern auch auf mehrere Fuß tiefes, wie man an dem gänzlichen Verschwinden des Vogels von der Oberfläche und an dem spätern Heraufkommen leicht beurtheilen kann. Oft schießt er schräg in's Wasser und kömmt dann in einiger Entfernung von der Stelle des Eintauchens wieder zum Vorschein. Zuweilen soll er sogar ziemlich wagerecht und sehr flach unter der Oberfläche hin fahren, was jedoch übertrieben scheint, weil man dann voraussetzen müßte, daß er seiner Beute im Wasser nachjagte, was aber bloß die Schwimm-

taucher können, bei ächten Stoßtauchern aber nie vorkommen kann. Er schwebt über dem Wasser, seine spähenden Blicke auf dieses gerichtet und stürzt sich mit angezogenen Flügeln fast senkrecht in dasselbe hinein, jenachdem sein Ziel flach oder tief unter der Oberfläche steht, mit minderer oder größerer Kraft, welche er, wie man sagt, dadurch zu erlangen wisse, daß er, wenn er für eine zu tief gehende Beute zu niedrig flöge, zuvor sich erst höher aufschwinge und so den Gesetzen des Falles nachzukommen verstehe. Er mag sich jedoch dabei manchmal verrechnen.

Sein Flug ist sehr eigenthümlich, dem der Meven und Meerschwalben nicht ganz unähnlich, doch auch abweichend genug, viel kräftiger als der beider, die Länge und dabei so geringe Breite seiner Flügel darin sehr auffallend. Die Flügelschläge folgen stets rascher als bei großen Meven, werden aber sehr oft durch wirkliches Schweben ohne sichtbare Bewegung unterbrochen, wodurch er etwas Raubvögelartiges erhält oder dem eines Storches ähnlich wird, zumal die Tölpel sich häufig ebenso in kleinern und größern Kreisen drehen und in einer Spirallinie oft zu größter Höhe hinaufschweben. Dieses häufige Schweben, mit bald schnellern bald langsamern Flügelschlägen wechselnd, mit vielen kühnen und unerwarteten Schwenkungen vermischt, geben diesem Fluge sehr viele Abwechslungen, besonders an ihren Fischplätzen, wo manche niedrig, andere hoch fliegen, manche niederstürzen, andere sich aufschwingen, einer dem andern im Bogen, oder sich schnell schwenkend ausweicht, manche dabei auch wol in Streit gerathen, u. s. w. Zuweilen fliegen die Tölpel ganz niedrig über den Wellen, vermuthlich weil genug hochgehende Fische zu fangen sind, ein anderes Mal wieder sehr hoch, wahrscheinlich weil jene dann tiefer gehen. Aller Kraftäußerung und Ausdauer seines Fluges ungeachtet unterliegt doch so mancher dieser kühnen Flieger im Kampfe mit den aufgeregten Elementen, oder wird ein grausames Spiel der tobenden Wogen wie des rasenden Sturmes, zuweilen, ohne länger widerstehen zu können, mit reißender Gewalt fortgeschleudert an ihm sonst unbekannte Küsten, ja tief ins Land verschlagen, bis er gänzlich verloren geht.

Entfernt vom Nistorte benimmt sich unser Tölpel nicht so ganz einfältig, wo er sich verfolgt sieht, kann er sogar recht mißtrauisch werden und den Schützen von dem schlichten Fischer oder Matrosen sehr wol unterscheiden lernen. So hat man ihn zuweilen sogar ziemlich vorsichtig gefunden. Ganz anders zeigt er sich wieder, wo er ein gutes Mahl zu erwarten hat; denn seine große Freßgier läßt

ihn Vieles wagen. Bei dem Aufziehen der Heringsnetze ist er wahrhaftig dummdreist und wetteifert darin mit den großen Meven, so daß er noch viel öfterer von den Fischern mit dem Ruder erreicht werden kann, als eine von jenen; aber auch hier tritt bald Vorsicht an die Stelle der kecken Zudringlichkeit, sobald jemand zugegen ist, welcher Schießgewehr gegen die anwesenden Vögel handhabt, zumal wenn er zu vielen Lärm damit macht. Dagegen ist er am Nistorte fast ohne alle Furcht, zumal auf dem Brüteplatze selbst, wo viele gar nicht von den Nestern fliegen, wenn auch der zwischen denselben herum wandelnde Mensch sie fast mit den Füßen berührt, manche sogar ruhig sitzen bleiben, wenn er sie streichelt oder gar bei den Flügeln nimmt, abhebt und wieder auf ihr Ei setzt, wo ferner das Ab- und Zufliegen der Alten zu den Jungen und das Futtern derselben ohne allen Verdacht, ohne alle Aengstlichkeit ebenso fortdauert, als wenn ein Mensch gar nicht da wäre. Freilich werden solche Orte von denen, die das Recht auf diese Vögel zu haben vermeinen, oder, wie auf dem Baß, erpachtet haben, in dieser Zeit vor allen Störungen bewahrt, neugierige Fremde ungern und selten zugelassen, alte Vögel nicht getödtet, noch weniger dort geschossen, und da eine so sorgliche Behandlung schon seit Jahrhunderten alljährlich wiederkehrt, so muß sich auch das Zutrauen der Vögel gegen die Menschen in einem hohen Grade gemehrt haben.

So gesellig die Tölpel, auch die von unserer bassanschen Art, sind, sowol unter sich als gegen andere Seevögel, so zeigen sie doch allenthalben einen zänkischen und hämischen Sinn. In den großen Vereinen, die oft aus vielen Hunderttausenden bestehen, hat das Zanken und Kämpfen gar kein Ende, und wo sich andere Vögel unter sie mischen, müssen diese gegen unversehene schmerzhafte Schnabelhiebe stets auf ihrer Huth sein. Sie binden selbst mit den größten Meven an, müssen aber der Mantel- oder der Eis-Meve gewöhnlich weichen. Bei solchen Gelegenheiten entwickeln sie große Gewandtheit im Fluge; denn nur in der Luft ist der Tölpel in seinem rechten Elemente, auf dem Wasser oder der Erde scheint er dagegen ein ganz anderer, plump, träge, mißlaunig, und dabei heimtückisch genug, unerwartete Schnabelhiebe gegen jedes Geschöpf zu schleudern, das sich ihm zu vertraulich nähert. Mit seinem starken Schnabel kann er schwer verletzen; die Schneiden seiner beiden Spitzen haben die Schärfe eines Messers und wo ein Hieb auf die bloße Haut fällt, fließt sogleich Blut. Bei seiner Größe, als kräftiger Vogel, mit dieser Waffe versehen, würde er dieses Uibergewicht

andern Vögeln noch viel häufiger fühlen lassen, wenn ihn nicht seine große Trägheit nur zu oft daran verhinderte. Dieser ist es allein zuzuschreiben, daß er an den Brüteorten auch anderm schwächern Geflügel gestattet, seine Brut dicht um und neben sich zu machen.

Seine Stimme sind kurz abgebrochene, rabenartige, rauhe Töne, die er aber meistens nur ausstößt, wenn er unwillig wird. Sie klingen in einem ziemlich tiefen Tone wie Rab, rab, rab! werden aber im Zorn viel hastiger ausgestoßen und lassen sich dann wie Rabrabrabrab vernehmen. Wo viele Tölpel beisammen sind, hört man dies Geschrei unablässig, weil sich hier immer Gelegenheit dazu findet, wenn sich zwei zu nahe kommen, mit einander nach einer Beute zielen, diese einer dem andern wegfischt und was sonst noch Neid und Zorn aus ihnen laut werden läßt; auch wenn sie mit anderm Geflügel gemeinschaftlich fischen und große Meven darunter sind, die ihnen die Spitze bieten, schreiet der Einzelne sobald ihm eine solche zu nahe kömmt, heftig. Der einsam herumstreifende Tölpel läßt dagegen fast niemals eine Stimme hören, ausser wenn er erschreckt wird, stößt er ein kurzes Ack oder Rap aus. Vielen Lärm sollen sie an den Brüteorten machen und bei Anwesenheit eines Menschen dort unablässig schreien. Ausser jenem Rab, rab, rab, rab, rabrabrab, sollen sie dort noch schnarrend-quakende Töne ausstoßen, die dem Geschrei zahmer Enten mitunter täuschend ähnlich sein sollen, die hungernden Jungen aber ein kreischendes Geschrei erheben, wenn sie die Alten mit Futter ankommen sehen*).

Im gefangenen Zustande beißt der Tölpel grimmig um sich und macht, wo er die Haut faßt, bei jedem Bisse eine blutende Wunde. Träge und fast unbeweglich, wie ein Dreifuß, hingestellt, kömmt es ihm selten bei, aus freiem Willen einige Schritte fortzu-

---

*) Dies nach Ernst Fleischer, welcher Ende Juni des Jahres 1820 die berühmte Felseninsel Baß besuchte und höchst schätzbare Beobachtungen über das Leben der dort wohnenden Vögel, namentlich der Hauptart, unseres Tölpels, machte, mir Alles mündlich und umständlich mittheilte, auch zugleich veröffentlichte, in der Isis, Jahrg. 1821. Hft. VII. Litt. Anz. S. 330.

Mein verstorbener Freund war zu guter Beobachter und zu sehr Mann von Ehre, als daß man im Entferntesten Mistrauen in seine Angaben setzen dürfte, wenn sie auch mit Andern nicht so genau übereinstimmen, wie besonders die Angabe der Stimme, die bekanntlich von verschiedenen Beobachtern oft verschieden aufgenommen und ebenso verschieden wiedergegeben wird, und namentlich von Faber (Prodromus d. isl. Ornith. S. 85.) mit der Sylbe: Orrr bezeichnet ist. — Beiläufig gesagt, verdanke ich aber das Meiste über Betragen und Lebensweise unseres Vogels, den gütigen Mittheilungen eines sehr fleißigen practischen Ornithologen, meines lieben P. v. Wöldicke zu Brunsbüttel, am rechten Ufer der Elbmündung.

watscheln. Tritt ein Mensch ihm zu nahe, so setzt er sich in Positur, ihm Schnabelhiebe zu versetzen; Thiere greift er sogleich an und treibt sie damit in die Flucht. Der, welchen mein Freund P. v. Wöldicke besaß, hielt sich oft dessen drei große Hunde vom Leibe, wußte gewöhnlich einem einen Hieb zu versetzen, daß er laut aufschrie, worauf auch die andern davon liefen. Dieser Vogel war meistens übelgelaunt und hämisch, doch hatte er auch gutmüthige Intervallen, in welchen ihn dann mein Freund am Kopfe und Rücken streicheln konnte, ohne daß jener Miene machte, diesen in die Hand zu beißen. Es wollte meinem Freund bedünken, daß, wenn er den Vogel beunruhigte, neckte und böse machte, sich jedes Mal die nackte dunkelblaue Haut in nächster Umgebung des Auges verfärbte und ein helleres Blau annahm; nachdem er ihn aber wieder in Ruhe ließ und besänftigte, wieder eine dunklere Farbe annahm. Sein plumpes Wesen und seine Trägheit, wobei er sich jedoch ziemlich reinlich hielt und öfters ins Wasser ging, langweilen sehr oder empfehlen ihn doch keineswegs.

Nahrung.

Fische, und zwar lebende, die er sich selbst fängt oder lebend aus den Fischernetzen raubt, dienen ihm vorzugsweise zum Unterhalt; seltner Dintenschnecken und andere Weichwürmer; er füttert aber namentlich seine kleinen Jungen mit diesen.

Unter den Fischen werden ihm hauptsächlich solche zu Theil, die gewohnt sind, sich häufig der Oberfläche des Wassers zu nähern, wie vorzüglich die Heringsarten, die Sprotten, Sardellen, auch Makrelen u. a. Er ist im Stande bis gegen 1 Fuß lange Fische zu verschlingen, und wenn sie sich auch zufällig umbiegen, so ist sein Rachen doch weit genug und so dehnbar, daß er sie hinunter würgen kann, selbst solche, welche gegen 4 Zoll breit sind. Er ist ein gewaltiger Fresser und stopft sich, wo er es haben kann, Magen, Speiseröhre und Kehlsack so voll, daß sich oft der Schnabel für einige Zeit nicht schließen läßt. Aber er verdauet auch sehr schnell und bedarf daher sehr viel zu seiner Erhaltung.

Er gelangt nie anders zu seiner Beute als durch Stoßtauchen; d. h. er fliegt, schwebt und schaukelt sich in der Luft, niedriger oder höher über der Wasserfläche, den spähenden Blick nach unten gerichtet, hält einen Augenblick an, wenn er einen zum Stoße bequem stehenden Fisch gewahrt, und stürzt sich sogleich, Schnabel und Kopf voran, mit angezogenen Flügeln ins Wasser, nach Erforderniß mit

mehr oder weniger Kraft, je nachdem sein Ziel tiefer oder flächer im Wasser steht. Zu manchen Zeiten, wo die Fische sehr hoch oben ziehen, kömmt er leicht dazu, und dann bleibt beim Eintauchen immer noch etwas von den Flügeln und dem Schwanze über der Wasserfläche sichtbar; dagegen dringt er bei tiefgehenden Fischen wol einige Fuß tief ein und dann ist er dem Zuschauer auf einige Augenblicke ganz verschwunden. Man sieht es schon an dem kräftigern Stoße und an dem mehrern Anziehen der Flügel, wenn er tief eindringen will; er fliegt dazu auch gewöhnlich höher, um sich mehr Fall zu geben. Daß er dies aber genau abzumessen verstände, scheint nicht der Fall; denn er stößt dann viel öfter fehl als bei flachgehenden Fischen. Seinen Fang verschlingt er nicht unter dem Wasser, sondern in dem Augenblick, wenn Schnabel und Kopf wieder auftauchen. Auch das Futter, was er dem Jungen bringen will, behält er nicht bloß im Schnabel, sondern verschlingt es und füllt seine Speisebehälter erst tüchtig an, ehe er es jenem bringt und ihm dann vorwürgt.

Am gewöhnlichsten und in größter Mehrzahl sieht man ihn an solchen Stellen fischen, an welchen das Wasser weniger bewegt ist, die im Schutze gegen den Wind liegen, daher meistens in der Nähe des Landes, in stillen Buchten und hinter hohen Klippen, auch ist ihm die größere oder geringere Durchsichtigkeit des Wassers nicht gleichgültig. Er hat daher in den von ihm bewohnten Gegenden seine Lieblingsplätze, wo man ihn am häufigsten und in größerer Thätigkeit sieht als an andern, die er nur einzeln durchstreift. Den Fischzügen folgt er indessen auch durchs offene Meer und wird daher zuweilen viele Meilen vom Lande entfernt beim Fischfang angetroffen. Seine Sehkraft muß ausgezeichnet scharf sein, da man ihn sehr häufig Fische auch aus den schäumenden Brandungen der Wellenrücken holen sieht, wie denn überhaupt das Meer auch an den ruhigsten Stellen nie ohne alle Bewegung ist, und auf das Erblicken eines Fisches auch fast augenblicklich der Stoß folgen muß, wenn dieser nicht vergeblich sein soll. Leichter kömmt er dazu, wo die Fischer eben ihre Netze aufziehen; er fehlt daher auch in der Begleitung der Heringsfischer selten und raubt hier den viel langsamern Meven oft die Beute vor dem Schnabel weg. Das Getümmel und Gewimmel der Menge der vielartigsten befiederten Fischfresser, die sich bei solchen Gelegenheiten an einem Orte versammeln und ihr Antheil von dem Fange verlangen, läßt sich kaum beschreiben, wenigstens nicht so versinnlichen, daß es auch der, welcher es nie selbst

sahe, einen richtigen Begriff davon bekäme. So versammeln sich bei der Heringsfischerei am Ausfluß der Elbe in manchen Jahren Tausende und aber Tausende von Meven aller Art, von den größesten bis zu den kleinsten, Scharben, Seetaucher, Lummen, Alken, Lunde u. a. m., und unser Tölpel fehlt selten darunter. Es wird den Fischern schwer, diese ungebetenen Gäste ohne Schießgewehr abzuhalten, selbst von den schon im Boote habenden Fischen. Alle diese Vögel fanden sich schon auf weiter See im Gefolge der Fischzüge und begleiteten sie bis in jene Gegend, um hier in größerer Gemächlichkeit ihre schwelgerischen Mahlzeiten halten zu können, wozu ihnen die Menschen behülflich wurden.

Er ist ein gewaltiger Fresser und verdauet sehr schnell, kann aber im Nothfall auch länger als einen Tag unbeschadet ohne Nahrung bleiben. Der, welchen P. v. Wöldicke besaß, bedurfte des Tags 12 Heringe, fraß deren aber, wenn er sie erhielt, zuweilen 18 Stück an Einem Tage, und nicht selten verschlang er 3 bis 4 gleich nach einander, wobei denn der Hals meistens ausgestreckt bleiben mußte und unförmlich dick aussahe. Er verschlang ohne Unterschied lebende, wie abgestandene. Da bekanntlich die meisten Seefische absterben, sobald sie aus dem Wasser kommen, zumal die Heringsarten, so bekam er selten andere; faulende mochte er aber nicht, und an etwas Anderes als Fische ging er vollends gar nicht. Wahrscheinlich hätte er bei der guten Pflege, die mein Freund ihm angedeihen ließ, mehrere Jahr ausgehalten; allein das unablässige Herbeischaffen frischer Fische während der Sommermonate, sowie das Austrocknen des kleinen Teichs, welcher ihm zum Aufenthalt angewiesen war, in welchem er sich oft badete und reinigte, doch selten umher schwamm, bestimmte endlich jenen, nachdem er ihn über 6 Monate unterhalten hatte, sich dieser Last zu entziehen und den Vogel für andere naturhistorische Zwecke zu tödten.

Wahrscheinlich nährt sich der Tölpel, wenn er nicht Fische genug haben kann, auch von Dintenschnecken (Sepia officinalis und Loligo vulgaris), die man ihn in Menge seinem Jungen vorwürgen sahe, so lange diese zum Verschlucken von Fischen noch nicht groß genug waren. Die einzelnen Vögel dieser Art, welche sich tief ins Land und bis in die Mitte von Deutschland verirrten, hatten gewöhnlich gar nichts im Magen und waren völlig abgemattet, selbst solche, welche noch herum flogen und sich beim Wasser, z. B. der Elbe aufhielten, sahe man nichts fangen und nachdem sie erlegt waren, fand man auch ihren Magen leer.

Fortpflanzung.

In den oben beim Aufenthalt angegebenen Gegenden der nordlichen Meere unsres Erdtheils kennt man viele Brüteplätze, welche von unzähligen Vögeln dieser Art alljährlich besetzt gehalten werden. Nie findet man ein einsam nistendes Paar; immer sind sie in zahlloser Menge beisammen, zu Tausenden und Hunderttausenden, vielleicht zu Millionen; sie bedecken, wo sie ihre Nester haben, die Felsen, so daß diese in einiger Entfernung, theils von den Vögeln, theils von ihrem weißen Koth, Schneegefilden gleichen; ihre ungeheuern Flüge durchwirbeln die Luft so dicht, daß sie die Tageshelle beschränken, und ihre tausendfachen Stimmen betäuben die Sinne desjenigen, welcher sich an solchen Plätzen aufhält. An den Küsten von Island giebt es mehrere einzelne kleine Felseninseln oder Scheeren, wo die Tölpel große Brüteplätze haben, z. B. einige von der Gruppe der Westmanöer, die Vogelscheeren und Grimsöe. Der Letztere ist wahrscheinlich der nördlichste Brüteplatz dieser Art in Europa. Dann ist die kleine Insel Myggenaes, eine der Faröer Gruppe, ferner einige von den Orcaden und Hebriden als solche bekannt, wovon sich wahrscheinlich der größeste von allen auf St. Kilda befindet, sowie in Europa der südlichste, der auf dem Baß, im Frith of Forth, an der Ostküste von Schottland ist. Myriaden dieser Vögel bewohnen zur Fortpflanzungszeit, nebst einer ungeheuern Anzahl von Meven, Alken und Lummen, diesen, eine Seemeile im Umfange haltenden, sehr hohen, nackten, nur oben theilweis mit Rasen bedeckten Felsen, dessen schroffe Wände nur an einer Stelle einen Aufgang haben, welchen eine Thür verschließt, durch die man auf natürlichen Stufen auf die Oberfläche der Insel gelangt, die von Menschen nicht bewohnt ist und auf welcher bloß eine kleine Anzahl Schafe weidet. Man gelangt, auf nachgesuchte Erlaubniß, nicht anders als vom Städtchen Nord-Berwick, auf der schottischen Küste, dem Baß südlich gegenüber gelegen, auf einem Segelboot dahin, und da die Vögel unter dem Schutze der Jagdgesetze stehen, darf dort nicht geschossen oder auf andere Weise Störung gemacht werden. Auch an den hochnordischen Brüteplätzen behandelt man sie, um nachher die Jungen auszunehmen, mit möglichster Schonung. Hierdurch erreicht man, daß eine solche Schaar alle Jahre denselben Platz wieder bezieht, und daß fast alle Nistplätze schon seit Jahrhunderten dieselbe Berühmtheit behielten, daß die Anzahl der Vögel, ein Jahr in das andere gerechnet, weder zu- noch abnimmt,

weil niemals zu allen Jungen zu gelangen ist, u. s. w. An einem solchen Platze sieht es demnach heutigen Tages noch ebenso aus, wie vor 20 bis 30 Jahren oder noch früher.

Gegen Ende des April erscheinen die brütelustigen Schaaren an den Nistplätzen und im October verlassen sie diese wieder. In andern Jahreszeiten sieht man sie wol in der Umgegend, aber nicht auf dem Nistplatze, und viele streichen auch nach ganz andern Gegenden fort. Sie nisten auf hohen, vom Meer umspülten Felsen, so hoch, daß sie keine Brandung erreicht, theils auf Absätzen an den schroffen Felswänden, theils, und gewöhnlich die Meisten, oben auf dem mit Rasen bedeckten Rücken der Klippen. Auf dem Baß ist dies namentlich an der Abendseite der Fall. Ihre Nester und Brütestellen sind nicht auf eine große Fläche zerstreuet, sondern dicht bei einander, so daß an vielen Stellen kaum einen Fuß breit leerer Raum dazwischen bleibt; wo sie einzelner stehen, haben oft Alken oder Lummen ihre Eier dazwischen gelegt, während sich solcher Kolonie wol auch Meven seitwärts anschließen, doch nicht unter sie mischen.

Ein entsetzlicher Lärm beginnt an solchen Orten mit der Auswahl der Neststellen und beim Bauen der Nester, wo die verschiedenen Päärchen oft an einander gerathen, sich bekämpfen, das Nestmaterial wegstehlen und dergl. mehr. Das letztere müssen sie freilich mühsam und oft aus der Ferne herbei holen; es ist deswegen eine beliebte Waare, und es geht beim Bauen der Nester etwa so zu, wie in einer Saatkrähen-Kolonie. Das Paar, welches viel auftreiben kann, bauet sich ein großes Nest, während ein anderes neben diesem mit viel wenigern zufrieden sein muß; manche unterlassen sogar, wegen Mangel oder aus individueller Trägheit, den Bau ganz und legen ihr Ei auf den nackten Boden hin. Manche Nester sind tüchtige Klumpen von $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser und 8 bis 10 Zoll Höhe, in der Mitte tief ausgehöhlt, unordentlich geflochten oder bloß aufeinander geschichtet, von verschiedenen Tangarten, meistens Fucus vesiculosus, digitatus, serratus u. a., die auf dem Meere treiben und im Umkreise mehrerer Meilen von den Vögeln aufgesammelt und im Schnabel herbeigeschleppt werden, auch von Meergras (Zostera marina), allerlei Landgräsern, Heu, Stroh und andern Pflanzenstengeln, was sie am Strande oder auf ihrem Felsensitze zusammen suchen. Alles Material liegt ohne Ordnung durcheinander, nur wenige sind so gute Baumeister, daß sie die feinern Dinge, namentlich die Landgräser, in der Mitte, zur eigentlichen Unterlage

der Eier anwenden, jenen auch wol gar noch aufgefundene Mevenfedern zufügen. Beide Gatten bauen daran, und wenn der eine ausgeflogen ist, um Material zu suchen, hält gewöhnlich der andere Wache bei dem Bau. Auch die bessern Nester werden später, vom häufigem Niedertreten, sehr platt und unansehnlich, zumal sie immer naß sind, wodurch sich vieler Schmutz ansammelt.

Die Legezeit ist sehr verschieden, denn manche Weibchen legen sogar einige Wochen später als die ersten, sie fängt auch an verschiedenen Orten früher oder später an; wahrscheinlich ist dies auch nicht ein Jahr wie das andere, und von der Frühlingswitterung und Temperatur abhängig. Daher die abweichenden Angaben der verschiedenen Beobachter, die den Beginn des Eierlegens bald für die Mitte des Mai, bald um einen vollen Monat später feststellen. Warum man aber an einem und demselben Brüteplatze so viel individuelle Verschiedenheiten in der Zeit des Legens findet, wo es gar nicht selten vorkömmt, daß neben dem Neste, worin ein Junger, fast von der Größe der Alten, in seinem Dunenpelz sitzt, in einem andern ein erst vor Kurzem gelegtes Ei gefunden wird, ist schwer zu erklären, weil so verspäteten Gelegen mehr als ein anderes vorhergegangen sein müßte, was einzeln wol auch vorkommen kann; weil aber die Menschen diese Eier, so viel bekannt, nirgends essen, vielmehr, um Junge daraus zu erhalten, schonen, und von großen Larus- und Lestris-Arten, wegen kräftigen Widersetzens der Tölpel, auch selten eins geraubt wird, so könnte es gar so häufig nicht vorkommen. Uibrigens will man beobachtet haben, daß, wenn man einem Weibchen sein Ei nimmt, es nachher ein zweites, und wenn man ihm dieses auch nimmt, ein drittes legt.

Das Weibchen legt für eine Brut nie mehr als ein Ei, das in der Regel größer ist, als verhältnißmäßig die Eier der Scharben, der Größe des Vogel angemessen, häufig aber auch klein heißen kann. Es ist meistens sogar viel kleiner als das der Procellaria glacialis, was freilich im Verhältniß zum Vogel ein sehr großes Ei ist. Die am häufigsten vorkommende Größe ist 2 Zoll 9 bis 11 Linien Länge und 1 Zoll 10 bis 11 Linien Breite; dies scheint die Normalgröße, so wie eine etwas gestreckte Eigestalt, die normale zu sein. Sie weichen jedoch in beiden ganz erstaunend ab, denn es kommen so kleine vor, welche nur 2 Zoll 2 Linien in der Länge und 1 Zoll 5 Linien in der Breite messen, was einen gewaltigen Unterschied giebt; so wie die Gestalt aus der bezeichneten, in eine noch mehr gestreckte, bei manchen an beiden Enden fast gleich starke,

gleichmäßig zu- oder abgerundete übergeht, oder, diesem entgegen, ein sehr abgerundetes und ein sehr zugerundetes Ende, eine starke Bauchwölbung und eine kreiselförmige Spitze, wie bei den Eiern der Schnepfenvögel, vorkommen, und außer diesen auch noch eine Menge eigentlicher Verkrüppelungen nicht selten sind, z. B. schiefe, auf einer Seite eingedrückte, u. a. m. — Sie haben eine starke Schale, von grobem Korn, und darüber einen kalk- oder kreideartigen Anstrich, welcher einen dünnen, anfänglich weichen Uiberzug bildet, den man abkratzen kann, ohne die eigentliche Schale zu verletzen. Diese ist bläulich weiß, frisch ins Grünliche spielend, ohne alle Flecke, der Uiberzug kreideweiß, dies aber nur bei frischgelegten; denn weil er sehr weich oder ohne innere Festigkeit ist, nimmt er leicht allen Schmutz auf, an welchem es im Neste niemals fehlt, wird gelblich, bräunlich, dunkler oder heller, einfarbig oder gewölkt, je länger bebrütet, desto schmutziger, wie die Eier der Lappentaucher oder auch der Scharben. Auch von Schmarotzerinsekten werden sie, wie die letztern, oft beklext. Dieser Uiberzug muß beim Legen des Eies noch sehr weich sein, weil man nicht selten Eindrücke von harten Körpern, sogar von kleinen Federn an ihm sieht, auf welche das Ei gelegt wurde. Nicht dieser kalkartige Uiberzug entsteht erst im Verlaufe des Brütens, wie man irrig angegeben findet, sondern bloß jene schmutzige Färbung desselben.

Die Fortpflanzungsgeschäfte gehen bei unserm Tölpel äußerst langsam von Statten, obgleich beide Gatten abwechselnd und sehr anhaltend brüten, ihr einziges Junges gemeinschaftlich auffüttern und es fortwährend reichlich mit Futter versehen. Mindestens 6 Wochen sind zum Ausbrüten des Eies erforderlich, vielleicht noch längere Zeit; denn man hat im Innern, 3 Wochen lang bebrüteter Eier noch keine sehr in die Augen fallende Veränderung gefunden. *) Darum muß an den Brüteplätzen auch jener Umstand, daß oft neben dem Neste mit einem halberwachsenen Jungen noch eins mit einem ganz frischen Ei vorkömmt, um so mehr auffallen. Das Junge schlüpft nackt aus dem Ei und bekömmt erst nach 6 bis 8 Tagen seine weiße Nestwolle. Ohngefähr bis zu dieser Zeit geben ihm die Alten die halbverdaueten Nahrungsmittel in den Mund, würgen sie aber von jetzt an bloß vor ihm aus, worauf es sie gierig aufnimmt und

*) Die Bewohner von Grimsöe versicherten H. Dr. Thienemann, daß der Tölpel zum Ausbrüten seines Eies gegen 10 Wochen brauche, was wol übertrieben scheint. S. Thienemann's Eierwerk. V. S. 48.

verschlingt. Unablässig sind beide Alten bemühet, diesem jungen Fresser auf diese Weise Futter zu bringen; und dennoch sitzt dieser, den Hals und Kopf beständig in die Höhe haltend, mit aufgesperrtem Schnabel, jedem sich nähernden Geschöpf mit kreischendem Geschrei sein Verlangen nach Speise so dringend kund thuend, wie wenn ihm seit langer Zeit nichts geboten sei. Dessenungeachtet wächst dieser Nimmersatt äußerst langsam, wird aber dabei gewaltig fett. Diese weiße Wollklumpen mit ihrem nackten, schwarzen, einer Larve ähnlichen Gesicht sehen ganz sonderbar aus, besonders weil sie in dieser Bekleidung eine Größe erlangen, die, dem Rumpfe nach, der ihrer Aeltern fast gleichkömmt, dabei so unbehülflich sind, daß sie nicht von der Stelle gehen und so träge, daß sie das Futter, das ihnen nicht nahe genug liegt, um es ohne viel Anstrengung erreichen zu können, nicht einmal mögen. Diese faulenden Ueberbleibsel von Fischen, Dintenschnecken und dergl. auf und neben den nassen Nestern, und ihr häufiger, weißer Unrath dazu, machen die Stellen zwischen den Nestern ganz schlüpferig und verbreiten einen häßlichen Geruch, welcher auch Jungen und Alten anhängt, so daß er bleibend wird, und selbst ausgetrocknete Bälge ihn unter allen Umständen behalten. Erst nach 4 Wochen, vom Entschlüpfen des Eies an, zeigen sich die ersten ordentlichen Federn an den Flügeln, den Schultern und dem Schwanze, aber es vergehen auch von jetzt an noch ein paar Wochen, ehe diese Jungen so weit befiedert sind, daß sie es wagen können, ihren Felsen fliegend zu verlassen und den Alten aufs Meer zu folgen, wo sie von diesen Anweisung erhalten, sich selbst Nahrung zu verschaffen.

In allen Kolonien dieser Vögel wurde die Bemerkung gemacht, daß viele ihre Eier faul brüten. Faber sahe eine solche, wo fast ein Drittheil von den Nestern faule Eier hatte. Bei vielen mußte er einen irregeleiteten Instinct bewundern, mit dem die Alten eben sowol vor den Nestern mit faulen Eiern, als vor denen mit Jungen, Futter ausgewürgt hatten. Die Alten zeigen bei den Nestern eine unerhörte Sorglosigkeit, sowol für ihre eigene Sicherheit, als für die ihrer Nachkommenschaft; sie fliegen ab und zu den Nestern, obgleich ein Mensch daneben steht, oder bleiben ruhig darauf sitzen, wenn dieser sie streichelt oder gar bei den Flügeln aufhebt und sachte wieder niedersetzt, verrathen dabei weder Furcht, noch Widersetzlichkeit, Alles, wie es das zahmste Hausgeflügel nur selten geschehen läßt ohne wenigstens heftigen Widerwillen zu zeigen. Sie denken nicht daran ihre Brut zu vertheidigen und lassen gleichgültig damit

geschehen, was kömmt, kaum daß sie ihre Stimme etwas häufiger erheben als zu andern Zeiten. — Die Zeit, wo man die Jungen holt, ist, wenn diese so weit befiedert sind, daß ihnen bloß noch das Vermögen, weg zu fliegen, abgeht. Sie beginnt auf dem Baß mit dem ersten August und dauert gewöhnlich bis durch den September, bei den nördlichern Brüteplätzen erst gegen Ende des ersten Monats, auf Grimsöe sogar erst um Michaelis, und dauert hier bis durch den ganzen October. Mit den flugbaren Jungen verlassen die Alten für dieses Jahr den Brüteplatz; dieser verliert nun, durch immer häufigeres Abgehen, von Woche zu Woche an Lebhaftigkeit, bis endlich alle ihn verlassen haben. Auf dem Meere fliegen sie nun mit den Alten herum und lernen es diesen sehr bald ab, sich selbst etwas zu fangen und wie sie zu nähren, bleiben auch bei ihnen und schwärmen mit ihnen in fremden Gegenden herum, bis gegen das Frühjahr, wo sie sich einzeln oder in kleinen Gesellschaften absondern und fern von jenen, an ganz andern Orten herumtreiben. Sehr selten wagt es ein solcher Vogel, so lange er das rußbraune Gewand trägt, zwischen einer Schaar alter Vögel an deren Nistplatze zu erscheinen, wo ihn diese auch nicht leiden. Merkwürdig ist, daß in die Mitte von Deutschland immer bloß Alte, im völlig ausgefärbten, weißen Kleide, aber nie einer im jugendlichen, braunen Gewande verschlagen wurde. Vielleicht geschahe es darum nicht, weil junge Vögel viel weniger Dauer als alte haben, sodaß solche schon früher ermatteten und umkamen, ehe sie zu uns gelangten.

Feinde.

Die Seeadler, wenn sie in der Nähe einer Tölpel-Kolonie sich aufhalten, rauben manches Junge, zuweilen auch einen alten Vogel. Jene sind, wie die Eier, auch den Räubereien der großen Meven und Raubmeven ausgesetzt, doch nicht oft, obgleich die Alten sie schlecht zu vertheidigen wissen.

Sie sind nicht selten mit einer Art Schmarotzerinsekten geplagt, welche den, im Gefieder vieler Meven und Meerschwalben häufig vorkommenden Philopterus melanocephalus. Nitzsch, sehr ähnlich zu sein scheinen.

Jagd.

Der Tölpel ist da, wo es viel für ihn zu fangen giebt und er ein Augenmerk hauptsächlich darauf wendet, wie namentlich, wo

Fischnetze aufgezogen werden, leicht zu schießen; vorsichtiger zeigt sich dagegen der einzeln herum schwärmende auf dem Striche. Er hat ein zähes Leben, verträgt daher einen tüchtigen Schuß, den auch sein dichtes Gefieder etwas schwächen mag. Gegen hoch fliegende ist nicht viel auszurichten, weil der Schütze sich leicht bei Beurtheilung der Höhe irren kann. In der Nähe der Brüteorte kann dagegen ein ruhiger Flugschütze mit leichter Mühe so viele erlegen, als er will. Auf dem Brüteplatze selbst bedarf es vollends keiner andern Waffe, als eines Knüttels, oder auch dieses kaum, weil sich hier auch alte Vögel genug mit den Händen fangen lassen. Von solchen, welche bis zu uns sich verirrten, läßt sich nicht viel sagen; sie waren außer Fassung, ganz erschöpft an Kräften und nahe am Hungertode, daher leicht zu tödten, so daß einige Fälle vorkamen, bei denen ein bloßer Stock das tödtliche Werkzeug war.

Nutzen.

Dieser ist nicht unbedeutend für die Menschen, in deren Nähe es Brüteplätze dieser Vögel giebt. Den nordischen Völkern gewähren sie jährlich einen Theil ihres Unterhaltes. So viel zur Zeit bekannt, nützt aber keins von allen die Eier, weil sie sehr schlecht schmecken sollen, sondern man läßt sie diesen Vögeln ruhig ausbrüten, um die Jungen zu erhalten, und nimmt diese, wenn sie eben flügge sind, doch noch nicht wegfliegen können. Vor dieser Zeit läßt man sie möglichst in Ruhe und tödtet auch nie einen Alten. Weil aber die Jungen in solchen Kolonien zu sehr verschiedenen Zeiten flügge werden, so beginnt das Absuchen, nach vorhergegangenem öftern Nachsehen, wenn die ältesten unter den Jungen sich anschicken, ihre Flugwerkzeuge zu üben, und wiederholt es in kurzen Zwischenräumen, bis auch die am spätesten ausgebrüteten so weit erwachsen sind, worüber öfters 6 Wochen vergehen. Die Anzahl junger Vögel, welche an den größern Brüteplätzen auf diese Weise jährlich ausgenommen wird, setzt allerdings in Erstaunen; doch mag es vielleicht übertrieben sein, wenn man sie auf St. Kilda (bloß vom Tölpel) zu 22 Millionen anschlägt, eine Angabe die, trotz aller Fülle, welche dort herrschen mag, doch sicher auf Uiberschätzung beruht, weil dazu mindestens 60 Millionen alter Vögel gehören müßten, indem hierbei die Zahl derer, welche kein Junges ausbrachten, oder das glücklich aufgezogene auch glücklich entführten, noch viel zu niedrig angeschlagen wäre. Daß sie indessen an manchen Orten ins Ungeheuere

geht, wird auch in neuesten Zeiten noch bestätigt. Um zu den Jungen zu gelangen, werden die Klippen, meist nicht ohne Lebensgefahr, erklimmt und die flüggen mit einem Stock erschlagen oder ihnen der Hals umgedrehet; an den Abhängen oder auf Absätzen an der senkrechten Seite des Felsens gelangt man an einem Seile von oben zu den Jungen, die man denn, nachdem sie getödtet sind, hier wie dort, gewöhnlich in die See hinab wirft, wo sie von Andern in einem Boote aufgesammelt werden. Selbst auf dem Baß kennt man noch keine andere, weniger Grausen erregende Methode des Vogelfangs, die überall, wo sie angewendet wird, mit größter Lebensgefahr verknüpft ist. So wie die nordischen Völker die Seevögel als freies Eigenthum betrachten, haben sie auch ihre Anordnungen übereinstimmend so getroffen, daß sie ihnen den möglichsten Nutzen geben; so auch beim Tölpel; auf dem Baß hat dagegen die Civilisation diese und andere Vögel bereits Jagdgesetzen unterworfen, nach welchen der Vogelfang auf diesem Felsen jährlich für 35 Pf. Sterl. verpachtet wird, wo bei Strafe von 5 Pf. Sterl. kein Ei genommen oder kein alter Tölpel getödtet werden darf, auch der neugierige Fremde nur gegen Entrichtung gewisser Gebühren Erlaubniß zum Besteigen des Felsens, durch eine unter Verschluß gehaltene Thüre u. s. w. erhält. Obgleich die Tölpel-Kolonie auf dem Baß keine der größesten ihrer Art ist, außer daß, wie anderwärts, aus vielen Eiern keine Junge kommen, auch viele Junge nicht erreicht werden und ausfliegen, so erhält man deren doch, vom ersten August bis in den October, gegen 1000 Stück, die man nach Edinburg und andere Städte auf den Markt bringt, wo sie willige Käufer finden, welche das Stück bis zu 20 gGr. bezahlen. Dieser Preis ist für Vögel dieser Größe ein hoher, so daß sie nur von Wohlhabenden gekauft werden können; sie müssen also wohlschmeckend sein, oder sonst einen Beigeschmack haben, welcher sie beliebt und theuer macht. Vielleicht schmecken sie besser als sie riechen, denn ihre Ausdünstung ist sehr thranig und höchst widerlich. Ihr Körper ist so dick mit Fett überzogen, daß die erwachsenen Jungen größer aussehen als ihre Aeltern, die nie so fett sind und ein zähes Fleisch haben, deßhalb auch nirgends gegessen werden. — Die armen Völker des Nordens bewahren die jungen Tölpel eingesalzen oder geräuchert für den Winter auf. Das Fett wird theils wie Butter benutzt, theils zu andern Zwecken aufbewahrt.

Schaden.

Sie bedürfen zu ihrem Unterhalt zwar eine ungeheure Menge von Fischen; da diese jedoch im Meere stets im Ueberfluß vorhanden sind, so kann man sie ihnen so hoch nicht anschlagen, zumal der Nutzen, welchen sie auf obige Weise gewähren, den Nachtheil, im immerwährenden Fischefressen begründet, auf jeden Fall sehr mildert.

Vier und achtzigste Gattung.

Scharbe. Halieus. *Illig.*

(Pelecanus. Phalacrocorax. Hydrocorax. Carbo. *Auctor.*)

Schnabel: Mittellang; gerade; an den, wie angesetzt aussehenden Spitzen beider Theile herabgebogen, die obere, als stark gebogener Haken länger als die untere; seitlich sehr zusammengedrückt, der Oberschnabel jederseits von der Stirn bis an den Ansatz des Hakens mit einer tiefen Furche; die Firste gerundet, der Kiel sehr weit vor gespalten; die etwas eingezogenen, sehr scharfen Schneiden meistens gerade; der Mund sehr tief bis hinter das Auge eingeschnitten, der Rachen sehr weit; die Zunge ausserordentlich klein, kurz, von sonderbarer Gestalt. — Die Haut, welche zwischen beiden Gabeln der Unterkinnlade ausgespannt ist, nackt und dehnbar; die Befiederung der Kehle läuft in einem schmalen Striche auf der Mitte dieser Haut herauf. — Die Zügel und die Augenkreise sind meistens nackt.

Nasenlöcher: Unfern der Stirn in der Seitenfurche liegend, aber von aussen nicht bemerkbar.

Füße: Kurz und stark, mit langen Zehen. Die Unterschenkel bis auf das halbe, sehr starke Fersengelenk befiedert, die Federn der Aussenseite jener verlängert, oder sogenannte Hosen, wie bei Raubvögeln, bildend; die sehr kurzen Läufe von beiden Seiten sehr zusammengedrückt, daher, so gesehen, ausserordentlich breit, von vorn

oder hinten ungewöhnlich schmal; die schlanken, gegen die Wurzel stark niedergedrückten Zehen, von denen die äußerste Vorderzeh die längste, und viel länger als die zweite, diese länger als die dritte, und die stark einwärts gerichtete, obgleich noch ziemlich lange Hinterzeh die kürzeste von allen ist, sind allesammt, nach innen herum, durch Schwimmhäute verbunden, so daß es 3 Schwimmhäute giebt, die wie Chagrin äußerst fein genarbt, die Zehen von obenher mit sehr schmalen und langen Schildern etwas schräg belegt sind, während der Uiberzug der Läufe in Reihen kleiner, nachhinten sehr kleiner, sechs- und achteckiger Schildchen getheilt ist. Die Schwimmhäute zwischen den Vorderzehen haben von der Wurzel bis zur halben Länge dieser eine auffallend enge Spannung. — Die Krallen sind mittelmäßig, stark, ziemlich gebogen, sehr spitz, unten ausgehöhlt; die der mittelsten Vorderzeh auf der Seite nach innen mit einem vorstehenden scharfen, fein kammartig gezähnelten Rande; die der Hinterzeh umgelegt, mit der Spitze vorwärts gekehrt, in einer Ebene mit der Schwimmhaut liegend, und stärker als die andern gekrümmt.

Flügel: Wegen sehr langer Armknochen zwar lang, aber mit kurzer Spitze, weil die Federn der Handwurzel nur wenig länger als die an jenen Theilen. Von den Primarschwingen ist die erste stets kürzer als die zweite und dritte, von welchen bald diese, bald jene die längste, oder auch beide gleich lang, ihre Fahnen von der Mitte an schnell verschmälert, ihre starken Schäfte spitzewärts sanft nach innen gebogen sind. Die langen Armknochen und die kurzen Primarschwingen machen, daß am zusammengelegten Flügel die vordere Flügelspitze mit der hintern, von den Tertiarfedern gebildeten, meistens von einerlei Länge ist.

Schwanz: Von sehr merkwürdiger Gestalt, zwölf- bis vierzehnfederig, wenig oder gar nicht gewölbt, mit äußerst kurzen Ober- und Unterdeckfedern, so daß es aussieht, als sei er von Menschenhand ungeschickt eingesteckt. Er ist von mittler Länge. Seine Federn haben ungewöhnlich starke, harte, fischbeinartige, zurückschnellende Schäfte, von denen die der äußern spitzewärts sanft nach innen ge-

bogen; sehr schmale, wurzelwärts noch verschmälerte, gar nicht gewölbte, manchmal sogar umgekehrt gewölbte, starre Fahnen, und ein zu- oder abgerundetes Ende. Die Mittelfedern sind die längsten, die äußersten die kürzesten, das Schwanzende daher ab- oder zugerundet, bald in größern, bald in kleinern Stufen.

Der Kopf ist klein und hat eine äußerst niedrige Stirn oder einen ganz allmählig sich erhebenden Scheitel und ein starkes Genick; der Hals ist lang und stark, der Rumpf sehr gestreckt und walzig; die Füße weit nach hinten gestellt, mit freien Unterschenkeln.

Das kleine Gefieder ist dicht, aber sehr kurz und liegt ungemein knapp an, am Kopfe, Halse, der Brust, dem Bauche, Bürzel und den Schwanzdecken zerschlissen, an den übrigen Theilen enge geschlossen, mit scharfen Umrissen, wie Schuppen, überall sehr derb anzufühlen; nur zu manchen Zeiten mit sonderbargestalteten zarten, flockenartigen Federchen vermischt. Die Tragefedern sind so kurz, daß sie wenig Dienste zu leisten vermögen und selten zur Unterstützung der Flügel angewandt werden.

Die Scharben sind Vögel von mittler Größe und darüber, so daß die meisten Arten ohngefähr die Größe einer Hausente haben. Sie wurden von Linnée zur Gattung Pelekan, *Pelecanus*, gezählt, von Andern unter diesen in eine eigene Familie gestellt, haben aber zu viel Abweichendes, um nicht als eigene Gattung betrachtet zu werden; denn sie unterscheiden sich von den wahren Pelekanen schon durch eine ganz andere Körpergestalt im Allgemeinen, durch den verhältnißmäßig weit kürzern oder kleinern Schnabel und kleinern Kehlsack, durch die ganz anders gestalteten Füße, durch den längern, aus wenigern, aber viel schmälern Federn zusammengesetzten Schwanz, durch eine sehr dunkle und glänzende allgemeine Färbung des ganz anders gestalteten Gefieders, und endlich auch durch sehr verschiedenen Aufenthalt und Lebensweise. Auf der andern Seite unterscheiden sie sich ebensosehr von voriger Gattung, Tölpel, *Dysporus*, Illig., die Linnée mit ihnen ebenfalls den Pelekanen zugesellt hatte. Auch den Fregattvögeln, *Tachypetes*, Illig., von Linnée ebenfalls zur Gattung Pelecanus gezählt, ähneln sie nicht mehr als jenen. Viel näher stehen sie in den meisten Beziehungen noch der Gattung Schlangenhalsvogel, *Plotus*, selbst in der

Beschaffenheit und Färbung des Gefieders und in den Hauptzügen ihrer Lebensweise; allein diese Gattung ist durch einen ganz andern Schnabelbau, Hals, u. a. m. unterscheidend genug ausgezeichnet.

Daß die Scharben eine gute natürliche Gattung bilden, wird wol niemand in Abrede stellen; allein es ist ein Uibelstand für die ornithologische Literatur, daß man sich nicht einigte über den Namen der Gattung, so daß man sie bei einem Schriftsteller Hydrocorax oder Phalacrocorax (Wasserrabe), bei dem andern Carbo (Scharbe), bei noch andern Halieus (Fischer) benennt findet und jeder dabei seine Meinung mit Gründen unterstützt hat.

Diese Gattung zeigt in der Färbung ihres Gefieders viele Eigenthümlichkeiten; in allen Arten und in allen Lebensperioden dieser hat allgemein Schwarz die Oberhand, das bei den Jungen mehr braun, bei den Alten aber von tiefster Färbung ist und mit metallischem Glanze in verschiedenen Farben prangt; bei allen, namentlich alten Vögeln, hat der Mantel eine etwas lichtere Färbung, mit schmalen, sehr stark glänzenden, tief schwarzen Federkäntchen, und die speciell verschiedene Form der Umrisse dieser Federn, dient oft zu unterscheidenden Kennzeichen. Die alten Vögel haben theilweise durch eine Doppelmauser, zwischen dem kleinen Gefieder zerstreut, eine Menge kleiner, flockenartiger oder pinselförmiger Federchen, welche an einigen Theilen auch dichter stehen und hier, da sie gewöhnlich weiß aussehen, große Flecke bilden; manche bekommen auch einen Federbusch; einige von sonderbarer Form. In allen Diesem sind sich Männchen und Weibchen gleich, ersteres bloß etwas schöner und größer als dieses. Aber erst nach mehrern Jahren erhalten sie ihr ausgefärbtes Kleid und den besondern Federschmuck. Ihre allererste Bekleidung ist ein kurzer, dichter, einfarbig rauchfahler Flaum; diesem folgt eine Befiederung, welche an den obern Theilen glänzend schwarzbraun, oder dunkelgrau, auf der Mitte des Unterkörpers weiß ist. Im zweiten Jahr bekommen sie noch ein Mal ein diesem ähnliches, doch viel dunkleres, auf dem Mantel, dem der Alten ähnlicheres Kleid, im dritten folgt das ganz dunkele, doch fehlt diesem noch der gegen das Frühjahr erscheinende Federschmuck der ganz Alten, oder er ist nur sehr unvollkommen vorhanden; sie sind jedoch in diesem Kleide zeugungsfähig.

Die Mauser ist einfach, nur bei den völlig ausgefärbten Vögeln gewissermaßen doppelt und dies häufig unregelmäßig. Die alten Vögel erhalten nämlich jene sonderbare zarte Federchen, ohne von den andern Federn welche zu verlieren, nur bei manchen Arten

mit Ausnahme des Kopfes, eines Theils des Halses, einer Stelle, aussen auf den Schenkeln, und einer Haube, die bei einigen am Hinterkopfe, bei andern auf der Stirn oder am Anfang des Scheitels ihren Sitz hat. Manche bekommen nur im vorgerückten Alter eine Haube und behalten diese das ganze Jahr; wogegen jener besondere Federschmuck alter, zeugungsfähiger Vögel alle Jahr regelmäßig im Spätherbst erscheint, im Winter sich ausbildet, bei manchen Arten aber im Anfang der Begattungszeit schon wieder verschwindet, bei andern jedoch auch, zwar viel schlechter geworden, bis in den Sommer und gegen eine neue Mauser hin bleibt. Er ist offenbar ein hochzeitlicher Schmuck und darf darum nicht „Winterkleid" heißen, weil er bei manchen kaum bis in die Fortpflanzungszeit hinein dauert, wie dem Aehnliches auch bei manchen Entenarten (z. B. bei Anas glacialis, mit wenig Unterschied selbst bei A. boschas) vorkömmt. Um Mißverständnissen vorzubeugen, halte ich für rathsam, das Kleid mit dem übercompleten Schmuck, das effectiv hochzeitliche, „das Prachtkleid," das andere schlichte, ohne jenen, „das Sommerkleid" zu nennen, sowol hier als weiterhin bei den Entenarten.

Bemerkenswerth ist, daß unter den Scharben von einerlei Art ungewöhnliche Verschiedenheiten in der Größe vorkommen, daß auch der Schnabel an Länge und Stärke individuell variirt, und daß sogar die Länge des Schwanzes zwischen Individuen von einer Art verschieden sein kann. — Wo viele beisammen nisten, kömmt dies Alles vor. — Es erschwert nicht selten das Erkennen der Arten, und hat andrerseits Manchen verleitet, Arten zu ahnen, wo nur Zufälligkeiten Statt fanden.

Die Arten dieser Gattung sind, da sie sich oft schwer unterscheiden lassen, vielleicht nicht so zahlreich als man bisher meinte und bedürfen noch einer genauern Sichtung.*) Die wenigen, welche die Grenzen Deutschlands überschreiten, sind indessen schon besser gekannt.

Die Scharben sind fast über alle Meeresgegenden unsrer Erde verbreitet, doch nicht sehr hoch gegen die Pole hinauf, obgleich sie in der kältern Zone sehr häufig sind. Sie leben mehrentheils auf

*) Herr Staatsrath und Professor Dr. Brandt in Petersburg, ist so eben damit beschäftigt und wir dürfen uns freuen bald einer vollständigen Monographie dieser schwierigen Gattung entgegen zu sehen. Herr Joh. Natterer in Wien bemüht sich gleichfalls um diese Arbeit. Wir können demnach etwas Vorzügliches erwarten.

dem Meere, nur wenige Arten, oder eine geringe Anzahl zur Fortpflanzungszeit auch auf süßen Gewässern. Einige wandern, andere verändern bloß zu Zeiten ihren Aufenthalt wie Strichvögel. Manche erscheinen zuweilen in Gegenden, wo sie sonst unbekannt waren, bleiben längere Zeit daselbst und verschwinden erst nach Jahren wieder. An ihren wahren Aufenthaltsorten sieht man sie meistens in kleinern oder größern Schaaren beisammen, zuweilen in sehr großer Anzahl, dagegen selten vereinzelt und ihr Geselligkeitstrieb macht, daß sie sich auch den Vereinen anderer Vögel anschließen.

Die Scharben haben in ihrem Betragen viel Sonderbares. Sie stehen und gehen zwar auf der Spur, aber nicht gern, daher selten, stützen sich dabei auf ihren starren Schwanz und tragen die Brust sehr aufrecht. Oefter ruhen sie aber so, dann jedoch auf den Ferſen, und ebenfalls auf den Schwanz gestützt. Hier zeigen sie häufig die ihnen eigenthümliche Gewohnheit, manchmal Stundenlang, mit den halb ausgebreiteten Flügeln eine fächelnde Bewegung zu machen. — Sie sitzen gern an erhabenen Plätzen, wo sie nicht beunruhigt werden, immer wieder an denselben, auch gern an solchen, wo der lange Schwanz herabhängen kann, daher auch auf Bäumen, wo es dergleichen giebt, auf Gebüsch, Pfählen, großen Steinen u. dergl. Ihr häufig verspritzter kalkartiger Unrath färbt solche Plätze ganz weiß, und da ihn der Regen nicht leicht abwäscht, bleiben sie lange Zeit kenntlich. Niedrige Klippen erklettern sie vom Wasser aus, an hohe Orte begeben sie sich fliegend. Auf dem Aste eines Baumes oder auf einem Pfahl stehen sie, bald auf der Spur, bald auf dem Lauf, stets ganz aufrecht, den Schwanz senkrecht herabhängend. Den langen Hals strecken sie häufig ganz aus, wissen ihn jedoch auch so einzuziehen oder in sich zu verkürzen, daß man von seiner Sförmig geschwungenen Biegung wenig bemerkt oder seine ansehnliche Länge nicht ahnet. — Sie sind hurtige Schwimmer, senken dabei den Körper tief ins Wasser, so daß häufig nur der Rücken emporragt, verstehen es auch, diesen dabei ganz unter Wasser zu halten, sodaß nur Kopf und Hals oberhalb bleibt. — Das Tauchen verstehen sie meisterhaft, begeben sich mit einem kleinen Sprunge unter Wasser; gehen bis auf den Grund desselben, oft viele Klafter tief, bleiben daher meistens lange untergetaucht, rudern unten, die Flügel angeschlossen, bloß mit den Füßen, und ausserordentlich schnell. Sie tauchen nach Nahrung und in Gefahr. Da sie häufig auf den Grund gehen, mag ihnen ihr starker elastischer Schwanz das Aufsteigen befördern, indem sie ihn ausgebreitet gegen

den Boden drücken und eine schnellende Bewegung damit machen; deshalb seine flache Lage und die Spuren des Abschleifens an den Federenden. — Ihr Flug hat Aehnlichkeit mit dem Entenfluge und geht schnell von Statten; aber auch dem Fluge der Rabenarten ähnelt er, weil er auch oft schwebend ist und sie sich darin zu großer Höhe aufzuschwingen verstehen. Sie fliehen vor ihren Feinden auf dem Wasser gewöhnlich erst durch ein langes Untertauchen, ehe sie sich zum Fortfliegen anschicken.

Die Scharben sind schlaue Vögel und fliehen den Menschen; nur an den gemeinschaftlichen Nistorten sind sie dies weniger; unmittelbar beim Neste, hauptsächlich an Orten, wo man sie selten beunruhigt, setzen manche Arten sogar alle Vorsicht bei Seite und betragen sich furchtlos und einfältig. Plötzlich erschreckt, z. B. durch einen nahen Flintenschuß, zeigen die Scharben eine ganz sonderbare Gewohnheit, die auch die Schlangenhalsvögel mit ihnen gemein haben sollen; sie stürzen sich nämlich, wenn sie am, oder über dem Wasser, auf einer Klippe, Baume, Strauche, Pfahle oder dergl. sitzen, köpflings und mit angezogenen Flügeln, meistens senkrecht, wie ein fallender Stein, urplötzlich ins Wasser, verschwinden unter demselben und kommen weit vom Orte des Falles wieder auf die Oberfläche, um nun schnell fortzufliegen. Diese Eigenthümlichkeit hat schon manchen Schützen in seinen Erwartungen getäuscht. — Sie sind hämisch gegen andere Vögel, drängen sich aber häufig in anderer Gesellschaften ein, ohne Zeichen einer Art von Vertraulichkeit, manchen wissen sie sogar den Nistplatz streitig zu machen und ihn zuletzt als Sieger zu behaupten. — Ihre Stimme sind tiefe, rauhe, rabenartige Töne; sie werden aber, ausser an den Brüteorten, selten laut. — Ihre Nahrung besteht einzig in Fischen, die sie auf keine andere Weise als durch Untertauchen fangen, ihnen in der Tiefe nachschießen und sie vom Boden und aus dem Schlamme herauf holen. Sie fischen nicht allein im Meere, sondern auch in süßen Gewässern auf gleiche Weise, verschlucken die Beute beim Auftauchen, können ziemlich große Fische verschlingen, die sie im Schnabel immer so wenden, daß der Kopf vorangeht, verstehen es auch, zu große Fische, besonders beim Füttern der Jungen zu zerstückeln. Sie sind fast unersättlich, recht voll gepfropft aber auch für einige Zeit, die Verdauung an einem ruhigen Orte auf einem erhabenen Sitze abwartend, sehr träge. An ähnlichen Orten, die

sie immer wieder wählen, schlafen sie auch; auf dem Wasser schwimmend, sehr selten. — Ihren Fortpflanzungsgeschäften obzuliegen, begeben sich gewöhnlich mehrere Päärchen an einen Ort, zuweilen Hunderte, sogar Tausende. Am Meer nisten sie auf Klippen und Absätzen hoher Felsen, oder auf Bäumen, an Süßwassern auf diesen, sowol hohen als niedern, selbst auf niederes Gebüsch, auf Schilf- und Binsenhorste. Sie leben in Monogamie, bauen große, inwendig immer nasse Nester von trocknen Wasser- und Landpflanzen, bedienen sich zur Unterlage derselben auf Bäumen gern anderer Vögel Nester, die sie verlassen finden, oder deren Besitzer sie vertreiben, und legen 3 bis 4 Eier, welche nach Verhältniß der Körpergröße des Vogels zu den kleinsten in der Vogelwelt gehören. Diese Eier haben eine sehr langgestreckte Form, eine ungefleckte, grünlichweiße, starke Schale, welche noch ein etwas lockerer kalk- oder kreideartiger Uiberzug umgiebt, welcher leicht fremden Schmutz aufnimmt, der sich abwaschen läßt. Beide Gatten brüten abwechselnd, bringen ebenso den Jungen ihr Futter in der Speiseröhre und würgen es diesen, wenn sie noch klein, in den aufgesperrten Schnabel, später bloß vor ihnen aus. Diese sind anfänglich nackt, nachher mit kurzem, düstergefärbtem Flaum dicht bedeckt, bekommen halbwüchsig nach und nach Federn und bleiben so lange im Nest, bis sie völlig fliegen können, worauf sie den Alten aufs Wasser folgen, wo sie sogleich untertauchen und bald Fische fangen lernen. — Als unersättliche Fischfresser thun die Scharben, wo sie, wie manche Arten, bei fischreichen Gewässern und sogenannten zahmen Fischereien in großer Menge erscheinen, gewaltigen Schaden; müssen daher mit Gewalt vertrieben werden, was aber, auch bei den grausamsten Verfolgungen, nicht sobald gelingt. Unter den europäischen Arten hat besonders eine sich hierin berüchtigt gemacht, weil sie ihren Wohnsitz auch weit vom Meer aufschlägt. — Ihr Fleisch, namentlich das der Jungen, wird nur von einigen armen Völkerschaften und in Nothfällen gegessen; für civilisirte Schmecker ist es nicht, weil diese Vögel eine äußerst widrige, thranichte oder bisamartige Ausdünstung haben, die selbst dem trocknen Balge, wenn gleich schwächer, doch für immer verbleibt.

Anatomische Charakteristik

der

Gattung Halieus

von

Rudolph Wagner.

„Der Schädel der Scharben zeigt die allen Steganopoden gemeinsamen Bildungen, namentlich in Bezug auf Breite des Scheitels, Stellung des Hinterhauptlochs, Enge der Nasenlöcher, flache Grube für die Thränendrüse an der obern Augenhöhlenwand, Bau des Thränenbeins, welches, wie in dieser Familie immer, mit dem Jochbein zusammenstößt und hier mit dem Riechbein und Schädel zu einem Ringe verwachsen ist. Die Augenhöhlenscheidewand ist wie bei Dysporus ganz durchbrochen; die Gaumenbeine sind flächer als beim Pelekan und ohne senkrechtes Mittelblatt."

„Eigenthümlich dieser Gattung ist der pyramidale, dreieckige, zugespitzte Knochen, welcher mit dem Schuppentheile des Hinterhauptbeins artikulirt und wagrecht nach hinten gekehrt ist. Er wird bei den größeren Arten an 8 Linien lang und reicht fast bis zum Ende des dritten Halswirbels."

„Das übrige Skelet weicht etwas mehr vom Typus der Steganopoden ab, namentlich unterscheidet sich dasselbe sehr von Dysporus und Pelecanus durch das Minimum der Knochenpneumatizität. Nicht einmal das Oberarmbein scheint pneumatisch zu seyn."

„Es finden sich 17—18 Halswirbel; 8 Rückenwirbel, 7—8 Schwanzwirbel. Die Rückenwirbel und die beiden letzten Halswirbel unterscheiden sich sehr wesentlich von denen beim Pelekan und Tölpel durch die seitlich stark komprimirten Körper und die sehr starken unteren Dornen. Der letzte Rückenwirbel ist zuweilen, jedoch nicht immer mit dem Heiligbein und Darmbein verwachsen."

„Das Brustbein ist dem bei Dysporus ähnlich, nur etwas kürzer; dasselbe gilt vom Becken, welches den allgemeinen Charakter der Familie hat; jedoch sind die hinteren Kreuzbeinlöcher auffallend groß."

„Von den Extremitäten verdient nur die Bildung der Kniescheibe und des Tarsalknochens nähere Erwähnung, da beide verschieden sind von der Bildung der verwandten Gattungen. Die

Kniescheibe ist nehmlich ein sehr ansehnlicher, dicker, unförmlicher, jedoch etwas pyramidenartiger Knochen. Der Tarsalknochen hat einen starken Fersenhöcker und ist mehr seitlich komprimirt."

„Die Zunge ist sehr klein; ein lanzettförmiges, hinten, eingeschnittenes Blättchen."

„Der Anfangstheil des Schlundes ist zu einer Art Kehlsack erweitert."

„Der Vormagen ist mittelmäßig entwickelt und hat einfache Drüsenbälge.

Der Muskelmagen ist dünn, rundlich, auf jeder Seite mit einer schwachen Sehnenscheibe. Einen eigenen Pylorusmagen konnte ich nicht finden."

„Das Diventikel am Darm ist ansehnlich.

„Die beiden Blinddärme sind $^1/_2$ bis 1 Zoll lang."

„Der rechte Leberlappen ist größer als der linke."

„Die Milz ist scheibenförmig."

„Die Nieren bestehen aus 3 Lappen, von welchen die untersten die größten, dabei sehr länglich und fast cylindrisch sind."

„Das Herz ist ziemlich breit und platt."

„Die Luftröhrenringe sind weich, bilden in ununterbrochener Reihe den nicht deutlich abgesondert geformten, unteren Kehlkopf und gehen in die fast ganz ringigen, hinten blos mit einer schmalen häutigen Lücke versehenen Bronchien über. Besondere Muskeln scheinen zu fehlen."

* *
*

Diese Gattung enthält von Europäern für Deutschland nur

Drei Arten.

308.

Die Kormoran-Scharbe.

Halieus cormoranus. *N.*

Taf. 279. { Fig. 1. Männchen im Prachtkleide.
Fig. 2. Weibchen im Sommerkleide.
Fig. 3. Jugendkleid.
Fig. 4. Nestkleid.

Eisscharbe; Baumscharbe. — Der Kormoran, Kormoran-Pelikan; schwarzer Pelikan, kohlschwarzer Pelikan; Pelikan oder Pelekan; — Wasserrabe, schwarzer Wasserrabe; Seerabe, großer Seerabe, großer schwarzer Seerabe, See-Wasserrabe; schwarzer Gänstaucher; Haldenente; — der oder die Scharbe, oder der Scharb; Skalver, Skaluer, Scholver, Schulver, Schuluer, Skalucher, Schalucher, Schaluchhorn, Stolucherez; — Schlucker; Vielfraß; Bisamvogel; Feuchtarsch; Morfer.

Halieus Carbo. Illig. Lichtenstein, Doubletten-Verzeichniß S. 86. = *Carbo cormoranus.* Wolf und Meyer Taschenb. II. S. 576. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlands. S. 265. = Temm. Man. I. Edit. p. 589. = Nilsson, Orn. suec. II. p. 254. n. 256. = *Pelecanus Carbo.* Linn. Faun. suec. p. 51. n. 145. = Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 573. n. 3. = Lath. Ind. II. p. 886. = Retz. Faun. suec. p. 144. n. 103. = *Phalacrocorax.* Gesner, Av. p. 683. = Aldrovand. Av. III. p. 261. = Briss. Av. VI. p. 511. n. 1. t. 45. = Brünn. Orn. bor. p. 31. n. 120. 122. = *Le Cormoran.* Buff. Ois. VIII. p. 310. t. 26. — Edit. de Deuxp. XVI. p. 37. t. 1. f. 2. = Id. Planch. enlum. 927. = *Grand Cormoran.* Temminck, Man. 2e Edit. II. p. 894. = Gerard. Tab. élém. II. p. 313. = *Corvorant.* Penn. arct. Zool. II. p. 581. n. 509. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 540. n. 427. = Lath. Syn. VI. p. 593. n. 13. — Uiberf. v. Bechstein, III. 2. S. 508. n. 13. = *Bewick,* Brit. Birds. II. p. 381. (Sommervogel.) p. 388. (Prachtkleid.) p. 390. (Jugendkleid). = *Marangone,* ossia *Corvo aquatico.* Stor. deg. Ucc. V. tav. 501. & 502. tav. 513. & 514. = *Marangone.* Savi, Orn. toscan. III. p. 103. = *De*

Aalscholver of *Schollevaar.* Sepp. Nederl. Vog. I. t. p. 89. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 750. = Dessen Taschenb. II. S. 391. n. 2. = Meisner u. Schinz, Vögel d. Schweiz. S. 316. = Koch, Baier. Zool. I. S. 385. n. 241. = Faber, Prodrom. d. Isl. Orn. S 53. = Brehm, Lehrb. II. S. 903. n. 906. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 816. bis 819. = Gloger, Schles. Faun. S. 60. n. 275. = Landbeck. Vög. Würtembergs. S. 72. n. 255. = Hornschuch u. Schilling, Verz. pommerscher Vögel, S. 21. n. 279. = V. Homeyer, Vög. Pommerns, S. 78. n. 262. = Frisch, Vög. II. Taf. 187. (zweijährig). 188. (einjährig). = Naumann's Vög. alte Ausg. Nachtr. S. 454. Taf. LXIV. Fig. 120. alt. M. im Prachtkl. Fig. 121. Jugendkleid.

Kennzeichen der Art.

Der Schnabel ist stark, nur so lang als der Kopf, an der Wurzel sehr viel stärker als in der Nähe des Hakens; der Schwanz hat 14 Federn. Größe der männlichen Bisamente.

Beschreibung.

Diese Scharbe, gewöhnlich „der Kormoran" genannt, ist eine der größesten in dieser Vögelgattung, vielleicht die allergrößeste. Durch ihren stärkern Körperbau und die gegebenen Artkennzeichen unterscheidet sie sich leicht von den Uibrigen, namentlich auch von der Krähenscharbe, hier besonders, wenn man auf den sehr verschiedenen Schnabelbau Acht hat. Den ältern Ornithologen muß dieß, aus Mangel mehrerer Bekanntschaft, nicht so leicht gewesen sein, weil manche die Kormoranscharbe im Jugendkleide für die Krähenscharbe halten konnten, weshalb selbst zu Bechstein's Zeiten über die Artverschiedenheit des Linneeischen Pelecanus Carbo und P. Graculus, oder der gegenwärtigen und der hier zunächst folgenden Scharbe, sich noch Zweifel erhoben. Bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft und besserer Kenntniß des Gegenstandes, ist es nun leichter geworden, diese beiden, in der Natur wohl begründeten Arten, sicher zu unterscheiden, auch in ihren Jugendkleidern nach beiderlei Arten.

Die Körpergröße, welche schon zwischen Männchen und Weibchen (auch bei andern Scharben) sehr abweichend ist, variirt bei unserm Kormoran nach Wohnort, oder nach andern Umständen und individuell, oft ganz außerordentlich. So sind die Kormorane aus dem hohen Norden meistens um Vieles größer und stärker, als die aus den südlichsten Gegenden, welche diese Art bewohnt. Jedoch nicht allein dieses Factum, sondern auch, daß an großen Brüte-

plätzen der mittlern Gegenden, unter der Menge, eben ſolche Größenverſchiedenheiten unter den Kormoranſcharben vorkommen, desgleichen auch eine individuell oft ſehr verſchiedene Länge des Schwanzes, ließen bei Manchem der Vermuthung Raum, daß damit Artverſchiedenheiten bezeichnet ſein könnten. Nach ſehr ſorgfältigen Unterſuchungen und Vergleichungen ſehr vieler Exemplare aus allen Gegenden Europa's und anderer Länder, durch ſehr bewährte Männer und ganz neuerlich erſt durch die Hrn. Brandt und Natterer, hat ſich jedoch die Nichtigkeit ſolcher Vermuthungen erwieſen. Nach unſäglichem Aufwand an Mühe und Zeit, iſt es letztgenannten, erfahrungsreichen und vorurtheilsfreien Forſchern gelungen, behaupten zu dürfen, daß der Norden von Europa nur zwei Scharbenarten beſitze, nämlich unſern H. cormoranus und H. graculus, daß beide bis in den Süden unſeres Erdtheils hinabgehen und hier mit einer dritten Art, mit unſerm H. pygmaeus zuſammen treffen. — Auch bei mir iſt die ſchon längſt gehegte Meinung, daß die verſchiedenen Abweichungen unter den Kormoranſcharben nichts als Individualitäten einer Art ſeien, zur völligen Gewißheit geworden, ſeitdem ich Gelegenheit hatte, eine ſehr bedeutende Anzahl, und viele friſch, in allen Abſtufungen zu unterſuchen, welche alle an demſelben Brüteorte (an der untern Oder) erlegt waren. Ganz analog iſt es bei dieſer und vielleicht den meiſten Scharbenarten, wie bei Meven, Tauchern und vielen andern Waſſervögeln.

Unter den mancherlei kleinen Abnormitäten, welche bei den Kormoranſcharben vorkommen, machen ſich zuweilen auch dergleichen am Schwanze bemerklich; nicht allein daß dieſer, wie ſchon erwähnt, in der Länge variirt, zeigen ſich zuweilen ſogar auch Abweichungen in der Zahl ſeiner Federn. Die Zahl 14 darf beim Kormoran allerdings die Normalzahl heißen, weil die allermeiſten Individuen 14 Steuerfedern haben; allein es kommen ausnahmsweiſe hin und wieder auch Individuen mit 12, manchmal ſogar, doch noch viel ſeltner, mit 16 Steuerfedern vor, dieſe haben alſo 2 mehr, jene 2 weniger als gewöhnlich, ohne daß an ihnen ſonſt irgend Etwas anders als bei den übrigen ihrer Art wäre.

Sehr unrecht wird oft die Größe des Kormorans mit der einer Gans verglichen, weil man dabei unwillkührlich an die Hausgans denkt; er möchte darin aber nur einer der kleinſten Gänſearten, kaum der Ringelgans gleichen. Am nächſten kömmt er darin der türkiſchen oder Biſamente (A. moschata), bald dem Männchen, bald nur dem Weibchen dieſer, und es giebt große Hausenten, die er

an Größe wenig übertrifft. — Wegen der sehr verschiedenen Größe sind die Maaße außerordentlich verschieden; die durchschnittlichen, frischen Exemplaren entnommen, ohngefähr folgende: Länge, von der Stirn bis zum Schwanzende: 33 bis 35 Zoll; Flugbreite: 56 bis 59 Zoll; Flügellänge, vom Bug bis zur Spitze: 14 bis 15 Zoll; Schwanzlänge: $6^1/_2$ bis 7 Zoll. — Männchen und Weibchen sind sehr verschieden, bei gepaarten Paaren ersteres immer größer, manchmal gegen 3 Zoll länger und 4 bis 5 Zoll breiter, als letzteres. Schon bei den Jungen im Neste, die gewöhnlich, wenn sie flugbar, noch etwas kleiner als die Alten sind, zeigt sich dieser Unterschied der Geschlechter. Doch kommen an einem und demselben Brüteplatze zuweilen Männchen vor, die viel kleiner als manche Weibchen, und ausgeflogene Junge, die größer als manche Alte sind. Im Berliner Museum stehen unter andern 2 Exemplare, welche zu enorm von einander abweichen, als daß ich unterlassen könnte, ihre Maaße gegen einander zu vergleichen. Beide sind frisch an das Museum eingesandt (daher vorzüglich naturgetreu aufgestellt), das eine, sehr große, noch im völligen Jugendkleide, aus der Altmark, das andere, ungemein kleine, im vollständigsten Prachtkleide, aus dem Oderbruch. Sie sind so gewaltig in der Größe verschieden, daß man den jungen Vogel beinahe mit einer schwachen Saatgans (Anser segetum), den alten nur mit einer zahmen Ente vergleichen könnte. Doch hier stehen die Maaße:

	Am jungen Vogel.	Am alten Vogel.
Länge von der Stirn bis an das Schwanzende	34 Zoll	$28^3/_{12}$ Zoll
Breite, von einer Flügelspitze zur andern	61 "	52 "
Flügellänge, vom Bug bis zur Spitze der längsten Schwingfeder . . .	16 "	$13^6/_{12}$ "
Länge des Schwanzes	$7^3/_{12}$ "	$6^3/_{12}$ "
Länge des Schnabels, von der Stirn über den Haken	3 "	$2^6/_{12}$ "
Höhe des Schnabels, an der Wurzel	$1^1/_{12}$ "	$0^9/_{12}$ "
Breite	$0^{10}/_{12}$ "	$0^7/_{12}$ "
Länge des Laufes	$2^{10}/_{12}$ "	$2^3/_{12}$ "
Länge der äußern Vorderzeh ohne Kralle	$4^6/_{12}$ "	$3^7/_{12}$ "
ihre Kralle . . .	$0^8/_{12}$ "	$0^5/_{12}$ "
Länge der Hinterzeh ohne Kralle .	$1^4/_{12}$ "	$1^3/_{12}$ "
ihre Kralle. . . .	$0^7/_{12}$ "	$0^6/_{12}$ "

Wer sollte unter so bewandten Umständen sich nicht gezwungen sehen, einzustimmen, in Graba's treffendes Urtheil über das Ausmessen der Vögel, das er in seiner „Reise nach Färö," Seite 102 bis 104. so naturgetreu, als wahr ausspricht! Diese Stelle verdient nicht bloß gelesen, sondern auch beachtet zu werden.*)

Das Gewicht kömmt so verschieden vor, als die Maaße, von 5 bis zu 8 Pfund. Bei den meisten Exemplaren, welche ich wog, war es jedoch nicht unter 5 oder wenig über 6 Pfund, natürlich frisch und sammt den Eingeweiden, aber im magern Zustande.

Der Kormoran hat einen kleinen, sehr flachstirnigen, vorn spitzen, nach hinten breiten Kopf mit starkem Genick, einen langen und dicken Hals, einen sehr gestreckten, schmalen Rumpf und große, ziemlich lange Schenkel. Das Auge liegt sehr nahe an der Schnabelwurzel. Wenn die Haut mit den Federn entfernt ist, zeigt sich das Auge in viele Häute eingehüllt, ein mittelgroßer Augapfel, das eigentliche Auge aber sehr klein; an den Schläfen und im Genick decken ungeheuere Muskeln den kleinen Schädel, so daß der Kopf einem abgeschundenen Marderkopf sehr ähnlich sieht, wobei man sich bloß den Schnabel wegzudenken braucht. — Die Zunge ist sehr sonderbar und liegt tief im Rachen; sie ist außerordentlich klein, knorpelicht, oval, vorn abgerundet, mit niedergebogenem Seitenrande, hinten spitz, hier an den Seiten schief abgeschnitten und ganz ohne Eck, mit dachartig erhabenem, kantigem, aber gerunzeltem Rücken. Diese merkwürdige Zunge ist nur 7 Linien lang und an der vordern Hälfte etwas über 3 Linien breit. — Die Speiseröhre ist enorm weit und dehnbar, so auch die Halshaut (dieses erleichtert daher das Abbalgen sehr), der Magen ein großer Sack. Hoden und Eierstöcke sind bei noch nicht brütefähigen Vögeln ungemein klein.

Das kleine Gefieder ist, wie bei den übrigen Arten dieser Gattung, kurz, aber dicht, knapp anliegend und hart anzufühlen; dabei aber glatt und glänzend, nur an den zugerundeten Mantelfedern mit deutlichen Umrissen, so dicht geschlossen, daß sie ein schuppenartiges Aussehen haben. Die Federn der Brustseiten sind zu kurz, um wirkliche Tragfedern vorzustellen; die Schenkelbefiederung nach aussen

*) Ich will sie hier aus Schonung des Raumes nicht wiedergeben, obgleich Mancher nicht oft genug an diese Wahrheiten erinnert und darauf hingewiesen zu werden verdiente, besonders aber, weil das so unterhaltende, als belehrende Werkchen in Vieler Hände ist, auch überhaupt Keinem, den Ornithologie, wenn auch nur entfernt interessirt, fehlen sollte. Es erschien 1830. in Hamburg, bei Perthes und Besser.

verlängert, bildet sogenannte Hosen, wie bei den Raubvögeln. Der Flügel hat ebenfalls sehr lange Armknochen, die Schwingfedern aber sind kurz, schmal, mit starken, etwas einwärts gebogenen Schäften. — Die erste Schwingfeder ist unter den vordersten die kürzeste, aber nur $^3/_4$ Zoll kürzer, als die zweite und dritte, welche fast gleich lang, und die längsten sind. Am zusammengelegten Flügel haben die erste und die allerletzte Schwingfeder gleiche Länge, so daß (am ruhenden Flügel) die letztere die Spitze der erstern deckt. Von den vordersten Primarschwingen werden drei bis vier von der Mitte an schnell schmäler und sind am Ende zugespitzt, die übrigen fast alle abgerundet, die letzte ziemlich stumpf. Die Spitzen der in Ruhe liegenden Flügel reichen bis auf die Schwanzwurzel.

Der Schwanz ist fächerförmig, fast gar nicht gewölbt, an der Wurzel sehr schmal, und sieht, wegen der sehr kurzen (zerschlissenen) obern und untern Deckfedern aus, als wenn eine ungeschickte Hand ihn mechanisch eingesteckt hätte. Er bestehet in der Regel aus 14 Federn, die an der Wurzel merklich schmäler sind, als gegen das Ende, sehr starke, starrende, fischbeinartige, gerade Schäfte, und ziemlich gleichbreite, jedoch sehr schmale, harrsche, wenig gewölbte Fahnen haben. Von diesen Federn ist das mittelste Paar das längste, das nächste, wo nicht von derselben Länge, doch kaum etwas kürzer, beide am Ende kurz abgerundet; die nächstfolgenden nach aussen stufenweise kürzer und dabei schmäler zugerundet, so daß das äußerste Paar $1^1/_2$ bis über 2 Zoll kürzer als das mittelste erscheint; denn dies Verhältniß gestaltet sich ebenfalls bei einem Individuum nicht genau so, wie bei dem andern.

Schon bei den zweijährigen, noch nicht ganz ausgefärbten Vögeln, zeigen sich hin und wieder einzelne Proben von jenen flockenartigen Federchen, welche das Prachtkleid dieser Art, wenn der Vogel ausgefärbt ist, in großen Massen schmücken. Ausser diesen schneeweißen, zarten Federchen, welche beim Kormoran nur auf dem Hinterkopfe und obern Hinterhalse, neben der Kehle und auf der Aussenseite der Schenkel stehen, hier und an der Kehle so dicht, daß sie einen großen weißen Spiegelfleck bilden, dort aber nur zwischen die gewöhnlichen, dunkelgefärbten mehr oder weniger häufig eingestreuet sind, hat in diesem Kleide zugleich auch der Hinterkopf viel längere, sehr schmale Federn, die einen mähnenartigen Federbusch am Genick bilden, und das übrige Gefieder ist viel schöner gefärbt, glänzender, am Vorderkopf auch etwas verändert. Es stellt das Hochzeitskleid vor, ist aber im Winter am schönsten und

dauert, bis auf wenige Spuren, bei manchen Individuen kaum bis in die Begattungszeit, bei wenigen bis zu Ende dieser.

Der Schnabel hat ohngefähr die Länge des Kopfs, ist gerade (nur in getrocknetem Zustande zuweilen ein wenig aufwärts gebogen), bloß der Haken etwas aufgeschwungen, an der Wurzel sehr stark, gerundet oder fast stumpfkantig, nach vorn allmählig schwächer, am schwächsten da, wo der Haken eingekeilt ist, hier auch ein wenig zusammengedrückt; von den Seiten der Stirn läuft jederseits eine vertiefte Linie an der Seite des Oberschnabels bis an den Haken und theilt ihn in drei Theile, wovon das Firstenstück auf dem Rücken entlang abgerundet; vorn ist der große, krallenförmige, sehr spitzige Haken wie ein Keil eingefügt. Der Unterschnabel ist am Kiel bis in die Nähe der Spitze gespalten, hier ein etwas kleinerer und kürzerer, in den obern passender Haken, mittelst eines kleinen, unten vorstehenden Keils, eingeschoben, welcher die beiden Zinken der Gabel vereinigt. Die Spitze des obern Nagels reicht einige Linien über die des untern hinweg. Die Haken sind eben und glatt, wie bei jüngern Vögeln auch die ganze Aussenfläche des Schnabels, bei Alten diese aber uneben, schuppicht oder schartig, zuweilen auch die Hakenspitze so. Er hat gerade, sehr scharfe Schneiden, die am Unterschnabel doppelt und etwas eingezogen sind, und die Mundspalte reicht bis hinter das Auge, wo der Kopf anfängt sehr breit zu werden, deshalb ein breiter, tiefer Rachen. — Das Nasenloch liegt in der Seitenrinne des Oberschnabels, unfern der Stirn, ist aber äußerlich geschlossen und kaum bemerklich; die Stelle ist etwas aufgetrieben.

Der Schnabel ist von der Stirn an, und über den Haken gemessen $3^1/_8$ Zoll bis 3 Zoll 4 Linien, vom Mundwinkel bis zur Spitze 4 bis $4^1/_4$ Zoll lang, an der Stirn 9 bis $10^1/_2$ Linien hoch, und hier $8^1/_2$ bis 9 Linien breit, an frischen Vögeln gemessen; die Maaße kommen aber, wie schon oben bemerkt, ziemlich verschieden vor. — Seine Farbe ist bei alten Vögeln, auf dem ganzen obern Rücken entlang, schwarz, an den Schneiden grau, übrigens bleigrau, röthlich durchschimmernd, an der Wurzel der Unterkinnlade ins Gelbe übergehend; bei jüngern und jungen Vögeln längs der Firste grauschwarz, am Haken etwas bräunlich, an den Schneiden graulich, übrigens schmutzig röthlichweiß; Rachen und Zunge fleischfarbig, etwas bläulich gemischt. Ausgetrocknet wird der Schnabel noch unscheinlicher, von obenher schmutzig braun, an den Seiten und unten horngelblich, zuweilen hornweißlich, und es zeigen sich

an den Seiten bei mehrern dunkele Querfleckchen, die an frischen Schnäbeln selten bemerklich werden.

Die Haut am Kinn, welche bis an die Vereinigung beider Gabeltheile des Unterschnabels vorreicht, an den Seiten der Kehle bis dem Mundwinkel gegenüber, von da über demselben und zwischen dem Auge, ein schmaler Kreis um dieses, nebst den Augenlidern und den Zügeln, ist nackt, an den letztern mehr oder weniger deutlich, mit sehr kleinen, in Reihen stehenden Federchen besetzt, welche die Haut durchscheinen lassen, die bei den Alten hier graugrünlich, bei den Jungen gelbgrünlich, an den übrigen nackten Theilen aber bei jenen trübe pommeranzengelb, bei diesen schwefelgelb aussieht. Nach dem Austrocknen werden diese Farben unscheinlich, hellhornfarbig. Bei den Alten ist diese Haut oft schäbig, aber eigentlich nicht warzig, dies einigermaßen nur in der Begattungszeit, bei den Jungen glatt. Dort sind dann die kleinen Erhabenheiten gewöhnlich viel heller gelb als die, zuweilen sogar schwärzlichen, Zwischenräume. Die Befiederung der Wangen grenzt bei jenen vom Anfang der Schläfe, dicht hinter dem Mundwinkel herab gegen die Kehle ziemlich geradlinig, bei letztern geht aber zwischen dem Auge und Mundwinkel eine kurze Schneppe, eine andere, noch kürzere, unter dem Mundwinkel hinein, und die Befiederung der untern Kehle steigt auf ihrer Mitte aufwärts und endet nach oben spitz, so daß die dehnbare Haut, welche den Kehlsack bildet, nur an ihren beiden Seiten und unter dem Schnabel nackt ist.

Das Auge ist ungewöhnlich klein und hat einen tückischen Blick, wie Marderaugen, wozu ihre Färbung auch beiträgt. Seine Umgebung ist nackt und die Iris in frühester Jugend braungrau, später dunkelbraun, bei den Alten aber schön dunkelgrün.

Die starken, stämmigen, weichhäutigen, schwammicht anzufühlenden Füße, haben starke, oberhalb nicht nackte, Fersengelenke; kurze, seitlich sehr breit gedrückte Läufe; lange, an ihrem Ursprunge sehr breite Zehen, die alle vier durch 3 volle Schwimmhäute verbunden sind. Ihr Uiberzug ist auf dem Spann und seitwärts mit etwas kleinen, meist sechseckigen Schildern bekleidet, an der eigentlichen Sohle in sehr feine, chagrinartige übergehend, die flachen Zehenrücken mit einer Reihe ganz schmaler Schilder, wie Reifchen, bedeckt; die Schwimmhäute, wie die ganze Spur, sehr fein gegittert oder vielmehr chagrinirt. Die Krallen sind von mittelmäßiger Größe, stark, ziemlich krumm, schmal und spitzig; auf der Innenseite der Mittelzeh tritt die fein kammartig gezähnelte Schneide der

Kralle bedeutend vor, und die sehr krumme Kralle der Hinterzeh ist niedergelegt. Die Farbe der Füße und Krallen ist bei Jungen ein mattes, bei Alten ein tiefes und glänzendes Schwarz, nur unten auf der Spur, in den Gelenkfalten am Ursprung der Zehen, zeigen sich bald mehr, bald weniger weißliche Flecken. Getrocknet ist Alles hornschwarz. Die Maaße sind am häufigsten folgende: Der Lauf $2^3/_8$ Zoll; die äußere Vorderzeh, mit der $^1/_2$ Zoll langen Kralle, $4^1/_8$ Zoll; die mittlere, mit der $^5/_8$ Zoll langen Kralle, $3^3/_8$ Zoll; die innere Vorderzeh, mit der $^1/_2$ Zoll langen Kralle, nur $2^1/_2$ Zoll; die Hinterzeh, mit ihrer $^1/_2$ Zoll langen Kralle, $1^5/_8$ Zoll lang.

Die jungen Kormorane kommen nackt aus dem Ei, bekleiden sich aber nach einigen Tagen mit einem kurzen, dichten, weichen Flaum. In diesem Dunenkleide ist das nackte Gesicht und der Schnabel fleischfarbig, dieser spitzewärts ins Graue übergehend; die Augensterne braungrau, die Füße schwarzgrau; die ganze Dunenbekleidung einförmig und gleichmäßig rauchfahl, oder sehr dunkel graubraun. Sie sehen nicht hübsch aus, zumal wenn sie erst größer geworden; denn sie sind wenigstens dreiviertelwüchsig, ehe das ordentliche Gefieder den Flaum zu verdrängen anfängt. Am ersten kommen die Schwing- und Schwanzfedern, und die Schulterfederpartie zum Vorschein; am längsten dauert der Flaum am Kopfe, wo er noch nicht verschwunden ist, wenn sie schon fliegen lernen.

Das Jugendkleid, was jenem folgt, ist durch eine mehr braune als schwarze, und an den untern Theilen in schmutziges Weiß übergehende Färbung von dem der alten Vögel sehr verschieden. Schnabel und Füße sind wie oben, bei Beschreibung dieser Theile angegeben; die Iris dunkelbraun, die Farben des Gefieders eines am 11. Juli Erlegten, folgende: Eine Stelle an der Kehle, die sich an den Wangen bis um den Mundwinkel herum zieht, ist weiß, mit rostgelblichen Federspitzen; die Federn auf dem Oberkopfe und ganzem Hinterhalse braunschwarz, grünlich glänzend, mit lichtbräunlichen Seitenrändchen, die nur an der Stirn und am Scheitel etwas mehr in die Augen fallen, sonst im Ganzen verschmelzen; der ganze Vorderhals bräunlichweiß, dicht schwarzbraun gestreift und gefleckt, weil die dunkelbraunen, am Schafte schwarzbraunen Federn, gelblich- oder bräunlichweiße Seitenränder haben; Oberrücken- und Schulterfedern dunkelbraun, an den lanzettovalen Enden grauröthlich, wie überpudert, mit einer sehr glänzenden, schmalen, dunkelbraunschwarzen Einfassung, Alles mit Bronzeglanz; der ganze Unterrücken, Bürzel, die kurzen obern und untern Schwanzdeckfedern,

die Seiten der Brust, Weichen, und die langbefiederten Schenkel schwarz, mit mattem blaugrünem Seidenglanze; die ganze Brust und der Bauch hell weiß, etwas gelblich angeflogen und nur einzeln braun und schwarzbraun gesprenkelt, was die so gefärbten Spitzen mancher Federn hervorbringen. Die Achselfedern und der Flügelrand sind schwarzbraun, die Flügeldeck- und letzten Schwingfedern wie die der Schultern; die der zweiten Schwingfederordnung grünlichschwarzgrau, mit dunkeln, glänzend schwarzen Säumen; die Schwingfedern erster Ordnung und die Fittichdeckfedern braunschwarz, auch ihre Schäfte wie die des ganzen Mantels; die untere Seite der Schwingen glänzend dunkelgrau, ihre Schäfte schwarzgrau, die untern Flügeldeckfedern schwarzbraun, gegen den Flügelrand am dunkelsten. Die Schwanzfedern sind schwarz, an den Enden mit einem bräunlichweißen Säumchen; ihre Schäfte oben glänzend dunkelgrau, unten schwarz. Uiber den Schenkeln zeigen sich schon einige einzeln eingestreuete, kleine, flockenartige, weiße Federchen. Von einem Federwechsel sahe man an vorliegendem, frischen Exemplar noch keine Spur, das Gefieder befand sich im schönsten Zustande, die Enden der Schwanzfedern noch gar nicht verstoßen, und doch war es seinem Aussehen nach, mit höchster Wahrscheinlichkeit, schon im vorigen Jahr geboren oder mindestens 13 Monate alt. Es war weiblichen Geschlechts.

In der lichtern oder dunklern allgemeinen, Färbung und dem mehrern oder wenigern Weiß der untern Theile, kommen vielerlei Abwechslungen unter diesen jungen Scharben vor, ohne daß man ein bestimmtes Merkmal zum Unterscheiden beider Geschlechter darin finden kann; aber die Männchen sind immer etwas größer als die Weibchen, besonders merklich, wenn sie Geschwister sind. Das frische Gefieder ist auffallend dunkler, besonders viel glänzender als das abgetragene.

Im zweiten Jahr erhalten sie ein Zwischenkleid, das dem Jugendkleide mehr ähnelt, als dem ausgefärbten, aber von obenher viel dunkler braun und glänzender ist, an der Kehle und bloß auf der Mitte der Brust noch Weiß hat, das an den Seiten zwischen braunen Flecken verschwindet, und die Schwanzfedern sind einfarbig schwarz. Erst nach einer zweiten Mauser, im dritten Herbst ihres Lebens, erhalten sie das ausgefärbte Kleid und das überzählige Prachtgefieder.

Ausgefärbt haben die alten Kormoranscharben grüne Augensterne, am Genick und Hinterhaupte etwas verlängerte, buschichte,

Federn, wie folgende Farben und Zeichnungen: Hinter der nackten, pomeranzengelben Haut der Kehle und des Mundwinkels ist das Gefieder schmutzig, rostgelblichweiß, welches sich auf den Wangen verliert; Oberkopf, Hals, Brust, Bauch, Schenkel, untere Flügeldeckfedern, Unterrücken, Bürzel, obere und untere kurze Schwanzdeckfedern, auch der obere Flügelrand, sind gleichförmig tief schwarz, mit seidenartigem blaugrünen Glanze; Oberrücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern zwar auch schwarz, jedoch so weit sie von ihren Nachbarn unbedeckt bleiben, dunkel rothgrau, mit gleichbreiten, sehr stark glänzenden, tiefschwarzen, schmalen Kanten, die scharf vom Rothgrau getrennt sind, und mit schwarzen Schäften; alle hintern Schwingfedern grauschwarz (wie bepudert) mit tief schwarzen Käntchen; die Primarschwingen mit ihren Deckfedern tief braunschwarz, die Schäfte schwarz, grau marmorirt; die Schwanzfedern kohlschwarz, ihre Schäfte schwarzblaugrau. Männchen und Weibchen sind gleich gefärbt, das Gefieder des erstern hat aber mehr Glanz.

In diesem Kleide erhält man die meisten alten Kormorane, weil sie es in dieser Gestalt die längste Zeit im Jahre tragen. Ich habe es das Sommerkleid genannt, indem die alten Vögel vom Frühling bis in den Herbst damit bekleidet sind. Es hat alle Farben des Prachtkleides, aber mit viel geringerm Glanze und Metallschimmer und ohne jenen überzähligen Federschmuck.

Wenn im Herbste nach vollendeter Mauser sämmtliches Gefieder vollständig hergestellt ist, sind alle jene Farben und Zeichnungen des ebenbeschriebenen Sommerkleides in vorzüglicher Frische zu schauen und der Metallglanz derselben ist dann am stärksten. Bald darauf erscheinen nun am Genick und Anfang des Nackens etwas längere, schmale, flatternde Federn, die den Hinterkopf dick machen und eine Art Federbusch mähnenartig zieren, und zwischen den gewöhnlichen, grünschwarzen, auch schneeweiße vom zartesten Bau, die am Oberhalse bis über die Mitte der Halslänge herab, sehr häufig sind, doch aber den grünschwarzen Grund stark durchblicken lassen, an den Seiten des Kopfes aber so sparsam werden, daß hier ziemlich deutlich ein schwarzes Band übrigbleibt, welches über dem Auge anfängt, sich über die Wange herabkrümmt, bis zur Kehle, und so die Einfassung eines weißen Feldes bildet, das Kehle und Wangen einnimmt, bis an die Schläfe und das Auge hinauf reicht und nach vorn die Nuditäten der Kehle und Mundwinkel begrenzt; hier sind die kleinen überzähligen Flockenfederchen besonders dicht eingemischt, und da sie auch auf weißem Grunde stehen, so leuchtet

das ganze Feld weiß und hat ein seidenartiges Ansehen; sie sind übrigens hier bedeutend kürzer, als am obern Hinterhalse. Ein noch größeres, fast viereckiges, weißes Feld, wird von noch längern, breitern und viel dichter stehenden Federn dieser Art auf der Aussenseite des Schenkels gebildet; diese Federn sind hier größer als dort und decken das darunter liegende Schwarz völlig. Alle diese Federn, die wie weiße Seide aussehen, haben unendlich dünne, sehr schlaffe Schäfte, sehr schmale, ungemein zarte, unzusammenhängende Fahnen oder Bärte und flattern bei jedem Luftzuge. Sie sind auf den Wangen ohngefähr $^1/_4$ Zoll, am Hinterhalse über 1 Zoll und auf den Schenkeln über 2 Zoll lang, die kleinsten nur $^1/_2$ Linie, die größesten wenig über 2 Linien breit, oder in der Breite so zart vergehend, daß diese sich nicht messen läßt. — Dieser überzählige Federschmuck, welchen das Männchen wenig schöner als das Weibchen hat, erscheint bald nach seinem Entstehen in den Wintermonaten in seinem vollkommensten Zustande; allein er ist von zu zartem Bau, um sich lange erhalten zu können. Wenn die Begattungszeit heran rückt, wird er schon schlechter, viele jener Federchen sind schon abgebrochen, und während der Begattung, dem Nestbau und Brüten, verschwindet er, mehr durch Abstoßen als durch Ausfallen, vollends ganz, so daß beim Füttern der im Neste sitzenden Jungen, selten ein Alter noch einzelne Uiberbleibsel davon aufzuweisen hat, noch seltener, wenn die Jungen ausgeflogen sind, oder bei einem zweiten Gehecke. Das gewöhnliche Gefieder, wenn es jetzt diesen zarten Federschmuck wieder abgelegt hat, ist dann das sogenannte Sommerkleid. Ich glaube wenigstens nicht daran, daß zu dieser Zeit ein, wenn auch nur theilweiser, Federwechsel Statt finden sollte, um dies herzustellen; denn dazu sieht das ganze Gefieder um diese Jahreszeit schon zu abgetragen aus, und, bei genauerm Nachsehen, finden sich hin und wieder noch Reste von jenen Schmuckfedern oder wenigstens Kiele, deren Schäfte abgebrochen sind. Bei H. pygmaeus kömmt ganz dasselbe und in derselben Weise vor.

Wo diese Vögel in großer Anzahl beisammen wohnen, kommen zuweilen auch Ausartungen oder sogenannte Spielarten, nämlich mehr oder weniger weißgescheckte vor.

Die Zeit der Mauser ist nicht genau beobachtet. Man darf daher noch über Manches nähern Aufschluß wünschen, den nur fortgesetzte, genaue Beobachtungen geben werden. Je öfter sie bei einem Individuum wiedergekehrt ist, desto schöner und glänzender wird sein Gefieder, desto vollständiger jener übercomplete Federschmuck,

welcher nach aller Analogie sein Hochzeitsschmuck ist und seinem Hochzeitskleide angehört; deshalb darf das Kleid, was ihn trägt, auch nicht „Winterkleid" genannt werden.

Aufenthalt.

Die Kormoranscharbe ist über ganz Europa, das nördliche Asien und Nordamerika verbreitet. Sie geht im Norden von Norwegen viel höher hinauf, als Island liegt, und über die Loffoden hinaus, von den finnländischen und europäisch-russischen großen See'n bis an das weiße Meer; sie ist in ganz Sibirien gemein, auch in vielen Theilen des mittlern Asiens, selbst in Ostindien vorgekommen. Auf der andern Seite bewohnt sie Grönland, die Länder um die Hudsonsbai und ganz Canada, und soll von dort zuweilen bis in die südlichen Vereinsstaaten herab gehen. In unserm Erdtheil ist sie von den schon genannten Ländern abwärts nach Süden, Osten und Westen verbreitet, auf Island, den Färöern und allen von Schott- und Irland nördlich gelegenen Inseln, wie an den Küsten der scandinavischen Halbinsel gemein, so auch an vielen großen Binnenwassern Schwedens, wie der diesseitigen Ostseeküste und des dänischen Staates, wenigstens stellenweise und in manchen Perioden; so auch die Küste unsrer Nordsee, vorzüglich Holland, so hin und wieder England und Frankreich. Auch auf dem mittelländischen Meer kömmt sie an vielen Orten, bei Sardinien sogar häufig vor, desgleichen vom adriatischen Meer durch den griechischen Archipel und dem Bosporus bis zum schwarzen Meer, ist an den Ausflüssen der Donau unsäglich häufig und in vielen Theilen Ungarns sehr gemein. In der Schweiz ist sie sehr selten, kaum weniger auch in den südwestlichen und mittlern Theilen von Deutschland; in den östlichen und nordlichen Theilen war sie es sonst auch, ist aber in neuern Zeiten hier bekannter geworden. Seitdem sich nämlich die Kormorane in großer Anzahl in den untern Odergegenden und in Pommern häuslich niederließen, streiften von da so viele nach allen Richtungen umher, nach Preußen, Schlesien und den Marken, bis nach Sachsen und Anhalt, daß seit ein paar Dezennien ihrer viele sich zeigten und mancher auch in unsrer Gegend erlegt werden konnte, so bei Dessau, bei Zerbst, in den Elb- nnd Saalgegenden, z. B. bei Löddertz, bei Giebichenstein und andern Orten, die bald einzeln, bald zu drei bis fünf beisammen angetroffen wurden.

Der Wanderungstrieb ist beim Kormoran ziemlich beschränkt, fehlt ihm jedoch nicht ganz. Er verläßt im Herbst zwar den Ort seines Sommeraufenthaltes fast durchgängig, bezieht andere Gegenden und streift im Winter weit umher und oft in südlicher Richtung fort, scheint dabei aber einer bestimmten nicht immer, und einer, die ihn weit über festes Land ohne große Gewässer führt, gar nicht zu folgen. Die einzelnen oder wenigen Kormorane, welche bis ins mittlere Deutschland kamen, hatten sich bloß verflogen, denn es geschahe zu allen Jahreszeiten; wir haben solche im Anfang des Juli, des September, im October und andern Monaten erhalten, auch waren die meisten dieser bloß junge Vögel. Im August und September scheinen sie am meisten zu schwärmen oder ihren Aufenthalt nach andern wasser- und fischreichen Gegenden zu verlegen, einige Zeit da zu verweilen und dann wieder nach andern zu ziehen. Ich sahe zu dieser Zeit auf der Donau in Ungarn (in der Gegend von Raab und Comorn) viele, in mehrern ansehnlichen Flügen sich herumtreiben. Wenn sich ein solcher Flug erhebt, wird man es ihm bald ansehen, was er vor hat; denn wenn er in der Nähe bleiben will, fliegen Alle ohne Ordnung durch einander; will er dagegen weit weg, so formiren sie nach kurzem Kreisen (um einige Höhe zu gewinnen), eine schräge Linie, in welcher ein Vogel hinter dem andern fliegt. In Ungarn folgt ihr Zug meistens dem Laufe der Donau, am Meer aber den Küstenstrichen, auf demselben jeder beliebigen Richtung, doch immer so, daß er sie gegen den Winter südlicher, im Frühjahr dagegen nach Norden bringt.

Der Kormoran ist ein Meervogel; denn die Mehrzahl lebt stets auf dem Meere, und die geringere, welche um zu nisten, sich an großen Binnengewässern hin und wieder ziemlich tief ins Land hinein begiebt, sucht doch auch bald nach vollbrachten Fortpflanzungsgeschäften das Meer wieder auf, um dort die übrigen Zeiten des Jahres zu verweilen. Eine Gewohnheit, hier gewissen Strichen den Vorzug vor andern zu geben, oder nach Beschaffenheit der Umstände diese bald oder nicht bald mit andern zu wechseln, mag durch Mangel oder Uiberfluß an Nahrungsmitteln bedingt werden; aber sie bringt ihn oft in Gegenden, wo er früher unbekannt war, und umgekehrt. Bei denen, welche er unter einem gemäßigtern Himmelsstriche zu Nistplätzen erwählt, kommt dies öfter vor, als im hohen Norden, wo diese alljährlich ohngefähr immer dieselben bleiben, die dazu seit Jahrhunderten dienten; der Wechsel beschränkt sich hier bloß auf die nächsten Klippen, dort dehnt er sich oft auf

so viele Meilen Entfernung aus, daß niemand weiß, woher diese Vögel kamen. Auf den dänischen Inseln der Ostsee waren sie z. B. vor etwa 30 Jahren eine seltene Erscheinung; man hatte bis hierher nur zuweilen einen Einzelnen gesehen, als im Jahre 1810 zuerst so viele bei der Insel Fühnen erschienen und ihren Nistplatz in einer Waldung, nicht weit vom Seeufer, wählten, daß Jedem diese fremden Gäste auffallen mußten, deren Zahl in jedem Frühjahr in so starker Progression fortwuchs, daß nach 5 Jahren viele Tausend Bruten dort auskamen, daß man sie alles Ernstes verfolgen und zu vertilgen trachten mußte, Hunderte der Jungen an manchen Tagen tödtete und sie erst nach und nach aus der Gegend zu vertreiben vermochte. Sie erschienen dann wieder in andern, früher ihnen fremd gewesenen Orten jener Gegenden auf gleiche Weise, erst in kleinerer, aber alle Jahr wachsender Anzahl; so auch auf dem Drigge, einer Landspitze von der Insel Rügen, wo man seit Menschengedenken einen solchen Vogel nicht gesehen hatte, und es ging hier bald ebenso, wie dort; nach übermäßiger Vermehrung und unabläßiger Verfolgung blieben sie endlich weg, hatten sich aber in die Odermündungen begeben und zogen den Fluß hinauf, bis in Gegenden, wo es fischreiche Altwasser, See'n und Wälder giebt und siedelten sich zuerst bei Oderberg oder Neustadt-Eberswalde an. Hier ging es ihnen ebenso, wie in andern kultivirten Gegenden, man setzte sich ihrer allzugroßen Vermehrung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegen, sahe aber vor der Hand keinen andern Erfolg, als daß sich die Kormorane an der Oder hinauf immer tiefer landeinwärts zogen und an andern Orten mehrere neue Kolonieen gründeten, so daß sie bis zu den Gegenden in der Nähe der Spree kamen und sich z. B. beim Dorfe Klein-Schönebeck ansiedelten, wo sie sich so ungeheuer vermehrten, daß man im Jahre 1835 dort an einem einzigen Tage 400 Stück, meistens Junge, erlegte. So haben sie sich in mehrern Abtheilungen, auch jenseits der Oder, über viele Gegenden verbreitet, wo man sie sonst nicht kannte, und noch in neuester Zeit giebt es an mehrern Orten dieser und jener Gegenden große Nistplätze, die sie, wenn nicht besondere Hindernisse eintreten, alle Jahr wieder beziehen, sie aber jedes Mal nach vollbrachten Fortpflanzungsgeschäften, bis auf wenige Einzelne verlassen, der große Haufen aber, in mehrere Flüge zertheilt, die übrige Zeit des Jahres, fern von da, auf dem Meere zubringt, sich aber im Frühjahr in einzelnen Abtheilungen, in wenigen Tagen nacheinander, wieder dort einstellt.

Obgleich unser Kormoran an den Küsten des baltischen Meeres, besonders an denen des finnischen und botnischen Busens, seit Jahrhunderten bekannt war, so fehlt es doch an Nachrichten, daß er dort jemals und irgendwo in solchen Massen aufgetreten sei, wie in den neuesten Zeiten an einigen Stellen der deutschen Küsten dieses Meeres, namentlich in so schnell anwachsender Menge, wie hier. Vor seinem erwähnten Erscheinen auf Fühnen, scheint ein großer Zeitraum zu liegen, in welchem so etwas nicht vorgekommen ist; aller Welt war dieses damals etwas Neues und Unerhörtes. Was bewog wol die ersten Ansiedler, die vielleicht vom Norden, aus dem Meere von Norwegen, oder aus Nordosten, vom weißen Meer und den großen Landsee'n zwischen diesem und dem finnischen Meerbusen, in die Ostsee herab zogen, in diesen südlichern Gegenden sich häuslich niederließen und sich hier so zu gefallen schienen, zu diesem unerwarteten Wechsel ihrer Wohnsitze? Dies ist ein Räthsel, zu dem der Schlüssel fehlt, bei dem uns nur das hohe Wort unsres Schiller umschwebt: „In das Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!" — Man fühlt sich ferner bewogen zu fragen: Wird das jährlich wiederholte Erscheinen dieser Vögel nun so fortbestehen für alle Zukunft? werden sie nach und nach immer weiter ins Innere der südlichern Länder vordringen, und sich dabei alle folgenden Jahre fortwährend in so sehr wachsender Zahl vermehren, wie sie es thaten, so lange sie auf deutschem Boden hauseten? Oder wird ihnen hier wieder ein Mal, und wann ein Ziel gesteckt sein?

In der Wahl seines Aufenthaltes zeigt unser Kormoran, wie zum Theil schon das Ebengesagte beweist, so höchst merkwürdige Abweichungen, wie sie in dem Maaße kaum bei einer andern Vogelart vorkommen. Im hohen Norden, Jahr aus Jahr ein auf salzigem Wasser, auf und an dem Meere, bewohnt er mit andern Meervögeln nur menschenleere, armselige, kahle, baumlose Gegenden, hohe, rauhe Felsengestade und Klippen; südlicher sucht er schon mit Bäumen besetzten und bewaldeten Strand; noch weiter nach Süden wohnt er oft so weit vom Meer, daß er es für lange Zeiträume entbehren muß, in fruchtbaren, mit Wald wechselnden Gegenden und an süßen Gewässern.

Wenn der Kormoran das weite Meer verläßt und tief in das Land eindringt, von jenem oft weit entfernt an süßen Gewässern seinen Wohnsitz aufschlägt, so wählt er dazu weniger die schnellströmenden Flüsse als deren stille Altwasser, große Landsee'n, sum-

pfige Gegenden, deren Gewässer viele kleinere See'n und große Teiche bilden, mit Rohr und Schilf bewachsene aber nur dann, wenn sie auch viele Flächen freies und tiefes Wasser haben, überall aber nur solche Gewässer, welche von sehr vielen Fischen belebt werden. Hier an den süßen Gewässern, bedarf er keiner hohen Ufer, keiner Felsen; dagegen darf es aber einer solchen Gegend nicht an Bäumen fehlen und es muß Wald in der Nähe sein. Hier wird dieser Seevogel ein halber Waldvogel, nistet auf Bäumen, sitzt gern auf ihren Aesten, selbst auf den höchsten Gipfeln derselben und hält sogar seine Nachtruhe meistens auf ihnen. So wie er am Meer gern auf den niedrigsten Klippen ausruhet und manchen so den Vorzug vor andern giebt, daß er abwartet, bis sie bei niederm Wasser aus demselben hervorragen, so sitzt er anderwärts gern auf Pfählen und schwimmenden Baumstämmen. Er nimmt seinen Sitz am Wasser so nahe über dessen Fläche, wie möglich, an abgeflachten Ufern sogar bis an die Ferse im seichten Wasser stehend; entfernt vom Wasser dagegen so hoch wie möglich und auf den höchsten Bäumen. Seine Ruhe pflegt er fast immer an derselben Stelle, die sich leicht bemerklich macht, weil sie von seinen dünnflüssigen, beitzenden Unrath stets ganz weiß gefärbt ist.

Eigenschaften.

Auf dem Lande ist unser Kormoran ein unbehülflicher, träger Vogel, in der Luft dies bei Weitem weniger, im Wasser dagegen ein sehr lebhafter und flinker. Wenn er steht, ist seine Brust sehr aufgerichtet und der Schwanz wo möglich gegen den Boden gestemmt, zumal wenn er länger an einer Stelle verweilt und dabei sich, wie gewöhnlich, auf die Laufsohle niedergelassen hat. Sonst steht und geht er auf der Spur. Beim Sitzen auf einem wagerechten Aste oder der abgestumpften Spitze eines Pfahles oder auf der schmalen Kante eines Gesteins, ist sein Rumpf fast lothrecht aufgerichtet, und so hängt auch der Schwanz herab, der sich dann überall, wo es sein kann, mit seiner Unterfläche anstemmt und den Vogel im Gleichgewicht halten hilft; die Ferse sind dabei stark gebogen, wodurch das Anklammern der Zehen verstärkt wird, der Hals aber in sehr verschiedene Formen gezogen. Wenn der Vogel aufmerksam oder gar ängstlich ist, wird dieser ausgestreckt, doch nie ganz gerade, sondern mehr oder weniger als ein S gebogen und der Schnabel nach der Spitze zu etwas über die wagerechte Linie erho-

ben. Oft giebt er jenem eine so stark gedrückte S Form, daß der mittlere Theil des Hinterhalses beinahe auf dem Oberrücken liegt; in völliger Ruhe weiß er ihn aber auch in sich selbst zu verkürzen, so daß er wieder ein ganz anderes Aussehen erhält. Wenn der Vogel recht ängstlich wird, legt er das Gefieder am Kopfe und Halse so dicht an, daß jener sehr klein und dieser sehr dünn aussieht, wobei sich beide eigenthümlicherweise, schlangenartig mit dem Schnabel bald nach dieser, bald nach jener Seite bewegen, was sehr an die Vögel der Gattung Plotus erinnert.

Er geht selten, wenn er aber muß, eben nicht viel schlechter als Enten, trägt dazu auch den Körper mehr wagerecht, als im ruhigen Stehen, etwa so wie die Tauchenten, wackelt dabei auch so wie diese, hinüber und herüber, und schreitet so zwar nicht schnell, doch auch nicht schwerfällig vorwärts. Daß er sehr gern auf Bäumen sitzt, ist schon erwähnt; mit seinen breiten Ruderfüßen umklammert er den Ast sehr fest, so gut an fast gerade aufsteigenden, als an wagerechten, dort so sicher und anhaltend, wie hier.

In seinen Bewegungen auf dem Wasser, zeigt er vor Allem die meisten Fertigkeiten. Er schwimmt vortrefflich, schnell und anhaltend, kann sich dabei nach Belieben mehr oder weniger tief in die Fläche einsenken, so daß, wenn er ganz ruhig schwimmt, der ganze Rücken und von den Flügeln das Meiste, wenn er aber besorgt oder ängstlich wird, von erstern bloß noch ein kleiner Theil, wenn er sich aber gar verfolgt glaubt, gar nichts mehr über dem Wasser sichtbar bleibt, als Kopf und Hals. Der Hals ist im Schwimmen fast beständig ziemlich ausgestreckt oder nicht sehr stark gebogen und sieht sehr dünn aus. Der seinem Verfolger schwimmend ausweichende Kormoran sieht daher einem Lappentaucher von den größern Arten sehr ähnlich, zumal ihm auch der Schwanz, weil er ihn im Wasser schleppt, zu fehlen scheint. Er schwimmt überhaupt tiefer eingesenkt als andere Scharben, fällt deshalb auch, Trotz seiner ansehnlichen Größe, in der Ferne nicht sehr in die Augen.

Im Tauchen besitzt er eine große Meisterschaft; mit größter Leichtigkeit, zuvor den Hals gegen das Wasser gebogen, schlüpft er, zwar mit einem kleinen Ruck, aber ohne Geräusch, unter dasselbe und bleibt Minuten lang verschwunden, ja man behauptet, daß er 3 bis 4 Minuten, ohne Luft zu schöpfen, unten aushalten könne. Er durchstreicht untergetaucht das Wasser in allen Richtungen, taucht manchmal in einer Entfernung von 100, ja 200 Fuß erst wieder

auf, geht auch häufig bis auf den Boden hinab; man hat ihn sogar Fische, die bloß auf dem Meeresgrunde wohnen, heraufbringen sehen, wo dieser über 100 Fuß tief war. Bei Verfolgungen auf dem Wasser, taucht er gewöhnlich erst ein oder ein paar Mal, kömmt allemal weit von der Stelle des Eintauchens erst wieder zum Vorschein, und wenn sich dann die Gefahr noch nicht entfernt hat, erhebt er sich endlich zum Fluge. Man behauptet allgemein, daß er unter der Wasserfläche wie ein Fisch dahin schieße, dazu bloß mit den Füßen rudere, die Flügel aber dabei an den Rumpf lege und nicht bewege. Ob dies sich jedoch immer genau so verhält, möchte man fast bezweifeln, weil nach oftmaligem Untertauchen seine Flügel naß werden, weshalb er denn auch nach solcher Arbeit gern einige Zeit ausruhet, deshalb auf die schräg aus dem Wasser aufsteigenden Klippen klettert oder sonst ein trockenes Plätzchen, meistens zu Fuß, erklimmt, hier auf die Fersen und auf den Schwanz gestützt, mit aufgerichtetem Körper und ausgestrecktem Halse, die Flügel vom Körper abgehalten (wie etwa der Adler des ehemaligen kaiserlich-französischen Wappens) und mit ihnen unablässig fächelnd, Stunden lang an derselben Stelle sitzt, um sich wieder zu trocknen, hauptsächlich die Flügel. Dieses Fächeln oder Fächern ist allen Scharbenarten eigen. Gewöhnlich sind dabei mehrere von einer Art beisammen und alle haben ausser diesem noch eine andere sonderbare Gewohnheit, nämlich die, daß sie bei ihrem Fächeln oder auch, wenn sie ganz ruhig da sitzen, welches gewöhnlich nicht hoch von der Wasserfläche ist, daß sie hier, plötzlich erschreckt, z. B. nach einem Fehlschuß, sich alle zugleich in demselben Augenblick wie getroffen oder getödtet ins Wasser stürzen. Wo sie sich nicht senkrecht herabfallen lassen können, nämlich auf bloß abhängiger Fläche, da gleiten sie fast eben so schnell herab. Sowie sie die Wasserfläche berühren, sind sie auch sogleich unter dieser verschwunden, bis nach Verlauf etwa einer Minute einer nach dem andern, meistens in ziemlicher Entfernung, bloß mit dem Kopfe und Halse sich wieder über derselben zeigt, um sogleich wieder zu tauchen oder auch wegzufliegen. Wo der Kormoran sehr hoch uno nicht dicht an oder über dem Wasser sitzt, zeigt er von dieser Gewohnheit nichts, sonderbarerweise aber zuweilen wieder eine entgegengesetzte, namentlich an ihm ganz fremdartigen Orten, wohin er vom Zufall verschlagen wurde, hält er manchmal sogar mehrere Fehlschüsse nacheinader aus, ohne sich von der Stelle zu rühren. Wir werden weiter unten noch ein Mal hierauf zurückkommen, wenn von der Jagd dieser Vögel die Rede sein wird,

und sehen, daß das Leben derselben voll von höchst merkwürdigen Eigenthümlichkeiten ist.

An seinem Fluge ist der Kormoran dem Geübten sehr kenntlich. Den Hals lang vorgestreckt, die langen schmalen Flügel weit vom Körper, bald in kürzern und schnellern, bald in größern und langsamern Schlägen schwingend, bald ohne diese bloß schwebend, sogar in Kreisen zu großer Höhe sich hinauf schraubend oder so herablassend, bald sehr gemächlich, bald rascher, dann aber etwas unstät oder ungleichförmig, ähnelt er bald dem einer großen Entenart, bald dem eines Raben, in manchen Momenten auch wol manchen größern Meerschwalben. Eben diese Veränderlichkeit und das öftere Schweben machen ihn sehr kenntlich. Das Erheben und Niederlassen geschieht unter einigem Flattern, dem Niedersetzen auf das Wasser folgt aber oft ein kurzes Tauchen. Wo sich eine Gesellschaft Kormorane an einem flachen Ufer niederläßt, geschieht es häufig so, daß alle bis an die Ferse im Wasser stehen und eine einfache Reihe längs dem Ufer bilden. Doch lassen sie sich viel gewöhnlicher auf tiefem Wasser nieder, schwimmen gegen das Ufer zu und stellen sich dann in einer Reihe auf. Einen Sitz, welchen sie aus dem Wasser erklettern können, ziehen sie dem vor, wo sie dazu auch die Flugwerkzeuge gebrauchen müssen; da sie aber auch gern sehr hoch sitzen, und dies nicht immer nahe am Wasser, so müssen sie sich dazu allerdings aufschwingen. Es ist namentlich da immer der Fall, wo sie ihre Nester in bedeutender Höhe haben, auf Felsen oder Bäumen, und wenn sie dann hier beunruhigt werden, besonders durch Schießgewehr, so schwingen und schrauben sie sich so lange zu einer so großen Höhe hinauf, daß sie kein Schuß erreichen kann, und steigen ebenso nicht eher wieder herab, bis sich die Gefahr entfernt hat. Der Kormoran (wie überhaupt alle Scharben) fliegt zwar bei Weitem nicht so viel als Tölpel oder nur Meven, aber doch viel mehr als andere taucherartige Schwimmvögel, besonders in der Fortpflanzungszeit; er ähnelt darin ohngefähr den nichttauchenden Entenarten und fliegt auch beinahe eben so leicht, doch nicht so schnell als die meisten dieser.

Er gehört unter die schlauen und vorsichtigen Vögel, legt zwar am Brüteorte viel hiervon ab, merkt aber auch hier bald, wenn es gefährlich für ihn wird, und weiß sich der Gefahr besonders dadurch zu entziehen, daß er über Schußhöhe in die Luft steigt. Wie bei vielen andern Seevögeln ist es auch bei diesen vorgekommen, daß einzeln tief ins Land Verschlagene die Besinnung verloren und

sich einfältig benahmen. Er scheint immer düster gelaunt, ist hämisch gegen andere Geschöpfe, so gern er auch sonst ihre Gesellschaft sucht, ja ihrer bedarf, wie an vielen Brüteorten. Der kleine, vorn spitze, hinten starke Kopf, mit der ungemein abgeflachten Stirn, das kleine, dicht am Schnabel stehende, blitzende Auge, mit seinem heimtückischen Blick, bilden Gesichtszüge, die denen eines Marders gleichen oder mit einem Schlangengesicht Aehnlichkeit haben, wenn man sich dabei den Schnabel weg denkt. Dieser ist keine unbedeutende Waffe und wird oft ganz unversehends gegen das sich ihm nahende Geschöpf geschleudert, in Hieben, nach denen häufig Blut fließt. Der flügellahm Geschossene vertheidigt sich damit wüthend gegen Menschen und Thiere und hauet ihnen gerne nach dem Gesicht und den Augen. Auf der Haut der bloßen Hand, gegen welche er seine Hiebe schleudert, hinterläßt der scharfe Haken stets blutige Spuren, macht oft schmerzhafte Wunden, und kann sich zuweilen so fest einhaken, daß durch eine andere Gewalt der verbissene Schnabel geöffnet werden muß. Er vertheidigt sich damit auch gegen Raubvögel, und selbst den Seeadler hat man einen schweren Kampf mit ihm bestehen sehen.

Gegen andere Vögel ist er eigentlich ungesellig, aber er sucht oft ihre Gesellschaft aus besonderm Eigennutz und lebt dann in beständigem Streite mit ihnen. Auf dem Meer gnügt er sich selbst, ist aber nicht gern einsam, sondern immer in Gesellschaft von seines Gleichen, doch nie in sehr großen Schaaren vereint, am öftersten zu 30 bis 50 Stücken beisammen; auch dort an den meisten seiner Brüteorte in nicht viel stärkern Vereinen. Allein an Orten, welche ihm mehr als die nackten Felsen des Nordens zusagen, vereinigt er sich zu den Fortpflanzungsgeschäften oft in Schaaren von mehrern Tausenden. Hier sucht er sich gewöhnlich in die Kolonien anderer, besonderes der Saatkrähen oder Fischreiher, die bekanntlich gesellig beisammen nisten, zuerst einzudrängen, jene dann nach und nach zu verdrängen und den Platz zu behaupten, wobei er fortwährend im heftigsten Kampfe mit ihnen liegt und gegen die ebenfalls gut bewaffneten Reiher zwar einen schweren Stand hat, zuletzt aber doch den Sieg zu erzwingen weiß.

Bei solchen Kämpfen und überhaupt am Nistorte, macht er vielen Lärm, ist sonst aber ein stiller Vogel und läßt nur selten einen abgebrochenen Ton hören. Seine Stimme ist schnarrend oder rauh, wie Rabengeschrei, bald wie Kra kra, bald wie Krav oder Krau klingend, das bei manchen beinahe wie fernes Hundegebell zu

vernehmen ist. Die Jungen im Neste stoßen häßlich kreischende Töne, in verschiedenen Tonarten, aus und lassen sich oft genug hören, am meisten, wenn ihnen die Alten Futter bringen. Diesen fehlt es hier auch nicht an Anlässen zum Schreien; denn an vielen Brüteorten haben sie mit andern Vögeln um die Neststellen zu zanken, oder sie davon zu verdrängen, und weil diese auch nicht gutwillig weichen und dann die streitenden Parteien aus Leibeskräften dazu schreien, so giebt dies, zumal wo die Gegner Saatkrähen oder Fischreiher sind, an solchen Orten einen furchtbaren Lärm.

Der alt eingefangene oder flügellahm geschossene Kormoran wird nie zahm; er scheint immer trübe gelaunt und heimtückisch nur darauf zu lauern, jedem sich ihm nähernden Geschöpf einen Schnabelhieb zu versetzen. Zwei Dachshunde auf einen solchen gehetzt, wurden bald in die Flucht geschlagen, und als man zwei Puterhähne auf ihn zu trieb, die ihn sogleich angriffen, wehrte er sich so kräftig, daß er den einen wüthend packte, sich an ihm verbiß, so daß man, um diesen zu befreien, sich genöthigt sahe, dem Kormoran den Schnabel mit Gewalt aufzubrechen. Den Menschen hauet ein solcher Vogel nach den nackten Theilen, den Händen, dem Gesicht, besonders aber nach den Augen und kann daher namentlich Kindern sehr gefährlich werden; selbst Junge aus dem Neste geholten Kormoranen ist hierin nicht zu trauen, weil sie es eben so machen. Diese lassen sich jedoch mit der Zeit besänftigen, lernen ihren Wärter kennen, lassen sich von ihm streicheln u. s. w., bleiben aber für jeden Andern immer gefährlich, weil sie ihre Heimtücke nie ganz ablegen. So unbehülflich und stumpfsinnig sie sich anfänglich gebehrden, sind sie indessen nicht und man darf sie nicht ohne alle intellectuelle Fähigkeiten glauben; denn sie lernen den, welcher sie richtig zu behandeln versteht und ihnen Gutes erweist, sehr bald von andern Menschen unterscheiden, sogar an der Stimme und am Gange, folgen seinem Rufe wohin er will, begleiten ihn zum Wasser und wieder nach Hause, und lassen sich sogar abrichten, für ihn Fische zu fangen; mit demselben Erfolg, wie die chinesische Scharbe (H. chinensis), eine der unsern ähnliche, aber etwas größere Art.

Nahrung.

Es ist nicht bekannt, daß der Kormoran neben Fischen auch noch von etwas Anderem lebe. Unter den Gattungen und Arten der Fische scheint er nicht sehr wählig; nur die Panzer-, Kugel-

und Stachelfische mag er nicht, nimmt aber sowol breite als schmale, die Schollen wie den Aal, wenn sie nur nicht zu groß sind und er sie überwältigen kann; doch will man bemerkt haben, daß einer dem andern beistände, wenn er an einen zu großen Fisch gekommen wäre. Er kann Fische von 1 Fuß Länge und 3 Zoll Breite verschlingen, von den schmälern noch viel längere, z. B. Aale von fast 2 Fuß Länge, und es hindert ihn nicht, wenn auch das Schwanzstück so lange noch zum Schnabel heraushängt, bis der Kopf im Magen verdauet wird, und dann erst das Uibrige allmählig nachrücken kann. Zu große oder zu breite versteht er auch zu zerstückeln, und wenn seine Jungen noch zu klein sind, um ganze Fische, welche er ihnen vorwürgt, zu verschlucken, zerstückelt er sie ihnen zuvor in verschlingbare Bissen.

So gewandt er sich auch im Schwimmen auf der Oberfläche zeigt, so ist er es doch unter derselben noch ungleich mehr. Er schießt unter der Oberfläche, gleich einem Fisch, in jeder Richtung durch's Wasser und erhascht so die flinkesten, sie mögen nun hoch gehen, oder sich auf dem Grunde aufhalten, oder gar im Schlamm versteckt haben. Aus dem tiefsten Wasser holt er so den Aal herauf, ja man hat ihn Schollen, die bekanntlich auf dem Grunde liegen, aus der Tiefe des Meeres heraufbringen sehen, wo diese über 150 Fuß betrug, wobei er doch nur einige Minuten unter Wasser war. Wie schnell muß also sein Geschäft in der Tiefe abgemacht, wie schnell ein so langer Hin- und Herweg zurückgelegt werden! Drei bis vier Minuten kann er nacheinander unter Wasser sein, bevor er wieder Luft zu schöpfen braucht, und selten kömmt er herauf, ohne einen Fisch im Schnabel, den er zuvor tüchtig kneipt und dann so zu wenden sucht, daß beim Hinunterschlingen der Kopf voran geht. Sie zappeln, schnellen und winden sich gewöhnlich nicht lange, und wenn sie klein sind, verschwinden sie augenblicklich im Schlunde des Vogels, sobald dieser nur den Kopf aus dem Wasser empor reckt. Ist der gefangene Fisch aber zu groß, so wird er im Schnabel den Jungen zugetragen und dort zerstückelt, zu andern Zeiten wol auch gleich auf dem Wasser, wo der Vogel aber nach dem Abreissen einzelner Stücke den untersinkenden Fisch durch Untertauchen so lange immer wieder heraufholen muß, bis er völlig aufgezehrt ist.

Es ist merkwürdig, daß er gerade die Fische vor andern zu lieben scheint, welche auf dem Grunde des Wassers sich aufhalten, im Meer besonders Cottus scorpio, Clupea sprattus und die Schol-

len, besonders den Flynder, Pleuronectes Flesus, die Heiligebutt, Pl. hippoglossus u. a. m., sowie im süßen Wasser den Aal, die Karpfen, u. a.; denn auch Süßwasserfische verschmähet er nicht. Hechte, Weißfische, Barsche habe ich selbst in seinem Speisebehälter gefunden, und von allen übrigen Arten haben die nächsten Umgebungen seines Nestes Uiberbleibsel aufzuweisen. Der Aal scheint ihm von Allen am besten zu schmecken; er mag sich auch wol am bequemsten verschlucken. Man hat unter den Bäumen, worauf Nester mit Jungen, zuweilen Aale, welche zufällig herabgefallen waren, von fast 2 Fuß Länge aufgefunden, an denen der Kopf, welcher im Magen des alten Vogels gesessen, bereits von der Verdauung angegriffen und zum Theil zerstört war, während das Schwanzende noch Leben und Bewegung zeigte.

Seine Gefräßigkeit ist groß und Folge einer ungemein schnellen Verdauung. Ein Augenzenge des Treibens einer großen Kormoranen-Kolonie sagt: „Sie sind geschäftig wie Ameisen und gefräßig wie Wölfe." Fängt er lauter kleine, ohngefähr eine Hand lange Fische, so ruhet er nicht eher, bis Magen, Schlund und Kehlsack so vollgepfropft sind, daß er kaum den Schnabel schließen kann. Nicht sehr breite Fische, wie Sprotten, oder wie Döbel und andere Weißfische, von 6 bis 9 Zoll Länge, können jene Behälter 8 bis 10 Stück fassen. Dann erst fliegt er, so mit Beute beladen, seinen Jungen zu und würgt sie diesen vor, oder schwimmt oder fliegt damit, wenn er bloß für sich allein zu sorgen hat, seinen gewöhnlichen Ruheplätzen zu, wo er die Verdauung abwartet, sich von den Anstrengungen seiner abgehaltenen Fischjagd ausruhet, und dabei unter dem schon bemerkten Fächeln mit den Flügeln sein Gefieder trocknet, das sonderbarer Weise bei oft wiederholtem und lange anhaltendem Untertauchen etwas Nässe annimmt. Da dies besonders an den Flügelfedern bemerklich wird, so möchte man verleitet werden zu glauben, er rudere unter Wasser auch mit den Flügeln, wie die Lummen und Alken; dem widersprechen jedoch Faber, Graba und andere Beobachter. — Sein Ruheplätzchen verläßt er dann, wenn ihm Erholung so nöthig ist, ungern, theils weil ihm dann das Fliegen schlecht abgeht, theils weil er, wenn er nahe am Wasser sitzt und sich unmittelbar in dieses stürzen könnte, sich scheuen mag, sein Gefieder so bald wieder naß zu machen. Erst nach ruhig abgehaltenem Verdauungsprozeß, nach ein paar Stunden, beginnt eine neue Fischjagd. Seine Ruheplätze sind schon von Weitem zu erkennen an der weißen Düncke, womit sie und

die nächsten Umgebungen ziemlich haltbar überzogen sind, die sein dünnflüssiger, kalkartiger Unrath giebt, welchen er bei hoch aufgehobenem Schwanze weit von sich zu spritzen pflegt. Dieser soll beitzende Eigenschaften auf Bäume und Stauden verrathen, was jedoch eben nicht wahrscheinlich ist.

In ältern Werken findet man einer besondern Vorkehrung erwähnt, welche der Kormoran bei seinen Fischereien treffen soll. Nach diesen Angaben solle er nämlich meistens gesellschaftlich fischen, in einer Reihe und im Halbkreise schwimmend die Fische in enge Buchten oder auf seichte Stellen am Ufer zusammen treiben, um sie hier desto bequemer fangen zu können; ja die Kormorane sollten sogar auch den Pelekanen, denen man eine ähnliche Art zu fischen zuschreibt, auf die nämliche Weise behülflich sein, und so mit ihnen sich in die Beute theilen, von den zusammengetriebenen Fischen dann die Pelekane die großen, die Kormorane die kleinen fangen. Die Sache scheint jedoch, wenigstens hinsichtlich der Letztern, auf einem Irrthum zu beruhen. Daß die Kormorane, wie schon oben erwähnt, an langen, freien und seichten Stellen sich längs dem Ufer nicht selten in eine Reihe aufstellen, habe ich selbst gesehen, aber niemals, daß sie auf diese Weise oder im Halbkreise geschwommen und untergetaucht hätten. Auch auf der Ostsee hat man sie an Untiefen lange Reihen bilden, doch diese nie zugleich untertauchen sehen. — Ebenso ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, der auf einem Pfahl oder Baumstrunke ausruhende Kormoran lauere da auf vorüberziehende Fische, um sich von seinem Sitze sogleich auf sie zu stürzen, etwa wie man vom Eisvogel zu sehen gewohnt ist. Er stürzt sich nur dann köpflings und augenblicklich von solchem Ruhesitze ins Wasser, wenn er unerwartet erschreckt wird, z. B. nach einem Gewehrschusse, um sich durch Tauchen zu retten, aber nicht um zu fischen. — Von Jenem ist auch nur so viel wahr, daß an solchen Stellen der Gewässer, wo sich eben viele Fische aufhalten, auch viele Kormorane versammeln und sich äußerst thätig mit dem Fange jener beschäftigen, wobei aber jeder Einzelne, unabhängig von dem Andern, bloß nach eigenem Antriebe den Fischfang betreibt. Man weiß, daß ganze Flüge den wandernden Zügen mancher Fische folgen und daß mit den Heringszügen alle Jahr auch Kormorane bis in die Mündungen großer Flüsse, namentlich der Elbe, kommen.

Der gezähmte Kormoran ist nicht gut mit etwas Anderm als Fischen, zu unterhalten; er verschluckt zwar auch kleine Stücken

frischen Fleisches von andern Thieren, gerupfte kleine Vögel, oder Mäuse, wenn man sie ihm zuwirft und aus der Luft auffangen läßt, worin er eine große Fertigkeit besitzt; diese unnatürlichen Nahrungsmittel sollen ihm jedoch nicht gut bekommen.

Vom beständigen Fischefressen und von der fauligen Ausdünstung aus seinem Magen und Schlunde mag wol der specifische Geruch des Vogels herkommen, welcher sehr stark und widerlich ist. Von diesem, am frischen Vogel fischthranähnlichen Geruch, ist an ihm Alles so durchdrungen, daß ihn auch der ausgestopfte Balg behält, so lange als noch ein Stück von diesem übrig ist. Er wird zwar nach Jahren schwächer und bekömmt dann mehr Aehnlichkeit mit Bisam- oder Moschusgeruch, bleibt aber dennoch ein sehr unangenehmer, den meisten Menschen widerlicher.

Fortpflanzung.

Die Fortpflanzungsgeschichte unsres Kormorans enthält so ausserordentlich viel Merkwürdiges, daß sich Zweifel erhoben haben, ob so große Verschiedenheiten in den Nistorten wol nicht auch verschiedene Arten bezeichnen möchten, dem wir jedoch nach den neuesten Beobachtungen widersprechen müssen. — Oben beim Aufenthalt ist schon berührt, daß er unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen lebe und sich fortpflanze, vom Eismeer bis an die deutschen und holländischen Küsten herab, vom nördlichen Asien und aus Osten her bis nach Ungarn herauf und anderwärts. Ebenso ist bereits erwähnt, daß er bald mehr, bald weniger Seevogel, und ersteres besonders im Norden, letzteres im Süden ist. Wo es keine Bäume giebt, nistet er auf steil aus dem Meer aufsteigenden und von den Wogen umbrauseten Klippen und Felsengestaden, einige Hundert Fuß über dem Meeresspiegel, so auf Island, besonders den nördlichen Theilen, an den Küsten Norwegens, auf den Färöern und andern Inseln, bis an die Küsten von Schott- und Irland herab, auch noch an manchen Stellen der östlichen Küste Englands, z. B. in nicht unbeträchtlicher Anzahl auf den Farninseln. Ein einzeln nistendes Paar findet man kaum jemals; immer sind mehrere, oft Hunderte auf einem kleinen Raume beisammen, den sie selten mit andern Vögeln theilen, ihn aber oft ganz in der Nähe von großen Kolonieen der Lummen, Alken und anderer wählen, auch in den sogenannten Vogelbergen ihr eigenes Plätzchen behaupten, das gewöhnlich eins von den höher gelegenen ist.

In Holland waren diese Scharben, dort nistend, schon seit langen Zeiten als gewöhnliche Vögel bekannt; da es aber daselbst keine hohen, kahlen Felsen giebt, so nisteten sie auf Bäumen, als es an Waldbäumen fehlte, auf Kopfweiden, auf Weidenbüschen, ja sogar auf Binsen- und Schilfbüschen, und zwar überall auch in Gesellschaften und an allen diesen Orten mehr oder weniger vom Meeresstrande entfernt, nicht unmittelbar am Meer, wie in jenen Gegenden. — Ganz denen in Holland, gleichen die in Ungarn, wo sie in vielen Gegenden dieses großen Landes, besonders in südlichen, in Schaaren beisammen nisten, kolonienweise bald auf Waldbäumen, bald auf Weidenköpfen, auf Weidengesträuch oder auf Schilfbüschen, jenachdem sich die Gelegenheit dazu bietet, bald nahe an großen Flüssen, bald auch nicht nahe, bald nur in großen Sümpfen; diese leben dort aber vor allen andern ihrer Art vielleicht am weitesten vom Meer entfernt. Dort ziehen sie auch, wie in Norddeutschland, nach vollbrachten Fortpflanzungsgeschäften, weit weg und größtentheils ganz aus dem Lande, vermuthlich dem fernen Meere zu, wobei ihnen die Donau zur Straße dient.

In den Ländern am finnischen Meerbusen, waren sie lange genug schon bekannt, auch in Preußen, aber weiter auf der Ostsee herab, wurden sie es erst in neuern Zeiten. Wie schon oben bemerkt, erschienen sie vor 30 Jahren, als unbekannte Vögel, in der Nachbarschaft der Insel Fühnen, wo sie zuerst in wenigen Paaren beisammen, nicht weit vom Seeufer in einem Walde der Insel, auf hohen Bäumen nisteten. Nachher wurden alle Jahr, an immer mehr Orten, Vögel dieser Art bemerkt. Im Frühling 1812 fanden sich auch auf einem Gute in der Nähe der Stadt Lütjenburg 4 Paare ein, und siedelten sich, dem Seestrande nahe, auf sehr hohen Buchen in einem Gehölze an, welches seit vielen Jahren einer großen Anzahl von Saatkrähen und Fischreihern zum Brüteorte gedient hatte. Sie vertrieben einige Reiherfamilien, um deren Nester für sich zu benutzen, machten sogar zwei Bruten, eine im Mai, die andere im Juli, und verließen im Herbst desselben Jahres, zu einem Flug von einigen dreißigen angewachsen, die Gegend. Im Frühling des folgenden Jahres kamen sie, wie in allen folgenden, in immer mehr verstärkter Anzahl wieder, so daß man diese bald zu 7000 brütende Paar anschlug. Fr. Boie (von dem ich diese Nachrichten erhielt) zählte damals (im Juni 1815) in einem kleinen Kreise, auf einigen wenigen Bäumen, an 50 Scharbennester, und die Menge der zu- und abfliegenden, mit den Reihern

und Saatkrähen vermischt, erfüllte die Luft und ihr wildes Geschrei betäubte die Ohren; die Bäume sammt ihrem Laube waren weißgefärbt von ihrem Unrath, und die Luft unter denselben verpestet von den aus den Nestern herabgefallenen und faulenden Fischen. Als man diese argen Fischräuber mit aller Macht verfolgte und zu vertreiben suchte, was aber erst nach einigen Jahren gelang, schienen sie sich in mehrere Haufen getheilt und diese verschiedene Gegenden bezogen zu haben, von welchen vermuthlich auch der war, welcher sich an den Ufern der Schlei ansiedelte, und ein anderer, der um dieselbe Zeit, in der Mitte des April, auf dem Drigge, einer kleinen, bewaldeten Halbinsel oder Landzunge zwischen Rügen und dem Festlande, ankam, und hier einen Platz einnahm, wo die höchsten, schlankesten Bäume, Eichen und Erlen, und dichtes Unterholz wuchs, eine Stelle, welche schon seit Jahren einer Fischreiherkolonie zum Nistplatz diente. Auch hier suchten sie die Reiher aus ihren Nestern zu vertreiben, baueten aber noch neue dazu, und bald waren alle tauglichen Zweige der schlanken Eichen und Erlen mit Scharbennestern besetzt. Es ging hier wie dort, sie vermehrten sich in ein paar Jahren bis zum Unglaublichen und mußten mit aller Gewalt vertrieben werden. Jetzt drängte eine Schaar durch die Odermündung bis zur alten Oder, bei Oderberg, hinauf; hier in einem Walde ebenfalls einen Reiherstand usurpirend, wuchs sie schnell zur Unzahl an, wurde hart verfolgt, ohne ganz vertrieben zu werden, aber sie versendete ihre Abkömmlinge noch tiefer Landeinwärts, bis in die Waldungen an der Spree. So entstand in neuester Zeit ein großer Verein beim Dorfe Klein-Schönebeck. Man ist neugierig, wohin sie sich wenden werden, wenn man sie auch aus diesen Gegenden vertrieben haben wird, wozu man sich überall gezwungen sieht, weil sie die Fischereien zu Grunde richten.

Gewöhnlich kommen sie schon Anfangs April bei den Brüteorten an, im hohen Norden um die Mitte dieses Monates, und schreiten dann gleich zum Nestbau. In dieser Zeit haben die Meisten noch ihren hochzeitlichen Federschmuck, viele aber schon sehr abgetragen oder unvollständig; von jetzt an verliert er sich aber mit jedem Tage mehr und mehr, und wenn sie Junge haben, ist bei der Mehrzahl kaum noch eine Spur vorhanden. Auf den hohen Felsen am Meer, wo sie bald ganz kahle, bald bemooste oder mit Gras bewachsene Stellen zu Nistorten wählen, auf breiten Vorsprüngen oder auch ganz oben, bauen sie ihre großen, breiten Nester in geringer Entfernung von einander, am Meer meistens aus verschiedenen Tang-

arten und Seegras, wo sie es aber haben können, verwenden sie zur ersten Anlage Reiser und starke Pflanzenstengel. Die Nester sind inwendig immer naß und sehr schmutzig, wozu das salzige und schleimige Wesen der Meerpflanzen das Meiste beiträgt. Sie haben nebst den Mantel- und Eismeven, unter allen hochnordischen Seevögeln der sogenannten Vogelberge am frühesten Eier und Junge, und diese sind schon flugbar, wenn Lummen uud Alken erst Eier legen.

In südlichern Gegenden, wo sie auf Bäumen nisten, haben sie mehr Arbeit, ehe sie den Grundbau zum Neste zwischen den Zweigen befestigen; deshalb vertreiben sie so gern Raben, Krähen oder Reiher aus ihren Nestern, um sie zu Grundlagen der ihrigen zu benutzen, obgleich sie dabei harte Kämpfe mit den rechtmäßigen Besitzern zu bestehen haben. Auf einem Baume bauen sich öfters so viele Päärchen an, als sich auf seinen Aesten und Zweigen Stellen zu Nestern finden. Die sie von Grund aus selbst bauen, haben zuerst meistens eine Lage gröbern Reißigs, mitunter ziemliche Stecken dazwischen, dann folgen dünnere Reiser, oder auch Rohrstengel, dann dürre Schilfblätter und trockenes Gras. Sehr häufig sind sie aber viel schlechter gebauet, die verschiedenen Materialien durcheinander gemischt, ohne alle Ordnung, und kein besonderes Auspolstern bemerklich. Auf dem Drigge waren damals die meisten Nester einzig aus Dornen gebauet. Anfänglich sind sie ziemlich hoch, in der Mitte gut ausgehöhlt; aber die Vögel treten sie am Rande herum bald nieder, weshalb sie zuletzt ganz flach werden. So kunstlos sie geflochten sind, so halten sie doch fest genüg zusammen, um nicht von Stürmen herabgeworfen zu werden, was bei einzelnen jedoch auch vorkömmt. Alle sind im Innern feucht und schmutzig. Die auf Weidenköpfen oder Weidenbüschen, wie die auf Schilf- und Binsenbüschen sind jenen ganz ähnlich und aus demselben Material gebauet, doch zu den letztern gewöhnlich mehr trocknes Rohr, Binsen und Schilfblätter verwendet.

Beide Gatten bauen sehr emsig am Neste, wozu sie die Materialien nicht immer ganz aus der Nähe nehmen und im Schnabel herbei tragen. Das Weibchen legt 3 bis 4 Eier für eine Brut, welche für die Größe des Vogels sehr klein sind und eine eigenthümliche, sehr schlanke Gestalt, mit einem kürzer und einem länger zugerundeten Ende haben, an denen die schwache Bauchwölbung der Mitte näher als dem stärkern Ende liegt. Sie haben eine sehr feste Schale, mit einem äussern kalkartigen, etwas lockern Uiberzug,

welcher mit einem dicken Kreideanstrich Aehnlichkeit hat und bis zum Augenblick des Austretens aus der Darmöffnung ziemlich weich sein muß, weil er bei der ersten Berührung mit harten Gegenständen mancherlei Eindrücke erhält, die nachher bleiben, sich dabei auch wol etwas schiebt oder Einschnitte bekommt, was ihn sehr rauh und uneben macht. Die eigentliche Schale ist blaugrünlichweiß, der Uiberzug grünlichweiß, später ganz weiß, wie Kreide; aber er ist nur rein, wenn das Ei eben aus Mutterleibe gekommen, und wird bald vom Schmutze des nassen Nestes so besudelt, daß er olivengelblich oder gelbbräunlich marmorirt erscheint. Oft sind diese Eier, die von Natur ganz einfarbig und ungefleckt, auch mit vielen dunkelbraunen Punkten überstäet; dies ist ebenfalls etwas Fremdartiges, das sich, wie jener Schmutz, mit warmem Wasser abwaschen läßt. Sie haben dieses Schmutzes und ihrer schlanken Gestalt wegen, viel Aehnlichkeit mit den Eiern der Colymbus-Arten; allein keine von diesen legt so große Eier und sie übertreffen hierin die des Colymbus cristatus, als der größten Art, noch um Vieles. Mit denen der folgenden Art, unsres H. graculus, haben sie, auch sogar in der Größe, so viele Aehnlichkeit, daß sie leicht zu verwechseln sind. In der Breite kommen sie ohngefähr den Eiern gewöhnlicher Haushühner gleich, übertreffen diese aber in der Länge um Vieles; diese mißt gewöhnlich 2 Zoll, 7 bis 8 Linien, jene 1 Zoll, 7 bis 8 Linien.

Beide Gatten brüten abwechselnd, ohne Brüteflecke zu haben, ohngefähr 4 Wochen lang, sehr eifrig, doch wird gewöhnlich eines von den Eiern faul gebrütet. Die Jungen tragen ihren kurzen, dichten, rauchfahlen Flaum, bis sie ohngefähr drei Viertheile ihrer Größe erlangt haben, wo an den Flügeln und dem Schwanze die ersten Federstoppeln ihn zu verdrängen anfangen; das ganze ordentliche Gefieder ist aber erst völlig ausgebildet, wenn sie fast die Größe der Alten haben; jetzt sind sie auch flugbar und verlassen das Nest. Sie wachsen viel schneller heran als die jungen Tölpel, und werden von den Alten sehr geliebt, doch nicht vertheidigt. Diese fliegen, von den Nestern aufgescheucht, lange herum, schweben und kreisen über denselben in großer Höhe und begeben sich erst wieder auf sie herab, wenn sich die Gefahr gänzlich entfernt hat. Mit großer Emsigkeit tragen sie den Jungen unablässig Fische zu, mit welchen sie ihre Speiseröhre oft so weit angefüllt haben, daß sie den Schnabel nicht ganz schließen können oder von langen Fischen noch ein Stück heraushängt. Zuweilen, wenn der gefangene Fisch zum Verschlingen zu groß, tragen sie ihn auch bloß im Schnabel

und ganz zum Neste, um ihn auf diesem für die Jungen zu zerstückeln; viel gewöhnlicher werden jedoch die verschluckten dort ausgewürgt und jenen ganz, oder stückweise vorgelegt. Hierbei fügt es sich denn oft, besonders wo sie auf Bäumen nisten, daß von der Beute Manches herabfällt, worunter zuweilen lange Fischarten vorkamen, deren Kopf im Magen des alten Vogels bereits von der Verdauung angegriffen war, während die hintern Theile sich noch regten. Nicht leicht holen sie solche herabgefallene Fische wieder herauf; diese bleiben fast immer dem Verfaulen überlassen und verbreiten häßliche Gerüche in solcher Gegend. Unbeschreiblich ist der Lärm in der Nähe solcher Kolonie, welche Junge hat, wo die, ohne Unterlaß ab- uud zufliegenden, Futter holenden und bringenden Alten, wie die Futter verlangenden und empfangenden Jungen um die Wette schreien, zumal wenn an solchen Orten auch noch Fischreiher und Saatkrähen zur Gesellschaft gehören; es ist wirklich zum Betäuben, und der, welcher es einige Zeit mit anhörte, glaubt es immer und Stunden lang nachher noch zu vernehmen, wenn er sich schon weit davon entfernt hat, daß dazu gar keine Möglichkeit mehr vorhanden ist. Wer zu solcher Zeit jemals bei einer Saatkrähen-Kolonie verweilte, kann sich nur eine schwache Vorstellung machen von dem gräulichen Wirren und Toben bei einer von jenen Arten zusammengesetzten. Wenn unter den mit Nestern und Jungen besetzten Bäumen, neben jenem auch noch der Gestank faulender Fische, zumal bei schwüler Luft, kaum zu ertragen ist, so belästigen die Jungen auch noch durch den gar oft über das Nest hinausgespritzten weißen Unrath, mit dem bereits die Bäume und zum Theil was auf dem Boden steht und liegt, weiß gefärbt ist, und verderben damit dem unter ihnen Wandelnden die Kleider, denen sie, wegen beitzender Eigenschaften, häufig unauslöschliche Flecke geben.

Im hohen Norden fliegen die Jungen noch vor Ende des Juni aus, in den oben bezeichneten Gegenden von Deutschland wol eine Woche früher. Dort hat man nicht bemerkt, daß sie zwei Bruten in einem Sommer machten, aber hier soll es gewöhnlich der Fall sein und die Jungen der zweiten im August ausfliegen. Daß sie sogar drei Gehecke in einem Sommer machen sollten, wie man auch hat behaupten wollen, ist ein Irrthum und kann nur ausnahmsweise bei solchen Paaren vorkommen, denen die ersten Eier noch während des Brütens genommen wurden, sonst würde die Zeit nicht hinreichen, weil vom zuerst gelegten Ei bis zum Ausfliegen der Jungen ein Zeitraum von wenigstens zwei vollen Monaten erfordert

wird, wonach die Jungen einer dritten Brut nicht vor Anfang des November ausfliegen könnten, was niemals vorgekommen iſt. Selbſt in Ungarn haben Alte und Junge ſchon Anfangs September die Brütegegenden verlaſſen, um ſich auf entfernten Gewäſſern zum Fortzuge zu verſammeln.

Wenn die Jungen ausfliegen, werden ſie von den Alten gleich auf das Waſſer geführt, wo jene im Schwimmen und Tauchen es dieſen ſofort nachthun und ihren Unterricht im Fiſchfangen nur ganz kurze Zeit bedürfen. Ihre Fertigkeit in allen Bewegungen auf und im Waſſer ſcheint ihnen angeboren und wird nicht erſt durch Uibung erlernt; man ſahe ſolche, die noch nicht fliegen konnten, zufällig von ihrem hohen Felſenſitze ins Meer hinab ſtürzen, welche darum gar keine Verlegenheit zeigten, ſondern ſogleich keck fortſchwammen und untertauchten, wie wenn ſie dies lange ſchon eingeübt gehabt hätten, und doch war es das erſte Mal in ihrem Leben, daß ſie ſich dem Waſſer anvertraueten. Währenddem nun die Alten zu einer zweiten Brut Anſtalten machen, gewinnen die des erſten Geheckes Zeit, ſich zu ſammeln, ſich in Geſellſchaften auf ferne Gewäſſer zu begeben, beſonders aber die fiſchreichen Buchten am Meer aufzuſuchen. Mit denen des letzten Geheckes begeben ſich auch die Alten in andere Gegenden und verſchwinden mit den Jungen bald auf dem weiten Meer, ſo daß am Brüteplatze ohngefähr vom September bis Ende März eine völlige Leere und Stille eintritt. Die Jungen ſind im nächſten Jahr noch nicht zeugungsfähig, kommen aber mit den Alten im Frühjahr in die Nähe der Brüteplätze zurück, halten ſich aber, wo ſie am Meer wohnen, nur auf niedrigen Klippen unterhalb jenen, an andern Orten bloß in der Nähe auf den Gewäſſern auf. Sie ſtreifen oft nach andern Gegenden und verirren ſich vereinzelt zuweilen in ſolche, wo ſie als eine ſeltene Erſcheinung zu betrachten ſind. So waren die meiſten, welche von der untern Oder bis in die hieſige Umgegend verſchlagen und hier erlegt wurden, Vögel im jugendlichen Gewande.

Feinde.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein ſchwächerer Raubvogel als der Seeadler mit dem Kormoran, wenn dieſer bei vollen Kräften iſt, anbindet. Man hat beobachtet, daß er ſich ſogar dieſem erſt nach hartnäckigem Kampfe ergab. Man ſahe einem ſolchen Kampfe in der Luft zu, bis beide einander gepackt hatten, der Adler ſammt

seiner Beute, die sich an ihm verbissen, auf die Erde stürzte, wo beide sich noch wüthend herum tummelten, bis es der Seeadler überdrüssig ward und den Kormoran losließ (vermuthlich weil Menschen in der Nähe waren), der letztere aber, an der Brust und Seite so aufgerissen, daß die Eingeweide heraustraten, seinen Geist aufgab. Wenn er auf dem Wasser ist oder dieses bald genug erreichen kann, ist er durch Untertauchen stets vor allen Raubvögeln gesichert.

In seinem Gefieder wohnt ein Schmarotzerinsekt, schwarzbraun mit weißen Einschnitten des Hinterleibes, sehr häufig, von dem mir der Name nicht bekannt ist. In den Eingeweiden hausen verschiedene Würmer, als: Ascaris spiculigera, Ligula simplicissima, und unbestimmte Arten aus den Gattungen: Capillaria, Distomum, Monostomum, Scolex, Taenia u. a. — Ich selbst fand bei einem Exemplar im Rachen 2 dünne Würmer und, wunderlich genug, inwendig in der Nasenhöhle einen kleinen Blutegel.

Jagd.

Der Kormoran ist ein so scheuer Vogel, daß er da, wo er nicht ungesehen hinterschlichen werden kann, nicht schußrecht aushält. Selbst beim Nest hält es schwer, einen alten Vogel zu erlegen, wenn es nicht mit der Kugelbüchse geschehen kann. Am Meer, wenn mehrere die niedern Klippen erklettert haben, hier die Verdauung abwartend und im Sonnenschein, unter dem erwähnten Fächeln mit den Flügeln, ihr Gefieder trocknend, halten sie die Annäherung eines Bootes noch am ersten aus, weil sie dann ungern schon wieder ins Wasser gehen, was gewöhnlich durch Herabgleiten geschieht. Auf dem Wasser sind sie schwer zu erlegen, weil sie so tief eingetaucht schwimmen, daß nur der obere Theil des Rückens herausragt, ja wenn sie sich verfolgt sehen, gar nur Kopf und Hals herausrecken, und wenn sie hier nicht auf der Stelle getödtet sind, augenblicklich untertauchen und gar nicht wieder zum Vorschein kommen, weil sie sich vermuthlich unten an irgend etwas festbeißen und so verenden. Der flügellahm Geschossene ist für den Schützen in der Regel verloren. — Die beste Art, ihrer habhaft zu werden, ist, wenn man sich bei ihren gewöhnlichen Ruheplätzchen, die ihr häufiger Unrath bezeichnet, versteckt anstellt und sie erlauert, wozu es freilich an kahlen Felsen selten Gelegenheit giebt. Auf manchen Bäumen halten oft mehrere nahe beieinander zugleich Nachtruhe und hier sind sie ebenfalls auf dem Anstande sehr leicht zu schießen. Auf solchen

Bäumen lassen sie sich auch bei Mondschein anschleichen. Man hat die sonderbare Bemerkung gemacht, daß sie es hier zuweilen machen, wie manche Raubvögel, z. B. die Bussarde, daß sie nämlich nach mehrern Fehlschüssen gar nicht wegflogen, ja bis zu Anbruch des Tages auf derselben Stelle sitzen blieben. An ihnen fremden Orten kömmt dies sogar bei hellem Tage vor. Latham (a. a. O.) erzählt einen solchen Vorfall, wie ein einzelner Kormoran auf einem hochen Kirchendache saß, wo zwanzig Mal ohne Erfolg auf ihn geschossen wurde (vermuthlich weil er zu hoch saß), ohne daß er wegflog, bis endlich Jemand hinauf stieg und ihn erlegte. Uibrigens hat dieser Vogel ein zähes Leben und verlangt deshalb einen tüchtigen Schuß. Auf dem Wipfel eines hohen Baumes sitzend, wo die Entfernung leicht täuscht, ist daher der Schuß oft sehr unsicher und die Kugelbüchse hier besser am Platze.

Es darf wohl nicht übergangen werden, der Metzeleien zu gedenken, die man in kultivirten Gegenden an den Brüteorten dieser Vögel anstellt, um ihre allzugroße und den Fischereien zu gefährliche Vermehrung zu beschränken, oder um sie die Gegend ganz zu verleiden. Man schießt daselbst meistens bloß die Jungen, wenn sie ziemlich erwachsen, aber noch nicht fähig sind, weit wegzufliegen, weil bei solchem Scandal die Alten gewöhnlich so hoch fliegen, daß sie kein Flintenschuß erreicht und nicht jeder Schütze geschickt genug ist, die Kugelbüchse dabei zu handhaben. Schon Fr. Boie (s. Wiedemann's Archiv I. 3. S. 151.) erzählt, daß in den oben erwähnten Kormoranständen auf Fühnen an einzelnen Tagen 400 bis 500 Stück erschossen wurden, daß diese gräßlichen Verfolgungen in den nächsten Jahren wiederholt wurden, bis endlich, um da zu nisten, keiner mehr wiederkehrte. An andern, oben genannten Orten, ging es ihnen nicht besser; aber sie hielten so heftige Verfolgungen allenthalben mehrere Jahre nacheinander aus, ehe sie sich abhalten ließen, im nächsten Frühjahr wiederzukehren. Im Jahr 1835 wurden bei Klein-Schönebeck, in der Mark, unter andern an einem einzigen Tage ebenfalls über 400 Kormorane geschossen, wobei viele Alte, weil unter mehrern Büchsenschützen ein ganz vorzüglicher, ein junger Forstmann war, welcher für sich allein 84 Stück, alle mit der Kugelbüchse, erlegte. Es geht dabei ohngefähr zu, wie in den meisten Gegenden Deutschlands, wo es Saatkrähen-Kolonieen gibt, oder wie hin und wieder auch gegen die Fischreiher verfahren wird; man führt planmäßig einen Vertilgungskrieg gegen sie und vergnügt sich am Morden derselben.

Nutzen.

Der widerliche Geruch, welcher dem ganzen Vogel und auch seinem Fleische anhängt, wie überhaupt die schlechte Beschaffenheit des letztern, machen, daß selbst unter den nordischen Völkerschaften, bekanntlich keine Kostverächter, es dennoch nur wenige für eßbar halten. Auch die Eier, welche einen blaßgrünlichgelben Dotter haben und beim Kochen nicht leicht hart werden, findet man ungenießbar; selbst die Grönländer mögen sie nicht. Nur die jungen Kormorane holt man in manchen Gegenden aus den Nestern, um sie zu verspeisen; sie sind nie so fett als die Jungen vieler andern Seevögelarten und ebenfalls von schlechtem Geschmack.

Die abgestreifte und zubereitete Haut wird, wegen ihres festen Leders, von den Eskimos gern zu Kleidungsstücken verarbeitet und die Haut des Kehlsacks, nachdem sie vorher möglichst ausgedehnt, zugenäht und mit Luft angefüllt, gebrauchen sie gern als Schwimmblase an eine Art kleiner Wurfpfeile.

Man kann diesen Vogel, jung aufgezogen, auch zum Fischfange abrichten und traf ihn sonst in manchen Falknerien an, besonders wo deren Wärter oder Falkonire Holländer waren, die ihn aus ihrem Vaterlande mitbrachten. So sahe ich ihn vor vielen Jahren in der ehemaligen herzogl. Anhalt-Bernburg'schen Falknerie zu Ballenstedt, war aber damals nicht so glücklich, diesem anziehenden Fischfang selbst mit beizuwohnen. Der Vogel, mit dem er betrieben wurde, war noch zahmer als die damals vorhandenen Falken; er folgte dem Rufe des Wärters wie dieser es wünschte. Dieser verfügte sich, wenn jener fischen sollte, mit ihm in einen Kahn und ließ ihn dann auf dem Wasser los, worauf der Vogel sogleich untertauchte, bald mit einem gefangenen Fisch im Schnabel wieder zum Vorschein kam und diesen seinem Wärter überbrachte. Um jedoch zu verhindern, daß der Vogel den Fisch zu tief hinabschlinge, war jenem ein Ring, von einem Riemen gemacht, um den Hals gelegt; wenn der Mann aber merkte, daß der Vogel das Fischen überdrüssig wurde, nahm er ihm den Ring ab, und warf ihm einen Fisch nach dem andern zu, die er geschickt im Fallen aufzufangen wußte, bis er gesättigt war. Daß ein solcher Fischfang keinen andern Nutzen gewähre, als den einer angenehmen Unterhaltung, liegt am Tage. — Die Chinesen richten aber auf gleiche Weise eine andere Scharbenart (C. s. H. chinensis) ab, mit denen sie ihre Mühe reichlich belohnt sehen, so daß ein gut abgerichteter

Vogel dieser Art, bei ihnen in hohem Preise stehen, oder auch als Familienbesitz betrachtet und vom Vater auf den Sohn fortgeerbt werden soll. Sie betreiben diesen Fischfang aber nicht mit einem einzelnen Vogel, sondern mit mehreren zugleich, welche, wenn sie an größere, und für Eines Kräfte zu starke Fische gerathen, einander beistehen.

Schaden.

Bei seinem Aufenthalt auf weitem Meer denkt man nicht daran, daß dieser von Fischen lebende Nimmersatt den Menschen dadurch beeinträchtige. Allein an den fischreichen Stellen der Küsten kultivirter Länder wird seine Schädlichkeit höchst auffallend, noch mehr, wo sich große Kolonieen dieser Vögel an fischreichen Gewässern im Lande und bei sogenannten zahmen Fischereien ansiedeln. Hier thun sie unsäglichen Schaden, fischen oft in kurzer Zeit manche gut besetzte Teiche rein aus und sind im Stande, mit einem nach dem andern so fortfahrend, einen fischreichen Umkreis sehr bald in einen fischarmen umzuwandeln. In stillen Meeresbuchten, in tiefen Altwassern und Landsee'n holen sie die Aale aus dem Schlamme herauf, so lange es welche giebt, in andern die Karpfen u. a. Von den Süßwasserfischen ist uns nicht eine Art bekannt, welche sie verschmäheten. Aus den Karpfenteichen fangen sie zuerst die kleinen Fische, kommen dann an die größern, endlich auch an so große, die ein Vogel nicht überwältigen kann, wobei dann wol einer dem andern beisteht, es sich aber doch oft ereignet, daß ihnen der Fisch zuletzt noch entkömmt, aber, von ihren Schnabelhieben beschädigt, krank wird und über lang oder kurz ihnen dennoch zur Beute dient. Bei allen Fischereibesitzern und Fischern stehen sie daher mit vollem Recht im übelsten Verruf und es ist diesen gar nicht zu verdenken, daß ihr Haß gegen diese gierigen Fischräuber sich so hoch steigert, daß man sie gänzlich vertilgt zu sehen wünscht, was auch die erwähnten Metzeleien unter Jungen und Alten bezwecken sollen, es aber nur theilweise thun, oder sie aus einer Gegend in die andere vertreiben. In unkultivirten Landgegenden, wie Ungarn so viele hat, kümmert man sich wenig um sie, weil dort die Gewässer, ohne Zuthun des Menschen, meistens buchstäblich von Fischen wimmeln; allein in Deutschland, wo auch das kleinste Geschenk der allgütigen Natur möglichst benutzt wird, müssen wir diesen, unsern Gewerbfleiß störenden und unsere Genüsse schmälernden Vogel für einen der schädlichsten halten.

309.

Die Krähen-Scharbe.

Halieus graculus. *Illig.*

Taf. 280. { Fig. 1. Sehr altes Männchen im Prachtkleide.
Fig. 2. Altes Männchen im Sommerkleide.
Fig. 3. Jugendkleid.

Gehaubte Scharbe, Haubenscharbe, grüne Scharbe, kurzschwänzige Scharbe; — kleiner Kormoran, grüner Kormoran; — Krähen-Pelikan, Raben-Pelikan; — Wasserrabe, gemeiner Wasserrabe, See-Wasserrabe; — Wasserkrähe, Seekrähe, Schwimmkrähe, Seehäher; — brauner Ganstaucher, Kropftaucher; Kropfente, Sackente; — Schlucker; Skarv.

Halieus graculus. Illig. Lichtenstein, Doubletten-Verzeichniß S. 86. n. 906 bis 907. = *Carbo graculus.* Wolf und Meyer Taschenb. II. S. 578. = Nilss. Orn. suec. II. p. 256. n. 257. = Faber, Prodrom. d. isländ. Orn. S. 53. = *Pelecanus graculus.* Linn. Faun. suec. 146. = Brünn. Orn. bor. p. 31. n. 121. = Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 574. n. 4. = Lath. Ind. II. p. 887. n. 15. = *Pelecanus cristatus.* Fabric. Faun. Groenl. n. 58. = Brünn. Orn. bor. p. 31. p. 123. Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 575. n. 21. = Olaffen, Reise in Island, II. Taf. 44. = Lath. Ind. II. p. 888. n. 16. = Retzius, Faun. suec. p. 145. n. 104. = Temm. Man. 2de Edit. II. p. 900. & IV. p. 565. = *Phalacrocorax minor.* Briss. Orn. II. p. 495. = *Cormoran Largup.* Temminck, l. c. & Pl. color. t. 322. = *Shag* or *common Shag* and *crested Shag.* Penn. arct. Zool. II. p. 581. n. 508. u. p. 583. A. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 540. n. 426. u. S. 542. A. = Lath. Syn. VI. p. 598. n. 14. and p. 600. n. 15. — Uiberf. v. Bechstein, III. 2. S. 512. n. 14. und S. 514. n. 15. = *Marangone Largup.* Savi, Orn. tosc. III. p. 106. = Bechstein, Naturgesch. Deutschlds. IV. S. 762. = Deffen orn. Taschenb. II. S. 392. n. 3. = Brehm, Lehrb. d. europ. Vögel. II. S. 908. = Deffen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 820. u. 822. = Graf Keyserling u. Blasius, Wirbelthiere Europa's, I. S. 233. n. 425.

Anmerk. Es ist nicht leicht, sich aus dem Wirrwarr der Synonymen dieser Art herauszufinden. Dieser Zustand wurde namentlich von Temminck dadurch keineswegs

verbessert, daß er unsere Art, — die fast alle Schriftsteller vor ihm (mit Ausnahme sehr weniger) mit dem Beinamen: „*Graculus*“ bezeichneten, — in C. cristatus umtaufte, den Namen: Graculus aber einer andern Art beilegte, die das Berliner Museum, nebst Spix, jedenfalls vorzüglicher, C. brasilianus benannt hat, weil Amerika, von Neufoundland oder wenigstens von Florida an, bis zum Cap Horn, ihr wahres Vaterland ist, von welcher aber H. T. bei Holland Exemplare erlegt zu haben versichert, eine Art, die in vorliegendem Werk nicht aufgenommen ist, weil uns nicht bekannt geworden, daß ein Exemplar derselben an Deutschlands Gestade vorgekommen und erlegt worden wäre. — Es würde überhaupt anzurathen sein, den Beinamen: cristatus, welcher so viel Verwirrung angerichtet hat, für die Scharben-Gattung ganz auszumärzen, zumal er etwas bezeichnet, was die meisten Arten miteinander gemein haben. Leider ist er aber erst neuerdings für H. brasilianus (graculus, Temm.) genommen, und damit die Verwirrung noch nicht gehoben worden.

Kennzeichen der Art.

Schnabel länger als der Kopf, gestreckt, in der Nähe des Hakens wenig schwächer als an der Wurzel. Die Federn des Mantels haben abgerundete Enden mit einer kleinen Spitze; der Schwanz 12 Federn. Größe einer zahmen Ente.

Beschreibung.

Unsere Krähenscharbe unterscheidet sich von der Kormoranscharbe ziemlich leicht durch die viel geringere Größe und schwächlichere Gestalt, durch den verhältnißmäßig viel längern, an der Wurzel niedrigern oder nach vorn weniger abnehmenden Schnabel, durch eine verhältnißmäßig um Vieles kleinere Nacktheit an der Kehle, oder überhaupt kleinern Kehlsack und durch etwas kürzere Flügel und Schwanz, welcher nur 12 (bei jener 14) Ruderfedern hat. — Die ähnlichere Amerikanische, C. s. H. brasilianus, unterscheidet sich dagegen von unserem Graculus durch etwas geringere Körpergröße, etwas kürzern Schnabel und längern Schwanz, welcher bei dieser zwar auch zwölffederig, aber sehr viel länger und am Ende viel schlanker (fast keilförmig) zugerundet ist; ihre Mantelfedern sind auch viel länger, schmaler und zugespitzter, wie denn auch im Prachtkleide Kopf, Hals und Unterkörper mit einer großen Menge kleiner, zarter, flockenartiger, weißer Federchen zwischen den gewöhnlichen geziert sind, welche jene Art zu keiner Zeit und in keinem Alter hat. — Die unserm Graculus noch weit ähnlichere Art vom Cap, C. s. H. capensis (Sparrm. Muss. Carlson. t. 61.) ist auch ein wenig kleiner, mehr violett als grün, ihre Mantelfedern haben gerundete Enden ohne Spitzen, wogegen die von Graculus an der Rundung stets noch eine kleine Spitze haben, wie denn auch

der Schwanz bei dieser nur 12, bei capensis 14 Federn hat. — Diese letztere darf wiederum nicht verwechselt werden mit C. s. H. africanus, welche viel kleiner und hierin unserm H. pygmaeus ganz ähnlich ist.

Noch bleibt uns eine südeuropäische Art, C. s. H. Desmaresti, Payraudeau*), mit unserm Graculus zu vergleichen übrig. Sie kömmt auf dem mittelländischen Meer, namentlich an den Küsten von Corsika, Sardinien und Dalmatien vor, wo sie bei erster Insel vor nicht langer Zeit von Peyraudeau entdeckt wurde. Sie soll sich besonders durch einen längern und schwächern Schnabel, durch heller gefärbte (gelbliche) Füße und einen vierzehnfederigen Schwanz vom Graculus des Nordens unterscheiden. Indessen, alle Ornithologen, — ich nenne nur Savi, Temminck, Brandt, Joh. Natterer, Lichtenstein, — welche sie sehr genau an allen dafür ausgegebenen Exemplaren, auch nach denen in Paris, die Peyraudeau selbst gesammelt hat, — untersucht und mit unserm Graculus verglichen haben, konnten jene Unterschiede nicht finden, sogar nicht einmal ein Exemplar das 14 Schwanzfedern gehabt hätte; alle hatten nur 12, die Zählung P's. muß daher auf einem Irrthume beruhen. Sie hielten und halten deshalb noch bis jetzt jene Vögel für identisch mit H. Graculus. Ich selbst sahe, ausser einem schönen alten Vogel im Prachtkleide (angeblich von jener neuen Art, unbestreitbar aber ein alter Graculus) von der Insel Cypern, nur noch ein Exemplar im Jugendkleide, bei Fiume am adriatischen Meer geschossen, im National-Museum zu Pesth, wo ich es genau gezeichnet, sorgfältig untersucht, beschrieben und auf diese Weise (weil kein Graculus aus Norden zur Hand war) später mit andern von diesen verglichen habe, wobei ich aber ebenfalls keinen erheblichen, zum Feststellen einer eigenen Art hinreichenden Unterschied auffinden konnte. Ich muß jedoch gestehen, daß der erste Eindruck, welchen dies Stück auf mich machte, eine Sache, die mich wenigstens noch nicht oft irre geleitet hat, mir etwas Fremdartiges ahnen ließ. Vielleicht ging es den HH. Graf Keyserling und Blasius ebenso; denn sie haben in ihrem eben begonnenen, in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werk: Die Wirbelthiere Europa's, den C. Desmaresti als eigene Art gelten lassen.

---

*) Ann. des Scienc. nat. 1826. Août. p. 460. = *Gould*, Birds of Europa. tab. 411. = *Savi*, Orn. tosc. III. p. 106. Nota. = *Temminck*, Man. IV. p. 566.

— Zweifelhaft bleibt diese Art jedenfalls bis zu wiederholten genauen Untersuchungen vieler und namentlich frischer Exemplare, im Vergleich mit solchen vom Graculus aus Nordeuropa, oder auch aus dem Mittelmeer, wo dieser bestimmt auch vorkömmt. — Das fragliche Exemplar aus Pesth (welches auch nur 12 Schwanzfedern hat) ist übrigens in Abbildung auf unsrer Kupfertafel 280. unter Fig. 3. treu dargestellt.

Die Größe dieser Scharbe ist ohngefähr der von Anas boschas gleich; auch nach beiden Geschlechtern; doch sind alle Extremitäten am fliegenden Vogel länger. Die Ausmessungen sind durchschnittlich folgende: Länge von der Stirn bis zum Schwanzende, 28 bis 29 Zoll; Flugbreite, von einer Flügelspitze bis zur andern, 39 bis 46 Zoll; Länge des Schwanzes 5 bis 6 Zoll. Nur selten kommen unter den, stets größern, Männchen Exemplare vor, welche in der Länge um 1 Zoll, in der Flugbreite um 2 bis 3 Zoll mehr messen; allein die Weibchen sind oft gegen 2 Zoll kleiner. Die Schwanzlänge variirt verhältnißmäßig am meisten und am öftersten.

Die Gestalt ist wie beim Kormoran, die Flügel sind aber etwas kürzer, und von den Primarschwingfedern ist die erste nur wenig kürzer als die zweite, welches die längste und von gleicher Länge mit der dritten ist; bei manchen Individuen soll auch erst die dritte mit der vierten die längste sein; die Gestalt und Beschaffenheit der Flügelfedern wie bei jener Art. Die Flügel reichen, in Ruhe liegend, mit den Spitzen nur bis an oder auf die Schwanzwurzel. Der flach liegende, oder sehr wenig gewölbte Schwanz besteht aus 12 starren Federn, welche nach aussen stufenweis so an Länge abnehmen, daß das äußerste Paar gewöhnlich bei jungen Vögeln 9 bis 10 Linien, bei zweijahrigen 1 Zoll, 4 bis 5 Linien, bei alten $1^3/_4$ bis 2 Zoll kürzer als das mittelste ist, welches Verhältniß ihm namentlich bei den letztern ein weit mehr zugerundetes Ende giebt, als beim Kormoran. Seine Federn haben sehr starke, fischbeinartige Schäfte, die an den äußern Federn spitzewärts etwas nach innen gebogen sind, wodurch das Schwanzende noch mehr zugerundet wird; ihre harschen Fahnen sind sehr schmal, ziemlich von gleicher Breite, bloß an der Wurzel etwas schmäler; ihre Enden schön zugerundet, aber selten unbeschädigt, oft anscheinend 3 bis 4 Linien lang abgebrochen, und zwar an allen, auch an den kürzern Seitenfedern. Dieses Abschleifen oder Abstoßen ist hier stärker und auffallender als bei irgend einem andern Tauchvogel.

— Das kleine Gefieder ist sehr derb, dicht, aber von nicht großem Umfange, die Fahnen nicht so hart anzufühlen, wie bei vielen andern Arten dieser Gattung, zerschlissen, bis auf die der Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern, welche dicht geschlossen, deren scharfe Conturen beim alten Vogel ein gerundetes, mit einer ganz kleinen Spitze versehenes Ende bilden, deren Schäfte ziemlich starr sind; dies Gefieder schließt sich auf den Schultern und dem Oberrücken in schrägen Reihen so regelmäßig aneinander wie Fischschuppen.

Von jenen, der Scharben-Gattung eigenthümlichen, überzähligen weißen Flockenfedern, als Zierde des hochzeitlichen Kleides, bemerkt man an dieser Art wenig oder gar nichts. Die alten Vögel bekommen etwas verlängerte Federn am Hinterkopfe, wodurch dieser sich etwas buschicht darstellt, im höhern Alter aber auf der Stirn, zwischen den Augen, einen kleinen beweglichen Federbusch, von 2 bis 3 Zoll langen, schmalen, etwas steifen, an den Rändern zerschlissenen Federn, die bald senkrecht aufgerichtet, bald niedergelegt werden, im letzten Falle in der Ferne gar nicht, im erstern aber sehr in die Augen fallen. Bei sehr alten Vögeln sind die längsten Federn dieses Stirnbusches an den Spitzen etwas nach vorn übergekrümmt, er wird daher bei solchen auch bemerklich, wenn sie ihn niedergelegt haben. Dicht hinter diesem Büschel ist die Haut nackt und rauh, eine Art kleine Glatze bildend, die jener bedeckt, wenn er niedergelegt ist. — Bei jungen Vögeln in ihrem ersten Federkleide sind weder die Hinterhauptsfedern merklich verlängert, noch eine Spur vom Stirnbusche zu entdecken. — Nach diesem, in ihrem Zwischenkleide, was sie im zweiten Jahr anlegen, sind aber, bei genauerer Untersuchung, die Federn am Hinterhaupt schon um 2 Linien, die zwischen den Augen um 1 Linie länger, als die zwischen beiden liegenden, welche nämlich nur $^1/_2$ Zoll lang sind. Schon wird bei solchen, wenn sie die Kopffedern sträuben, ein kleiner Hügel auf der Grenze der Stirn und des Vorderscheitels bemerkbar, etwa wie beim hochzeitlich geschmückten, alten Vogel der Zwergscharbe. — Im nachherigen Kleide, welches man das ausgefärbte nennt, sind die Federn am Hinterkopfe noch mehr verlängert uud buschichter, die auf der Stelle des später hervortretenden Stirnbusches, dies aber kaum mehr als beim zweijährigen Vogel; sie werden ebenso nur bemerklich, wenn sämmtliche Kopffedern aufgesträubt sind und wenn man es weiß, was man sucht. Darum wurde dieses unbedeutende Federhügelchen auch von den allermeisten Beobachtern übersehen und die Bedeckung des Vorder-

kopfes für ganz eben gehalten. Wie viele Jahre der Vogel aber zurücklegen muß, ehe er jene 2 Zoll hohe Stirnhaube bekömmt, und ehe an ihr sich die Spitzen der längsten Federn nach vorn überkrümmen, ist nicht bekannt; ebenso das im Zusammenhange mit jener stehende Ausbilden der erwähnten kleinen Glatze.

Man hatte bis auf Graba und noch spätere Beobachter die Stirnhaube für ein Requisit des hochzeitlichen Gewandes aller ausgefärbten Vögel gehalten, wonach sie solche gegen den Sommer ablegen und ungehäubt bleiben sollten, bis zum Oktober, wo diese Crista frontalis abermals zum Vorschein käme, u. w. Weil sich nun gegen dieses periodische Ablegen und Wiedererscheinen, in einem so langen Zwischenraume, die Frage aufstellen läßt, was mittlerweile aus der erwähnten Glatze werde, deren Haut gar nicht das Ansehen hat, als daß je wieder Federn aus ihr hervorwachsen könnten, und weil man doch niemals einen glattstirnigen Vogel gesehen, welcher einen kahlen Fleck auf der Mitte des Scheitels gehabt hätte; weil ferner ein Beobachter diese Stirnhaube nur in den Wintermonaten, ein anderer sie in der Fortpflanzungszeit, in den Monaten Mai, Juni und Juli, alle sie aber nur bei wenigen, und zwar den stärksten und prächtigsten Vögeln, gesehen haben, so ist mit Sicherheit anzunehnen, daß sie, wie oben beschrieben, nur alten Vögeln erst nach mehrmals überlebten Fortpflanzungsperioden zukomme, dann beim gewöhnlichen, jährlichen Federwechsel entstehe und bis gegen den nächstfolgenden, wenn auch nur in Bruchstücken, aushalte, was Graba (s. d. Reise nach Färö, S. 155. u. f.) Alles bereits trefflich auseinander gesetzt hat. Daß nur die ältesten Vögel sie bekommen, ist auch daraus zu ersehen, daß unter den vielen alten Scharben dieser Art, welche H. G. bei ihren Nistplätzen erlegte, nur 5 Stück jene Stirnhaube trugen, und daß Fr. Boie auf seiner Reise in Norwegen (s. d. S. 141. 174. 227. u. 343.) im Sommer 1817. sehr viele Vögel dieser Art sahe und erlegte, aber nicht einen, bei welchem die Stirnhaube zu bemerken gewesen wäre. H. F. B. erwähnt aber (S. 142. in der Anmerk.) eines Exemplares, an welchem sich am Halse eine geringe Spur von jenen flockenartigen weißen Federchen zeigte, die den Kormoran (wie auch Temmincks Graculus, = H. brasilianus, Spix,) auszeichnen, das aber weder Faber an den Isländischen, noch Graba an den Färöeschen fand, und ich ebenfalls an keinem der Bälge, sowol der vielen aus den nordischen Meeren, wie an den einzelnen vom Mittelmeer, welche ich in Händen hatte, habe finden können.

Ein eigentliches, besonderes Hochzeitskleid, in dem Sinne wie es z. B. bei Schnepfenvögeln u. a. vorkömmt, hat demnach unsere Krähenscharbe nicht.

Der Schnabel ist dem des Kormoran's zwar ähnlicher als dem der Zwergscharbe, aber doch noch viel gestreckter, viel länger, an der Wurzel niedriger und vor dem Haken verhältnißmäßig höher als bei jenem. Er ist bald ganz gerade, bald gegen die Spitze sanft aufwärts gebogen, dies jedoch nur ganz schwach, und seltner im frischen als im getrockneten Zustande bemerklich. Wie die abgerundete Firste, ist er auch im Ganzen mehr abgerundet, spitzewärts wenig zusammengedrückt, seine geraden Schneiden stark eingezogen und sehr scharf; seine Höhe nach vorn nur wenig abnehmend, auch der vorn eingekeilte Haken wenig aufgeschwungen, überhaupt dieser nicht groß. Der kleinere untere, in den obern eingreifende Haken ist sehr zusammengedrückt, unten mit den beiden Gabelenden der sehr lange Kielspalte durch ein eingeschobenes, dreieckiges Keilstückchen verbunden, was ein ziemliches Eck bildet. An jeder Seite läuft, von der Stirn an, eine feine, gerade Längefurche bis an den Haken, wo sie sich im stumpfen Winkel gegen die Schneide herabsenkt und hier ausläuft. In ihr liegt in der Nähe der Stirn das Nasenloch als ein feiner, von aussen kaum sichtbarer Ritz. Seine Oberfläche ist bei jungen Vögeln glatt, bei alten ziemlich uneben und etwas schartig oder schieferig; der Rachen ist bis hinter das Auge gespalten und hier sehr breit; die sehr kleine, nur 6 Linien lange Zunge ist anders als am Kormoran, hinten dreieckig und am breitesten, vorn spitz, aber auch knorpelig.

Die Länge des Schnabels, von der Stirn bis zur Spitze des Hakens ist $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ Zoll, vom Mundwinkel zur Spitze 3 Zoll 9 bis 11 Linien, seine Höhe an der Wurzel 7 Linien; seine Breite hier 6 Linien. Von Farbe ist er bei alten Vögeln ganz schwarz, die Hakenspitze horngrau, zuweilen hat er an der Wurzel des Unterschnabels noch etwas gelb, das im mittlern Alter ziemlich weit vorreicht, im Anfange auch die Wurzel des Oberschnabels und seine ganze Schneide einnimmt; inwendig ist er nach vorn schwarz, so auch die Zunge, der Rachen aber gelb. Beim jungen Vogel ist er längs dem Rücken grauschwarz, übrigens schmutzig rothgelblich, etwas dunkel gefleckt; wenn er trocken ist, wird er von oben schwarzgrau, das Uibrige röthlichgrauweiß, dunkelfarbig marmorirt; das Hakenende hier wie dort ins Hornweißliche übergehend.

Das sehr kleine, aber lebhafte Auge steht der Schnabelwurzel

sehr nahe und hat eine nackte Umgebung, aber die nackten Zügel sind oberhalb mit durchsichtigen Reihen sehr kleiner Federchen besetzt, die man bei jungen Vögeln kaum bemerkt; vom hintern Augenwinkel geht ziemlich grade herab die Grenze einer nackten Haut, welche den Mundwinkel breit umgiebt, sich an der untern Schnabelwurzel herum zieht und sich mit der ebenfalls nackten Haut des Kinnes vereinigt, während die Befiederung der Kehle breit heraufgeht und spitz auf der Mitte der Kinnhaut endet, weshalb der ohnehin kleine Kehlsack nur an beiden Seiten in einen ganz schmalen Streifen nackt ist, was nur bemerklicher wird, wenn er angefüllt ist. Diese nackten Stellen sind nach dem Alter verschieden gefärbt, bei jungen Vögeln schmutzig blaßgelb, später hellochergelb, bei alten Alles bräunlichgelb, um's Auge und an den Zügeln sehr dunkel, die Kinnhaut schwärzlich, gelb punktirt; bei ganz alten, besonders in der Begattungszeit, sind die Augenlider und Zügel schwarz, ein großer rhomboidaler Fleck am Mundwinkel lebhaft gelb, wie die Blumen des Crocus vernus, das Nackte des Kehlsacks und die Kinnhaut entweder auf blauschwarzem Grunde gelb getüpfelt, oder dunkelblau und saffrangelb gefleckt, wie der Bauch der Feuerkröte (B. bombina) in der Begattungszeit. Alle diese Färbungen werden an der ausgetrockneten Haut blaß und düster.

Das Auge hat in der Jugend eine graubraune, später eine dunkel grasgrüne, bei den Alten eine lebhaft meergrüne Iris.

Die Füße sind nicht groß, aber recht stämmig; der Unterschenkel bis auf die Hälfte des Fersengelenks stark befiedert, doch nach aussen selten hosenartig; der Lauf kurz, sehr zusammengedrückt, mit scharfkantiger Sohle und schmal abgeplattetem Spann; die äußere Vorderzeh sehr lang, die zweite viel kürzer, die dritte wieder kürzer als diese, die Hinterzeh ziemlich kurz und stark nach innen gezogen. Die weiche Haut der Füße ist vorn auf dem Lauf klein getäfelt, und dies wird an den Seiten viel kleiner, nach hinten sehr klein; auf den schlanken, wurzelwärts stark niedergedrückten Zehen sehr schmal geschildert, die Schwimmhäute sehr fein gegittert, die Sohlen dieser und der Zehen ungemein zart genarbt. Die Krallen sind mittelgroß, stumpfspitzig, flachgebogen, die der Hinterzeh die kleinste, aber auch die krümmste, alle unten etwas ausgehöhlt, die der vordern Mittelzeh nach innen mit stark vorstehender Randschneide, welche äußerst fein kammartig gezähnelt ist. Der Lauf mißt $2^1/_4$ Zoll, selten ein paar Linien darüber; die äußere Vorderzeh, mit der 5 Linien langen Kralle, 4 bis $4^1/_4$ Zoll; die mittlere Vorderzeh, mit

der 6 Linien langen Kralle, 3 bis 3¼ Zoll; die innere Vorderzeh, mit der 5 Linien langen Kralle, 2 Zoll, 2 bis 3 Linien; die Hinterzeh, mit der 5 Linien langen Kralle, 1 Zoll, 5 bis 8 Linien. Die Krallen sind bei alten Vögeln, weil ihre Spitzen abgeschliffen, stets kürzer als bei jungen.

Die Farbe der Füße ist nach dem Alter sehr verschieden, bei den Alten glänzend schwarz, an den Schwimmhäuten, besonders der Sohle derselben, oft mit weißlichen Flecken, auch das Fersengelenk oberwärts manchmal weißlich; sind sie ausgetrocknet, so sieht man hiervon nichts. Die Krallen sind schwarz. — Bei Zweijährigen sind die Füße bloß an der Aussenseite des Laufes und seinen Gelenken, so wie an der Aussenseite der äußern Zehe, oben auf deren Gelenken und auch noch auf denen der mittlern Zeh, hier als schwache Flecke, schwarz, das Uibrige dieser beiden, die ganze innere und hintere Zeh, desgleichen die innere Seite der Läufe schmutzig gelbweiß, so auch die Schwimmhäute, diese aber in der Mitte schwärzlich beschmutzt; die Krallen schwarzbraun. — Bei Einjährigen sind die Füße von noch lichterer Färbung, die äußere Seite des Laufs und der äußern Zeh braunschwarz, die innere an beiden hell röthlichgelbgrau, die übrigen Zehen gelbröthlichweiß, die erste und zweite, seltner auch die dritte, auf den Gelenken schmutzig braun bezeichnet, die Schwimmhäute in den Zehenwinkeln gelbröthlichweiß, von der Mitte nach dem Rande zu in schmutziges Braun übergehend; die Krallen dunkelbraun, an der Basis lichter als an der Spitze. Am lebenden Vogel soll diese blasse Fußfarbe ein reines helles Ochergelb sein.

Die ganz junge Krähenscharbe, die dem Ei ganz nackt entschlüpft, bekömmt erst nach mehrern Tagen ihre dunenartige erste Bekleidung, und ihre bis dahin nackte Haut sieht bleifarbig aus. Etwas über eine Woche alt, bedeckt bereits ein kurzer, dichter, weicher, einfarbig rußfarbiger Flaum, ausser den Füßen, dem Schnabel und Gesicht, den ganzen Vogel ziemlich gleichförmig; nur auf dem Hinterkopfe und auf dem Rücken entlang ist dieser Flaum ein Wenig länger als anderwärts. Seine Augensterne sind anfänglich blaugrau, werden aber nach und nach graubraun; der Schnabel ist, wie die Füße größtentheils, sehr blaß, fast ganz weiß, nur die Aussenseite der letztern dunkel bleifarbig. Von den jungen Kormoranen, denen sie ausserordentlich ähneln, unterscheiden sie sich dennoch sehr leicht, sowol an dieser hellen Färbung ihrer Füße, als an den weit dünnern, einem Schnepfenschnabel ähnlich sehenden,

Schnäbelchen. Die wirkliche Federbedeckung kömmt in gleicher Ordnung wie bei diesen, nachdem sie fast vier Wochen alt und beinahe so groß wie die Alten sind, zum Vorschein, und in einem Alter von 5 bis 6 Wochen sind sie erst völlig flugbar.

Auch dieses erste Jugendkleid hat eine viel lichtere, allgemeine Färbung, mit mehrerem und reinerm Weiß an den untern Theilen, wodurch sich diese jungen Vögel sehr leicht von denen der vorhergehenden größern Art unterscheiden lassen. — Schnabel, Auge, Füße und andere nackten Theile sind wie oben beschrieben; Stirn, Scheitel und Genick schwarzbraun, weißgelblich bespritzt, weil ihre schwarzbraunen Federn gelbbräunlichweiße Spitzchen haben; Wangen, Nacken und Halsseiten ebenso, aber etwas matter; die Halswurzel hinten schwarzbraun, gelbbräunlichweiß geschuppt; Oberrücken und Schultern sehr dunkel graubraun mit schwachem Bronzeschimmer und nicht glänzenden kaffebraunen, in Bräunlichweiß schnell übergehenden (daher doppelten) Federkanten, die ein ziemlich geregeltes, schuppichtes Ansehen geben, zumal die einzelnen Federn von beiden Seiten ziemlich geradlinig zugespitzt sind; Unterrücken, Bürzel und die kurze Oberschwanzdecke schwarzbraun, mit zerschlissenen, lichtbraunen Federspitzchen; ebenso die Seite des Bürzels und die Aussenseite der Ober- und Unterschenkel, letztere nach vorn mit einem lichtern Braun überflogen. Die Kehle ist rein weiß wie Schnee; die Gurgel nur vorn herab und schmal rein weiß, seitlich sehr licht gelbbraun gefleckt; die Kropfgegend weiß, verloschen gelbbräunlich gefleckt; Ober- und Unterbrust gelblichweiß; die Weichen weiß, kaum merklich gelbbräunlich gewölkt; der Bauch schneeweiß; die kurze Unterschwanzdecke und die innere Seite der Unterschenkel sehr matt gelbbraun. Am Flügel ist die Achsel schwarzbraun; der Flügelrand graubraun; alle Deckfedern erdbraun, am schwarzen Schafte fast schwarzbraun, an den Rändern in gelbbräunliches Weiß übergehend; von den Schwingfedern die hintern und mittlern schwarzbraun, mit hellbraunen Spitzensäumen, die großen, nebst ihren Deck- und den Daumen-Federn, braunschwarz, mit hellbräunlichen Säumen, allesammt schwach ins Grünliche schimmernd. Die 12 Schwanzfedern sind schieferschwarz, mit schmalen weißen Kantchen, an welche sich nach innen eine undeutliche, braune Linie (meistens nur wie ein schwacher Schein) anschließt, ihre Schäfte schwarz. Die ganze untere Seite des Flügels ist einfarbig, matt braunschwarz, — die des Schwanzes an den braunen Federschäften schwarzbraun, nach

aussen allmählig lichter, in eine weißbräunliche Kante übergehend *).

Das Zwischenkleid, welches der junge Vogel nach seiner ersten Mauser erhält, wo er jenes erste Jugendkleid abgelegt hat, trägt eine viel dunklere Färbung und ist leicht von diesem zu unterscheiden; jetzt hat der Augenstern schon eine Farbe, wie dunkelgrünes Flaschenglas, auch Schnabel und Füße haben mehr Schwarz, am erstern ist aber die helle Farbe ein reineres und schöneres Gelb, am Unterschnabel dagegen oft schon mit schwarzen Flecken besetzt; der Oberkopf ist braunschwarz, jede Feder an der Spitze aus Grau in Bräunlichgelb übergehend, welches aber nur ganz feine Spitzenfleckchen bildet; Hinterhals und Kropfseiten ebenso, die hellen Flecke aber größer; die Wangen und Halsseiten ähnlich gezeichnet, aber von bleicherer oder mehr ins Graue ziehender Färbung; Oberrücken, Schultern und Flügeldecke dunkelbraun oder matt schwarzbraun, mit dunkelrostgelben Federkanten, besonders an den Enden der Federn; Unterrücken, Bürzel, obere und untere Schwanzdecke und die Aussenseite der Schenkelbefiederung dunkelaschgraubraun, seidenartig dunkelgrün und purpurröthlich schimmernd; die Kehle weiß; die Gurgel, in einem schmalen Streif, grauweiß; der übrige Unterkörper bräunlich aschgrau, auf der Mitte der Unterbrust und am Bauch in Weiß übergehend; die Unterflügel einfarbig dunkelbraun; Schwing- und Schwanzfedern matt schwarz, von hellfarbigen Säumen an ihnen selten eine Spur, alle mit schwarzen Schäften. Daß das Ende des Schwanzes bei diesen weniger zugerundet ist, als am alten Vogel, doch mehr als am jungen, wurde schon oben erwähnt, ebenso daß bei genauerm Nachsehen an diesem zweiten Federkleide sich schon eine geringe Spur einer Stirnhaube zeigt.

Aeußerlich sichtbare Geschlechtsunterschiede, als die der verschiedenen Körpergröße, lassen sich so wenig hier als beim vorigen Kleide

*) Diese Beschreibung ist, wie die Abbildung der Fig. 3. auf unserer Kupfertafel, nach einem Exemplar vom Adriatischen Meer, mit möglichster Genauigkeit entworfen, aber von andern jungen Vögeln dieser Art aus den Eismeerländern, nach sorgfältigsten Vergleichen, nicht im Mindesten abweichend gefunden. H. Graba (Reise nach Färö, S. 154.) hatte zu seiner Beschreibung ohne Zweifel einen Vogel im zweiten Jahr vor sich, denn auf das erste Jugendkleid paßt bloß, was er dabei zuletzt sagt: „Mehrere Male habe ich junge Vögel gesehen, welche eine stark glänzende dunkelgelbe Bronzefarbe u. s. w. hatten."

finden; die Männchen sind immer etwas, oft bedeutend, größer als die Weibchen, und dies natürlich in allen Kleidern.

Nach der zweiten Mauser erscheint der Vogel in seinem dritten, dem ausgefärbten Federkleide, das eine einfache, aber prächtige Färbung auszeichnet. Schnabel, Füße und andere nackte Theile sind oben schon beschrieben und auch bemerkt, daß, wenn man die Federn aufsträubt, hinter der Stirn schon um ein paar Linien verlängerte Federn die Stelle anzeigen, wo in spätern Jahren jener schöne Stirnbusch in viel längern Federn hervortritt. Der Augenstern ist jetzt lebhaft blaugrün. Kopf, Hals, alle untern Theile des Rumpfes, Unterrücken, Bürzel und Schwanzdecke sind dunkel schwarzgrün oder schwarz mit schön grünem Seidenglanz, von prächtigem Aussehen, Oberrücken, Schultern, Flügeldeckfedern und, ausser den großen Schwingen, alle übrigen Flügelfedern matt schwarz, mit schwachem Kupferglanz und tief sammetschwarzen, schmalen Federkäntchen, eine geschuppte Zeichnung, die auf dem Oberrücken und den Schultern, der regelmäßig im Verbande eingereiheten und glatten Federn wegen, sich wie Fischschuppen ausnimmt; die großen Schwingen und der Schwanz schwarz, ohne andern Farbenglanz, auf der untern Seite matter, auch der ganze Unterflügel schwarz.

Das Weibchen ist etwas kleiner, sein Gefieder glänzt etwas weniger, und an der Unterbrust und dem Bauche sind öfters viele hellgraue oder weißliche Federn eingemischt. Im höhern Alter unterscheidet es sich, die geringere Größe ausgenommen, kaum durch etwas schwächern Glanz vom Männchen.

Dies prächtige Gefieder sieht in geringer Entfernung ganz schwarz aus, strahlt aber, besonders von der Sonne beschienen, im herrlichsten Glanze, den Mantel ausgenommen, immer in Grün, aber nicht in Blau und Violett, wie bei H. capensis und ganz anders wie bei H. brasilianus, dessen Gefieder zwar auch in Grün schillert, an dem dieses aber bei Weitem matter und auch blaulichter ist.

Wenn unser Vogel dies eben beschriebene Kleid in der nächsten Mauser mit einem neuen vertauscht, trägt dieses wie alle folgenden dieselben Farben, aber ihre Pracht und ihr Glanz vermehren sich (obgleich nicht auffallend) von Jahr zu Jahr. In welchem Lebensjahr sich jedoch zuerst jene berühmte Crista frontalis zeigt oder zu der Höhe von ein paar Zollen erhebt, ist noch nicht ermittelt worden. Die Pracht des übrigen Gefieders, und daß sie ver-

hältnißmäßig nur wenige alte Vögel haben, zeigt wol zur Gnüge, daß sie nur ganz alten eigen sein mag, zumal wenn diese Federn bis 3 Zoll Länge und vorwärts zurückgekrümmte Spitzen haben, indem solche Exemplare äußerst selten vorkommen.

Das Gefieder ist am schönsten, und mit dem stärksten Glanze geziert bald nach der Mauser, im Herbst und Winter; im Frühjahr befindet sich seine Schönheit bereits in Abnahme und im Sommer sieht es am schlechtesten aus.

Wo es sehr viele dieser Scharben giebt, sollen zuweilen Spielarten mit weißen Flecken vorkommen, ja auf Färö will man sogar ein Mal eine ganz weiße angetroffen haben. Neuere Beobachter berichten indessen darüber nichts.

Aufenthalt.

Die Krähenscharbe bewohnt die nordlichen Meere des alten und zum Theil auch des neuen Continents. Sie ist gemein in Grönland, auf Island und den Färöern, längs der Küste von Norwegen, bis zu denen von Lapp- und Finnland, in den großen Buchten des Eismeeres über dem europäischen und asiatischen Rußland entlang, bis nach Kamschatka hin; auch viel südlicher, an den großen See'n in Sibirien, namentlich auf dem Baikal, in großer Menge angetroffen worden. Vom europäischen Eismeer und den erwähnten Inseln geht sie zu denen von Schott- und Irland, und an den Küsten dieser Länder bis zu denen des nordlichen Englands herab. Am westlichen Gestade Europa's wird sie selten und meistens bloß einzeln bemerkt. Sie ist indessen auch, wiewol in geringerer Zahl, auf dem mittelländischen und adriatischen Meer heimisch, bei Corsika, Sardinien und andern Inseln und Küsten, bis Candia und Cypern hinab, noch in nicht unbedeutenden Gesellschaften beisammen angetroffen worden. Nach genauester vergleichender Untersuchung waren Exemplare von Cypern andern von Färö, Island und Norwegen in Allem so vollkommen gleich, daß an Artverschiedenheit zwischen diesen und jenen, gar nicht zu denken ist. — Auf der Ostsee scheint sie nur in den Buchten der gegenüberliegenden Küste im Winter und eben nicht oft vorzukommen; auf der diesseitigen nie. Es ist viele Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie früher einzeln, aber sehr selten, bei Helgoland erlegt ist, wo man sie für die Zwergscharbe gehalten hatte. Gewiß ist es jedoch von einem wirklich

erlegten und mehrern gesehenen Exemplaren in der Elbmündung, (bei der Heringsfischerei) und daß wir sie deshalb zu den Vögeln Norddeutschlands zählen dürfen.

Sie scheint noch weniger einen regelmäßigen Wanderungstrieb zu haben, als die Kormoranscharbe. Sie streicht bloß aus einer Meeresgegend in die andere, und dies meistens in kleinern oder größern Gesellschaften, auch in bedeutenden Schaaren, als ein auch strenge Kälte wenig achtender Vogel, aber keineswegs um ein milderes Klima aufzusuchen, sondern andern unbekannten Trieben folgend. Diejenigen, welche man in ungewöhnlichen Gegenden antrifft, sind gewöhnlich Vereinzelte, die ein widriges Geschick von der Gesellschaft der Uibrigen getrennt hat oder sich verflogen haben. Von den Nistorten, wo sie sich vom März bis tief in den Sommer hinein in schwächern oder stärkern Vereinen aufhalten, begeben sich, bald nach beendigten Fortpflanzungsgeschäften, die Allermeisten hinweg, um an andern und mehrern, doch nicht sehr weit entfernten Orten, den übrigen Theil des Jahres zu verleben, diesen Aufenthalt gelegentlich zwar manchmal zu wechseln, aber auch öfter wiederzukehren und so bis zum Frühjahr sich herumzutreiben, wo sie abermals und zwar gewöhnlich an den vorjährigen Brüteorten wieder erscheinen, welchen überhaupt manche gar nicht zu verlassen scheinen.

Die Krähenscharbe ist noch mehr Meervogel als der Kormoran, obgleich auch eine große Anzahl weit vom Meer entfernt lebt, wie unter andern die an den großen See'n im Innern Sibiriens. Die in Europa wohnenden, namentlich im nordwestlichen, werden nur auf dem Meer, an dessen Küsten und Inseln angetroffen, immer im Angesichte desselben, oder vielmehr auf dem vom Meer bespülten Gestade, nie im Innern der Inseln, kaum in nicht ganz engen Buchten. An den schauerlich wilden Gestaden der Loffoden und der Färöer wohnt diese Scharbe in überaus großer Anzahl, so daß man in einer einzigen Bucht bei den letztern in einem Winter 500 Stück erlegen konnte, wozu nur geringe Mittel zu Gebote standen. — Sie liebt solche Gegenden, wo niedrige Klippen sich aus dem Meer erheben, die sie vom Wasserspiegel aus erklettert, um sich darauf auszuruhen, sich zu sonnen und ihr Gefieder zu trocknen, und von welchen sie auch zu Fuß wieder ins Wasser hinab gleiten kann. Ihre Brüteorte liegen dagegen viel höher, auf eigenen Plätzen und Felsenabsätzen wol 150 Fuß über dem Wasserspiegel, an schroffen Felswänden, aber nicht leicht höher und noch weniger ganz oben, wo bei 1000 Fuß Höhe, und noch höher, noch

mehrartige Seevögel nisten. Sie liebt die Felsen so, daß sie sich fast nur allein an solchen hohen Felsengestaden aufhält, bei denen sich theils jene erwähnten niedrigen Klippen, theils jähe, senkrechte oder zum Theil überhangende, himmelhohe Felswände wildromantisch aus dem Meer erheben.

Alle diese Aufenthaltsorte sind rauhe, meist nackte, oder mit wenig Grün, von kurzem Rasen und einzelnen niedrigen, in den Spalten der Felsen vegetirenden Pflanzen geschmückte, völlig baumlose Gegenden. Sie scheint für solche eine besondere Vorliebe zu haben, da sie ganz ähnliche auch in mildern Klimaten, z. B. auf dem Mittelmeer, am Baikal und anderwärts, aufsucht und andern vorzieht. Am Baikal soll sie so häufig sein, daß ihre unermeßlichen Schaaren ganze Felsenmassen bedecken. Man sagt zwar, daß sie in mildern Gegenden auch an bewaldeten Seeufern wohne, sich auf Bäume setze oder gar auf ihnen niste; allein da diesen Nachrichten völlige Gewißheit mangelt und man hierbei an eine Verwechslung mit dem Kormoran denken kann, so können wir sie nur als ungewisse Sage betrachten.

Eigenschaften.

Obgleich sehr einfach gefärbt, so macht doch die tiefe Schwärze des Gefieders, hauptsächlich aber sein ausserordentlich starker Glanz und Schiller, meistens ein sehr lebhaftes prächtiges Grün, zumal wenn es im höchsten Lichte steht oder gar von der Sonne beschienen wird, die alte Krähenscharbe zu einem recht schönen Vogel. Trägt sie dazu bereits ihre sonderbare Stirnhaube, so giebt ihr diese einen ganz eigenthümlichen Schmuck, den sie aber vornehmlich nur im Schwimmen zeigt, wo er lothrecht aufgerichtet, zuweilen sogar noch etwas vorgebogen ist. Im Sitzen, besondere Affectionen ausgenommen, legt sie ihn dagegen nieder, so daß er dann kaum zu bemerken ist, wenn nicht bereits die Enden seiner Federn vorwärts gekrümmet sind, was bloß sehr alte haben. Sind, wie bei jüngern Vögeln, diese Federn noch schlicht und gerade, so kann sie ihn so glatt niederlegen, daß man ihn nicht bemerkt, bevor man den Vogel in die Hände bekömmt. Bei solchen, wo die Federn an dieser Stelle nur erst ein paar Linien länger als ihre Nachbarn sind, wird diese leise Andeutung der Stirnhaube nur bemerklich, wenn man sämmtliche Federn des Oberkopfs aufsträubt und beim lebenden Vogel gar nicht, weil man ihm schwimmend, wo er sie

nur zeigt, selten nahe genug ist, um das kleine Stirnhügelchen, das diese Federn bilden, zu unterscheiden.

Von der Kormoranscharbe unterscheidet sie sich schon in bedeutender Ferne, sowol durch die viel geringere Größe, als an der schlankern Gestalt, und durch eine größere Beweglichkeit. Sie geht und steht zwar auf der Spur, doch beides ungern und wenig anhaltend. Wenige Augenblicke nach dem Auftreten läßt sie sich schon auf die Laufsohle nieder, und so, zugleich auf den starren Schwanz gestützt, hält sie dann Stunden lang aus. Der Rumpf ist dabei sehr steil aufgerichtet, der lange Hals, je nachdem sie mehr oder weniger sich sicher glaubt, schwächer oder stärker Sförmig gebogen, die größte und stärkste Biegung gleich am Genick, wodurch dieses nach hinten verlängert erscheint. Sie kann, wie andere Arten, den Hals in sich hinein verkürzen, dehnt ihn aber gewöhnlich ganz aus und drehet dazu den Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite, wenn ihr eine vermeintliche Gefahr näher rückt, um den Gegenstand ihrer Besorgniß bald mit dem rechten bald mit dem linken Auge zu betrachten; eine eigenthümliche Bewegung, die auch andern Scharben eigen zu sein scheint. Ihre gewöhnlichen Ruheplätze, aus dem Meer sich nicht ganz steil und nicht sehr hoch erhebende, bei hohl gehender See vielmehr oft überflutete Klippen, und zwar in dieser Gegend immer dieselben, erklettert sie, vom Wasser aus, mit vieler Geschicklichkeit und nimmt dann oben, wo sie die Brandung nicht mehr belästigt, Platz. Da sie die einmal gewählten Felsen, sobald sie ausruhen will, immer wieder besteigt, ja selbst dasselbe Plätzchen immer wieder inne hat, so sind diese Stellen von ihrem kalkartigen Unrath so bespritzt und besudelt, daß sie schon von weitem ganz weiß in die Augen fallen; es sei denn, daß sie kurz vorher, bei sehr bewegter See, von den Wogen erreicht und rein gewaschen wären. Bei Stürmen müssen sie sich freilich nach höhern Ruheplätzen umsehen; sobald er aber vorüber und die alten wieder vom Wasser frei sind, geben sie ihnen auch wieder den Vorzug vor allen andern.

Ganz sonderbar sieht sie aus, wenn sie auf einer vom Wasser schräg aufsteigenden Fläche, das Gesicht dem Meer zu, gleichsam wie ein Hund, auf dem Hintern sitzt und der stützende Schwanz hinter ihr auf der aufsteigenden Ebene ausgebreitet ist. In dieser Stellung sonnen und putzen sich diese Vögel Stunden lang; hier trocknen sie ihr Gefieder, das sonderbarerweise nach anhaltendem Tauchen und Schwimmen, auf und im Wasser, viel Nässe annimmt, die Flügel besonders so viel,

daß es ihnen zuweilen das Fliegen ganz unmöglich machen soll. Darum öffnen sie, sobald sie ihren Sitz erklettert und eingenommen haben, ihre Flügel ohngefähr so weit, wie der Adler im Wappen des französischen Kaiserreichs, und fächern unablässig Stunden lang damit, bis sie ganz trocken geworden sind. Werden sie hier durch Herannahen von Menschen ängstlich gemacht, so lassen alle, auf die Brust niedergelegt, sich schnell in's Meer hinabgleiten; werden sie aber erschreckt, z. B. durch einen Schuß, so stürzen sich alle in demselben Augenblicke köpflings ins Meer, verschwinden unter der Fläche und tauchen weit davon erst wieder auf.

Die Krähenscharbe schwimmt zwar sehr flink, aber nicht so tief in der Fläche wie der Kormoran, und ein Theil des Rückens ist dabei immer über dem Wasser zu sehen, der Schwanz schleppt aber ebenfalls im Wasser. Sie reckt dazu den Hals gerade in die Höhe, oder giebt ihm doch nur wenig von jener SBiegung, am meisten noch oben am Genick. Dem großen Haubentaucher sieht die schwimmende Krähenscharbe in der Ferne sehr ähnlich, der Farbe wegen Junge noch mehr als Alte. Ihr Tauchen aus dem Schwimmen beginnt aber auf andere Weise; den Schnabel gesenkt, den Hals stark gekrümmt, den Rücken erst vorn erhoben, im Eintauchen dessen Hintertheil und den Schwanz aufschnellend, verschwindet sie mit einem kleinen Sprunge ebenso schnell, doch nicht so leicht ansehend, von der Oberfläche, wie die Lappentaucher, schneller freilich noch, wenn sie sich, wie oben erwähnt, in einem Augenblicke köpflings von ihrem Ruhesitze ins Wasser stürzt. Sie hält, nach Graba's Versicherung, 3 bis 4 Minuten lang unter Wasser aus, ehe sie wieder Luft zu schöpfen braucht, und durchschwimmt zwischen der Fläche und dem Boden des Wassers, in dieser kurzen Zeit, unglaublich große Strecken, so daß sie zuweilen erst mehrere Hundert Fuß von der Stelle des Eintauchens wieder auftaucht oder auf den Grund geht, wo das Wasser 100 bis 150 Fuß Tiefe hat, welches sie dadurch bewies, daß sie mit Arten von Fischen im Schnabel herauf kam, die nur auf dem Boden des Meeres sich aufhalten. Nach den Angaben desselben Beobachters, wie Faber's u. a., gebraucht sie zum Rudern unter Wasser bloß die Füße und schließt dazu die Flügel fest an den Leib. Käm diese Behauptung nicht von so bewährten Männern, die sich um die Aufklärung der Naturgeschichte aller hochnordischen Vögel wahrlich großen Ruhm erworben, so möchte uns der Umstand, daß nach anhaltendem Tauchen namentlich die Flügel so naß werden, daß sie zum Fliegen in

der Luft einige Zeit unbrauchbar bleiben, weshalb sich die Scharben bemühen, sie bald wieder in der Luft und Sonne zu trocknen, so möchte uns diese Thatsache fast verleiten zu glauben, daß die Scharben, so gut wie Alken und Lummen, unter Wasser getaucht, nicht allein mit den Füßen, sondern zugleich auch mit den Flügeln ruderten. Die starre Beschaffenheit der Flügelfedern scheint diese Ansicht auch nicht zu schwächen. — Der harte, elastische Schwanz dient ihr nicht bloß zur Stütze beim Stehen und Gehen, sondern auch, dem Auffliegen von der Wasserfläche mit einem schnellenden Druck gegen diese nachzuhelfen, leistet ihr aber wol den wesentlichsten Dienst beim Aufsteigen vom Boden des Wassers, wo sie ihn gegen jenen stemmt und durch einen damit verbundenen, kräftigen Druck, den Körper aufwärts schnellt, weshalb seine Federn an den Enden auch bald nach der Mauser schon Spuren des Abschleifens und Abstoßens zeigen, die mit der Zeit sehr auffallend werden, und ihre Länge oft gegen $^1/_2$ Zoll verkürzen.

Ihr Flug ähnelt dem einer Ente, abwechselnd aber auch dem einer Krähe und Dohle. Bei gerade ausgestrecktem Halse werden die weit ausgespannten Flügel bald hastig bewegt, bald still gehalten, um schwebend fortzugleiten, wobei dieser Flug ziemlich fördert, aber ohne besondere Schwenkungen in einfacher Linie fortgeht, darin aber der Körper etwas wackelt oder abwechselnd von einer Seite auf die andere wankt. Sie fliegt nicht gern, daher selten sehr weit weg oder lange anhaltend, weicht auf dem Wasser den ihr drohenden Gefahren lieber schwimmend und tauchend aus, entgeht dem Boote, das sie in die Enge treiben will, oft dadurch, daß sie in der Tiefe unter ihm wegzieht, dann in entgegengesetzter Richtung und weit davon erst wieder auftaucht, um jetzt ohne Gefahr sich fliegend zu entfernen.

Nur beim Neste ist diese Scharbe zutraulich genug gegen die Annäherung des Menschen, an allen andern Orten aber sehr scheu und vorsichtig. Wie eben gesagt, weichen sie auf dem Wasser bei Zeiten Allem aus, was ihnen Gefahr bringen könnte, und auf ihren Felsenspitzen bemerkt man schon in großer Entfernung, an dem häufigen Hin- und Herdrehen des kleinen Kopfes auf dem dünnen beweglichen Halse, ihre wachsende Unruhe, und ehe man noch daran denkt, gleitet schon die ganze Gesellschaft ins Meer hinab. Die vereinzelte Krähenscharbe ist weniger scheu, als die, wo mehrere beisammen sind, wie wir dies auch von andern Vögeln sehen. Unsere Scharbe ist übrigens sehr gesellig, ausser der Fortpflanzungs-

zeit oft in Schaaren von vielen Hunderten, ja Tausenden, beisammen, in dieser zwar in kleinere vertheilt, doch aber nie ganz vereinzelt, auch wohnen dann die kleineren Vereine oft nur in geringer Entfernung von einander. Hier mischen sie sich mit ihren Nestern nicht unter andere Vögel, wohnen aber dicht neben ihnen auf abgesonderten Plätzen beisammen. Aber sie sind auch deshalb nicht ungesellig zu nennen; denn auf dem Wasser, wie auf ihren Ruheplätzen, sitzt oft Jung und Alt traulich zwischen Kormoranen, Eiderenten und andern Schwimmvögeln.

Ihre tieftönende, schnarrende Stimme, lassen sie anderswo als beim Neste kaum jemals, auch hier nur äußerst selten hören; dagegen schreien die Jungen im Neste fast beständig in einem kreischend schnarrenden Tone.

Nahrung.

Wie andere Arten dieser Gattung, nährt sich auch die Krähenscharbe ausschließend von Fischen, welche sie sich selbst fängt. Sonderbarerweise sind dies meistens tiefgehende oder auf dem Grunde des Wassers sitzende, welcher sie sich nicht anders zu bemeistern vermag, als durch ausserordentlich tiefes und langes Untertauchen, und welche sie in dem Augenblicke verschlingt, wenn sie eben den Kopf wieder über die Wasserfläche emporreckt. Selbst ziemlich breite und einer Hand lange vermag sie, obwol nicht ohne einige Anstrengung, zu verschlingen und sucht sie dabei im Schnabel stets so zu wenden, daß der Kopf des Fisches vorangeht. Etwas größere weiß sie auch zu zerstückeln; zu große mag sie jedoch nicht.

Man erstaunt, wenn man liest, wie Graba (s. Reise nach Färö. S. 161.) beobachtet hat, daß diese Scharben an Stellen, wo das Meer eine Tiefe von 100 bis 150 Fuß hatte, eintauchten und erst nach 3 bis 4 Minuten, mit einem Fische im Schnabel, wieder auftauchten und hier Cottus scorpio, Clupea sprattus und Junge des Pleuronectes hippoglossus heraufbrachten; alles zu dieser Zeit auf dem Grunde des Meeres liegende Fische.

Wie andere Scharben, gehen auch diese nur am Tage ihrer Nahrung und ihren übrigen Geschäften nach, verbringen aber die Nächte schlafend, meistens auf einem trockenen Plätzchen und in Gesellschaften vereint.

Ihren häufigen, dünnflüssigen, kalkartigen, weißen Unrath, spritzt sie mit aufgehobenem Schwanze weit von sich. Er färbt

das Nest mit seinen Umgebungen und an ihren Ruhesitzen ebenso die Felsen ganz weiß, und sitzt so fest auf denselben, daß ihn nur lang anhaltende Nässe aufzuweichen und wegzuwaschen vermag.

Fortpflanzung.

Die Krähenscharbe pflanzt sich an den Küsten des Eismeeres und der in demselben gelegenen Inseln an vielen Orten häufig fort, sehr häufig auf den loffodischen Inseln und den Färöern, wo sie an sehr vielen Stellen in Menge beisammen nistet. Uibrigens ist sie an der ganzen Küste des obern Norwegens, auf Island und andern oben schon genannten Ländern auch in dieser Zeit gemein genug und hat daselbst ihre vielen Nistplätze, auf denen sie im März und April erscheint und zum Nisten Anstalt macht, d. i. um anderthalb Monat früher als Alken, Lummen und andere sogenannte Bergvögel. Diese Plätze liegen stets dicht am Meer, meistes an von noch vielen andern Seevögelarten bewohnten Stellen, doch sind ihre Nester nicht zwischen denen dieser, sondern auf eigenen Plätzen angebracht, zu welchen 10, 20 oder noch mehr Paare gehören. Solcher kleinen Kolonieen giebt es aber viele in einem nicht gar großen Umkreise. Hier stehen ihre Nester auf breiten, oft überhangenden Absätzen und in den Spalten meistens senkrecht aufsteigender Felswände, zu welchen der Mensch gewöhnlich nur mit Lebensgefahr und durch ausserordentliche Mittel gelangen kann, in einer Höhe von 150 Fuß, nicht leicht höher, aber auch nicht oft niedriger als 100 Fuß über dem Spiegel des Meeres. An solchen Orten stehen die eines und desselben Nistvereins gewöhnlich ganz nahe beisammen und nehmen deshalb keinen großen Raum ein.

Das Nest ist ansehnlich groß, anfänglich auch ziemlich hoch, und in der Mitte vertieft; aber durch das Betreten der Innhaber wird es zuletzt, ehe die Jungen ausfliegen, sehr niedrig und ganz flach. Beide Gatten bauen es aus verschiedenen Tang-Arten (am häufigsten Fucus vesiculosus) und von Meergras (Zostera marina) auf und schleppen das Material im Schnabel herbei. Weil nun diese Seegewächse viel salzige und schleimige Theile enthalten, so werden sie nie ganz trocken und ziehen immer wieder von Neuem Feuchtigkeit an sich, so daß also diese Scharbennester gewöhnlich ganz naß und in ihrer Mitte sehr schmutzig sind. Dies und ihr häufiger Unrath, mit welchem sie alles umher wie mit Kalk übertünchen, und später das Auswürgen halbverdaueter Fische vor den Jungen, machen solche Stellen sehr schlüpferig und ekelhaft.

Manche Weibchen legen schon im April, die Mehrzahl aber erst im Mai, und wenn man Ende Juni und später noch Eier in den Nestern findet, so gehören diese wahrscheinlich durch unbekannte Ursachen verspäteten Gelegen an und zu den Ausnahmen. Ein Nest enthält nie weniger als 3, und nie mehr als 4 Eier, welche in jedem Betracht denen der Kormoranscharbe täuschend ähnlich sind. Sie sind allerdings ein Wenig kleiner, aber oft nur so wenig, daß sie von manchen, zufällig etwas kleinern jener Art, kaum zu unterscheiden sind. Ich habe sie, von Boie und Faber gesammelt, in mehrern Exemplaren verglichen und sie 2 Zoll 6 Linien bis 2 Zoll 8 Linien lang, und 1 Zoll, 7 bis 8 Linien breit gefunden. Ihre Normalgestalt ist eine sehr gestreckte, schlanke, die stärkste Wölbung beinahe in der Mitte, von den beiden zugerundeten Enden das eine wenig spitzer als das entgegengesetzte. Etwas kürzer und dicker geformte sind selten. Sie ähneln in der Gestalt denen der Lappentaucher am meisten. Ihre ziemlich feste Schale ist blaugrünlichweiß, ohne alle Flecke, von ihr aber wenig zu sehen, vor dem kalkartigen Uiberzuge, welcher sie gleichförmig bedeckt, beim Legen aber noch sehr weich sein muß, daher mancherlei Eindrücke erhält, worunter Striche oder Fleckchen vorkommen, an welchen die Schale davon befreit ist, auch solche, wo sich dieser Uiberzug etwas zusammen geschoben hat. Er macht die Aussenfläche des Eies ziemlich uneben, wenigstens bei manchen Exemplaren, und fühlt sich fast an wie trockene Kalktünche. Seine Färbung ist ursprünglich auch eine schwach blaugrünliche und ungefleckte, weil er aber allen fremden Schmutz leicht auffaugt, so erscheint er bald olivenbräunlich besudelt, gefleckt und marmorirt, und wenn die Eier lange gebrütet sind, fast ganz mit dieser Farbe überzogen oder doch stark gewölkt. Zuweilen sind sie auch über und über dunkelbraun bespritzt und fein punktirt, dies von den Exkrementen der im Gefieder des brütenden Vogels häufig wohnenden Schmarotzerinsekten. Dieser wie jener zufällige Schmutz läßt sich, im warmen Wasser erweicht, leicht abwaschen und so die ursprüngliche Färbung wieder ziemlich rein herstellen.

Beide Gatten brüten abwechselnd, ohne Brüteflecke zu haben, 24 bis 27 Tage und zeigen viel Liebe für die Eier, von denen häufig eines faul gebrütet wird. Wenn sich den Brütenden ein Mensch nähert, gebehrden sie sich, als wollten sie Futter aufwürgen, halten sehr nahe aus, ehe sie vom Neste fliegen, und kehren sehr bald auch wieder auf dasselbe zurück. Der andere Gatte umschwebt

indessen gewöhnlich die Niststelle ebenfalls in geringer Entfernung, aber sie schreien selten dabei, eher noch, wenn sie schon Junge haben und diese durch ihr Schreien sie dazu aufmuntern. Auf der bleifarbigen nackten Haut dieser Jungen zeigen sich nach einigen Tagen gelbliche Dunen, die nach und nach bräunlicher werden und, wenn sie den Körper völlig bedecken, ganz graubraun aussehen. Nach 4 bis 5 Wochen erhalten sie ihr ordentliches Gefieder, in derselben Folge wie die Jungen der vorigen Art, und sind zum Ausfliegen bereit. Sie werden von den Alten reichlich mit Futter versehen, anfänglich mit halbverdaueten kleinen Fischen, die sie ihnen in den Schnabel auswürgen, später auch mit größern, welche sie ihnen bloß vorspeien, und zum Verschlingen zu große ihnen zuvor auch zerstückeln. In dieser Zeit fliegen die Alten unabläßig mit dick angefüllter Speiseröhre und Kehlsacke zum Neste, um den beständig regen Hunger dieser jungen Fresser zu beschwichtigen. Die gierigen Jungen empfangen das Futter meistens unter heftigem Schreien von ihrer Seite. Flugbar und von ihrem Felsensitze auf das Wasser geführt, unterweisen sie die Alten, nach Art der Taucher, im Fischefangen, was sie ihnen auch in sehr kurzer Zeit ablernen. Sie bleiben dann bei diesen und meistens in der Gegend, wo sie ausgebrütet sind. Gewöhnlich entfernen sich die Alten auch nachher nicht weit von ihren Brüteorten, oder sind doch mit Eintritt des Frühlings wieder daselbst anzutreffen. Die besondern Plätze auf den Felsen, wo sie ihre Nester haben, suchen sie alle Jahr wieder auf und so kennt man Stellen, auf welchen schon seit Jahrhunderten Scharben dieser Art nisteten, so daß in mehrern Gegenden des hohen Nordens manche Felsen und Vorgebirge ihre Namen davon erhielten.

Feinde.

Man darf bloß vermuthen, daß der Seeadler diese Vögel gelegentlich auch nicht verschont. Etwas Gewisses hat niemand darüber bemerkt.

Daß ihr Gefieder von Schmarotzerinsekten zahlreich bewohnt wird und in ihren Eingeweiden verschiedenartige Würmer hausen, ist vielseitig beobachtet und gewiß; allein nicht, zu welchen Gattungen und Arten diese oder jene gehören mögen, weshalb sie auch hier nicht namentlich angeführt werden können.

Jagd.

Die Krähenscharbe ist zu scheu, als daß sie auf dem Freien schußrecht aushalten sollte, und zum Anschleichen fehlt es an ihren Aufenthaltsorten meistens an einem Hinterhalt. Auf dem Wasser sucht sie durch sofortiges Untertauchen sich zu retten, nur wenn man sie mit dem Boote sehr behutsam gegen das Land zu treiben sucht, soll es manchmal gelingen, sich ihr auf Schußweite zu nähern; aber sie bietet, weil sie sehr tief schwimmt, auf dem Wasser ein sehr kleines und für den Schuß unsicheres Ziel, taucht nach einem Fehlschuß augenblicklich unter, zieht im Wasser unter dem Boote durch und erscheint in weiter Ferne erst wieder oben. Wo sie selten gestört werden, halten die Gesellschaften, auf den niedrigen Klippen sitzend, während dem Fächern mit den Flügeln, zuweilen die Annäherung eines Bootes aus, wo dann nach einem Schuß in demselben Augenblick alle zugleich ins Wasser stürzen und tauchend verschwinden, was den Schützen schon oft getäuscht hat, er habe alle getroffen, während er nicht eine erhielt. Bei den sonstigen Feuerschlössern an den Schießgewehren, ging es auf dem Wasser wie bei den Tauchern, der Vogel tauchte beim Blitzen der Pfanne und der Schuß traf auf die leere Stelle. Auf den Nistplätzen und bei den Nestern würden sie leicht zu erlegen sein, wenn jene nur nicht meistens mit Lebensgefahr zu erklettern wären. Die angeschossene Krähenscharbe taucht augenblicklich und kömmt gewöhnlich niemals wieder zum Vorschein; auch flügellahm Geschossene verschwanden oft auf diese Weise spurlos. Trotz der Schwierigkeiten dieser Jagd, war es doch den Färingern bei Westmannhaven ein Mal gelungen, in einem Winter 500 dieser Scharben zu erlegen.

Nutzen.

Auch diese Art hat eine widerliche Ausdünstung, die dem Balge auch nach dem Austrocknen verbleibt. Ihretwegen würde sie schon von civilisirten Nationen für den Tisch verschmähet werden, wogegen aber die hochnordischen Völker ihr Fleisch wohlschmeckend finden und das der Jungen sogar für eine Delicatesse halten. Sie holen daher die erwachsenen Jungen auf eine lebensgefährliche Weise aus den Nestern, ehe sie völlig fliegen können. H. Graba vergleicht den Geschmack dieses, auf Färö sehr gesuchten, Gerichts nur mit dem von Mergus serrator; wir würden es demnach ein elendes Essen

nennen. — Die Eier sind so wenig schmackhaft, daß sie sogar von mehrern hochnordischen Nationen nicht gegessen werden; weder das Weiße, noch der fahlgelbe Dotter, werden auch durch anhaltendes Kochen nicht hart.

Die Grönländer sollen die Häute, welche ein festes Leder geben, mit den Federn gern zu Kleidungsstücken verarbeiten.

Schaden.

In kultivirten Gegenden würde man diese Vögel bald als Fischräuber verfolgen und auszurotten trachten; auf dem Meere gönnt man es ihnen dagegen gern, von dem Uiberfluß an Fischen, welchen dieses enthält, auch ihr Theil unbeneidet in Anspruch zu nehmen.

310.

Die Zwerg-Scharbe.

Halieus pygmaeus. *Illig.*

Taf. 281.
- Fig. 1. Männchen im Prachtkleide.
- Fig. 2. Männchen im Sommerkleide.
- Fig. 3. Zweites Jugendkleid oder Zwischenkleid.
- Fig. 4. Erstes oder eigentliches Jugendkleid.

Kleine Scharbe; Zwerg-Wasserrabe; Zwergkormoran; europäische Zwergscharbe.

Halieus pygmaeus. Illig. Lichtenstein, Doubletten-Katalog. S. 86. n. 910. (Wenn nicht H. africanus?) = *Pelecanus pygmaeus.* Pallas, Reise, II. S. 712. t. G. = Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 574. n. 19. = Lath. Ind. II. p. 890. n. 25. = *Carbo pygmaeus.* (Cormoran pygmée.) Temminck, Man. d' Orn. nouv. Edit. II. p. 901. = *Le Cormoran pygmée.* Sonnini, Nouv. Edit. de Buff. Ois. XXIV. p. 77. = *Dwarf-Shag.* Lath. Syn. VI. p. 607. n. 24. — Uiberf. v. Bechstein, III. 2. S. 520. n. 24. = Meyer, Berichtgn. u. Zus. (III.) zu Taschenb. S. 235. = Brehm, Lehrb. II. S. 913.

Kennzeichen der Art.

Schnabel klein und kurz, kürzer als der Kopf, mit schwachem Haken; Schwanz ziemlich lang, aus 12 Federn bestehend; die Federn des Mantels länglich lanzettförmig, dunkelgrau, mit schwarzen Rändern, ohne Fleck an der Spitze. Größe der Knäkente.

Beschreibung.

Die Zwergscharbe kann nicht leicht mit einer der vorhergehenden Arten verwechselt werden, weil sie um Vieles kleiner als jene

ist, daß sie hierin, wäre ihr Hals und Schwanz nur nicht viel länger, die männliche Anas Querquedula wenig übertreffen würde; wozu auch noch ein ganz anderer Schnabelbau, dieser ist nämlich viel kürzer und höher, oder stärker zusammengedrückt, so wie eine ganz anders, in sehr feine, sechs- und achteckige Schildchen zernarbte Haut der Fußwurzeln kommt, die bei jenen mehr denen der Lappentaucher ähnelt. Allein sie hat unter den ausländischen Arten dreie, welche ihr außerordentlich ähnlich sind und häufig mit ihr verwechselt wurden, indem sie auch gleiche Größe mit ihr haben. — Die eine Art, Carbo s. Halieus africanus, ist noch ziemlich leicht an den anders gezeichneten Mantelfedern zu erkennen; denn diese sind zwar auch grau, mit schwarzen Einfassungsrändchen, haben aber ausserdem an der Spitze noch einen großen runden oder nierenförmigen schwarzen Fleck; auch sind diese Federn nicht lanzettförmig spitz, wie bei H. pygmaeus, sondern am Ende wieder etwas zugerundet. — Weniger deutlich unterscheidet sich die zweite Art, Halieus s. Carbo javanicus, Horsfield, von der unsern. Sie kömmt nicht allein von Java, sondern auch aus Ostindien und von Japan, und ist nicht bloß klimatische Abweichung, scheint auch stets etwas kleiner, ihr Gefieder härter zu sein, sieht aber mehr im Jugendkleide als im alten Sommerkleide der Europäischen ähnlich; es stände nun allenfalls noch zu erwarten, ob sie ein anders gezeichnetes Prachtkleid habe, was mir nicht bekannt ist. — Die dritte ausländische Art ist H. s. C. dimidiatus. Diese habe ich jedoch nicht selbst vergleichen können, um Unterscheidungsmerkmale anzugeben. Sie hat mit den andern 3 kleinen Arten gleichen Schnabel- und Fußbau, so daß alle 4 Arten eine eigene Unterabtheilung oder Familie in der Gattung Carbo oder Halieus bilden könnten.*)

In der Größe des Rumpfes übertrifft die Zwergscharbe die männliche Knäkente (H. Querquedula) nicht viel, aber der stärkere und dabei viel längere Hals, nebst dem ebenfalls viel längern Schwanz, geben ihr ein weit größeres Aussehen. Nach mehrern in Ungarn und Bulgarien getödteten und genau untersuchten Exemplaren verschiedenen Alters, stellen sich die Ausmessungen

*) Sehr viele Aufklärung über die Scharben verdanke ich der zuvorkommenden Güte des Staatsraths und Professors, Hrn. Dr. Brandt zu Petersburg, von welchem wir, unter Mithülfe Hrn. Joh Natterer's in Wien, nächstens eine Monographie dieser schwierigen Gattung zu erwarten haben.

folgendermaßen heraus; Länge: 20 bis gegen 23 Zoll; Flugbreite: 31½ bis 34 Zoll; die Länge des Halses: ohngefähr 8 Zoll; die Länge des Fittichs (d. h. des Flügels vom Bug bis zur Spitze): 8 bis 9 Zoll; Länge des Schwanzes: 5½ bis 6½ Zoll. Die Weibchen sind etwas schwächlicher als die Männchen, ohne daß dies auf die Maaße einen bedeutenden Unterschied machte; auch die erwachsenen Jungen weichen in der Größe von den Alten nur unbedeutend ab.

Etwas auffallender findet man die Abweichungen in der Länge der Schwanzfedern, die sogar bis zu 1 Zoll kürzer oder länger vorkommen, was bei einem Vogel dieser Größe schon viel ist, und zugleich an dieselben Verhältnisse bei H. cormoranus und bei H. graculus erinnert.

Die Gestalt ist fast ganz die der Kormoranscharbe, der Hals aber, verhältnißmäßig, etwas, der Schwanz viel länger, der Schnabel bedeutend kürzer und höher, die Füße aber, obwol auch etwas kürzer, doch ebenso stark und klotzig; die kurzaussehenden Flügel etwas gewölbt u. s. w.

Das Gefieder ähnelt dem der übrigen Arten; es ist kurz, knapp oder glattanliegend, derb und meistens hart, nur an den untern Theilen milder anzufühlen, zerschlissen und ohne Umrisse, diese nur auf den Schultern, den Flügeln und am Schwanze deutlich. Es zeigt bei alten Vögeln einen starken Glanz, doch nur schwachen Metallschiller, mit Ausnahme der Schulter- und Oberflügeldeckfedern, die nur solche Kanten haben, während sie innerhalb dieser grau bepudert sind, was sich, nur etwas schwächer, auch schon am Jugendkleide zeigt, dessen Gefieder überhaupt auch von etwas weicherer Beschaffenheit ist. Die hervortretendsten dieser Federn haben eine lanzettartige Gestalt, deren Spitze aber bei den Alten weniger scharf endet als bei den Jungen. Nicht allein die Schäfte, sondern auch die Bärte dieser Federn sind rein fischbeinartig, und die starresten unter dem kleinen Gefieder sind die unten auf der Gurgel, vorn und an den Seiten des Kropfes und am Anfang der Schulterpartie, deren Fahnen ganz zerschlissen und deren Schäfte platt niedergedrückt, breit, wie polirtes Fischbein glänzen. — Alle größern Flügel- und sämmtliche Schwanzfedern haben schmale, sehr starre Fahnen und starke, fischbeinartige, straffe Schäfte. Die letztern sind an den Primarschwingen etwas einwärts gebogen, die Fahnen dieser, von der Mitte an, schnell verschmälert, endlich schräg zugespitzt, die allererste Feder ein Wenig kürzer als die zweite und

dritte, doch von allen dreien die zweite die längste, die folgenden alle in kleinen Stufen kürzer werdend. Die Sekundarschwingen sind gegen jene bedeutend lang und breit, etwas nach hinten gebogen, am Ende zugerundet; die letzten dieser oder die sogenannte dritte Ordnung Schwingfedern sehr verlängert, lanzettartig, spitz, so lang, daß bei zusammengefaltetem Flügel die hintere Flügelspitze nahe an oder gar etwas über die vordere hinweg reicht. — Die ruhenden Flügel werden fast nie von den dazu viel zu kurzen Tragfedern unterstützt und reichen mit ihren Spitzen kaum bis an die Schwanzwurzel. — Der ganz flach liegende, schmale Schwanz hat sehr kurze, zerschlissene Ober- und Unterdeckfedern, und besteht aus 12 fischbeinartigen, langen, schmalen, stumpf zugespitzten Federn, von ungleicher Länge, indem das mittelste Paar das längste, das folgende entweder noch von gleicher Länge oder meistens schon etwas, von 2 bis zu 5 Linien, kürzer, das dritte vom mittelsten an schon $^3/_8$ bis $^5/_8$ Zoll kürzer als dieses, das vierte kaum oder auch reichlich 1 Zoll, das fünfte $1^1/_2$ Zoll und das sechste oder äußerste $2^1/_2$ Zoll kürzer als das mittelste Paar ist. Dies giebt ein sehr zugerundetes, manchmal sogar keilförmiges Schwanzende; doch sind diese Verhältnisse individuell nicht immer genau dieselben, und bei Exemplaren, wo die beiden mittelsten Paare gleiche Länge haben, ist das äußerste nur 2 Zoll kürzer als diese. Diese Federn haben ungemein starke, zurückschnellende Schäfte und sehr schmale, nur auf der Innenseite breitere Fahnen, das äußerste Paar aber eine ungemein schmale Aussenfahne, schmal zngerundete Enden, die an den beiden äußersten Paaren mehr zugespitzt sind, und bei diesen, besonders dem alleräußersten, sind auch die Schäfte stark nach Innen gebogen. Dieser Schwanz liegt ganz horinzontal, sieht aus, als wäre er kunstlos in den Rumpf gesteckt, und ähnelt, bis auf die schmälern und weniger spitzen Federn, manchmal einem Spechtschwanze sehr.

Wie bei andern Scharben, sind auch hier die Unterschenkel bis auf die Ferse befiedert, die Federn an der Aussenseite der Schenkel verlängert und wie bei Raubvögeln sogenannte Hosen bildend. Diese Eigenthümlichkeit vermehrt das Wunderliche in der Gestalt der Vögel dieser Gattung sehr.

Auch diese Art hat ein mit ganz eigenthümlich gestalteten Federn ausgeziertes Hochzeitskleid, das wir nur das Prachtkleid nennen, weil es im Winter ausgebildet, kaum bis durch die Fortpflanzungszeit dauert. Die Stirn ziert dann eine kleine Haube,

den Kopf und Oberhals ein etwas wulstiges, dichtes, feines, seidenweiches, zerschlissenes Gefieder; um das Auge, am Halse, den ganzen Unterkörper und auf dem Bürzel, überall, wo das ordentliche Gefieder haarartig und glänzend ist, stehen zwischen denselben, zarte, pinselartige oder auf den Spitzen äußerst feiner, haarartiger Schäfte sitzende, kleine, weiße Flocken, ungemein zarte, schmale Federchen, die wahrscheinlich ursprünglich, als ihre Bärte noch unversehrt waren, weiße Striche bildeten, wenn jene aber abgerieben, nur an der Spitze noch ihre Fahne als ein kleines Schildchen tragen, bis endlich gar nur der bloße Schaft bleibt und zuletzt auch dieser zerbricht und ausfällt.

Der Schnabel ist klein und kurz, viel kürzer als der Kopf und am kürzesten unter den bekannten einheimischen Arten der Gattung. Er ist gerade, sehr zusammengedrückt und schmal, aber viel höher und dies nach vorn wenig abnehmend, wo jenes zunimmt; die Firste schmal, aber abgerundet; an jeder Seite des Oberschnabels mit der Firste parallel läuft eine tiefe Längefurche, worin nahe an der Stirn das geschlossene Nasenloch liegt, über welchem dieser Theil etwas mehr gewölbt ist und beim frischen Vogel fast wie eine Wachshaut aussieht; diese Furche endet vorn, wo der Spitzentheil als ein schön gekrümmter Haken eingekeilt ist, dessen Spitze eine Linie lang über die des Unterschnabels hinweg ragt, an dem, jenem obern gegenüber, ebenfalls ein besonderer Theil eingeschoben ist, dessen Seitenfläche übrigens glatt und dessen untere Kante in gerader Linie und Breite bis dem Mundwinkel gegenüber fortläuft; der eingeschobene untere Spitzentheil steht nur etwas vor, bildet aber kein merkliches Eck; bis zu ihm läuft die sehr schmale Kielspalte, die nur hinten zwischen den Kinnladen mehr erweitert und mit einer nackten Kinnhaut ausgespannt ist, die sich sackförmig erweitern läßt und in welche die Kehlbefiederung auf der Mitte in einer langen Spitze ausläuft. Die etwas eingezogenen scharfen Schneiden der Mundkante sind gerade, bis an die Hakenkrümmung, wo die des Unterschnabels denselben sanften Bogen macht, wie der Haken. Der Rachen ist bis fast $^1/_4$ Zoll hinter das Auge gespalten, daher groß und weit. Die äußere Schnabelfläche ist selten ganz glatt, bei den meisten Vögeln an den Seiten schräg, von hinten nach vorn, nach den Schneiden zu, faserich gerieft.

Der Schnabel mißt, von der Stirn bis zur Spitze über die Krümme des Hakens, 1 Zoll, 2 bis 3 Linien; von hier bis in den Mundwinkel 2 Zoll, 1 bis 2 Linien, seine Höhe an der Wurzel

gute 6 Linien, seine Breite hier kaum 4 Linien. — Von Farbe ist er in der Jugend schmutzig gelb, an den Seiten etwas braun marmorirt, auf der Firste entlang schwarzbraun, der Haken auf dem Bogen braun. Später wird er dunkler, bei Alten im Sommer oben schmutzigbraun, die Firste am dunkelsten, an der Schneide röthlichgelb mit schwärzlichen Flecken, der Unterschnabel wurzelwärts fast einfarbig braunschwarz, übrigens gelblich, zuweilen mit röthlichschwarzbraunen Queradern und Flecken, der Nagel röthlich braun. Bei ganz alten Vögeln im Prachtkleide ist er durchaus tief schwarz.

Die Zügel sind bei dieser Art nicht nackt, die Stelle aber, die es wie bei andern Scharben sein sollte, sonderbarer Weise dadurch angedeutet, daß sie nur ganz dünn mit ganz kleinen schuppenartigen Federchen besetzt ist, zwischen welchen die schwarze Haut fast reihenweis zu sehen ist. Bei jungen Vögeln sind diese Federchen größer, weicher und decken besser, aber es ist bei ihnen gewöhnlich eine Stelle über dem Mundwinkel und ein schmaler Kreis rings um das Auge ganz bloß und die Haut, wie die des Kehlsacks, welcher bei den Alten schwarz aussieht, schmutzig röthlichgelb. — Das kleine, dem Schnabel nahe stehende Auge, hat immer einen dunkelbraunen oder nußbraunen (nie grünen) Stern und gewöhnlich nackte Lider.

Die Füße sind stark, fleischig und weich anzufühlen und haben, wie die anderer Scharben, ein plumpes Aussehen. Die dichte Befiederung der Unterschenkel reicht bis auf die halben Fersengelenke herab, und die der Aussenseite der Schenkel ist so lang, daß sie meist Federhosen bildet, wie bei einem Raubvogel, doch bei einem Individuum weniger, beim andern mehr. Die niedrigen, starken Läufe sind so stark von beiden Seiten zusammengedrückt, daß sie breite Seitenflächen bilden, vorn und hinten aber ganz schmal erscheinen; die Zehen, von denen die äußerste die längste, die Hinterzeh die kürzeste und alle in einer Ebene stehen, sind wurzelwärts sehr niedergedrückt und breit, so daß die 3 Vorderzehen bis ans erste Gelenk nahe nebeneinander liegen, zwischen der innern und Hinterzeh aber ein größerer Raum für die Schwimmhaut bleibt, die alle vier Zehen nach innen verbindet. Der Uiberzug der Läufe vorn herab ist in Reihen sechseckiger Schildchen getheilt, die an den Seiten und nach hinten immer kleiner und kleiner werden, auf den Zehenrücken mit einer Reihe, der Gattung eigenthümlicher, sehr schmaler, langer Schilder etwas schräg belegt; die Schwimmhäute äußerst fein gegittert, dies noch mehr die Spursohle. Die Krallen sind mittelmäßig, nicht sehr stark gekrümmt, spitz, sehr zusammengedrückt,

unten mit einer sehr schmalen Rinne, die der Mittelzeh, nächst der der Hinterzeh die größte, auf der Innenseite mit vorstehender, kammartig gezähnelter Schneide, die der Hinterzeh mit der Krümme niederliegend, die Spitze nach vorn gebogen.

Der Lauf mißt 1 Zoll, 5 bis 6 Linien; die Aussenzeh, mit der fast 4 Linien langen Kralle, 2 Zoll, 7 bis 8 Linien; die Mittelzeh, mit der 4 bis 5 Linien langen Kralle, $2^1/_4$ Zoll; die Innenzeh, mit der 4 Linien langen Kralle, 1 Zoll, 2 bis 3 Linien. — Die Farbe der Füße ist bei jungen Vögeln braun und schwarzbraun, bei den Alten ganz schwarz, die der Krallen hier glänzend schwarz, dort braunschwarz.

Das Dunenkleid ist ein rauchfahler, kurzer, dichter Flaum. Ein dem Ei entnommenes, dem Ausschlüpfen nahes Junge, hatte einen auffallend dicken Kopf, das kleine Schnäbelchen war blau, mit weißlicher Spitze und weißem Knöpfchen, Mundwinkel und Kehle fleischfarbig, so auch die Füße, diese nach aussen blau, die hellbleifarbige Haut des Vogels nur ganz einzeln mit faserigen Dunen besetzt.

Im Jugendkleide, wo Schnabel und Füße, wie oben angegeben, gefärbt sind und der Augenstern ein blasseres Braun hat, ist ein kleiner Kreis um das Auge, nebst dessen Lide und von da gegen den Mundwinkel eine kleine Stelle nackt, der eigentliche Zügel aber weißbräunlich befiedert. Die Kehle zunächst der nackten Kinnhaut ist rein weiß, nach der Gurgel aber bald in eine rostbräunliche, sehr blasse Mischung übergehend, die auf der ganzen Gurgel schmal herabläuft und über dem Kropfe einen weißlichen Schein hat; die Stirne ist dunkelbraun, stark weißbräunlich geschuppt; der Kopf oben und an den Seiten ebenso gefärbt, aber wegen der zerschlissenen Federkanten nicht eigentlich geschuppt; die zerschlissenen Federn des Halses erdbraun, mit sehr licht rostbräunlichen Spitzen; die Kropfgegend in der Mitte der Federn düster kastanienbraun, an ihren Rändern weißbräunlich; der Anfang der Brust und ihre Mitte abwärts weißbräunlich, braun gefleckt und grau gemischt, aus verschiedenem Lichte bald weißlicher, bald mehr braun gefleckt scheinend; die Brustseiten und der Bauch übergehend in Braunschwarz, das in den Weichen, an den Schenkeln und der kurzen Unterschwanzdecke völlig einförmig herrschend ist, das sich auch über den Unterrücken, Bürzel und die Oberschwanzdecke verbreitet, an letzterer aber röthlichbraune Federspitzen hat. Der Oberrücken ist schwarzbraun, mit schmalen hellbraunen, etwas zerschlissenen Federkäntchen;

die Schultern diesem ähnlich, aber in der Mitte der Federn dunkelaschgrau überpudert, mit schwarzen Schäften und schwarzen Seitenkanten, die aber nicht scharf gezeichnet sind und an den Federspitzen ganz in Braun übergehen, wo sie noch weißbräunliche Endsäume und Spitzchen haben. Die Achselgegend und der obere Flügelrand breit braunschwarz; die übrigen Flügeldeckfedern wie die Schultern, doch in ihrer Mitte mit mehr Grau und ihre Kanten schwärzer und etwas deutlicher; so auch die hintern Schwingen, die mittlern aber düsterer und undeutlicher grau bepudert und schwarz gerändelt; die großen Schwingen und ihre Deckfedern braunschwarz, erstere an ihren Spitzen mit feinen weißbräunlichen Säumchen; der Unterflügel einfarbig braunschwarz; der Schwanz schwarz, an den Enden der Federn ins Braune übergehend, auf der Unterseite bloß matter als oben, die Federschäfte oben glänzend schwarz, unten mattschwarz.

Dieses Kleid, in welchem Männchen und Weibchen äußerlich nicht zu unterscheiden sind, ist auf den obern Theilen des Rumpfs und den Flügeln viel dunkler, die Zeichnungen, mit Ausnahme der weißbräunlichen Federspitzchen, undeutlicher, namentlich auch das Gefieder kleiner oder die einzelnen Federn von geringerm Umfang, auch etwas spitzer, dabei aber doch gut und sehr dicht deckend, und hieran sehr leicht von dem folgenden zweiten Jugend- oder Zwischenkleide zu unterscheiden; Kopf und Hals sind auch lichter gefärbt als in dem nachherigen, dessen Beschreibung jetzt folgt.

Das mittlere Kleid, in welchem Schnabel und Füße wenig dunkler als im Jugendkleide, Kopf und Hinterhals dunkler gefärbt, vorzüglich aber die schwarzen Kanten der grauen Schulter- und Oberflügelfedern deutlicher ausgeprägt, die Zügel mit braunen Federchen besetzt sind, ist von der Stirn an, auf dem Scheitel, dem Genick, Hinterhals, bis zu dessen Wurzel hinab, dunkelbraun, die Mitte der Federn fast schwarz, daher schwärzlich gestrichelt; Wangen und Halsseiten auf ähnliche Weise, aber viel lichter braun, oben in einen großen weißen Kehlfleck, auf der Gurgel herab in ein lichtes rostiges Braun übergehend, das in der Kropfgegend am stärksten ist und beinahe schmutzig kastanienbraune Federkanten bildet; der Oberrücken ist braunschwarz, mit feinen lichtbräunlichen Federsäumen; die Schulterfedern dunkelgrau, mit tief und glänzend braunschwarzen, scharf gezeichneten Kanten und an diesen an den Enden der Federn mit feinen hellbräunlichen Säumchen; Unterrücken, Bürzel und die kurzen, zerschlissenen Oberschwanzdeckfedern ganz braun-

schwarz, ersterer glänzend. Die Brust ist schmutzigweiß, grau und rostbräunlich gefleckt, weil die Federn von der Wurzel graulich, dann rostbräunlich, an den Enden aber bräunlichweiß gefärbt sind. An den Seiten der Brust geht diese Färbung in die ganz braunschwarzen Weichen nnd unterwärts in den ebenso gefärbten Bauch über; die langen Schenkelfedern (Hosen) und die untere Schwanzdecke glänzend braunschwarz. Die Achselgegend und der Flügelrand braunschwarz; die kleinen Flügeldeckfedern ebenso, doch die Mitte der größern schon etwas graulich; die mittlern und großen Deckfedern nebst den hintern Schwingfedern dunkelgrau, mit scharfgezeichneten braunschwarzen Kanten und feinen hellbräunlichen Umfassungssäumchen, auch wie die gleichgezeichneten Schulterfedern mit braunschwarzen Schäften; die mittlern Schwingen wie die Deckfedern, aber bloß an den Enden mit hellbräunlichen Säumchen, diese Federn aber, wie die des ganzen Mantels, mit starkem Glanz und besonderm Schiller, nach verschiedenem Lichte in Braun und Grau (nicht metallfarbig), und die Mitte der Fahnen mit Aschgrau wie überpudert; die großen Schwingen, Fittichdeck- und Daumenfedern glänzend braunschwarz, auf den Innenfahnen und spitzewärts bloß etwas matter, an den Enden lichtbräunlich gesäumt; der ganze Unterflügel braunschwarz. Die Schwanzfedern sind schwarz, spitzewärts etwas ins Braunschwarze gehend, auf der Unterseite bloß matter; ihre fischbeinartigen, wie polirt glänzenden Schäfte oben kohlschwarz, unten schwarz und etwas bläulichgrau gescheckt.

Männchen und Weibchen unterscheiden sich wenig; letzteres ist kaum kleiner oder schmächtiger, an der Stirn weißlicher geschuppt, am Halse lichter braun, die Kehle nur zunächst dem Kehlsack weiß, abwärts gleich eine rostbräunliche Mischung anfangend, die auf der Gurgel einen weißlichen Schein hat, an den Kopfseiten stark mit röthlichem Braun gefleckt ist; die Brustmitte lange nicht so viel Weiß, mehr braun gefleckt; von oben her die Zeichnungen undeutlicher, namentlich die Kanten der dunkelgrauen Mantelfedern schmäler, mehr braun als schwarz, ihre weißbräunlichen Endsäumchen aber vorzüglich an den Federspitzen deutlicher; übrigens das Gefieder wie beim Männchen mit einem sonderbaren Glanze.

Durch den Gebrauch und den Einfluß der Witterung verändert sich die Färbung des Gefieders etwas, Kopf und Hals bekommen ein viel lichteres, mit Rostgrau vermischtes Braun; auf den Schultern und dem Mittelflügel reibt sich das puderartig aufgetragene Aschgrau von den Federn, deren tief brauner Grund nun

mehr hervortritt und diese Partieen düsterer macht; nach und nach verstoßen sich auch die Federränder und die Schwanzfedern schleifen sich an den Enden sichtbar ab. Sehr erheblich sind indessen alle diese Veränderungen nicht, da sich selbst von dem eigenen Glanze des Gefieders wenig verliert.

In einiger Entfernung sieht dieser junge Vogel, mit Ausnahme der weißen Kehle, des Weißlichen der Brustmitte, des Rostbräunlichen des Vorderhalses und des grauen Schillers des Mantels, viel dunkler aus und scheint von obenher, wie an den Seiten des Unterkörpers, ganz einfarbig braunschwarz zu sein. Er ist überhaupt auch viel dunkler gefärbt als der junge Vogel von Halieus s. Carbo africanus.

Wahrscheinlich erst im dritten Lebensjahr bekömmt diese Art ihr ausgefärbtes Kleid, das schon dem darauffolgenden Prachtkleide sehr ähnelt, aber doch noch wichtige Unterschiede genug darbietet. In ihm ist der Schnabel schon mehr schwarz und schwarzbraun als früher, an den Schneiden und Mundwinkeln schmutzig gelb, sonst nur noch wenig gelb gefleckt, die zwischen den kleinen braunschwarzen Schuppenfederchen, die mit weißlichen vermischt sind, hindurchschimmernde Haut der Zügel, wie die des Kehlsacks, schwarz; die Füße ganz schwarz. Die Kehle, so weit sie befiedert, ist schmutzig weiß; der Oberkopf und ganze Hinterhals schwarzbraun; Wangen und Halsseiten etwas heller, fast kaffeebraun; Gurgel und Kropfgegend noch lichter braun, die Federn der letztern an den Enden zart weißlich angeflogen; die Mitte der Brust und des Bauches dunkelbraun, hin und wieder der Quere nach weißlich gefleckt; die Seiten der Brust und des Bauches, die Schenkel und Unterschwanzdecke schwarz, mehr oder weniger (dem Geschlechte nach) mit brauner und weißlicher Beimischung, erstere und die Aussenseite der Schenkel am tiefsten Schwarz, mit blaugrünlichem Schiller, so auch die Oberschwanzdecke, der Bürzel und Unterrücken, manche dieser Federn zart bräunlich gesäumt, der Oberrücken schwarz, gegen die Wurzeln der Federn graulich, an ihren Enden zart lichtbräunlich gesäumt; die Schultern, wie die mittlern und großen Flügeldeckfedern, tief aschgrau, mit schwarzen Schäften und schmalen, scharfgezeichneten, tief schwarzen Kanten, die an vielen Spitzen dieser schuppenartigen Federn noch ein feines, bräunliches Säumchen tragen; die hintern und mittlern Schwingfedern ebenso, die letztern jedoch mit etwas schmälern schwarzen Käntchen; die Schwingen erster Ordnung schwarz, mit aschgrauem und grünlichem Schimmer, ihre

Schäfte schwarz; der vordere Flügelrand ebenfalls schwarz. Der Unterflügel ist an den kleinern Deckfedern schwarz, grünlich schimmernd, die größern und hintern schwarzgrau, die Schwingen grauschwarz; der Schwanz von oben matt schwarz, von unten grauschwarz. Auf dem Ober- und Unterrücken und an den Seiten des ganzen Unterkörpers bis an den Schwanz, weniger am Hinterhalse, strecken schon zerstreuete, zarte, etwas verlängerte, schneeweiße Federchen ihre pinselförmigen Enden ziemlich zahlreich zwischen dem ordentlichen Gefieder hervor, und zeigen bereits den Uibergang zum hochzeitlichen Prachtkleide an, das sie, später noch viel mehr ausgebildet und in weit größerer Anzahl, schmücken.

Das stets etwas größere Männchen unterscheidet sich von seinem Weibchen durch ein reineres, tieferes, stärker grün schimmerndes Schwarz auf dem Unterrücken, Bürzel und an den Seiten des Unterkörpers; die Mitte der Unterbrust ist mehr schwarz als braun, ohne alle weißliche oder anderartige Flecke, die Kehle hat nur sehr wenig Weiß; aber jene weißen Pinselfederchen zeigen sich bei ihm viel häufiger als beim Weibchen, bei dem man sie oft nur ganz einzeln, die meisten noch auf der Außenseite der Schenkel, antrifft. In diesem Kleide bekömmt man noch die meisten alten Vögel dieser Art zu sehen*), wenigstens öfter als solche im vollständigen Hochzeitskleide, das man nur in der Begattungszeit kaum anders als am Brüteorte selbst erhält.

Sehr verschieden von diesem ist das eigentliche Hochzeitskleid, das diese Vögel, wie andere der Gattung, schon im Winter haben und manche Individuum zum Theil schon wieder ablegen, wenn die Begattungszeit kaum begonnen hat, andere es bis durch dieselbe conserviren und noch im hohen Sommer Uiberbleibsel davon vorzuzeigen haben. Es ist hier, wie bei manchen Entenarten (z. B. Anas glacialis), muß aber dennoch für das genommen werden, was es sein soll. Da das Hochzeitskleid stets das prächtigste ist, so darf es nicht Winterkleid heißen, so wenig wie das vom Männchen der Anas boschas, das in ganzer Pracht schon im November hergestellt ist und bereits wieder abgelegt wird, wenn sein Weibchen

*) Unter Anderm verdanke ich auch der zuvorkommenden Gefälligkeit des H. Staatsrath Dr. Brandt zu Petersburg eine naturgetreue Abbildung und ausführliche Beschreibung dieses, bisher kaum bekannten Kleides, nach einem Exemplar vom Caspischen Meer, einem Landstriche, woher Pallas diese Art zu allererst beschrieb.

brütet. Wir wollen es, um Verwechslungen zu vermeiden, das Prachtkleid, jenes schmucklose, das Sommerkleid nennen.

In diesem Prachtkleide hat die Zwergscharbe einen kohlschwarzen Schnabel, schwarze Füße, dunkelbraune Augensterne (niemals grüne), eine nackte schwarze Kehlhaut, schwarze Haut an den Zügeln, die mit kleinen schuppigen, schwarzen und weißen Federchen dünn besetzt ist. Der ganze Kopf und halbe Hals, von oben und an den Seiten, hat ein wulstiges, dichtes, ungemein feines und seidenweiches, kurzes Haargefieder, das in seiner Beschaffenheit dem Pelze des Maulwurfs ähnelt und auch ähnlich spiegelt, das gleich hinter der Stirn, über dem Auge, auf dem Anfange des Scheitels verlängert ist und hier eine kleine Holle oder Haube bildet, deren Federn aber nicht über $^1/_2$ Zoll lang, doch noch ein Mal so lang als die hinter ihnen stehenden des Scheitels sind, weshalb der Vogel diese, obgleich kleine Haube, nicht ganz verbergen kann; die Farbe dieses sonderbaren Gefieders ist schön kaffeebraun, in Kastanienbraun spiegelnd, an der Stirn, am Mundwinkel und dem Kehlsacke ins Schwarze übergehend, hier mit grünlichem Seidenglanze. Die Gurgel und der ganze übrige Hals, der ganze Rücken bis an den Schwanz und alle untern Theile des Körpers, ebenfalls bis an den Schwanz, sind mit einem anderartigen, längern, aber doch knapp anliegenden, zerschlissenen, haararti-gen, derben Gefieder vom tiefsten Schwarz bekleidet, das außerordentlich vielen Glanz hat, aber nur schwach ins Stahlgrüne schillert. Die Federn auf der Untergurgel und dem Kropfe, besonders auf den Seiten dieses und oben auf dem Anfang der Schultern, haben sehr starre, ganz plattgedrückte, polirte Schäfte, weshalb diese Theile einen sehr starken Glanz haben. Die kleinen Flügeldeckfedern und der Anfang der Schultern haben noch dieselbe Farbe; die übrigen größern Schulter- und die Flügeldeckfedern, nebst den Schwingen dritter und zweiter Ordnung, sind dagegen dunkelaschgrau, mit scharfgezeichneten, tiefschwarzen Kanten und schwarzen Schäften; das Uibrige des Flügels matt schwarz (auch auf der ganzen Unterseite), auf den Aussenfahnen der großen Schwingen wurzelwärts etwas mit Aschgrau überpudert; der Schwanz blauschwarz mit etwas Seidenglanz, von unten matt schwarz. Das Sonderbarste an diesem merkwürdigen Kleide sind jedoch eine unzählige Menge überzähliger, feiner, weißer, flockenartiger Federchen, die sich, aber nur sehr klein, schon zwischen Schnabel und Auge und in dessen Umkreise, etwas größer, aber sparsamer im Braun des

Kopfes und Halses, in größerer Anzahl aber im grünlichglänzenden Schwarz des übrigen Halses, des Rückens und der ganzen untern Seite des Vogels zeigen, sehr häufig auf dem Bürzel und am allerhäufigsten auf den Schenkeln stehen; hier sind sie zugleich auch am größesten. Das Conturgefieder der Schultern ist frei davon, aber nicht ganz das des Oberflügels, wo sich hin und wieder auch einzelne zwischen den gewöhnlichen Federn zeigen, sogar manchmal noch zwischen denen der Ala nota Möhringi des Unterflügels. Diese überzählige Federchen haben ungemein dünne Schäfte (wie das schwächste Menschenhaar) und äußerst zarte, sehr schmale Bartfahnen, so daß die größesten noch nicht die Breite einer Linie (sächsisch Maaß), die meisten nur einer halben Linie und die längsten gegen $1^1/_2$ Zoll Länge haben. Wahrscheinlich haben sie neu und vollständig vom Kiel bis zur Spitze gleichbreite Bärte und erscheinen dann auf dem dunkeln Grundgefieder als schneeweiße Strichelchen; sie reiben aber ihre Fahnen von der Wurzel herauf, zwischen dem härtern Gefieder, nach und nach bis gegen die frei herausstehende Spitze ab, wo nun das Uibriggebliebene der Bärte pinselartig ein kleines, tropfenförmiges Scheibchen darstellt, das auf der Spitze eines weißen Haares (des Schaftes) sitzt und eine ungemein zarte Verzierung bildet. So sind denn diese weiße Flocken bald Striche, bald Schmitze, bald kleine Tröpfchen, bald wie kleine Hirsenkörner, oder wie Grassamen mit einer Granne versehen, deren Spitze in der Haut steckt, geformt; dies letztere namentlich alle bei solchen Vögeln, die man beim Neste erlegte.

Das Exemplar, von dem ich Beschreibung und Abbildung dieses Prachtkleides genommen, wurde einst im Mai am Neusiedler-See erlegt und mir, nebst andern, durch die freundschaftliche Güte des Herrn Joh. Natterer übersendet, wofür ich hiermit verbindlichst danken muß. Wäre dies Exemplar ein paar Monate früher erlegt worden, so möchte sein weißer Flockenzierath gewiß noch ganz anders ausgesehen haben. Es ist mir aber in keiner Sammlung ein alter Vogel in solchem Prachtkleide, was ohne Zweifel im Januar und Februar in höchster Vollkommenheit sein möchte, vorgekommen. Obiges ist als altes Männchen bezeichnet.

Seitdem (im Frühjahr 1840.) war H. Baron von Loebenstein, ein trefflicher Ornitholog, an den Brüteorten dieser Vögel und versahe mich nachher mit der größten Bereitwilligkeit nicht allein mit Exemplaren, nach verschiedenem Geschlechte und in ihren hochzeitlichen Kleidern, nebst Eiern derselben, sondern auch mit den

von ihm gemachten höchst interessanten Beobachtungen über ihre bis jetzt noch ganz unbekannte Lebensweise. Ich fühle mich dem edlen Freunde, für ein so uneigennütziges Zuvorkommen und so viele Güte, im Namen der Wissenschaft, zum wärmsten Danke verpflichtet.

Die auffallend kleinern Weibchen unterscheiden sich von den stets größern und schönern Männchen, im Allgemeinen durch ihr weicheres, weniger dunkeles und weniger glänzendes Gefieder; durch einen etwas heller braun gefärbten Nacken; durch die bräunlichweiß stark gefleckte Mitte der Unterbrust und des ganzen Bauches, eine fleckige, aus Weiß, Graubraun und Schwarz gemischte Färbung, die bei manchen selbst bis auf die Oberbrust und in einzelnen Federn bis an die Kropfgegend heraufreicht, wo sie, wie an einigen der schwarzen Brustseitenfedern, in einzelnen grauweißen Federkäntchen verschwindet; endlich an der weit geringern Anzahl jener, auch kleinern, weißen Schmuckfedern. Junge, das Hochzeitskleid zum ersten Mal tragende Weibchen haben sogar bloß auf dem Oberhalse und längs dem Rücken nur wenige einzelne, an andern Theilen gar keine von diesen Schmuckfedern aufzuweisen, und bei solchen haben auch die schwarzen Federn am Anfange des Rückens und am Bürzel noch zarte braune Säumchen, die Unterbrust und der Bauch aber viel, weniger mit Braun und Schwarz gemischtes, und vorherrschenderes Weiß. Im hochzeitlichen Kleide sind demnach beide Geschlechter, auch ohne Obduction, recht leicht zu unterscheiden; doch auch die jungen Männchen, welche es zum ersten Male tragen, den ganz alten Weibchen sehr ähnlich.

Die Zeit der Mauser dieser für Deutschland so sehr seltnen Vögel ist nicht bestimmt bekannt. Bis zum ausgefärbten Kleide haben sie gewiß keine Doppelmauser, und in diesem beschränkt sich dieselbe auch nur auf die Schmuckfedern des hochzeitlichen Kleides, die im Spätherbst zwischen dem gewöhnlichen Gefieder sich hervordrängen, im Winter am vollständigsten sind und während oder nach der Brütezeit wieder verschwinden, d. h. ausfallen, wozu bei der Zwergscharbe auch das seidenartige, dunkelkastanienbraune Gefieder des Kopfes, mit der Stirnhaube, in so fern gehört, daß an dessen Statt ein dem ähnliches, aber kürzeres, glattes, von matterem Braun hervortritt, wie man an dem obenbeschriebenen Exemplar schon deutlich wahrnehmen konnte. Das ganze übrige Gefieder bleibt nun bis zu der Hauptmauser im Herbst und bildet, jenes überflüssigen Schmucks entledigt, und mit etwas verändertem Ge-

fieder des Kopfes, Halses und der Mitte der Oberbrust, das schlichte, von uns sogenannte Sommerkleid, in welchem man in Sammlungen noch die meisten alten Vögel dieser Art zu sehen bekömmt.

In Lath. Ind. orn. II. p. 890. n. 25. β. ist ein Vogel (aus Iter posegana p. 25.) als Varietät der Zwergscharbe erwähnt, welches der kurzen Beschreibung nach ein mauserndes, im Uibergange aus dem zweiten Jugendkleide in das ausgefärbte und hochzeitliche Kleid übergehendes Individuum ist.

Aufenthalt.

Die Zwergscharbe ist für uns ein südöstlicher Vogel, dessen Wohnorte von Ungarn und Dalmatien bis zum Caspischen Meer und dem Aralsee nachgewiesen sind. Sie scheint aber in Asien noch viel weiter verbreitet. Am Caspischen Meer, wie auf allen großen Flüssen und Gewässern des wärmern russischen Asiens ist sie sehr häufig, so auch noch am schwarzen Meer und an den vielen Gewässern in der Gegend der Donaumündungen bis an die Moldau und Wallachei herauf. An der übrigen Donau und ihren Nebenflüssen in Bulgarien und Serbien kömmt sie auch noch häufig genug vor, aber viel seltner in Dalmatien, dagegen an der westlichen Küste von Oberitalien fast gar nicht. Daß sie an der Donau in Ungarn, nach Temminck, sehr gemein sein soll, beruht wahrscheinlich auf einem Irrthum, obgleich auch mir in Semlin versichert wurde, daß sie in den, diesem Orte gegenüber liegenden großen Sümpfen des Banatischen Militärgrenzlandes, zur Brütezeit, häufig vorkomme. In den Monaten August und September, wo ich die Donau von Presburg bis Belgrad und weiter bereisete, sahe ich weder auf diesem Strome und andern Flüssen, noch in den vielen weiten Morästen des südlichen Ungarns, so weit ich gekommen, einen einzigen Vogel dieser Art, und mein lieber Freund H. Joh. Natterer, welcher in frühern Jahren an der Donau, dem Franzens- und Bega-Kanal und in den von diesen durchschnittenen, weitausgedehnten Sümpfen Monate lang forschte und sammelte, fand sie nur an einer Stelle, bei Perlasz, aber gar nicht häufig, vielmehr öfters bloß einzeln. Und vom Neusiedler See versichert mir derselbe, daß sie da höchst selten und in 30 Jahren wol nur ein paar Mal vorgekommen sei. Von dort oder vom diesseitigen Oberitalien, wo sie eine ebenso seltne Erscheinung ist, mag sie auch wol einmal die Grenze Deutschlands

überschritten haben, wovon mir jedoch etwas Zuverlässiges nicht bekannt geworden ist. Man will sie früher ein paar Mal bei Helgoland geschossen haben; nach genauerm Erkundigen scheinen mir dies jedoch Krähenscharben gewesen zu sein.

Für Ungarn ist sie Zugvogel, erscheint dort an den Brüteorten in der ersten Hälfte des April, vertauscht nach vollbrachten Fortpflanzungsgeschäften, vorerst die Nistgegend mit einer andern, und verläßt gegen den Herbst das Land ganz, um erst im kommenden Frühjahr wieder zurückzukehren. Einzelne sollen bis in den October bleiben.

Ihren Aufenthalt mag sie, wie der Kormoran, bald auf dem Meere, bald auf Landseen, bald und am öftersten in weitläufigen, tiefen Morästen nehmen, dagegen auf Flüssen viel seltner angetroffen werden. H. Baron von Loebenstein beobachtete sie mehrfach in der Nähe der Donau und Save, sahe sie aber niemals auf einem von diesen Flüssen, und konnte auch nicht ermitteln, ob dies vielleicht in der Zugzeit eine Ausnahme erleide. In den ausgedehnten tiefen Sümpfen mag sie, wenn diese, wie im südlichen Ungarn alle, recht fischreich sind, sich am liebsten aufhalten, besonders in solchen, welche neben vielem hohen Schilf (Typha) und Rohr (Arundo), auch recht vieles Weidengebüsch und anderes Gestrüpp, dabei aber auch große freie Flächen tiefen Wassers haben. Man sieht sie hier fast immer weit vom Ufer, an den Rändern der Rohrwälder und Schilfbüsche, meistens an einige umfaßte Rohrstengel, dicht über dem Wasserspiegel angeklammert, oder auf den Weidenbüschen oft ganz oben auf dünnen Zweigen, auch wol auf Pfählen oder aus dem Wasser ragenden Baumstämmen sitzen, aber kaum jemals auf dem platten Ufer und auch nie auf hohen Bäumen.

Herr Baron von Loebenstein*) fand allerdings bestätigt, was mir hinsichtlich unserer Zwergscharbe im Jahr 1835 in Un-

*) Besitzer von Lohsa u. a. bei Hoyerswerda in der Lausitz. Er reisete im vorigen Frühjahr (1840) aus keiner andern Absicht nach dem südlichen Ungarn, als um dort recht eigentlich wissenschaftlich zu sammeln, und die uns bisher wenig oder gar nicht bekannte Lebensart der weißen und kleinen Reiherarten, des braunen Ibis, der Zwergscharbe u. a. m. an ihren Brüteorten zu studiren, welches ihm auch auf das glänzendste gelungen ist. Meine Sammlung verdankt seiner hohen Güte beiläufig auch die Eier sämmtlicher Reiherarten, der braunen Ibisse, kleinen Scharben und auch die bis hierher gänzlich unbekannt gebliebenen Eier des Halsbandgiarols, alle von diesem ausgezeichneten Vogelkenner selbst aus den Nestern genommen.

garn von dortigen Jagdliebhabern versichert worden war, daß sie nämlich in mehrern Gegenden an der Grenze von Serbien und Bosnien ziemlich häufig vorkomme und daselbst brüte. Er fand dort unter mehrern Brüteplätzen besonders einen außerordentlich belebten bei Kupinova in Syrmien oder dem slavonischen Militärgrenzlande, westlich, 10 Minuten von jenem Orte, in einem, etwa $^1/_4$ Meile langen Sumpfe, welcher, mit Ausnahme eines schmalen, bloß mit niedrigem Seggenschilf besetzten Randes, einen dichten hohen Rohrwald bildete, aus welchem hin und wieder Weidengebüsch hervorragte. Unmittelbar an diesen Sumpf lehnte sich einerseits ein schöner Eichenwald, welcher mit den im Hintergrunde sich stattlich erhebenden und herüberschauenden serbischen und bosnischen Gebirgen, dem Bilde ein recht malerisches Ansehen verlieh. In dieser von Menschen selten besuchten Sumpfgegend wimmelte es buchstäblich von Vögeln, die daselbst ihren Fortpflanzungsgeschäften oblagen; wol mehr als 100 Paare des weißen Löfflers (Platalea leucerodius) und mehr als noch ein Mal soviel des Seidenreihers (Ardea garzetta), in ihren blendend weißem Gefieder, nebst Hunderten der hellgelben Schopfreiher (Ardea comata), waren die Glanzpunkte, die zahllosen Paare der Nachtreiher (Ardea nycticorax) überstrahlend, wol einige Hundert Paar vom braunen Ibis (Ibis falcinellus) und endlich ebensoviele von unsrer Zwergscharbe, bildeten die kräftigen Schatten in diesem reizenden Gemälde. Das Getümmel aller dieser Vögelarten durcheinander conzentrirte sich auf gewissen Punkten, nämlich auf dem Weidengesträuch, das von vielen Hunderten ihrer Nester ganz bedeckt war, und das unaufhörliche Ab- und Zufliegen des so verschiedenartigen, als verschiedenfarbigen und verschiedenstimmigen Geflügels gab ein Schauspiel ohne Gleichen.

Eigenschaften.

Die Zwergscharbe hat die sonderbare Gestalt und denselben Anstand, wie die größern Gattungsverwandten. Ich kann über ihr Betragen nur geben, was H. Bar. von Loebenstein mir im Folgenden gefälligst mitgetheilt hat.

„Sie sitzt stets mit ganz lothrecht aufgerichtetem Rumpfe, den Schwanz gerade herabhängend, den Hals stark Sförmig gebogen, dabei aber auch zugleich in sich hinein noch verkürzt; er dehnt sich mehr aufwärts, sobald sie aufmerksam auf etwas wird, aber sehr

selten reckt sie ihn in seiner ganzen Länge in die Höhe, wo sie ihn dann auch sehr dünn macht und den Federbusch auf der Stirn niederlegt, diesen dagegen im ruhigen Sitzen und im Schwimmen stets aufgerichtet trägt. — An der größern Gestalt, der schwärzern Farbe und dem größern Stirnbusch kann man schon in einiger Entfernung die Männchen von den Weibchen unterscheiden. Auf der Erde habe ich sie niemals, auch nie auf höhern Bäumen sitzen gesehen, wol aber oft und anhaltend auf den höchsten Zweigen des 7 bis 10 Fuß hohen Weidengesträuchs, auf welchem sie ihr Nest hatte. Ihre gewöhnlichsten und häufigsten Sitze sind jedoch merkwürdigerweise die senkrecht aus dem Wasser aufstrebenden Rohrstengel, deren sie wol immer mehrere zugleich mit ihren langen Zehen umfaßt, unten, dicht über der Wasserfläche; in völlig lothrechter Stellung des Körpers stemmt sie dazu den Schwanz unten gegen die Stengel und sitzt so ganz fest und sicher. In gänzlicher Ruhe hat sie dann den Hals noch mehr verkürzt und stärker gebogen, am stärksten oben am Genick, das dann, wegen seines Knochenanhängsels und seiner vielen starken Muskeln sehr nach hinten hinaustritt und scheinbar den Hinterkopf verlängert. Oft Stunden lang sitzt sie auf solcher Stelle in gemüthlicher Ruhe, sich sonnend und ihr Gefieder putzend, und man muß sich wundern, wie sie einen anscheinend so unbequemen Sitz, wobei der eine Fuß (zu oberst) sehr stark gebogen, der andere (zu unterst) sehr ausgestreckt werden muß, so lange aushält.*) Auch auf dem Gebüsch ist es ihr ganz gleichgültig, ob sie auf einem wagrechten, schräg aufsteigenden oder auf einem lothrechten Zweig zu sitzen kömmt, oder ob der Zweig nicht dicker als ein Rohrstengel oder so stark als der Daumen einer Mannshand ist."

„Sie hat ihre gewissen Ruheplätze, auf denen man sie immer, auch meistens an denselben Rohrstengeln, sitzen sieht. Solche befinden sich gewöhnlich an der Sonnenseite eines dichten Rohrwaldes oder an einer freien Stelle mitten in dem letztern, und da, wo sich vor ihnen ein freier Wasserspiegel ausbreitet. Nur selten sieht man sie hier einzeln; wo mehrere in derselben Gegend weilen, sind an

*) Offenbar hilft hierzu und zum Klettern nicht allein die Länge der Zeben und die auffallende Stärke ihrer Verbindungshäute, sondern ganz vorzüglich der Umstand, daß die Kralle der Hinterzeh mit ihrem Bogen umgelegt, ihre Spitze vorwärts gekehrt ist, und daß die Spannung zwischen dieser und der Innenzeh weiter, diese Zeh daher freier und beweglicher ist, als die andern.

solchen Plätzen gewöhnlich auch mehrere vereint. Wirken dann die erwärmenden Strahlen der Sonne zu heftig, so strecken jene den Hals hoch empor und keuchen mit geöffnetem Schnabel, bis abwechselnd eine nach der andern ins Wasser hinabgleitet, um sich abzukühlen, immer aber kurz darauf ihr Plätzchen über demselben wieder einnimmt. Fast so behende als sie an den Rohrstengeln hinabgleiten, klettern sie auch wieder an denselben in die Höhe, was freilich niemals höher ist, als bis die Schwanzspitze einige Zoll über der Wasserfläche ist. Erschreckt man sie an solcher Stelle plötzlich, besonders mit Abfeuern eines Schusses, so stürzen sich alle zugleich in demselben Augenblicke, wie wenn alle getroffen wären, ins Wasser, verschwinden tauchend unter demselben, und tauchen sehr weit von dieser Stelle erst wieder auf, um nun fortzufliegen."

„Gehend mag sie sehr unbehülflich sein; die schwerfälligen Bewegungen, wenn sie von einem Zweige auf den andern tritt, scheinen dies wenigstens zu verrathen; mit vorgestrecktem Kopfe und Halse, etwas gelüfteten Flügeln und durch besondere Unterstützung des Schwanzes führt sie mit sichtlicher Aengstlichkeit und wankend die wenigen Schritte aus."

„Sie schwimmt meisterhaft, flink und gewandt, sowol auf als unter der Wasserfläche, und schwerlich möchte ein anderer Vogel es ihr darin zuvorthun. Schwimmend läßt sie nur wenig von ihrem Oberkörper über dem Wasser sehen, der Schwanz schleppt dabei meistens ganz im Wasser, und der Hals ist Sförmig gebogen, am stärksten oben unter dem Genick. Sie gleicht so einem Lappentaucher, wenn er in Angst ist und tiefer als gewöhnlich schwimmt, kann dann leicht für einen solchen gehalten werden, oder der kleine Vogel, wo er vereinzelt ist, unbemerkt bleiben. Wo sie sich nicht sicher glaubt, steckt sie auch bloß den Kopf und halben Hals heraus und das Uibrige bleibt im Wasser verborgen, taucht dann auch wol wiederholt ganz unter und entflieht erst fliegend, wenn sie sich tauchend schon weit von der Gefahr entfernt hat."

„So ausserordentliche Fertigkeit sie auch im Schwimmen und Tauchen zeigt, so sieht man sie, wie es scheint, doch nicht aus besonderm Wohlbehagen diese Künste üben; nur wenn sie muß, beim Fischen oder in Angst und Noth, ist sie auf dem Wasser. Mit gekrümmtem Halse, zusammengelegten Flügeln und gegen die Wasserfläche gedrücktem Schwanze, Alles zugleich und ein Augenblick, verschwindet sie geräuschlos in die Tiefe, kaum daß eine ganz kleine Welle die Stelle bezeichnet, wo es geschahe, und kömmt dann, ge-

wöhnlich weit davon, ebenso unbemerkt wieder auf der Oberfläche zum Vorschein. Sonst bemerkt man sie gewöhnlich ausser dem Wasser. Läßt sie sich auch aus dem Fluge darauf nieder, so eilt sie doch gewiß bald den nächsten Rohrstengeln oder Wasserweidengebüschchen zu, um wieder auszutreten."

„Der Flug der Zwergscharbe ist mittelhoch, schnell, ja zuweilen reißend, durch rasch wiederholte Flügelschläge bewirkt; in Zeiträumen von einigen Minuten durch ein kurzes, gleitendes Fortziehen oder Schweben, ohne Flügelbewegung, unterbrochen. Abgesehen von dieser Auszeichnung, gleicht er ganz dem der Märzente (Anas boschas) so, daß ab- und zufliegende Zwergscharben in der Ferne gesehen, nur durch dieses abwechselnde Ziehen oder Schweben von jenen Enten zu unterscheiden sind. Den Hals und Kopf streckt sie dabei gerade von sich, den Schwanz schmal zusammengelegt ebenso nach hinten hinaus. Vor dem Niederlassen pflegt sie einige Mal im Kreise herum zu ziehen oder zu schweben, worauf sie dann, ebenfalls wie Enten, schnell herabschießt, und wenn sie sich dann auf einen Weidenbusch oder anderes Gesträuch niederläßt, so geschieht dieses auf eine ganz eigenthümliche Weise, mit gesenktem Unterrumpfe, vorgestreckten Füßen und Halse und horizontal gehaltenem Schwanze, worauf sie, beim Erfassen des Zweiges, mit hoch erhobenen Flügeln flattert oder ganz kurze Schläge macht. Läßt sie sich aber aufs Wasser nieder, so bleibt sie fast ganz in der gewöhnlichen Haltung wie während des Fluges. Pfeilschnell und mit vorgestrecktem Halse gleitet sie auf der Fläche noch ein ganz Stück fort, wenn sie diese schon leise mit dem Unterkörper berührt und dazu bereits alle Flügelschläge eingestellt hat, gleich einem Lappentaucher. Erhebt sie sich dagegen vom Wasser, so stemmt sie den Schwanz, damit von einer Seite zur andern schnellend, gegen die Wasserfläche um sich dadurch nachzuhelfen, was beiläufig oft etwas ungeschickt, wo nicht schwerfällig aussieht."

„Sie ist gegen ihres Gleichen gesellig und auch gegen andere Vögel sehr verträglich, was sie besonders an ihren Brüteorten zeigt, wo sie mit mehrartigem Geflügel in vertrauter Nähe und in bester Eintracht lebt. Obgleich sie dort wol immer in mehreren, oft in sehr vielen Paaren beisammen leben, so machen sie doch ihre Ausflüge meistens einzeln, seltener zu zweien hintereinander her, und Ausnahmen hiervon führt mehr der Zufall herbei. Wenn zweie miteinander flogen, so war es gewöhnlich ein Päärchen, von welchem, wie es mir schien, wie bei Enten, stets das Weibchen

voran flog und das Männchen diesem nachfolgte. Daß sie sich zum Wegzuge im Herbste in größere Flüge vereinen, konnte ich zwar nicht selbst beobachten, hörte aber davon sprechen, und finde es, eingedenk derselben Gewohnheit beim Kormoran, auch gar nicht unwahrscheinlich."

„Die Zwergscharbe ist ein scheuer und mißtrauischer Vogel, und weiß den Verfolgungen mit vieler Schlauheit auszuweichen; am Nistplatze dagegen, wenn sie durch wiederholtes Verscheuchen nicht schon unruhig gemacht wurde, ist sie völlig harmlos. Während sie zu einer andern Zeit und an andern Orten den Menschen meistens schon von Weitem fliehet, läßt sie ihn hier bis auf 15, ja 10 Schritte nahe kommen, umkreiset aufgejagt dann einige Mal den Ruhestörer und läßt sich hierauf immer wieder ganz nahe bei ihm nieder. Wurde jedoch mehrfach auf sie geschossen, so werden sie auch hier vorsichtiger; doch macht die Liebe zu ihrer Brut alle Kränkungen bald wieder vergessen, und sie kehren zurück in die gefährliche Nähe des Menschen."

„Eine Stimme habe ich von ihr nie deutlich vernehmen können. Von Vereinzelten hörte ich nie einen Ton, und an den Brüteplätzen, wo unsere Scharbe mitten unter vielen Hunderten von, auf einen kleinen Raum zusammengedrängten, kleinen Reihern (Ardea garzetta, A. comata, A. nycticorax), weißen Löfflern (Platalea leucerodius) und braunen Ibissen (Ibis falcinellus) nistet, vermag kein menschliches Ohr, es aus dem ununterbrochenen, wirren, tausendstimmigen und in der That betäubenden Gekrächze aller dieser herauszuhören. Wahrscheinlich sind es eben so häßliche, rauhe Töne. Um sie aus dem Chaos von Tönen herauszufinden, versuchte ich mittelst meines scharfen Gesichts an dem Oeffnen des Schnabels oder an der Bewegung der Kehle der mir ganz nahen Schreier zu erkennen, welcher Vogelart diese oder jene Art des quakenden Gekrächzes angehöre; doch unsere Scharben bewegten weder Schnabel noch Kehle und schienen dennoch zu schreien. So oft ich auch darauf ausging, diese Töne kennen und von denen ihrer Gesellschafter unterscheiden zu lernen, so gelang es mir doch nicht ein einziges Mal."

Nahrung.

Sie nährt sich bloß von kleinen Fischen, von denen sie höchstens bis zu einer Hand lange Weißfische zu verschlingen vermag.

Ob sie im Stande sei, auch größere zu fangen, als sie ganz verschlingen kann, und sie deshalb zu zerstückeln verstehe, ist nicht beobachtet; 3, 4 bis 5 Zoll lange, überhaupt solche, welche sie ohne große Anstrengung sogleich ganz hinunterschlucken kann, dienen ihr am gewöhnlichsten zum Fange. Dieser geschiehet tauchend, wobei sie zuweilen Minuten lang unter dem Wasser verweilt, aber stets mit einem Fische im Schnabel auftaucht, welcher in dem Augenblicke, als sie Kopf und Schnabel über der Fläche zeigt, auch verschluckt wird. Sie scheint häufig bis auf den Grund des Wassers zu gehen, und hier mag ihr der elastische straffe Schwanz, welcher ihr, wie oben erwähnt, auch beim Eintauchen wichtige Dienste leistet, besonders auch das Auftauchen befördern, indem er gegen den Boden gedrückt, sie desto leichter aufwärts schnellt. Vielleicht ist er ihr darum größer gegeben als andern Scharben, weil sie häufiger über schlammigem Boden fischt und dieser dem Druck weniger widersteht als ein festerer. Aus demselben Grunde sind die Enden seiner Federn auch wol weniger abgenutzt, als bei andern Arten.

H. Bar. von Loebenstein fand ebenfalls im Magen aller von ihm erlegten Zwergscharben keinen andern Nahrungsstoff als Fische, besonders eine in den Gewässern Syrmiens häufig vorkommende Cyprinus-Art.

Fortpflanzung.

Es hat sich allerdings bestätigt, was mir im Allgemeinen hiervon im Herbste 1835 von Jagdliebhabern in Semlin erzählt wurde. Mein mehrerwähnter Freund, angefeuert vom edelsten Triebe für Bereicherung der Wissenschaft, durchforschte erst neuerlich (in diesem Jahr) jene für den Ornithologen so sehr anziehenden als belehrenden Gegenden, und zwar in der Fortpflanzungszeit der Vögel; er machte die wichtigsten Entdeckungen und war so gütig, mir über die Fortpflanzungsweise unsrer Zwergscharbe Folgendes mitzutheilen:

„In den tiefliegenden Theilen des slavonischen Militärgrenzlandes, an der Grenze von Serbien und Bosnien und längs der Save, schlägt sie, in größern oder kleinern Vereinen, oft zu Hunderten beisammen, und in Gesellschaft der kleinen Reiherarten, der weißen Löffler und braunen Ibisse, jede dieser Arten in ähnlicher Anzahl und alle auf einer Stelle vereint, mit diesen ihren gemeinschaftlichen Nistplatz auf, und zwar

in den unzugänglichsten, tief morastigen, abwechselnd mit dichtem Rohr und Wasserweidengesträuch besetzten Gewässern."

„Es ist zu bewundern, wie friedlich es unter der bunten Menge so sehr verschiedenartiger Geschöpfe hier hergeht; jedes ist für denselben Zweck, nach seiner Weise sich fortzupflanzen, so vollauf beschäftigt, daß ihm gar keine Zeit übrig bleibt, sich um seinen Nachbar zu bekümmern oder mit ihm zu hadern, und wenn ja ein Streit entsteht, so sind es immer zwei von derselben Art, die aneinander gerathen, aber nie die Scharben mit den reiherartigen Vögeln oder umgekehrt. Von lauter Lust und Freude beseelt, bewegt sich hier Alles bunt durcheinander in bester Eintracht; denn gar nicht selten sieht man an solchen Orten auf einem einzigen, nicht zu großen, etwa 10 bis 12 Fuß breiten und ebenso hohen Seilweiden- oder Werftstrauche, 3 bis 4 Nester unserer Zwergscharbe, ebensoviele des braunen Ibis, noch mehrere des Seidenreihers, wie des Nachtreihers, 2 bis 3 des Schopfreihers, und auf den untersten Zweigen 1 oder auch 2 Nester des weißen Löfflers. Es steht hier begreiflicherweise Nest bei Nest, dicht neben- und übereinander; oft kaum mit Zwischenräumen von 1 Fuß breit, drängen sich die Nester auf einem so kleinen Raume so dicht aneinander, als wenn anderwärts nirgends noch ein Platz für sie zu finden wäre. So waren in jenem Sumpfe bei Kupinova alle Weidenbüsche besetzt, und der Lärm und das Gewimmel der Vögel, die sich hier fortzupflanzen begannen, unbeschreiblich. Bloß die genannten Vogelarten waren dort vereint, nur einzelne Paare des Fischreihers (Ardea cinerea) zeigten sich darunter, aber weder ein großer Silberreiher (Ardea egretta), noch ein Purpurreiher (Ardea purpurea) ließ sich hier sehen; diese haben, beiläufig, ihre Brüteplätze an ganz andern Orten, und jeder bewohnt denselben bloß gesellschaftlich mit seiner eigenen Art."

„Aber es ist keine kleine Aufgabe, zu den Nestern jener Vögel und denen unsrer Zwergscharbe zu gelangen, weil der sehr tiefe und breite Morast an den meisten Stellen, namentlich wo die Nester standen, nur mit lebensgefährlicher Anstrengung zu durchwaden sein möchte. Es nahm daher nicht wenig Mühe und alle pecuniäre Generosität in Anspruch, einige kräftige Raazen (Serbler oder Illyrer, wie sie sich nennen), deren Aberglaube gerade in diesen Sumpf alle Wasserteufel gebannt wähnte, zu überreden, das Wagestück zu bestehen, bis unter die Arme oder mitunter bis an den Hals hinein zu waden und mich in einem kleinen Schinakel (ein aus einem ein-

zigen Stück Holz gehauenes kahnartiges Fahrzeug) zu den Neststellen und bis an die Nester zu schleppen, die einzige Art und Weise, durch welche es möglich ward, meine wichtigsten Wünsche, mit welchen ich nach diesem Lande gereiset war, erfüllt zu sehen. Ich nahm Eier und schoß Vögel, welche und so viel mir beliebten."

„Auf solchen mit Nestern bedeckten Weidenbüschen, nahmen die der Zergscharbe fast immer die höhern und höchsten Stellen ein; unter 7 Fuß hoch habe ich keins gesehen, über 7 und 8 Fuß dagegen die meisten, und nach Maaßgabe der Höhe eines solchen Strauches, bis gegen 10 Fuß über dem Wasser oder Moraste, auf den höchsten Zweigen. Ihre Nester sind denen ihrer Kameraden, der Ibisse und kleinen Reiher ganz ähnlich; vielleicht benutzt sie auch solche, welche diese verlassen haben, wie der Kormoran die des Fischreihers, zu ihrem Gebrauch. Man möchte es, gewiß nicht unpassend, mit dem der Ringeltaube (Columba palumbus) vergleichen; denn es ist, wie dieses, aus dürren, doch etwas stärkern Holzreisern erbauet, diese aber, auch ohne Beimischung eines andern Materials, in größerer Menge oder etwas höher aufeinander geschichtet, und das Nest oben in der Mitte mehr vertieft oder mehr kesselförmig. Schon aus der Ferne unterscheidet es sich leicht von denen der Reiher und des Ibis durch sein weißes Aussehen; es ist nämlich von den Excrementen seines Bewohners über und über wie mit Kalktünche übergossen. Es sieht demnach eben nicht reinlicher aus, als die anderer Scharben."

„Gegen Ende des Mai enthält ein solches Nest gewöhnlich 5, seltner 6 Eier; die Zwergscharbe legt also mehr Eier als eine der andern europäischen Arten dieser Gattung. Sie haben eine ähnliche Gestalt und Farbe, eine gleiche Beschaffenheit der Schaale, sind aber verhältnißmäßig noch kleiner und gehören im Vergleich mit der Größe des Vogels zu den kleinsten in der Vogelwelt, indem sie kaum etwas größer, eigentlich bloß länger, als die der Ringeltaube sind. Sie enthalten ein sehr klares, durchsichtiges Eiweiß und einen etwas kleinen, fahlgelben Dotter."

Diese Eier haben eine mehr oder weniger gestreckte oder sehr schlanke Gestalt, bei manchen Exemplaren nähert sie sich sogar, wegen geringer Bauchwölbung, dem Walzenförmigen, und in dieser Form ähneln sie dann denen der Gattung Cypselus sehr. Bei vielen liegt die stärkste Bauchwölbung in der Mitte und die zugerundete Spitze des einen Endes übertrifft die des entgegengesetzten kaum etwas an Stärke; bei den mehr walzenförmigen sind dagegen beide

Enden mehr ab- als zugerundet, dabei ist aber das ganze Ei nach dem einen Ende zu etwas schwächer; manche dieser Eier sind sogar über der Mitte gegen das schwache Ende zu etwas eingeschnürt. So wie in der Form, so variiren sie auch in der Größe, wo dann die oft vorkommenden Extreme folgende Maaße zeigen: die größten eine Länge von volle 2 Zoll und eine Breite von reichlich $1^1/_4$ Zoll, die gerade in der Mitte ihrer Länge liegt; die kleinern aber eine Länge von kaum 1 Zoll 11 Linien und eine Breite von 1 Zoll 2 Linien; Länge und Breite differiren also um 1 Linie, was zwar nicht viel scheint, aber bei Eiern von dieser Größe doch einen bedeutenden Unterschied macht; es sollen aber noch kleinere darunter vorkommen. Ihre Schale ist zwar etwas dick, aber porös und daher ziemlich zerbrechlich; sie ist von einer besondern Kalkkruste bedeckt, mit welcher sie ursprünglich wol ganz gleichförmig überzogen sein mag, die sich aber während des Austretens aus dem Legekanal, wo sie noch weich, hin und wieder drückt oder stellenweise verschiebt, endlich hier und da wol gar in kleinen Flecken oder Strichen abblättert, so daß die eigentliche Schale sich an diesen ganz frei davon zeigt, welches ihre Aussenfläche uneben und rauh macht. Die stets ungefleckte Färbung der Schale ist ein ziemlich stark ins Blaugrünliche ziehendes Weiß, ihr Kalküberzug schmutzig grünlichweiß oder fast kreideartig weiß; dieser nimmt aber bald fremden Schmutz auf in dem feuchten und unreinlichen Neste, so daß man ihn durch Waschen im warmen Wasser wegbringen muß, wenn man seine natürliche Färbung sehen will. Zu verwechseln sind diese Eier mit denen eines andern europäischen Vogels gar nicht. Sie sind nur halb so groß als die der Kormoranscharbe.

Beide Gatten brüten abwechselnd, ohne Brüteflecke zu haben, aber wie lange, ist nicht beobachtet. Sie sind um die Eier sehr besorgt, sitzen wo nicht auf, doch nahe bei dem Neste, auf viel längere Zeit, als sie zum Aufsuchen ihrer Nahrung verwenden, lassen hier den Menschen sehr nahe kommen ehe sie auffliegen, umflattern ihn auch dann noch in nahen Kreisen. Wahrscheinlich steigt ihre Besorgniß noch mehr wenn sie Junge haben. Meinem mehrerwähnten Freunde war es nicht vergönnt, die ganze Fortpflanzungsperiode hindurch in jenen Gegenden zu verweilen. — Dafür war aber Herr Dr. Rosenhauer, aus Erlangen, vor zwei Jahren in Ungarn und im Banat, in den Gegenden an der untern Temes, wo er diese Vögel in der erwähnten Gesellschaft jener kleinen Reiherarten und der braunen Ibisse, in den großen Sümpfen und an den

Altwassern der Donau, nicht weit vom Dorfe Oppova, ebenfalls auf Weidenbüschen, in großer Menge nistend antraf. Da er jedoch sich mehr für Entomologie als für Vögel interessirte, so wagte er sich anfänglich nicht in die zu hoch angeschwollenen Gewässer dieser wilden Gegenden, kehrte aber mit Anfang des Juli, wo das Wasser schon etwas abgenommen hatte, dahin zurück, fand nun die Nester der Zwergscharben, Ibisse und Reiherarten bereits sammt und sonders mit Jungen besetzt, und erhielt neben den Alten auch Junge von allen Arten. Als gegen Anfang des August das Wasser so weit gefallen war, daß man mit weniger Lebensgefahr zu den Nestern konnte, waren die jungen Zwergscharben bereits ausgeflogen und mit den Alten aus der Gegend verschwunden; nur die jungen Reiher und Ibisse standen noch auf und neben den Nestern und stiegen auf den Zweigen des Gebüsches herum, ließen sich von den Alten futtern u. s. w., doch waren jetzt auch die meisten dieser Jungen bereits flugbar. Ich selbst konnte bei meiner Anwesenheit in jenen Gegenden, Anfangs September 1835, wegen zu weit vorgerückter Jahreszeit, von dergleichen nichts mehr zu sehen bekommen, und weil damals diese ungeheuern Sümpfe, in Folge eines sehr dürren Sommers, beinahe gänzlich ausgetrocknet waren, traf ich auch nicht einen einzigen Vogel dieser Art mehr an, obgleich es noch von ihren Brütegesellschaftern, den braunen Ibissen, den Seiden-, Schopf- und Nachtreihern, an einzelnen noch mit Wasser versehenen Stellen, buchstäblich wimmelte.

Feinde.

Von diesen ist mir nichts bekannt geworden, als daß die Wiener Helminthologen in den Eingeweiden der Zwergscharbe verschiedene Würmer fanden, als: Ascaris spiculigera; Strongylus papillosus; Ligula simplicissima; nebst einer neuen Species der Gattung Distomum.

Auch H. Baron von Loebenstein fand in ihren Eingeweiden ziemlich lange, fadenförmige Würmer, und am Unterhalse, zwischen diesem und der Haut, eine ohngefähr $^1/_2$ bis $^3/_4$ Zoll lange und $^1/_4$ Zoll breite, einem Blasenwurm ähnliche Art, dergleichen sich fast bei allen größern Sumpf- und Wasservögeln Ungarns an bezeichneter Stelle vorfinden.

Jagd.

Daß die kleine Scharbe sehr vorsichtig und scheu ist, wurde oben schon gesagt; sie muß daher meistens ungesehen beschlichen oder erlauert werden, wenn sie von einem Sumpfe nach dem andern streicht. Beim Neste ist sie dagegen ganz unbesorgt und leicht zu schießen. Da sie sich nach jedem Schusse ins Wasser stürzt und unter diesem verschwindet, wenn sie über demselben saß, so glaubt der Schütze stets, der Schuß habe sie getroffen und schauet ihr dann staunend nach, wenn sie 30 bis 40 Schritte davon wieder heraufkömmt und frisch und gesund davon fliegt. Die flügellahm Geschossene thut, bis auf das Davonfliegen, dasselbe, ist aber für den Schützen auch so gut wie verloren und selbst dem flinkesten Wasserhunde unerreichbar. Uiberhaupt taucht jede, welche der Schuß nicht augenblicklich tödtete, wenn sie zum Tauchen noch Kraft genug hat, unter, gewöhnlich um gar nicht wieder zum Vorschein zu kommen; sie beißt sich auf dem Grunde des Wassers an irgend Etwas fest und endet daselbst, was bei andern Tauchvögeln auch oft vorkömmt.

Nutzen.

Es ist mir nicht bekannt, inwiefern man sie irgendwo für nützlich halten möchte. Auch sie hat eine widerliche Ausdünstung, doch nicht so heftig, als andere größere Scharbenarten. Ihr dunkelrothes, grobfaseriges Fleisch scheint ohne Noth nirgends gegessen zu werden, und die kleinen schlechtschmeckenden Eier verlohnen die Mühe auch nicht, des Essens wegen aufgesucht zu werden.

Schaden.

In den fischreichen und menschenarmen, wenig angebaueten Gegenden ihres Aufenthalts wird ihnen das Fischefressen nicht beneidet. Sogenannte zahme Fischereien, denen sie nachtheilig werden könnte, giebt es dort nicht.

Fünf und achtzigste Gattung.

Pelekan. Pelecanus. *Linn.*

Schnabel: Ungeheuer groß und lang, ziemlich gerade, durchaus platt niedergedrückt und besonders an der Spitze äußerst niedrig; der Firstentheil von der Stirn bis zur Spitze jederseits durch eine Furche von den Seitentheilen gesondert, erhabener und gerundeter als diese, nach vorn allmählig niedriger und schmaler werdend und endlich, ohne Absatz, in den schmalen, im Viertelszirkel herab gekrümmten, krallenförmigen Nagel der Spitze übergehend, seine sehr scharfen Schneiden etwas, aber ganz kurz, einwärts gebogen, doch glatt und ungezähnt; inwendig ist er mit einem erhabenen, scharfen, ganz feinen Gaumenleistchen, und jederseits mit einer, mit diesem und der Schneide parallel laufenden, viel höhern und doppelschneidigen Leiste, von der Wurzel bis zur Spitze, durchzogen, der Nagel unten ausgehöhlt und seine zugerundete Spitze scharfschneidig. Er hat eine ziemliche, gleichmäßige Breite, ist jedoch meistens vor der Mitte am schmälsten, nimmt von hier nach vorn an Breite wieder sanft zu, endet aber nachher ebenso mehr oder weniger bald lanzettförmig. Der Unterschnabel besteht bloß aus zwei langen, dünnen, grätenähnlichen, sehr biegsamen Knochenarmen, die hinten bloß etwas weiter auseinander stehen, dann in gleichmäßiger Weite des Oberschnabels vorgehen, und so erst an der Spitze vereinigt sind, die einen kleinen, kurzen Nagel bildet, welcher

in den weit über sie wegreichenden obern Haken eingreift; sie haben eine eingebogene, scharfe Schneide, und an ihrer untern Kante (dem Kiel) bildet die nackte, schlaffe Kinn- und Kehlhaut, von der Schnabelspitze an bis auf den Anfang der Gurgel, einen ausserordentlich dehnbaren, ungeheuern Kehlsack. Hierdurch wird ein ungeheurer Rachen gebildet, in dessen Tiefe die winzige, wenig bemerkbare Zunge liegt. — Das Gesicht ist nackt.

Nasenlöcher: Ein kleiner, kaum bemerkbarer Ritz, seitlich nahe an der Stirn, in der Furche liegend, welche den Oberschnabel dreitheilig macht.

Füße: Nicht sehr groß, aber höher als bei Halieus; der Unterschnabel kurz und glatt befiedert; das ganze Fersengelenk, auch oft noch ein Stückchen über ihm, nackt; die starken Läufe wenig zusammengedrückt; die Zehen, von denen die mittelste der drei vordern die Längste, haben gleich von der Wurzel an eine weitere Spannung durch die sehr großen Schwimmhäute, welche auch die Hinterzeh einschließen, die jedoch die Kürzeste von allen ist. Ihr weicher Uiberzug ist an den Läufen in kleine sechseckige Schildtäfelchen, auf den Zehenrücken in längere und schmälere Querschilder getheilt, alles Uibrige fein genarbt oder undeutlich gegittert. Die Krallen sind nicht groß, aber stark, ziemlich gebogen, unten ausgehöhlt, mit zugerundeter Spitze und scharfem Rande, welcher an der vordern Mittelzeh nach innen ziemlich vorsteht, aber nicht gezähnelt ist.

Flügel: Sehr groß, mit außerordentlich langen Armknochen und vielen, aber kurzen Schwingfedern, daher lang und schmal; von den Primarschwingen bald die zweite, bald die dritte oder vierte die längste.

Schwanz: Kurz, breit, abgerundet, aus 20 bis 24 steifen Federn zusammengesetzt.

Das kleine Gefieder ist im Ganzen weich, knapp nnd liegt glatt an. Am Rumpfe, an den Schultern und den Deckfedern des Ober- und Unterflügels ist es von gänseartiger Textur, aber ganz anders geformt, sehr schmal und sehr schlank zugespitzt, bei alten Vögeln dies im hohen Grade, die Umrisse deutlich, die

Ränder aber nur locker geschlossen, die Schäfte biegsam; am Halse und Kopfe ohne deutliche Umrisse, bei vielen ganz dunenartig, beides am wenigsten am Genick, wo bei Alten verlängerte, bei Manchen sogar gekräuselte Federn hervortreten. Auf der Mitte der Brusthöhle ist das Gefieder an einer Stelle ganz zerschlissen, viel harscher als anderswo und gewöhnlich gelblich gefärbt; es zeigt die Stelle an, wo der Vogel ruhend gewöhnlich die Spitze des langen Schnabels aufzustützen pflegt. Die großen Flügel werden nicht von Tragefedern unterstützt; die Federn, welche dazu dienen sollten, sind viel zu kurz und liegen zu knapp an.

Die Pelekane haben in der Gestalt Etwas vom Schwan, aber ganz anders gestaltete Flügel, die sie in Ruhe nur lose an den Rumpf anschließen, einen weniger langen, auch etwas stärkern Hals, zeichnen sich aber vor allen Vögeln durch ihren gewaltigen Schnabel mit seinem ungeheuern Kehlsack aus. Ihre Füße sind Gänsefüße, an welchen die Hinterzeh verlängert und mit der Innenzeh durch eine Schwimmhaut verbunden ist. — Es sind Vögel erster Größe und gehören auch unter den Schwimmvögeln zu den größten. Manche übertreffen hierin die größte Schwan-Art noch um Vieles; auch der Kriegsschiffvogel (Diomedea exulans), oft für den größten Schwimmvogel gehalten, muß mehrern von ihnen noch nachstehen.

Die Gattung Pelekan (Pelecanus) vereinigte seit Linnée auch die Tölpel, die Scharben und die Fregattvögel in sich, die man in neuern Zeiten mit Recht davon getrennt hat. Sie konnten nicht einmal als Untergattungen (Subgenera) oder Familien ihnen einverleibt bleiben, weil die Gattung Pelecanus, wie sie jetzt besteht, als eine sehr abgeschlossene und in der Natur dieser Vögel begründete betrachtet werden muß. Die entfernteste Aehnlichkeit, die in der That weit hergeholt ist, — haben sie mit den Gattungen Dysporus (Sula) und Tachipetes (Fregata); sie fällt zu sehr in die Augen, als daß es nöthig schien, sie weitläufig auseinander zu setzen. Minder entfernt scheinen die Pelekane zwar der Gattung Halieus (Carbo s. Phalacrocorax) zu ähneln, wenigstens der nicht sehr verschiedenen Lebensart wegen; jedoch diese schwarzen Vögel, alle von untergeordneter Größe, mit ihrem ganz anders construirten, stark glänzendem Gefieder, ihren ganz anders gestalteten, kürzern Schnäbeln und Füßen, dürfen durchaus nicht

zu einer Gattung mit ihnen gezählt werden, indem die Pelekane, als wahre Riesen unter den Tauchvögeln, allgemein, jenen entgegen, in Weiß gekleidet, mit einem weichern, nicht glänzenden, eigenthümlich und ganz anders gestaltetem Gefieder, mit einem höchst verschiedenen Schnabel- und Fußbau und dadurch bedingte Veränderung in der Lebensweise, sich scharf genug von ihnen absondern.

Diese Gattung ist an Arten nicht sehr reich. Man kennt deren etwa sieben bis acht; es sind jedoch manche nicht genau geschieden, andere einstweilen noch bekannten zugezählt, während sie vielleicht eigene Arten bilden, so daß bei wiederholten und genauen Prüfungen ihre Zahl sich schwerlich vermindern wird, wie denn auch nicht unwahrscheinlich vor der Hand noch manche unentdeckt sein mag.

In der Gattung dieser Riesenvögel ist ein einförmiges Weiß allgemein vorherrschend. Es kömmt ihnen in ihrem zweiten Lebensjahr aus einem mehr oder weniger braunen und grauen Jugendkleide, worin die verschiedenen Arten einander sehr ähnlich sehen. Später bekömmt das weiße Gefieder der Alten leichte Anflüge oder ganz schwache Färbungen von einem lieblichen Roth oder Gelb, im hohen Alter bei den meisten Arten am Genick verlängerte, sehr schmale oder auch gekräuselte, schlaffe Federn, welche einen flatternden, öfters mähnenartigen Federbusch bilden. Schwarz sind bei ihnen gewöhnlich bloß die großen Schwingfedern, oder auch alle drei Ordnungen dieser, selten größere Partieen.

Männchen und Weibchen unterscheiden sich in den Farben nicht, aber das letztere ist gewöhnlich ohne Federbusch. Am meisten unterscheidet es sich jedoch in der Größe; es ist nicht allein um Vieles kleiner, sondern hat auch einen viel kürzern Schnabel als das Männchen, beides sehr auffallend.

Sie mausern nur ein Mal im Jahr und der Federwechsel geht, wie bei vielen andern großen Vögeln, sehr langsam von Statten. Er bringt ihnen mit jedem Jahr ein schöneres Gewand, dies ist jedoch nur bis zu gewissen Jahren bemerklich. Noch langsamer geht es mit dieser Verschönerung in der Gefangenschaft, worin sie, bei guter Wartung, sehr alt werden, man sagt 80 und mehrere Jahre, und dann wäre demnach wol vorauszusetzen, daß sie in der Freiheit gewiß noch ein bis zwei Mal älter werden müßten.

Sie gehören den Tropenländern an und gehen nicht hoch in die gemäßigte Zone herauf, die sie dann nur im Sommer bewohnen, zum Winteraufenthalt aber wieder die heiße aufsuchen, und sind deshalb für jene Zugvögel. Die beiden Zugperioden, im Herbst

und Frühling, scheinen sie jedoch nicht strenge nach Wochen und Tagen zu halten, sondern sich mehr nach Beschaffenheit der Witterung zu richten. Sie wandern gesellig, bald in kleinern, bald in größern Haufen, bisweilen zu mehrern Hunderten mitsammen, wobei sie sehr hoch fliegen und eine gewisse Ordnung beobachten, wenn nicht viele beisammen, in einer schrägen Linie hinter einander, wenn mehrere, in zwei solchen, vorn im spitzen Winkel vereinigten fliegen, und in solchem hinten offenem Dreieck ist gewöhnlich der eine Schenkel kürzer als der andere. Sie bewohnen in warmen Ländern theils die Meeresbuchten und weiten Flußmündungen, die großen Landsee'n und mit solchen durchzogene Niederungen, ausgebreitete tiefe Sümpfe, große Ströme, besonders wo diese viele kleine Inseln haben, aber nicht das weite offne Meer.

Sie tragen auf dem Lande ihren Körper sehr aufrecht, den Hals Sförmig gebogen und den großen Schnabel höchst selten wagerecht, sondern diesen nach vorn herabgesenkt, gewöhnlich mehr als andere langschnäblige Vögel, ja sie stützen ihn oft, wenn sie ruhen, mit der Spitze auf die Brusthöhle, oder biegen den langen Hals so weit rückwärts, daß er auf dem gekrümmten Oberrücken, und der Schnabel mit dem Kehlsack auf der Gurgel ruhet. Die großen Flügel, welche der Unterstützung von Tragefedern entbehren, hängen dann mit ihren Enden oft schlaff an den Seiten herab, zu andern Zeiten ruhen ihre Spitzen auf dem Schwanze. Sie stehen stets auf der Spur, fest und sicher, gehen aber ungern, langsam und wankend, brauchen dabei den Schwanz nie zur Unterstützung, und setzen sich zuweilen auch auf Bäume. — Sie schwimmen sehr rasch, aber mit tief ins Wasser gesenktem Rumpfe und tragen dabei den Hals mehr oder weniger Sförmig. Merkwürdig ist, daß diese großen Vögel auch fertige Taucher sind, mit Leichtigkeit unter- und auftauchen, unter der Fläche sich schnell fortbewegen und ziemlich lange verweilen können. Sie tauchen aus dem Schwimmen; es ist wenigstens nicht erwiesen, daß sie es auch aus dem Fluge könnten. Ihr Betragen im freien Zustande ist überhaupt wenig beobachtet, daher sehr zu wünschen, daß naturforschende Reisende hierauf, besser als früher, ihr besonderes Augenmerk richten mögen. — Wegen fast beispielloser Pneumaticität des Knochengerüstes ist das specifische Gewicht dieser Vögel, trotz ihres umfangreichen Körpers, verhältnißmäßig sehr geringe; es gestattet ihnen, mit Hülfe ihrer sehr langen Flügel, einen leichten und sehr hohen Flug, in welchem sie die Flügel nur langsam, abwechselnd auch, so zu sagen, gar nicht zu bewegen brauchen,

häufig schweben, schwebend große Kreise beschreiben, und sich in einer großen Spirallinie bis zu den Wolken zu erheben vermögen. In diesem raubvogelartigen Fluge haben sie, auch der Form der Flügel wegen, große Aehnlichkeit mit den Geiern. Nach ältern Beobachtungen sollen sie fliegend Hals und Schnabel gerade vor ausstrecken, wie ein Storch u. a., nach einer neuern aber, nach Art der Reiher, den Hals zurück biegen und den Schnabel auf die Gurgel niederlegen, dies namentlich, wenn sie sich hoch oben in den Lüften in Kreisen drehen oder weit weg wandern wollen. — Ihr schöner, ungemein leichter Flug läßt sie, wenn er gerade ausgeht, in kurzer Zeit weite Räume durchstreichen, über große Länderstrecken hinweg steuern, woher auch die weite Verbreitung einzelner Arten und unter den Europäischen das zufällige Vorkommen Vereinzelter, mehrere Breitengrade nordwärts von ihrem gewöhnlichen Aufenthalte und in Gegenden, wo sie völlig unbekannt waren. — Auf dem Lande sind sie träge und unbehülflich; sie stehen oft Stunden lang, in obiger Stellung ruhend, auf demselben Plätzchen, sehen ungemein scharf, sind vorsichtig und scheu, daher schwer zu schießen, mit Ausnahme mancher und an Orten, wo man ihnen nie nachstellte. So gesellig unter sich, sind sie es auch mit einigen Andern, besonders oft mit den Scharben. Sie lassen sich leicht zähmen. — Ihre Nahrung besteht in Fischen, die sie tauchend fangen, wozu ihnen ihr biegsamer Unterschnabel mit dem großen Kehlsack wie ein Fischhamen dient. Nach jedesmaligem Fange lassen sie, den Schnabel herabgebogen, das miteingeschöpfte Wasser auslaufen, und wenn Magen und Speiseröhre angefüllt sind, wird im Kehlsacke noch Vorrath an Fischen aufbehalten, bis dieser, sowie durch die schnelle Verdauung unten Platz wird, nachrücken kann. Sie fangen meistens große Fische, bis gegen 2 Pfund schwere, und sind unersättliche Fresser. — Ihre Brüteplätze sind, in einsamen Gegenden, die Ufer und Inseln großer See'n, Flüsse und ausgedehnter, tiefer Sümpfe, wo sie meistens in einzelnen Paaren leben, aus Holzreisern, Schilf, Rohr u. dergl. ihr großes, kunstloses Nest auf dem Boden oder auf umgebogenen Schilfbüschen bauen, in welche das Weibchen seine 2 bis 4 einfarbig weißen Eier legt, die für die Größe des Vogels klein und von länglichter Gestalt sind, die größte Bauchwölbung ziemlich in der Mitte und eine dicke Kalkkruste haben, die sie von aussen sehr rauh macht und leicht fremden Schmutz annimmt. Ihre Brütezeit dauert länger als 4 Wochen, nach einigen Nachrichten gegen 6 Wochen

und die mit grauweißem Flaum bekleideten Jungen werden mit Fischen aus dem Kehlsacke, den ihnen die Alten geöffnet vorhalten, aufgefüttert, größere Fische ihnen auch im Anfange zerstückelt vorgelegt. Da es hierbei auf Seiten der Fische nicht ohne Blutvergießen abgehen mag, fabelten unsere Altvordern: Der Pelekan ernähre die Jungen mit seinem Blute. — Ihr Fleisch wird, weil es schlecht schmeckt, gewöhnlich nicht gegessen; ihre Federn, namentlich die Dunen, benutzt man hin und wieder wie Gänsefedern; auch wird die Haut gegerbt, namentlich der Kehlsack als Beutel zu verschiedenem Gebrauch, der hohle Oberschnabel als Messerscheide benutzt. — Sie sind wahre Fischvertilger und den Fischereien äußerst nachtheilig.

Anatomische Charakteristik

der

Gattung Pelecanus

von

Rudolph Wagner.

„Die Gattung Pelecanus zeigt nach Untersuchung von Pelecanus onocrotalus, crispus und rufescens folgenden Bau."

„Der Schädel ist breit, gewölbt, hat mittelmäßig entwickelte Muskelgräten; die beiden Lamellen sind, besonders auf der Scheitel- und Stirngegend weit von einander entfernt und zeigen ansehnliche Luftzellen der Diploë, fast so stark, als bei Buceros; überhaupt sind fast alle Schädelknochen pneumatisch. Die Augenscheidewand ist durchaus knöchern, wodurch sich diese Gattung von den übrigen Steganopoden unterscheidet. Das Hinterhauptsloch ist nach hinten gekehrt und wirklich viereckig. Die hinteren Schläfedornen sind wenig, die vorderen stärker entwickelt. Das Stirnbein ist sehr breit; unter demselben, an der obern Augenhöhlenwand,

befindet sich eine lange, ziemlich tiefe Grube für die Nasendrüse Der absteigende, dicke Ast des Thränenbeins berührt den Jochbogen, mit welchem es durch Syndesmose verbunden ist. Die Muscheltheile des Oberkiefers, dann die langen Zwischenkiefer sind bis zur harten Spitze mit feinzelligem Knochengewebe ausgefüllt, ähnlich wie bei den Kalaos und den Pfefferfressern, jedoch sind die Fasern und Lamellen nicht so zart und dünn. Die Flügelbeine (ossa communicantia) sind auffallend kurz, dick und hoch und entbehren der dritten Gelenkung. Die Gaumenbeine sind mit dem Pflugschar verschmolzen, so daß ein starkes, senkrechtes Blatt weit nach unten vorspringt. Die beiden Schenkel des Quadratbeins sind nicht tief gespalten. Der Unterkiefer ist ohne Lücke, hinten dick, dreieckig, ins Rundliche, mit vielen pneumatischen Zellen versehen."

„Halswirbel finden sich 16; sie sind alle dick, durchsichtig und sehr pneumatisch und selbst die mittlern nicht besonders lang."

„Von den 6 Brustwirbeln sind merkwürdiger Weise nur die beiden vorderen frei, ohne untere Dornen und ganz wie die Halswirbel, während die vier hinteren Brustwirbel mit dem Kreuzbein und den Darmbeinen vollkommen verschmolzen sind. Das Schwanzbein besteht aus 7 Wirbeln von der gewöhnlichen Form, alle, auch das letzte, sind jedoch aufgetrieben und pneumatisch."

„Das Brustbein ist sehr kurz und breit, fast viereckig; hinten auf jeder Seite nur wenig halbmondförmig ausgeschweift. Der Kamm ist wenig vorspringend und geht nach hinten nur etwas über die Hälfte; es wird durch ein Paar andere, in der Mittellinie zwischen der Gabel gelegene Luftlöcher und durch zahlreiche hintere, seitliche Löcherchen mit Luft gefüllt."

„Von den 6 Rippen ist nur die vorderste unächt, hat aber, wie die 3 folgenden, einen Rippen-Ast, der den beiden letzten fehlt. Alle Rippen, so wie ihre den Rippenknorpeln entsprechenden Rippenknochen sind pneumatisch. Die Gabel ist bei alten Individuen mit ihrer Spitze am Brustbein durch Knochenmasse fest und ohne Grenze verschmolzen. Das obere, mit dem hinteren Schlüsselbein artikulirende Ende ist sehr dick und pneumatisch aufgetrieben."

„Das Schulterblatt ist sehr schmal und gerade, aber fast rundlich dick und, wie alle Armknochen, pneumatisch. Die Luftlöcher der Phalangen liegen außen an der Wurzel derselben. Alle diese Knochen sind sehr gestreckt, am längsten aber die Vorderarmknochen."

„Am Becken sind die Darmbeine schmal, die Schambeine lang, grätenförmig und konvergirend, das Sitzbein pneumatisch.“

„Der Oberschenkelknochen ist merkwürdiger Weise markig, während die Tibia, deren Fortsätze nicht auffallend entwickelt sind, pneumatisch ist. Die Kniescheibe ist sehr klein.“

„Die Luftlöcher des dicken, rundlich viereckigen Laufs, liegen oben und innen am Fersenhöcker; auch der Tarsalknochen für die große Zehe ist dick und pneumatisch. Die Zehenglieder scheinen alle markig zu sein.“

„Hier ist es der Ort, sogleich von der ungemein merkwürdigen, ausgedehnten Verbreitung der Luft zu sprechen, die beim Pelekan und ganz ähnlich bei Dysporus, bis unter die Haut dringt. Die Seitenzellen im Rumpfe sind schon ungemein groß und durch 2 Scheidewände in 3 große Kammern getheilt; aus der vordersten Abtheilung derselben gelangt die Luft unter der Achselhöhle bis zur Haut und erfüllt hier den Raum auf der Brust und dem Bauche, von der Gabel, bis zum Schambein. Es finden sich mehrere größere und verschiedene kleinere Zellen; das sonst sehr reichliche Fett fehlt hier. Besonders stark ist die Luftzelle über dem großen Brustmuskel und am untern Theile des Halses; hier bildet das zarte Zellgewebe Scheidewände, welche mehrere Linien große Zellen einschließen, die zwischen den Spuhlen der Konturfedern bis nahe unter die Oberhaut dringen; diese zelligen Lufträume dringen ferner unter die Deckfedern des Flügels und zwischen die Spuhlen der großen Schwungfedern. Am mittleren und oberen Theile des Körpers fehlen diese Hautluftzellen; eine isolirte, und wieder in kleinere zellige Räume abgetheilte Zelle liegt am Hinterkopf, unter den krausen Kopffedern; sonst fehlen diese Hautzellen am Kopf.“

„Eine auffallende Bildung ist die des häutig-muskulösen Kehlsacks; zwischen der äußeren, stärkeren und der inneren Haut desselben liegen nehmlich zahlreiche platte Muskelparthieen, welche offenbar theils den Muskeln des Zungenbeins, theils denen des Schlundkopfes entsprechen.“

„Die Zunge ist äußerst rudimentär, ein rundlicher, etwas hakenförmig gekrümmter Zapfen, ohne Warzen, eigentlich ein bloßer, mit dem Epithelium der Kehlsackhaut überzogener Knorpel des Zungenbeins. An letzterem ist der Körper klein, die Hörner sind stark und kräftig, der mittlere Fortsatz fadenförmig.“

„Der Schlund ist sehr weit, häutig-muskulös, inwendig faltig.“

„Der Vormagen ist sehr dickwandig, ungemein entwickelt und übertrifft den eigentlichen sehr kleinen, schwach muskulösen Fleischmagen 5 bis 6mal; die sehr ansehnlichen Drüsenbälge sind einfach. Es ist ein eigener, deutlich abgeschnürter, dem Fleischmagen an Größe nicht sehr viel nachgebender Pylorus-Magen vorhanden."

„Der Darmkanal ist lang; das Divertikel ist unbeständig; die Blinddärme setzen sich etwas tiefer an, als bei Halieus und sind zwei Zoll lang."

„An der zweilappigen Leber ist der rechte Lappen viel größer als der linke, welcher sehr klein ist. Eine Gallblase ist vorhanden, so wie die beiden gewöhnlichen Gallgänge gefunden werden."

„Die Milz ist länglich rund."

„Die Bauchspeicheldrüse besteht aus zwei Lappen und mündet mit ihrem Ausführungsgange zwischen die beiden Gallgänge."

„Am oberen Kehlkopf fehlen alle Warzen; es findet sich ein deutlicher, beweglicher, verknöcherter Knorpel für die Epiglottis; die innere kammförmige Leiste des Schildknorpels ist ungemein stark entwickelt; die Luftröhre besteht aus verknöcherten Knorpeln und ist ganz drehrund, so daß sie nicht kollabirt, wie bei den Scharben; besondere Muskeln des unteren Kehlkopfs fehlen; die Bronchien sind ungemein groß und weit, bestehen aus großen, weichen Halbringen; der Durchmesser eines aufgeblasenen Bronchialstammes übertrifft den Durchmesser der Luftröhre beträchtlich."

„Das Herz ist rundlich und breit. Merkwürdiger Weise ist bloß eine linke Karotis vorhanden."

„Die Nieren sind eigenthümlich; sie zerfallen in die gewöhnlichen drei Hauptlappen, von denen die untersten bei weitem am größten, die mittleren am kleinsten sind; außerdem sind sie wieder durch Einschnitte unvollkommen in kleinere Lappen getheilt und ähneln so in etwas den Nieren mehrerer Säugethiere, wie z. B. denen des Rindes."

„Die Neben-Nieren haben die gewöhnliche Form und Lage."

„Ich habe bloß weibliche Thiere untersucht; ich fand bloß einen linken Eierstock und Eileiter."

„Die Augen enthalten einen nur mit 9 ziemlich gleich hohen, mit Endlappen und hakenförmigem Endzipfel versehenen Fächer. Die Linse ist ziemlich flach, besonders an der vordern Hälfte. Der Knochenring in der Sklerotika ist nicht beträchtlich entwickelt und besteht aus 15 Schuppen."

„Die Bürzeldrüse ist ziemlich stark zweilappig, jedoch nicht so sehr als bei den Enten."

„Die anatomische Untersuchung der Weichtheile wurde an Pelecanus onocrotalus und crispus angestellt."

* * *

In Europa kommen drei Arten dieser Gattung vor, von denen sich bisher die eine (*P. minor*. Rüppell) noch nicht in Deutschland gezeigt hat; wir beschreiben daher in Folgendem nur

Zwei Arten.

311.

Der gemeine Pelekan.

Pelecanus onocrotalus. *Linn.*

Taf. 282. { Fig. 1. sehr altes Männchen im Prachtkleide.
Fig. 2. Jugendkleid.

Pelekan oder Pelikan; großer Pelekan, Riesenpelekan, Kropfpelekan; Kropfvogel; Kropfgans, Beutelgans, Sackgans, Löffelgans; Meergans, Seegans, Schneegans; Schwanentaucher. Vielfraß; Wasservielfraß, Nimmersatt, Onvogel; Ohnvogel. Eselschreier. Vogelheine oder Vogel Haine.

Pelecanus onocrotalus. Linn. Syst. (Edit. XII.) T. 1. p. 215. n. 1. = Gmel. (Edit. XIII.) I. 2. p. 569. n. 1. = Lath. Ind. II. p. 882. n. 1. = *Pelecanus roseus.* Sonner. it. p. 91. t. 54. = Lath. Ind. II. p. 883. n. 2. = Gmel. Linn. l. c. p. 570. n. 9. = Pallas. Zoogr. rosso-asiat. II. p. 296. n. 1. = Brandt, Anim. ross. nov. icon. Fasc. I. p. 44. tab. V. = *Onocrotalus albus.* Briss. Orn. VI. p. 519. n. 1. = *Le Pelican.* Buff. Ois. VIII. p. 282. t. 25. — Edit. de Deuxp. XVI. p. 5. t. 1. f. 1. = Id. pl. enl. 87. = Gérard. Tab. élém. II. p. 306. = *Pelican blanc.* Temminck, Man. 2de Edit. II. p. 891. & IV. p. 560. = *Great Pélecan.* Penn. arct. Zool. II. p. 578. n. 505. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 538. n. 505. = *Great white Pelican.* Lath. Syn. VI. p. 275. n. 1. — Uiberf. v. Bechstein, III. 2. S. 496. n. 1. = *Onocrotalo o Pellicano.* Stor. deg. Uce. V. Tav. 499. e. 500. = *Pellicano.* Savi, Orn. tosc. III. p. 99. = Bechstein, Gem. Naturgesch. Deutschlds. IV. S. 738. = Dessen Taschenb. II. S. 390. n. 1. = Wolf und Meyer, Naturg. d. V. Deutschlds. Heft 17. = Deren, Taschenb. II. S. 574. = Meisner u. Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 314. n. 276. = Koch, Baier. Zool. I. S. 387. n. 242. = Brehm, Lehrb. II. S. 915. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 824. = Gloger, Schles. Faun. S. 54. n. 244. = Landbeck, Vög. Würtembgs. S. 72. n. 256. = Hornschuch u. Schilling, Verz. d. V. Pommerns. S. 24. n. 305. = Keiserling u. Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 234. = Frisch, Vögel. II. Taf. 186. = Naumann's Vög., Nachträge, S. 449. Taf. LXIII. Fig. 119. Männchen im mittlern Alter.

Pelecanus fuscus. Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 570. n. 10. = Lath. Ind. II. p. 883. n. 3. = *Pelecanus philippensis.* Gmel. Linn. l. c. p. 571. n. 12. = Lath. l. c. p. 883. n. 5. = *Pelecanus manillensis.* Gmel. Linn. l. c. n. 11. = Lath. l. c. n. 4. und späterer Schriftsteller, sind zwar auch, als junge Vögel, zu P. Onocrotalus gezogen; allein es bleibt sehr zweifelhaft, ob sie gerade dieser Art angehören mögen, da, so viel zur Zeit bekannt, die meisten Pelekan-Arten im Jugendkleide ein mehr oder weniger grau und braun gefärbtes Gefieder tragen und einander ausserordentlich ähnein.

Kennzeichen der Art.

Die Befiederung des Kopfes reicht auf der Stirn nur in einer Spitze bis in die Nähe der Schnabelfirste, auf den Wangen lange nicht bis an den Mundwinkel vor, wodurch das Nackte der Zügel und Augengegend einen bedeutenden Umfang erhält. An den, an ihrer Spur sehr breiten Füßen ist der Lauf kaum zwei Mal so lang als die Hinterzeh. Scheitel und Genick sind kurz befiedert, letzteres nur in höherm Alter mit einem hangenden Büschel schmaler, schlichter, flatternder Federn geziert. Der Schwanz hat 20 Federn. Größer als Höker-Schwan.

Beschreibung.

Die Gattung: Pelekan ist mit einer andern nicht zu verwechseln und auffallend genug von allen verschieden; allein die zu ihr gehörenden Arten sind sich oft sehr ähnlich, daher auch wahrscheinlich noch nicht alle gesondert, da es selbst mit denen in Europa lebenden bis in die neuesten Zeiten gedauert hat, ehe man sich überzeugen konnte, daß sie nicht einer, sondern drei Arten angehören, von welchen die hier zu beschreibende noch am öftersten in Deutschland gesehen wurde, wie es scheint, auch sonst eine der häufigsten und weitest verbreiteten ist, und darum den Beinamen: „die gemeine" erhalten hat. Obwol der nächstfolgenden Art, die früher immer mit der gemeinen für identisch gehalten wurde, sehr ähnlich, ist doch zum Unterscheiden beider kaum mehr nöthig, als eine genaue Beachtung der gegebenen Artkennzeichen. Auch bei den Jugendkleidern beider Arten sind sie ausreichend, obgleich sie sich in diesen noch mehr als in den ausgefärbten ähneln und ohngefähr in gleicher Weise braun und grau gefärbt sind, die Jungen der gemeinen Art nur etwas dunkler und weniger mit Grauweiß durchmischt; auch ist ihr dunenartiges Gefieder am Genick und Nacken ganz schlicht, bei jenen schon etwas gekräuselt. Die herr-

schende Färbung im Gefieder alter Vögel unterscheidet sie ebenfalls sehr auffallend; denn bei der gemeinen Art ist es ein reines Weiß, hin und wieder mit einem schwachen Anhauch von Rosenröthe oder Fleischfarbe, welcher in spätern Jahren sehr auffallend stark wird, bei der krauskopfigen aber niemals vorkömmt; dagegen ist bei dieser das herrschende Weiß nie ein reines oder blendendes, sondern stets mit einem mehr oder weniger starken Anstrich von Perlgrau (ein sanftes, schwaches, bläuliches Aschgrau, wie auf dem Mantel mancher Meven und Meerschwalben) überzogen und gedämpft. Die auffallend kleinen Füße, im Vergleich zur gewaltigen Körpergröße, sind beim krauskopfigen Pelekan sehr zu beachtende Kennzeichen; der gemeine hat dagegen verhältnißmäßig viel längere Zehen, größere Schwimmhäute, daher eine Spur (Pelma) von viel größerm Umfange. Er steht ferner in der Größe, obwol er hierin, gleich den meisten Tauchvögeln, ganz erstaunend variirt, stets unter der krauskopfigen Art, geht aber auf der andern Seite hierin in eine andere über, welche erst neuerlich als eigene Art aufgestellt ist, nämlich in *Pelecanus minor*, Rüppell (Mus. Senkenberg. II. 1837. p. 186.). Dieser kleine Pelekan, kömmt am schwarzen Meer und in der Moldau, besonders häufig in Egypten vor, ist viel kleiner als P. onocrotalus, kaum wie der Höckerschwan, oft nicht viel größer als eine starke Hausgans; bei ihm geht die Befiederung des Kopfes auf der Stirn spitz aus, bis an die Wurzel der Schnabelfirste, auf den Wangen bis unmittelbar an die Unterkieferäste vor; der Lauf ist fast drei Mal so lang als die Hinterzeh. Diese Kennzeichen reichen hin, ihn von der gemeinen Art zu unterscheiden, mit welcher er aber in der Färbung des Gefieders große Aehnlichkeit hat.

In der Größe übertrifft unser gemeiner Pelekan einen alten Singschwan meistens um Vieles, abgesehen von mancherlei individuellen Verschiedenheiten, welche häufig vorkommrn, aber natürlich bei so großen Vögeln immer mehr in die Augen fallen, als bei kleinen. Die Ausmessungen geben folgendes Resultat: Länge (von der Stirn bis zur Schwanzspitze): 4 Fuß, bis 4 Fuß, 7 oder 9 Zoll; Flügellänge: 2 Fuß, 6 bis 7 Zoll; Flugbreite: 9 Fuß, bis 9 Fuß, 6 Zoll; Schwanzlänge: $6^1/_4$ bis $7^1/_2$ Zoll; die Länge des Halses: 19 bis 21 Zoll. Beides sind die Maaße von männlichen Individuen, die kleinern von einem im ersten Lebensjahr und im Jugendkleide, die größern von einem wenigstens vier Jahr alten und ansehnlich großen. Die Weibchen sind stets kleiner; sie messen in

der Länge oft mehr als 2 Zoll, in der Flugbreite wol zuweilen gegen 6 Zoll weniger, als ihre gleichalten Männchen, auch ist ihr Schnabel stets etwas, zuweilen über 1 Zoll kürzer.

Die Gestalt dieses Pelekans, wie aller übrigen Arten der Gattung, ist gänseartig, der Hals aber viel stärker. Die Flügel sind, wegen ungewöhnlich langer Armknochen und vieler, jedoch kurzer Schwingfedern, ausserordentlich lang und dabei sehr schmal. Am zusammengelegten Flügel hat daher dessen hintere Spitze beinahe oder völlig dieselbe Länge, als die vordere. Von den Primarschwingen ist die vorderste wenig kürzer als die zweite, und diese die längste, auch die dritte nur etwas kürzer, die folgenden nehmen dann schneller an Länge ab; sie haben starke, etwas einwärts gebogene Schäfte, schmale, sehr harte Fahnen und stumpfspitze Enden. Die Flügel reichen, in Ruhe liegend, mit ihren Spitzen bis auf das Ende des Schwanzes oder wol noch ein wenig darüber hinweg; sie werden von keinen Tragefedern unterstützt. Der kurze, breite, am Ende abgerundete Schwanz ist aus 20 Federn zusammengesetzt, welche hart, schmal, spitz, an den Enden aber meistens verstoßen sind. Die Federn am Halse sind sehr klein, schmal, abstehend und dunenartig, oder fast ganz wie Dunen gestaltet und sehr weich; die auf dem Kopfe und an allen übrigen Theilen, die größten Flügeldeckfedern, die längsten Schulterfedern, die Schwing- und Schwanzfedern ausgenommen, haben eine ganz besondere Gestalt; sie sind nämlich ungemein schmal und dabei so schlank zugespitzt, daß sie denen am Halse des Haushahnes gleichen, sie decken aber, weil sie sehr dicht stehen, dennoch sehr gut, geben eine knappanliegende, derbe, aber dennoch weich anzufühlende Bedeckung, weil ihre Fahnen ausserhalb einen sammetartigen Uiberzug, sie auch wenig harte Schäfte haben. Die Gestalt dieser Federn ist so gestreckt und schlank, daß die von mittler Größe, z. B. von der Mitte des Flügels oder der Schultern, bei einer Länge von $6\frac{3}{4}$ Zoll, in ihrer Mitte nur $\frac{3}{4}$ Zoll breit sind. Die zweite und dritte Ordnung Schwingfedern, so auch die längsten der Schulterfedern sind ziemlich gleichbreit, am Ende abgerundet. Die Federn am Genick übertreffen ihre Nachbarn an Länge nur wenig; allein wenn der Vogel mehrere Jahre alt wird zeigen sich dort, in einem schmalen Längestreif, besonders gestaltete, lange, sehr schmale, zugespitzte Federn, welche einen schlaffen, flatternden Federnusch bilden, welcher, weil er immer lose herabhängt, nicht sehr bemerkt wird, obgleich seine längsten Federn beim Männchen gegen 5 Zoll lang werden. — Das Gefieder der jungen

Vögel im ersten Jahr ist von etwas anderer Beschaffenheit, am Kopfe und Halse zwar auch kurz, zerschlissen, völlig dunenartig und sehr weich, an den übrigen Theilen aber härter, nicht so schmal und auch nicht so schlank zugespitzt, als an den alten. Diese letztern haben gleich andern Pelekan-Arten, vorn an der Kropfgegend (der Brusthöhle) eine handgroße Stelle, an welcher die Federn äußerst schmal, sehr hart und borstenartig sind, aber glatt anliegen, glänzen und eine gelbliche Farbe haben; es ist die Stelle, worauf sie, wenn sie ruhen, die Spitze des Schnabels stützen.

Der wunderbar gestaltete, ausserordentlich große Schnabel hat eine sehr bedeutende Länge, eine ziemliche Breite, aber eine geringe Höhe. Er ist nicht schnurgerade, sondern gegen die Spitze allmählig um ein Geringes abwärts gebogen, an der Wurzel schmal und etwas hoch, an der vordern Hälfte wieder etwas breiter, aber auch niedriger, dann lanzettförmig stumpf und dazu sehr niedrig endend. Der Oberschnabel scheint aus drei Längeleisten zusammengesetzt, von denen die mittelste sich rundlich erhebt, eine flachrunde Firste bildet, hinten beiderseits als eine Erhabenheit weit in die Stirnseiten zurücktritt, nach vorn sich aber allmählig verjüngt und zuletzt in einen großen, im Viertelkreise gebogenen, unter der Spitze ausgehöhlten, klauenförmigen Nagel übergeht, während die Leisten zu jeder Seite jener fast wagerecht niedergedrückt und abgeflacht, und ihre scharfen Schneiden sehr kurz einwärts gebogen sind. Die Firstenleiste hat längs der Furche, die sie jederseits von den Seitentheilen trennt, meistens auch noch einen fortlaufenden, sehr kleinen Wulst oder Karnies. Die innere Fläche des Oberschnabels hat in der Mitte der Länge nach ein feines, scharfes Gaumenleistchen, neben diesem jederseits, in gleicher Entfernung von ihm und der Randschneide, parallel bis vor und unter den Haken auslaufend, eine doppelschneidige, höhere Leiste, so daß zusammen, die beiden Randschneiden dazu gezählt, längs der innern Fläche des Oberschnabels sieben eben nicht hohe, aber sehr scharfe Schneiden hinlaufen und an der Spitze zusammentreffen. Der ganze Oberschnabel besteht ringsum aus einer dünnen, aber sehr festen Knochenwand, hat dagegen zwischen diesen, inwendig, einen weiten hohlen Raum, welcher bloß mit einem weitmaschigen, zelligen Knochengewebe lose angefüllt, daher im Stande ist, eine große Menge Luft aufzunehmen, wodurch er sehr leicht wird. — Der Unterschnabel besteht bloß aus zwei sehr dünnen, niedrigen, bloß hinten etwas höhern, ausserordentich biegsamen, grätenartigen Knochenarmen, die hinten etwas water auseinander

stehen, übrigens bis vor nach der Form des Oberschnabels fortlaufen, mit ihrer kurzeingebogenen, scharfen, hinterwärts doppelten Schneide in diesen eingreifen, endlich vorn sich in eine stumpfe Spitze vereinigen, die einen kleinen, ganz kurzen Haken bildet und in die untere Aushöhlung des obern Hakens eingreift. An ihrer untern Seite, dem Kiel, entlang ist von der Spitze bis zur Wurzel und seitwärts der Gurgel eine nackte, schlaffe, aber ausserordentlich dehnbare, zu einem ungeheuern Kehlsack sich erweiternde Haut befestigt, die unangefüllt in die Kielspalte zurück tritt, jedoch immer, auch im Profil, sehr sichtbar bleibt. Dieser Kehlsack, dessen Grenze vom Mundwinkel abwärts bis 9 Zoll auf die Gurgel herabgeht, besteht eigentlich aus zwei Hautschichten, deren äußerste auf ihrer äußern Fläche glatt, aber dabei mit kaum sichtbaren, kurzen, äußerst zarten Härchen sehr dünn besetzt ist. In der Tiefe des sehr weiten Rachens, am Eingange zum Schlunde, ist die winzig kleine, leicht zu übersehende Zunge auf der Kehlhaut angeheftet. — Noch ist die äußere Fläche des Schnabels, besonders seiner obern Theile, merkwürdig, die Firstenleiste ziemlich eben, oder nur ganz seicht der Länge nach gestreift, nach vorn aber etwas schartig, der Haken ganz glatt; die Seitenleisten dagegen so voll tiefer, unregelmäßiger, fast zickzackförmiger Striche und Scharten, die ihre Richtung schräg vorwärts, von der Mitte nach aussen nehmen und auf dem Rande und an der glatten Schneide vorlaufen; sie machen die obere Schnabelfläche sehr rauh, schieferig und uneben; am Unterschnabel finden sich dagegen dergleichen Unebenheiten nur an seinem hintern Theile, und bei jungen Vögeln sind sie auch am Oberschnabel nur erst in ganz schwacher Anlage vorhanden.

Der Schnabel ist von der Stirn an bald nur 14, bald 15, bald 16 Zoll, aus dem Mundwinkel 16, oder 17, oder 18 Zoll lang; an der Basis $1^5/_8$ bis 2 Zoll breit, vor der Mitte etwas schmäler, weiter vor wieder 2, bis $2^1/_2$ Linien breiter; hinten 2 Zoll hoch, nach vorn abnehmend niedriger, nahe am Haken sogar nur 4 bis 6 Linien hoch.

Das Nasenloch liegt nahe an der Schnabelwurzel, in der Furche zwischen dem obern und seitlichen Schnabeltheil, ist aber ein so unbedeutender Ritz, daß man, um sich von seiner Anwesenheit zu überzeugen, diesen suchen muß.

Die Färbung des Schnabels ist nach dem Alter sehr verschieden und wird weiter unten bei Beschreibung des jungen uud alten Vogels angegeben werden; hier wollen wir bloß bemerken, daß sie,

wie die des Kehlsacks und anderer nackten Kopftheile, bei in Gefangenschaft gehaltenen Individuen stets bleicher ist, als bei denen in natürlicher Freiheit lebenden, und daß sie im ausgetrockneten Zustande an Bälgen düster und unscheinlich, z. B. was schön gelb war, ochergelb, was bleiblau, schwärzlich wird, das Roth (bei alten Vögeln) aber am dauerhaftesten ist, jedoch sich auch vermindert.

Ausserdem ist noch das ganze Gesicht nackt, nämlich an den Zügeln und den Stirnseiten, wie in einer weiten, hinten stumpfspitzen Umgebung des Auges, von da noch hinter dem Mundwinkel herabgehend und unter diesem mit der Haut des Kehlsacks zusammen fließend. Das ziemlich kleine Auge liegt nahe am Schnabel, hat ebenfalls nackte Lider und in der Jugend einen graubraunen, dann nußbraunen, im Alter einen hell- oder dunkelrothbraunen, kirschrothen oder blutfarbigen Stern.

Die Füße sind sehr stark, klotzig, über der Ferse sehr wenig nackt; der Lauf ziemlich hoch, doch nicht stark zusammengedrückt; die Zehen lang und stark, allein nach Verhältniß nicht so lang als die der Schwäne; die Hinterzeh sehr einwärts gerichtet, aber mit der inneren Vorderzeh durch eine eben so volle Schwimmhaut verbunden wie die drei vordern, wodurch die Spur einen weiten Umfang erhält. Der weiche Uiberzug ist an den Läufen in kleine sechseckige Schildchen, die auf dem Spann am größesten, an der Sohle am kleinsten sind, auf den Zehenrücken in schmale Querschilder getheilt, die Zehensohlen fast feinwarzig, die Schwimmhäute klar gegittert, was, genau besehen, auch aus sehr kleinen eckigen Schildchen besteht. Die Krallen sind nicht groß, stark, sehr gekrümmt, rundlich, unten wenig ausgehöhlt und stumpfspitzig, die der mittlern Vorderzeh auf der Seite nach innen mit vorstehender, scharfer Schneide, welche glatt und ohne Zahnung. Manchmal ist von der Beuge des Fersengelenks bis an die Befiederung des Unterschenkels ein Raum von $1^3/_4$ Zoll nackt, oft ist dies aber viel weniger, und bei manchen bloß das Fersengelenk allein nackt; der Lauf 5 bis 6 Zoll lang; die äußere Vorderzeh, mit der $^5/_8$ Zoll langen Kralle, 5 bis $5^1/_4$ Zoll; die mittlere, mit der $^5/_8$ oder $^6/_8$ Zoll langen Kralle, $5^1/_2$ Zoll; die innere, mit ihrer über $^1/_2$ Zoll langen Kralle, gute $3^3/_4$ Zoll; die Hinterzeh $2^1/_2$, bis $2^3/_4$ Zoll, wovon etwas über $^1/_2$ Zoll auf die Kralle kömmt; so nach genauen Messungen mehrerer junger und alter Individuen.

Die Färbung der Füße ist stets eine sehr blasse Fleischfarbe,

an den Schwimmhäuten meistens ins Gelbliche spielend; die der Krallen braun, an den Enden in Schwarz übergehend.

Die Jungen kommen sehr klein und völlig nackt aus den Eiern, bekommen aber bald ein weißgraues Dunenkleid, aus dichtstehendem, sehr weichem, wolligem Flaum; sie sollen sehr unbehülfliche, häßliche Geschöpfe und einigermaßen den jungen Eulen nicht unähnlich sein.

Das Jugendkleid, welches der junge Pelekan nach dem Dunenkleide erhält und ein volles Jahr trägt, ist von dem folgenden ausgefärbten sehr verschieden. Es hat im Ganzen ein düsteres, erdfarbiges oder vielmehr staubiges Aussehen. In ihm ist sein Schnabel noch bedeutend schmäler und dessen Oberfläche glatter, weil die später schuppigen und zersplitterten oder schartigen Unebenheiten nur erst leise angedeutet sind. Die Farbe des Schnabels ist ein trübes Gelb, fast Ochergelb, an den Rändern, besonders spitzewärts, mit schmutzig bleiblauer Mischung, am Haken schwärzlich; noch bleicher gelb sind die nackten Augenkreise, Zügel und der Kehlsack, dieser noch mit äußerst feinen, kurzen, bräunlichen Härchen dünn besetzt, die das bleiche Gelb noch verdüstern. Die Augensterne sind dunkel braun, die Füße wie oben angegeben. Das weiche, kurze, dunenartige Gefieder des Kopfes und Halses ist an der Stirn und auf dem Scheitel bräunlichweiß, an den Kopfseiten, dem Genick und dem ganzen Halse matt erdbraun, nach dem Kropfe zu sanft in trübes Weiß übergehend, ebenso die erdbraune Halswurzel zum Oberrücken in eine ähnliche schmutzig- oder bräunlichweiße Färbung übergehend; die Schulterfedern erdbraun mit bräunlichweißen Spitzenkanten und schwarzen Schäften, die größesten mit lichtem Aschgrau stark überlaufen oder wie überpudert; Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdecke lichtgrau, mit bräunlichen Federenden; die Kropfgegend, und von hier, bis an den Schwanz, alle untern Theile schmutzig bräunlichweiß. Die kleinen Flügeldeckfedern sind erdbraun, mit bräunlichweißen Spitzen und braunen Schäften; die mittlern Deckfedern ebenso, nur etwas dunkler und die lichten Spitzen verhältnißmäßig größer; die großen noch dunkler, dunkelaschgrau überpudert und an den schwarzen Schäften etwas dunkelbraun gewölkt; die hintern Schwingfedern aschgrau, an den Kanten sehr hell, fast weißgrau; die mittlern Schwingen sammt ihren Schäften schwarz, auf ihren Aussenfahnen aber stark aschgrau überpudert; die Primarschwingen braunschwarz, mit weißen, gegen die Spitze schwarzen Schäften; die Fittichdeck- und Daumenfedern braunschwarz, von

aussen stark aschgrau überpudert, mit schwarzen Schäften; der Unterflügel bräunlichweiß, an den Schwingen schwarz; die Schwanzfedern aschgrau, am schwarzen Schafte am dunkelsten, nach aussen breit weißgrau gekantet und an den Enden gelblich, diese etwas abgestoßen; die untere Seite des Schwanzes grauweiß.

Die Weibchen sind in diesem Kleide noch etwas dunkler gefärbt; sie haben eine etwas geringere Körpergröße und einen etwas kürzern Schnabel, unterscheiden sich aber übrigens weiter in nichts von den Männchen.

In ihrer ersten Mauser, wenn sie etwas über ein Jahr alt, bekommen sie schon ein ganz weißes Gefieder, bis auf die schwarzen Schwingen, die bloß schwarz gesäumten Hinterschwingen und größten Schulterfedern, haben aber am Genick nur wenig verlängerte Federn, die im Bau ganz den übrigen am Kopfe und Halse gleichen. Während der Mauser sehen sie, wegen hervorkommenden neuen, weißen Federn, zwischen den grauen und braunen, oft sehr weißscheckig aus und das Weiße bildet nicht selten dreieckige Flecke, weil diese neuen Federn viel schärfer zugespitzt sind als die alten. Ein im Frühjahr getödtetes, d. h. ein Jahr altes Individuum, hatte schon einzelne weiße Federn auf dem Rücken, den Schultern und Oberflügeln zwischen den alten dunkelfarbigen.

Ist dies weiße Kleid, welches das ausgefärbte heißen kann, völlig hergestellt, so sieht es folgendergestalt aus: die Iris ist rothbraun; der Schnabel gelb, auf der Firste des obern und an der Wurzel des untern Theils bleiblau, die gelben obern Seitentheile bleiblau und etwas roth gefleckt, der Nagel hochroth; der Kehlsack blaßgelb; das nackte Gesicht gelbweiß, der Augenkreis oft ganz weiß; die Füße fleischfarbig; die großen Schwingen nebst den Fittichdeckfedern und den Daumenfedern schwarz; die mittlern Schwingen bloß mit schwarzen Innenfahnen, übrigens aschgrau mit breiten weißen Kanten; die hintern Schwingen und einige der großen Deckfedern über diesen, nebst den längsten Schulterfedern mit sehr schmalen, schwarzen Rändern, übrigens, wie das Gefieder an allen andern Theilen, rein weiß, dies jedoch nicht recht klar, mehr Perlweiß oder ein wenig ins Graubläuliche ziehend, und am Kropfe mit einem rostgelblichen Fleck. Am Genick sind die Federn etwas verlängert und sehr dünn zugespitzt, doch beides beim Männchen auffallender als beim Weibchen, auch ist bei jenem am Kopfe, Halse, der Brust, auf dem Rücken und dem obern Theil der Schulterpartie ein schwacher Anhauch von Rosen- oder Fleischfarbe

bemerklich, welcher dem Weibchen gewöhnlich fehlt. Dieser schwache Schein von Roth ist indessen von weniger Dauer; Luft, Sonne und Witterung bleichen ihn nach und nach aus, sodaß man ihn bald nur dann entdeckt, wenn man die weißen Federenden etwas aufhebt oder die Federn stark verschiebt, bis er, wenn der Vogel einer neuen Mauser sich nähert, gänzlich verschwindet.

Nach dieser, seiner zweiten Mauser, oder im dritten Lebensjahr des Vogels, ist das ganze Gefieder, die längsten Schulter- und Schwingfedern ausgenommen, welche wie im vorigen Kleide aussehen, sanft rosenröthlich (wie die Blumen der Feldrose, Rosa canina), oder blaß fleischfarbig, oder auch lieblich aurorafarbig, d. i. ein ins Gelbliche spielendes sanftes Roth. Alle diese Nüancen von Roth, welche, jede für sich allein, bei verschiedenen Individuen vorkommen, bald stärker, bald schwächer, sind eine vergängliche Färbung, die nur am frischen Gefieder ungeschwächt und in ihrer ganzen Lieblichkeit erscheint, nach und nach aber bleicher wird und gegen eine künftige Mauser zum großen Theil verschwindet oder in Weiß übergeht, das nur noch einen ganz matten Schein davon behält. Am stärksten ist dieser Anflug am Kopfe, Halse, der Brust und dem Rücken, am schwächsten und fast ganz weiß an den größern Flügel- und Schulterfedern und am Schwanze. Vor dem Kropfe ist ein Fleck harter, haarartig zerschlissener, rostgelblicher oder olivengelblicher Federn, fast einer flachen Hand groß; er zeigt die Stelle an, wo der ruhende Vogel die Spitze des Schnabels aufzustützen pflegt. Am Hinterkopf und dem Genick hängt ein schmaler Büschel bis gegen 5 Zoll langer, sehr schmaler, zugespitzter, schlaffer und flatternder Federn herab, welche rein weiß aussehen oder sehr wenig röthlich angeflogen sind. Die Iris ist bei solchen blutroth, der Schnabel lebhafter gefärbt, besonders mit mehr Hochroth gefleckt oder gestrichelt, der Nagel noch schöner Roth als bei jüngern Vögeln, aber auch die Scharten und Risse auf seiner Oberfläche stärker ausgedrückt und häßlicher als bei jenen; ebenso auch die Haut des Kehlsacks und des Gesichts lebhafter Gelb, bei in Freiheit lebenden fast Hochgelb, bei gefangen gehaltenen nur blaß Schwefelgelb, und wenn jener ausgedehnt wird, zeigen sich viele zarte rothe Blutadern im Gelben. Die Füße sind fleischfarben, bei in Gefangenschaft gehaltenen Vögeln sehr blaß.

Die kleinern Weibchen haben stets einen kürzern Schnabel, einen kürzern oder auch gar keinen eigentlichen Federbusch, und der

röthliche Anflug in ihrem Gefieder ist um vieles schwächer als bei den Männchen.

Es ist nicht ausgemacht, auch kaum wahrscheinlich, daß die eben beschriebene Tracht drei Jahr alten Vögeln dieser Art schon zukomme. Ihr seltenes Vorkommen streitet dagegen, und auch der Umstand, daß diese großen Vögel, wie die großen Adler, nur langsam der völligen Ausbildung ihres Gefieders und seiner Farben entgegen schreiten. Das ganze äußere Ansehen solcher rothgefärbten und gehaubten Pelekane, ihre ansehnlichere Größe, die größere Länge ihres Schnabels, die zahlreichern und viel tiefern Scharten auf der Oberfläche desselben und mancherlei andere Merkmale, vorzüglich auch die Versicherung derer, die sie lange Jahre lebend unterhielten, ehe sie jene hohe Schönheit erreichten, stellen den Zeitpunkt, in welchem sie diese erlangen, viel weiter als auf drei oder vier Jahre hinaus, obwol zu bedenken ist, daß es der Analogie mit andern Vögeln zu Folge, damit wol in der Gefangenschaft viel langsamer gehe als in der freien Natur; ein Eingesperrter hatte sogar nach 26 Jahren noch keinen Federbusch und blieb wahrscheinlich für immer ungehaubt.

Die rothe Färbung in ihrer ganzen Frische gehört übrigens weder allein dem Hochzeitskleide an, noch ist sie in Folge einer Doppelmauser entstanden. Ich sahe das schönste Individuum, was mir je vorgekommen, ganz wie ins lieblichste, sanfteste Morgenroth getaucht, mit schönem, fast 6 Zoll langen Federbüschel im Genick, vor ein paar Jahren in einer reisenden Menagerie, lebend, zu Anfang des October, nach eben vollendeter Mauser, im ganz frischen Gefieder, ohne Spuren alter Federn zwischen diesem, und der Besitzer versicherte, daß es diese Färbung schon seit einigen Jahren, aber mit jedem schöner, bekommen habe, daß sie aber in jedem Jahr, durch den Winter und das Frühjahr allmählig abbleiche und der Vogel jeden Sommer fast weiß werde, ehe eine abermalige Mauser begönne. Andere bestätigten dies vollkommen; ich sahe nämlich ein herrliches altes Paar, das noch in voller Mauser stand, an dem (am Männchen mehr als am Weibchen) Kopf, Hals, Brust, Bauch und Rücken schon mehr neue als alte Federn zeigten, wo diese ganz weiß, jene (die neuen) lieblich fleischfarbig, beinahe rosenfarbig waren, und auch an andern Theilen zeigten sich schon viele neue Federn, die auf den Flügeln, den Schultern, im Schwanze und Federbusche jedoch weiß oder perlweiß waren, zwischen den alten. Die Mauser hatte hier begonnen und war schon ziemlich im

Gange, diese Vögel auch in beständiger Beschäftigung, sich der losen oder nur noch locker sitzenden, weißen Federn zu entledigen.

Sonderbarerweise war dies jedoch hierzu noch etwas früh im Jahre, im Anfange des Mai, was bei im Freien lebenden wol schwerlich vorkommen mag. Wenn aber dort die Mauser im Juli beginnt, so ist sie dennoch wol kaum vor dem October beendet, denn sie schreitet, wie schon bemerkt, bei diesen, wie bei vielen andern großen Vögeln nur ganz langsam vorwärts. An allen und zu verschiedenen Jahreszeiten gesehenen und genau betrachteten Individuen hat sich, wie an denen in der Freiheit getödteten, ergeben, daß diese Vögel eine Doppelmauser nicht haben, daß ihre einzige jährliche Mauser, der Regel nach, in die Sommermonate fällt, bei dem einen langsamer, bei einem andern schneller von Statten geht, bei einem früher, beim andern später anfängt u. s. w., so daß Individuen, welche noch Spuren des Federwechsels an sich tragen, zumal unter eingesperrten, zu allen Jahreszeiten vorkommen.

Aufenthalt.

Der gemeine Pelekan ist für uns ein südöstlicher Vogel und in viel wärmern Climaten, als das unsere, über sehr ausgedehnte Länderstrecken verbreitet. Nicht allein das südöstliche Europa, und dies auch nur im Sommer, sondern mehr die wärmern und heißen Gegenden von Asien und Afrika sind sein wahres Vaterland. Er ist am schwarzen und kaspischen Meer, am Aralsee und allen andern See'n der großen Tartarei und Songarei im Sommer sehr gemein, zieht aber im Winter nach dem wärmern Asien bis zum persischen und arabischen Meerbusen hinab, und in Afrika, nicht allein nach Aegypten und Senegambien, sondern selbst bis zum Kafferlande und der südlichsten Spitze von Afrika hinunter. — Als sehr selten, und bloß zufällig vorkommend, enthalten seinen Namen auch die Verzeichnisse der Vögel von den Küsten der mittlern Vereinsstaaten (v. Ch. Bonaparte) und den südlichen See'n Canadas (Nuttal) in Nordamerika. — In Europa wohnt er auf dem asowschen und faulen und am schwarzen Meer, in der Krimm, in Taurien, Bessarabien, namentlich in großer Anzahl auf den vielen Gewässern in der Nähe der Donaumündungen, ferner: in Podolien bis nach Volhynien hinauf, in der ganzen Türkei, in Griechenland, in Ungarn und Dalmatien. In der Moldau lebt er einzelner, als die kleine Art

(Pelecanus minor. Rupp.) und ebenso diese auch in Aegypten viel häufiger, aber beide überwintern daselbst. An der serbischen und bosnischen Grenze des südlichen Ungarns ist er ein allgemein bekannter Vogel, jedoch noch häufiger, oft zu vielen Hunderten beisammen, in den fischreichen Gegenden an der Theiß, vorzüglich im Toronthaler, Tschongrader und Tschanader Comitat. So wie er sich von Dalmatien aus einzeln über manche Theile von Italien, einerseits bis ins südliche Frankreich, andrerseits bisweilen bis in die Schweiz verfliegt, wo er auf den großen Landsee'n mehrmals einzeln, auf dem Bodensee ein Mal sogar in einer Heerde von 130 Stück sich sehen ließ, so kam vielleicht auf diesem Wege, vielleicht auch gerade von Ungarn herüber, zu verschiedenen Zeiten, hin und wieder ein Einzelner auch nach Deutschland, sogar bis in dessen Mitte, wo er freilich zu den seltensten Erscheinungen gehört. So ist ein Mal, in früher Zeit, ein solcher Pelekan auf dem ehemaligen Schwanensee bei Erfurth erlegt, und wir sahen vor vielen Jahren im Augustmonat hier im Anhaltischen einen solchen über uns hinweg fliegen, gar nicht zu hoch, um ihn sogleich zu erkennen. Auch in Schlesien ist er mehrmals geschossen, z. B. bei Ratibor, auch bei Liegnitz; aber als eine unerhört seltne Erscheinung darf wohl gelten, daß vor vielen Jahren ein solcher Vogel bei Königsberg in Preußen erlegt worden ist, dessen Abbildung, in Oel gemalt, noch jetzt vorgezeigt wird *).

Fast für alle südöstlichen Länder unsers Erdtheils ist er Zugvogel; d. h. er kommt, um zu brüten, im Frühjahr daselbst an, und verläßt sie im Herbst wieder, um unter einem wärmern Himmelsstriche, in Asien oder Afrika zu überwintern. Als ein sehr hoch, leicht und auf die Dauer fliegender Vogel ist er im Stande, in kurzer Zeit ungeheuere Räume zurück zu legen, daher auch seine große Verbreitung über ungeheuere Länderstrecken, sein schnelles Verschwinden und plötzliches Wiedererscheinen in manchen. An der serbisch-bosnisch-ungarischen Grenze sieht man ihn alle Frühjahr in großen Heerden ankommen, die meisten aber tiefer landeinwärts ziehen, doch bleiben einige auch in den tiefen Gegenden des banatischen und slavonischen Militärgrenzlandes, um daselbst zu brüten, was

*) Wenn ich nicht irre, stellt diese unsern Pelekan im jugendlichen Gewande dar, und wird noch im Berliner Museum aufbewahrt.

die noch nicht flugbaren Jungen beweisen, welche dasiger Bauen eben nicht selten in Semlin lebend auf den Markt bringen und zum Verkauf feil bieten. Sie ziehen schon im April durch jene Gegenden an der untern Temes, der Save und Donau, und kommen auch auf dem Rückzuge wieder durch dieselbe. Diesen scheinen sie ziemlich früh anzutreten; denn Dr. Rosenhauer aus Erlangen sahe schon am 19ten Juli einen Flug von mehr als 500 Stück in jener Gegend über dem Dorfe Oppowa herum schweben, welcher sich nachher in einem nahen großen Sumpfe niedergelassen und dort einige Tage verweilt hatte. Da sie so früh schon den Rückzug antreten, haben sie keine Ursache sehr zu eilen, zumal wo sie viel Nahrung finden und nicht gestört werden. Dabei vereinzeln sich dann manche von der Schaar, bleiben länger da und warten auf andere Gesellschaften. Als ich im Anfang des September dort war, bekam ich keinen zu sehen, weil nach Versicherung dortiger Jagdliebhaber der Durchzug schon vorüber sei; allein ein erhaltner frischer Schnabel von einem in den ersten Septembertagen bei Pancsowa erlegten Exemplar, bewies mir, daß damals noch nicht alle dies Land verlassen hatten. Ehe dies wirklich erfolgt, treiben sie sich mehrere Wochen lang, auch in Heerden, im Lande umher, aber vermöge ihrer großen Flugkraft auf so weiten Räumen, daß dieselbe Heerde heute hier, morgen vielleicht 20 Meilen und noch weiter davon, nachher an dem ersten Platze, nach Gelegenheit früher oder später, wieder gesehen wird, daß darüber Wochen verstreichen, bis sie endlich ganz aus dem Lande wandern. Daher kommt es, wenn jemand eine Gegend bereist, wo bestimmt Pelekane vorkommen, sehr auf Zeit, Zufall und Glück an, ob er sie gerade heimisch findet, oder ob sie eben auf einer fernen Ausflucht begriffen sind; er wird im erstern Falle dann finden, was ihm die Leute davon erzählt hatten, im andern dies für Lügen halten. Die Natur verlieh den Pelekanen die Fähigkeit, ohne großen Kraftaufwand in kurzer Zeit weite Strecken zu durchfliegen und dies zum öftern Wechseln ihres Aufenthalts zu nutzen, gewiß auch mit darum, weil sie sonst, bei geringerm Flugvermögen, bald Nahrungsmangel leiden, oder solche Gewässer, auf denen sie brüten und länger bleiben müssen, zu bald rein ausfischen würden.

Sie wandern meistens in großen Heerden, und man sieht sie dann, auch in Ungarn, oft zu 400 bis 500 Individuen beisammen. Sie streichen dabei außerordentlich hoch durch die Luft, und bilden, wenn etwa nur 20 beisammen, eine horizontale, schräge Li-

nie, so daß ein Vogel hinter dem andern fliegt, wenn es aber mehr sind, zwei, vorn in einem spitzen Winkel vereinigte Linien, wie Kraniche und wilde Gänse. Wo sie dann Halt machen wollen, löst sich jene Ordnung auf; sie drehen sich nun eine Zeit lang in großen Kreisen unordentlich durcheinander, schwebend, wie die Geier, und senken sich endlich in großen Spirallinien aus der Höhe herab. — Sie überwintern ebenfalls schaarenweise in heißen Climaten, z. B. am untern Euphrat und Tigris und dessen Mündungen, in Afrika am Nil und am Senegal u. s. w.

Sein Aufenthalt ist nie das hohe Meer; allenfalls seichte Busen und Buchten desselben, und von diesen am liebsten solche, in welche große Ströme ausmünden. Wenn er weit über Meere muß, fliegt er so hoch wie über Land. Er wohnt viel lieber auf und an großen Landsee'n, seichtufrigen Flüssen, wo sich See'n, Teiche und tiefe Sümpfe in der Nähe befinden, die ausser vielem Schilf und Rohr an ihren Ufern auch Bäume und Weidengebüsch haben und zugleich recht fischreich sind, namentlich in einsamen, wenig bewohnten Gegenden, auch mitten in großen, unzugänglichen Moräften. Nur beim Fischen sieht man ihn daselbst auf und in dem Wasser schwimmen, sonst viel öfter ruhig und lange an einer Stelle am Ufer, auf einem niedergetretenen Schilfbusche, oder einem aus dem Wasser ragenden Erdhügelchen stehen, sogar zuweilen auf den freien, starken Aesten der Bäume sitzen.

Eigenschaften.

Die Pelekane gehören, bei einer riesenhaften Größe und wegen ihres großen, langen und dabei platt niedergedrückten Schnabels, mit dem gewaltigen Kehlsacke, zu den auffallendsten Gestalten in der Vogelwelt. Unsere gemeine Art steht hierin den übrigen in nichts nach; der große weiße Vogel zeichnet sich aber im Alter durch jene sanfte Färbung in Rosenfarbe oder Morgenroth vor andern vortheilhaft aus, diese mildert wenigstens den unangenehmen Eindruck, welchen die Umrisse seiner Gestalt machen mögen.

Er trägt stehend und gehend den Vorderkörper stets erhaben, oft sehr steil aufgerichtet und unterscheidet sich hierin, gleich andern Pelekanen, sehr von Schwänen und Gänsen, welche ihren Rumpf wagerecht tragen. Der Hals wird entweder senkrecht und ziemlich gerade ausgestreckt, oder mit geringer SKrümmung, diese am stärksten gleich unter dem Genick, der Schnabel aber selten, und dann

nur auf Augenblicke, wagerecht getragen, sondern an der Spitze mehr oder weniger, aber stets auffallend, gegen die Erde gesenkt. Theils mag, wenn der Vogel ruhen will, die Wucht des Schnabels und Kehlsacks, theils die Nacktheit des letztern dazu auffordern, die Spitze des erstern auf die Brust zu stützen, gerade in die Brusthöhle, von dem Gabelbein gebildet, woselbst ein anderartiges, härteres, gelblich gefärbtes Gefieder diese Stelle bezeichnet. Da nun der Schnabel nur um einige Zoll kürzer ist als der Hals, so ist diesem, ausser gleich unter dem Genick, eine bedeutende Krümmung hierbei nicht erlaubt; dadurch ruht nun der eingezogene nackte Kehlsack einigermaßen auf der befiederten Gurgel, indem seiner ganzen Länge nach eine Art von Unterstützung und ein Warmhalten desselben Statt findet. Die in diese sonderbar verzerrte Gestaltung verzogenen Theile erinnern an die Form eines zusammengelegten Taschenmessers, wenn man den Schnabel für die Klinge, den Hals für die Schaale nimmt. Mann kann dabei nicht unterlassen, daran zu denken, daß die andere Beschaffenheit des Gefieders an jener Stelle durch den immer wiederholten Druck der harten Hakenspitze, ihre gelbliche Färbung durch eine aus der Schnabelspitze ausdünstende, baizende Feuchtigkeit herbeigeführt worden sein könnte. — In dieser sonderbaren und sehr gezwungenen Stellung verbleibt der Vogel jedoch nie sehr lange. Um anhaltender zu ruhen, zumal wenn er schlafen will, was er beiläufig oft bei Tage thut, senkt sich der Rumpf vorn etwas, dann zieht sich der Hals ganz zurück, um mit dem Genick auf dem Oberrücken zu ruhen, dadurch verliert nur die Schnabelspitze ihre Stütze, dagegen ruhet aber der ganze Schnabel mit dem Kehlsack, in seiner ganzen Länge, in wagerechter Lage dicht auf der Gurgel, daher weich und warm, und die Flügel hängen nachlässig an den Seiten des Rumpfs.

Er steht immer auf der Spur, geht auch so, in langsamen, bedächtigen Schritten, etwas wankend; seine Bewegungen sind überhaupt langsam, jedoch eben nicht schwerfällig, eher träge zu nennen. Er ist ein stiller, pflegmatischer, wie es scheint immer trübe gelaunter Vogel. Stundenlang in träger Ruhe, oder auch schlafend, oder sein Gefieder putzend, weicht er keinen Fuß breit von der eingenommenen Stelle; er legt sich aber selten, gewöhnlich nur bei nächtlicher Kühle, mit der Brust auf die Erde nieder, wobei dann ebenfalls der Schnabel auf der Gurgel ruhet, wie in obiger letzterwähnter Stellung. Auch auf dem starken, freien Aste eines Baumes hat man ihn bisweilen lange Zeit fast unbeweglich stehen sehen.

Diese träge Gemüthlichkeit zeigt er jedoch nur, wenn er nicht auf dem Wasser ist, wogegen er hier viel beweglicher sein, mit tief eingetauchtem Rumpfe schnell schwimmen und gewandt untertauchen soll. Man sagt zwar, daß es ihm schwer werde, seinen umfangreichen und doch sehr leichten Körper unterzutauchen oder aus dem ruhigen Schwimmen schnell unter die Wasserfläche zu zwingen, und daß er dazu jederzeit einen Anlauf nehmen müsse, wie wir dies öfters von zahmen Gänsen sehen; da jedoch diese auch ohne solchen Anlauf, wenn sie wollen, recht schnell untertauchen können, so dürfen wir es wol auch dem Pelekan zutrauen und jene Ansicht für eine theoretische oder in der Natür nicht begründete halten. Die bedeutende Länge seines Halses und Schnabels deutet gewiß auch darauf hin, daß er bei seinen Beschäftigungen auf seichtem Wasser, das er dem sehr tiefen sogar vorziehen soll, sehr häufig nur Kopf und Hals bis an die Brust eintauchen mag. Ein fühlbarer Mangel an genauen und zuverläßigen Beobachtungen über seine Lebensweise im Freien, läßt uns leider über Vieles noch in Ungewißheit und bietet fernern Forschungen noch ein weites Feld.

Wegen des sehr hohlen Baues der einzelnen Theile seines umfangreichen, deshalb aber doch ungemein leichten Knochengerüstes (man sagt, das ganze Skelett wöge nur $1^1/_2$ Pfund) und seiner großen Flügel, hat dieser Riesenvogel dennoch einen ausserordentlich leichten, ausdauernden und zugleich schönen Flug. Er erhebt sich, vom Wasser wie vom Lande, mit großer Leichtigkeit, schwingt die weit von sich gestreckten Flügel in langsamen Schlägen, schwebt und schwimmt dazwischen in der Luft, auch ohne Flügelschläge, wie ein Storch, drehet sich in weiten Kreisen und schraubt sich in einer großen Spirallinie bald himmelan, bis in die Nähe der Wolken, so hoch, daß er nur noch die Größe einer Schwalbe zu haben scheint, und auf gleiche Weise schwebt er auch wieder sanft aus der Höhe herab. Von seinem Wanderfluge, in welchem, wenn, wie gewöhnlich, mehrere beisammen, diese in einer einzigen schrägen Reihe fliegen, oder in zwei solchen, vorn im spitzen Winkel vereinten (wie ein verkehrt liegendes V) in horizontaler Richtung fortstreichen, ist schon oben gesprochen, ebenfalls daß diese Ordnung öfters durch Schweben in großen Kreisen unterbrochen wird, wo dann eine Heerde Pelikane einer Schaar Geier sehr ähnlich sieht. Auch der Einzelne, wenn er nicht weit will, schwebt oft, indem er weite Kreise beschreibt, lange über einer Gegend und kann leicht für einen Geier (Vultur) gehalten werden, weil der Pelekan, im hohen Fluge, seinen Hals,

nach Art der Reiher, ganz zurück biegt und den Schnabel auf die Gurgel legt, wie in der oben beschriebenen ruhenden Stellung *). Ausserdem unterscheidet sich der fliegende Pelekan, dem geübten Auge, noch durch die etwas kleinern Flügel und den kürzern Schwanz von dem fliegenden Geier.

Wo eine Schaar Halt machen will und in weiten Kreisen, anscheinlich ohne Ordnung, durcheinander schwebt, handeln dabei doch alle in einer gewissen Uibereinstimmung; denn, sobald sich einer der Gesellschaft nach einer Seite schwenkt, so schwenken in demselben Augenblick sich alle dahin. Diese schnellen Wendungen nehmen sich herrlich aus, zumal bei heiterm Himmel und Sonnenschein, wo bei der einen bald alle zugleich im hellsten Weiß gegen den blauen Himmel glänzen, bei einer andern wieder plötzlich schwarz zu sein scheinen. Nach aller Augenzeugen Versicherung gehört ihr Flug gewiß zu einem der großartig-schönsten. Nicht selten kreiset eine solche Schaar Stunden lang über einer Gegend, aber nicht lärmend, wie viele andere schaarenweise fliegende Vögel, sondern so still und ruhig, daß ihre Anwesenheit oft nur ein gutes Auge, aber nie das Ohr gewahrt.

Aus dem Gesagten ergiebt sich schon, daß der gemeine Pelekan ein sehr geselliger Vogel ist, wie es scheint, aber nur gegen seines Gleichen. Wenn man ausser der Brütezeit und der Nistgegend einen Einzelnen sieht, so ist dies bestimmt ein Verirrter, wie alle waren, die sich bis nach Deutschland, in die Schweiz, nach Lothringen, oder gar nach England verflogen haben; sie wurden durch Mißgeschick von ihrer Gesellschaft getrennt und nachher in ihnen fremde Gegenden verschlagen. In heißen Ländern sollen sie sich, an ihren Winteraufenthaltsorten, oft in Haufen zu vielen

---

*) Diese Beobachtung ist so neu als sicher, und von meinem Freunde H. Bar. von Loebenstein, bei seinem Aufenthalt im südlichen Ungarn, gemacht. Er bemerkte damals nur einen einzelnen Pelekan, welcher aber langsam und lange genug in einem kleinen Raume, den Wolken nahe, über ihm schwebte, um mittelst seines guten Frauenhofers sich vollkommen zu überzeugen, daß jener nicht mit ausgestrecktem Halse, wie ein Storch, sondern mit zusammengelegtem, wie ein Reiher, dahin schwebte, deshalb auch auf dem ersten Blick einem fliegenden Geier, welcher im Fluge seinen Hals auch nie vorstreckt, wirklich ähnlich sahe. Daß es mit dieser Beobachtung seine völlige Richtigkeit habe, bestätigt auch, gerade wie bei den Reihern, die ganz ähnliche Biegung des Halses, in ruhender Stellung des stehenden Vogels. — Einem andern Beobachter, Dr. Rosenhauer, welcher eine hoch in den Lüften kreisende Schaar von wenigstens 500 Pelekanen ebenfalls durch den Tubus beschauete, scheint dieser Umstand entgangen zu sein, wenigstens enthält seine — leider nur allzu kurze — briefliche Mittheilung an mich nichts davon.

Hunderten oder gar zu Tausenden zusammen halten und dort auch gar nicht scheu sein; in bewohntern Gegenden und wo sie Nachstellungen fürchten, sind sie dies aber in hohem Grade. Daß sie sich als vorsichtige und sehr scheue Vögel leicht zähmen lassen, finden wir auch bei wilden Gänsen und Kranichen wieder.

Seine Stimme wird ein heftiges Brüllen genannt, dem Eselsgeschrei sehr ähnlich, weshalb er auch im Griechischen wie im Deutschen den Namen: Eselsschreier erhalten hat. Eine andere Stimme, die er im Unwillen und bei verschiedenen andern Veranlassungen ausstößt, welche überhaupt viel öfter als jene von ihm gehört wird, ein tiefes Grunzen, dem eines Schweines nicht unähnlich, im tiefen Basse wie Rŏ, — Rŏ, — klingend, aber nie schnell oder oft nacheinander ausgestoßen wird, klingt ebenfalls keineswegs angenehm. Die Weibchen lassen diese, wie jene, weit seltner hören als die Männchen, die sich wenigstens in der Begattungszeit öfterer als sonst vernehmen lassen, obwohl sie im Ganzen überhaupt nicht oft laut werden.

Der alt eingefangene Pelekan, wenn er z. B. durch einen Schuß am Flügel gelähmt wurde, zeigt sich als ein harter Vogel, und wird ziemlich bald zahm; noch zahmer und zutraulicher werden jedoch die aus dem Neste genommenen Jungen. Dieses, wie seine stattliche Größe und auffallende Gestalt machen, daß man ihn gern in Menagerien hält und auch in herumziehenden Thierbuden oft genug antrifft. Sein stilles, zufriedenes Betragen machen ihn dazu sehr geeignet. Er lernt sehr bald seinen Wärter von fremden Leuten unterscheiden, findet unter diesen auch manche, welche er gern leiden, andere, die er nicht leiden mag, sucht diese, besonders wenn sie sich unvorsichtig nähern oder ihn gar necken, mit dem großen Schnabel zu kneipen, kann damit aber nicht leicht wehe thun, noch weniger verletzen. Selten zeigt sich einer hämisch, und dies am wenigsten die Weibchen. Von seinem Wärter läßt er sich mißhandeln, ohne böse zu werden oder nachher Furcht vor ihm zu verrathen; denn eine Mißhandlung darf man es wol nennen, wenn jener ihm den Schnabel gewaltsam öffnet, den biegsamen Unterschnabel mit den Händen auseinander spreitzt und seinen Kopf in den Kehlsack des Vogels steckt, wie in eine Mütze, oder ihn gar von unten herauf sich über den Kopf und die Schnabelladentheile von oben über seine Ohren zieht, den Kehlsack also förmlich umwendet, oder wenn er gar mit den Stiefeln an den Beinen mit diesen zwischen die Schnabelladen in den Kehlsack hineinfährt. Alles dieses zeigen

die Wärter solcher Vögel dem schauluſtigen Publikum, so oft die Reihe an den unglücklichen Vogel kömmt, ohne daß es dieſer übel nähm oder nachher Unwohlſein verriethe. Er bleibt bei solcher, auch übrigens eben nicht sorglicher Behandlung und bei knapp zugemeſſener Nahrung dennoch viele Jahre lang gesund, ja in stehenden Menagerien hat man Beiſpiele von einzelnen Pelekanen, welche bei guter Pflege 50 bis 80 Jahre gesund und am Leben blieben. Es setzt in Erſtaunen, wenn man bedenkt, daß, nach allgemeinen Erfahrungen, das Alter dieſer Vögel, im freien Naturzuſtande, mindeſtens auf noch ein Mal so viel Jahre anzuſchlagen sein dürfte.

Nahrung.

Der gemeine Pelekan nährt ſich in der Freiheit allein von Fiſchen, und zwar von lebenden, die er ſelbſt fängt. Unter denen, welche in fließenden und stehenden Süßwaſſern leben, verſchmäht er keine Art, die er zu überwältigen und ungetheilt zu verſchlucken vermag. Er liebt vorzugsweiſe die Karpfenarten (Cyprinus) und soll $1^1/_2$ bis 2 Pfund schwere verſchlingen. Man ſagt auch, daß er ſogar bis gegen 3 Pfund ſchwere Teichkarpfen (Cypr. Carpio) aufnehmen könne; wenigſtens füllt ein ſolcher den Kehlſack immer noch nicht ganz, und wenn es ſein müßte, so würde dieſer immer noch nicht zur Ungebühr ausgedehnt werden, wenn man zwei ſolche hineinlegen wollte. Man darf indeſſen wol billig bezweifeln, daß der Vogel in ſeinen Halsmuskeln Spannkraft genug habe, ein ſolches Gewicht zu erheben und, was noch mehr ſagen will, dem kräftigen Schnellen eines ſo großen Fiſches hinlänglichen Widerſtand entgegen zu ſetzen. — Gewöhnlich begnügt er ſich jedoch mit etwa 1 Fuß langen und bis zu 1 Pfund ſchweren Fiſchen; kleine, unter der Länge einer Mannshand, nimmt er dagegen nur im Nothfall, wenn er keine größern bekommen kann.

Sein auſſerordentlich dehnbarer Kehlſack, ein Fiſcherhamen im Kleinen, faßt ſolche Fiſche, von mittler Größe, eine bedeutende Anzahl, und leiſtet nicht allein wichtige Dienſte beim Fangen, ſondern dient auch als Vorrathsbehälter der gefangenen Fiſche, wenn Magen und Speiſeröhre bereits angefüllt ſind, ſo lange bis unten im Magen durch die Verdauung Platz für die nächſtfolgenden in der Speiſeröhre wird und jene nachrücken können, was nach und nach, wegen raſcher Verdauungskraft aber bald genug, erfolgt. Merkwürdig iſt, daß alle Fiſche im Kehlſacke, ohne daß man es ſieht, ſo gewen-

det werden, daß beim Hinterschlucken der Kopf stets vorangeht. Es ist, da der Pelekan gar nicht stark kneipen kann, nicht recht klar, auf welche Weise er die Fische tödtet, vielmehr gewiß, daß die bei voller Lebenskraft verschluckten noch lange im Kehlsacke zappeln und mit dem Tode ringen, was man an ihren Bewegungen auch von aussen und bei geschlossenem Schnabel, deutlich durch die Haut sehen kann.

Mit dem Fangen eines Fisches muß er stets auch eine Menge Wasser in den Kehlsack schöpfen, dessen er sich, sobald er aufgetaucht hat, dadurch entledigt, daß er die Schnabelspitze senkt, den Sack zugleich gegen die Gurgel drückt und es so an der Spitze auslaufen läßt; jetzt erst kann er den Fisch, den Kopf desselben vorangewendet, in die Speiseröhre und den Magen hinabgleiten lassen, und dies wiederholt sich mindestens so oft, bis diese bis oben herauf angefüllt sind. Da er jedoch, wenn dies geschehen, noch so viel Fische verschluckt, bis auch der Kehlsack angefüllt ist, er im Wasser aber wol schwerlich jemals mehr als einen Fisch auf ein Mal zu erwischen im Stande sein mag, bei jedem das mit geschöpfte Wasser auslaufen lassen muß, ehe er einen zweiten und noch mehr fangen kann, so begreift man ebenfalls nicht, wie er es möglich macht, daß ihm beim Fangen eines frischen (wozu er doch jedes Mal den Schnabel öffnen muß) nicht die zuerst gefangenen Fische aus dem offnen Kehlsacke wieder entwischen; dieser muß daher nothwendig mit einem Mechanismus versehen sein, um während des Fanges eines frischen Fisches, die erstgefangenen einstweilen festzuhalten. Vielleicht hätten gefangen gehaltene Pelekane darüber Aufschluß geben können, wenn man sich die Mühe genommen hätte, sie beim Fressen genau zu beobachten.

Dies ist jedoch nicht das einzige Wunderbare beim Fischefangen unsres Pelekans. Was eigentlich die enorme Größe des Schnabels und Kehlsacks bezwecken soll, ist überhaupt schon schwer zu erklären, da andere Fischfresser ohne solchen riesenhaften Apparat sich doch auch recht gut zu nähren verstehen. Daß der größere Körper mehr Ernährungsstoff bedarf und er solchen in größern Portionen zu sich nehmen muß, liegt wol am Tage; auf welche Weise er aber zu der erforderlichen Menge von Fischen gelangt, weiß man dagegen noch nicht recht. Manche sagen: er sei ein Stoßtaucher, schwebe, wie Tölpel oder Meerschwalben, über dem Wasser, stürze sich, beim Erblicken eines Fisches, aus der Luft, köpflings in dasselbe u. s. w.; wir können jedoch, aus mehr als einem Grunde, namentlich darum

hieran nicht glauben, weil es von allen neuern und zuverlässigen Beobachtern geradezu geleugnet wird. Diese sahen dagegen nur die Pelekane auf freiem Wasser sich niederlassen, aus dem Schwimmen in die Tiefe tauchen, und so Fische fangen. Andere sahen sie in ganzen Gesellschaften auf dem Wasser, wo sie vor dem Untertauchen, unverkennbar mit allem Fleiß, durch Aufschlagen mit den Flügeln und Beinen ein großes Geräusch machten und die Wasserfläche in Bewegung setzten, bemerkten aber, daß dieses nicht als ein genommener Anlauf zum Tauchen zu betrachten sei, wie etwa bei auf dem Wasser spielenden Gänsen, von welchen man auch auf jene geschlossen hat, sondern wahrscheinlicher geschiehet, um die Fische zuvor einzuschüchtern oder in die Enge zu treiben.

Die alte Erzählung, daß, wenn Pelekane in Gesellschaft fischten, sie sich in eine Reihe aufstellten, so einen Halbkreis formirten, dann, mittelst Aufschlagen der Flügel und Beine, ein heftiges Geräusch auf der Wasserfläche erregten, damit die Fische an seichte Stellen zusammen trieben, um nun durch Eintauchen mit leichter Mühe ihre Kehlsäcke zu füllen, ist eine Sache, welche in den Ländern, wo Pelekane wohnen, von Niemand in Zweifel gezogen wird, so daß auch Hr. Dr. Rosenhauer aus Erlangen, welcher im Frühling 1838 im südlichen Ungarn sammelte, auf Aussage zuverlässiger Augenzeugen gestützt, sich für die Wahrheit derselben verbürgt hielt. Sie bringt uns auf neue Vermuthungen. Schon die Beobachtung, daß sich die Pelekane nicht gern auf gar zu tiefem Wasser aufhalten, scheint darauf hinzudeuten, daß sie ungern, mittelst völligem Untertauchens, in der Tiefe fischen, und wenn sie demnach die Fische absichtlich auf Untiefen treiben, so könnte ja auch, neben der Absicht, alle auf einen kleinen Raum zusammen zu scheuchen, noch eine wichtigere dabei vorwalten, nämlich die, daß sie jetzt nicht den ganzen Körper tief unter Wasser zu tauchen, sondern bloß mit Schnabel, Kopf und Hals hinein zu fahren brauchten. Diese Vermuthungen, so nahe sie auch der Wahrheit liegen mögen, bedürfen jedoch noch der Bestätigung, die fortgesetzte Beobachtungen versprechen *).

*) Es gehört wol in die Kategorie der naturgeschichtlichen Mährchen, wenn man liest, daß die Pelekane aus kleinen Tümpeln das Wasser mit den Kehlsäcken ausschöpften und fortschafften, um nachher die darin lebenden Fische bequemer fangen zu können. Es

Daß beim geselligen Fischen der Pelekane sich oft auch Kormoranscharben einfinden und Theil daran nehmen, versichert man in Ungarn allgemein auch, und weil diese die Fische vom Boden heraufholen und die, welche sie nicht fangen, beiläufig doch mit aufscheuchen, so läßt sich leicht begreifen, daß ihre Gesellschaft den Pelekanen, die, wie es den Anschein hat, ungern bis auf den Boden des Wassers tauchen, nur angenehm sein könne.

Es wird vom Pelekan auch gesagt, „wenn er den Kehlsack mit Fischen angefüllt habe, begebe er sich an das Ufer oder sonst auf eine trockne Stelle, und verzehre sie hier ganz gemächlich." Dies will aber wol bloß sagen: Er warte hier in Ruhe ab, bis ein Fisch nach dem andern, sobald durch den schnellen Verdauungsprozeß unten Platz zum Nachrücken wird, den Weg zum Schlunde hinab findet, bis auf diese Weise der Kehlsack nach und nach wieder leer geworden; denn daß er diesen hier auf die Erde ausleeren und die Fische noch ein Mal, einen nach dem andern, wieder auflesen und verschlucken sollte, ist nicht denkbar. — Ob er auch im Stande sei, größere Fische zu zerstückeln und dies besonders, wie gesagt worden, beim Füttern der Jungen thue, ist nicht recht wahrscheinlich, weil er in seinem biegsamen Schnabel zu wenig Gewalt hat. Er ist übrigens ein gewaltiger Nimmersatt, stopft sich, wo er es haben kann, tüchtig voll, und wartet dann in träger Ruhe die Verdauung ab, wie die Geier, mag aber wol auch, wie diese, oft mit schmälern Bissen fürlieb nehmen müssen.

Für Befriedigung seiner großen Bedürfnisse, mit welchen der gefräßige Vogel die Gewässer, auf welchen er sich länger aufhalten muß, namentlich wo er brütet, bald von Fischen gänzlich entvölkern und nachher sammt den Jungen selber Noth leiden würde, sorgte die allweise Vorsehung dadurch, daß sie ihn mit einem leichten und ausdauernden Fluge begabte, vermöge dessen es ihm ein Leichtes ist, mit den Besuchen der fischreichen Gewässer in einem viele Meilen weiten Umkreise täglich mehrmals zu wechseln, oder bald auf diesem, bald auf jenem zu fischen. Durch diese dadurch bedingte Gewohnheit ist dem Vertilgen aller Fische an seinem Brüteorte allein vorgebeugt; er braucht nun nicht bloß Einem Fischbehälter seine alleinige Auf-

---

deutet aber vielleicht doch auf die Gewohnheit hin, daß sie viel lieber in seichtem Wasser, und ohne dabei mit dem ganzen Körper untertauchen zu müssen, als in tiefem fischen.

merksamkeit zu widmen, sondern alle der weiten Umgegend müssen zu seiner Ernährung abwechselnd beitragen. Es ist schon oben erwähnt, daß auch die wandernden Schaaren aus gleicher Ursache darum in ihrem Aufenthalt so unstät sind und auf allen fischreichen Gewässern im Lande herum streichen, ehe sie es wirklich verlassen, aber nie lange auf einem Platze verweilen. Hierdurch wird es allein möglich, daß eine Schaar von mehrern Hunderten dieser Fresser nicht allein sich sättigen oder gut durchbringen, sondern auch noch Etwas für das nächste Mal übrig lassen kann. Man rechne, wenn jeder Vogel täglich nur 2 Pfund Fische verzehrt (er kann sogar gegen 3 Pfund fressen), so würde eine Schaar, aus 500 bestehend, in einem Tage an 1000 Pfund bedürfen; welch' eine ungeheuere Masse von Fischen gehören demnach zur Ernährung dieser Vögel! Nur ungewöhnlich fischreiche Gewässer, wie besonders die im südlichen Ungarn, namentlich die Theiß, können solche Gäste für einige Zeit befriedigen, ohne von Fischen ganz entleert zu werden.

An in Gefangenschaft gehaltenen Pelekanen wäre noch recht Vieles, was in diese Rubrik gehört und mehr Aufschluß über ihre Lebensweise geben könnte, zu beobachten; es ist jedoch bis jetzt hierin wenig geschehen, oder wenigstens nichts davon bekannt geworden. Da sie sehr viel fressen, so ist ihre Unterhaltung, wo Fische keine ganz gemeine Waare sind, ziemlich kostspielig. Man füttert sie gewöhnlich mit lebenden Fischen (doch fressen sie im Nothfall auch abgestandene), setzt sie ihnen in Wasser vor, oder wirft sie ihnen einzeln zu, wo sie von ihnen mit dem Schnabel sehr geschickt aus der Luft aufgefangen oder weggeschnappt werden. Wenn es mitunter an Fischen mangelt, ersetzt allenfalls auch in schmale Stücken zerschnittenes Kalbfleisch ihre Stelle, besonders wenn man es ihnen stückweise zuwirft und aus der Luft auffangen läßt, wobei sie es genießen lernen, und dann nachher auch bloß vorgelegt, besonders aus dem Wasser, aufnehmen und verschlingen. Sogar ihnen zugeworfene, zuvor gerupfte, kleine Vögel, todte Mäuse und andere kleine Säugethiere schlingen diese Fresser gierig hinunter. Sie baden sich gern im Wasser und suchen durch sorgfältiges Putzen, wobei sie oft mit dem Schnabel klappern, ihr Gefieder immer ziemlich reinlich zu erhalten. Strenge Kälte ist ihnen sehr unangenehm; sie kauern sich dann nieder, zittern am ganzen Körper vor Frost, und legen dann besonders den Hals auf den Rücken, den Schnabel und Kehlsack auf die Gurgel, um so die Wärme besser zusammen zu halten.

Fortpflanzung.

Als südlicher Vogel nistet der gemeine Pelekan nur unter einem wärmern Himmelsstriche, so häufig in den Umgebungen des schwarzen Meeres, besonders am Asowschen und faulen Meer, und in den wilden wasserreichen Gegenden der Donaumündungen; von diesen herauf mag Ungarn wol für ihn eins der nördlichsten und uns am nächsten gelegenen Länder sein, in welchem er sich, bis gegen dessen Mitte herauf, hin und wieder fortpflanzt. Von den südlichen Grenzen des Landes an ist er vorzüglich über die ungeheuere, mit zahllosen Sümpfen und stehenden Gewässern abwechselnde und wenig kultivirte Ebene, zu beiden Seiten der Theiß, bis zur Maros und zum Theil auch der Körös hinauf, wenigstens in der Nähe der Mündungen dieser Nebenflüsse in die Theiß, welche, wie diese, sehr langsam fließen, meistens in tiefen Sumpf verlaufende Ufer haben und beiläufig unglaublich fischreich sind, zur Fortpflanzungszeit überall verbreitet, und nistende Pelekane sind dort allenthalben keine Seltenheit. Auch in den großen Morästen, durch welche sich die Bega windet, nisten sie, doch weniger oft, noch einzelner, in denen des banatischen und slavonischen Militärgrenzlandes.

Ob in den Gegenden, wo er häufig nistet, wie in manchen am schwarzen Meer, sein Hang zum geselligen Beisammensein ihn auch hierbei nicht verläßt, und viele Nester an gemeinsamen Brüteplätzen nahe bei einander vorkommen, konnte ich nicht erfahren; in Ungarn mag es wenigstens nicht der Fall sein. In Syrmien, wo in den weiten Sümpfen des Savethales zuweilen ein einzelnes Päärchen sich fortpflanzt, lebt solches ganz einsam, und hier kommt es daher öfter vor, daß man im Frühlinge, wo kein Zug mehr ist und Schaaren solcher Vögel sich dort nicht zeigen, hin und wieder bloß einen Einzelnen fliegen sieht. Sie nisten dort an den wasserreichsten, tiefsten und unzugänglichsten Orten, nach Aussage der Einwohner meistens da, wo viel hohes Schilf wächst, in welchem die Pelekane, wenn sich nicht zufällig ein passendes, etwas über dem Sumpf erhabenes Erdhügelchen findet, sich durch Niedertreten des Schilfes eine Stelle für das Nest bereiten, darauf ein sehr breites, aber flaches Nest, von dürrem Rohr, Schilf und allerlei Wasserkräutern, aufbauen, diesen Bau auch wol nach oben mit etwas feinerm Material, mit dürrem Grase und dergleichen belegen. An andern Orten soll es auf niedern, wüsten Inseln, in einsamen Gegenden

am Rande der Gewässer, auf Landzungen, oder von den größern Gewässern entfernt, auf sumpfigen Stellen der grünen Steppen, ja zuweilen sogar sehr weit vom Wasser, auf dürrem Boden, gefunden werden. In etwas bewohnten Gegenden soll sehr schwer zu ihm zu gelangen sein, in unbewohnten und öden aber keineswegs. Gewöhnlich werden erstere um die Zeit, wenn die Jungen bereits ziemlich herangewachsen sind, zugänglicher, weil bei der Hitze des Sommers der Wasserstand in jenen Sümpfen bedeutend sinkt, ja viele ganz austrocknen.

Zum Neste sind bald mehr bald weniger von den genannten Materialien verwendet und diese kunstlos aufeinander geschichtet. Manchmal soll es einen großen Umfang haben (man hat 6 Fuß Durchmesser angegeben) und einem Schwanenneste ähneln, ein anderes Mal dagegen ein so ärmlicher Bau sein, daß die Eier beinahe auf dem bloßen Boden liegen. Nicht selten soll die erste Grundlage desselben von Holzreisern gebildet werden. Ich habe leider nie selbst eins gesehen.

Zur Begattungszeit soll, vorzüglich beim Männchen, an der Schnabelwurzel, vor der Stirn, ein runder, weicher oder schwammicht anzufühlender, fleischfarbiger Höcker entstehen und (nach Bechstein u. a.) bis zu der Größe eines Borstorfer-Apfels anschwellen, nach jener Zeit aber wieder verschwinden. An in Gefangenschaft gehaltenen Pelekanen habe ich nie etwas dem Aehnliches bemerken können, beim Nest getödtete frische nie in Händen gehabt, und an den trocknen Bälgen davon auch keine Spur gefunden.

Die Zahl der Eier wird sehr verschieden angegeben, von 2 bis zu 5. Ich habe jedoch Ursache zu glauben, daß die Zahl 3 wahrscheinlich die höchste sei, indem in langer Gefangenschaft gewesene Weibchen mehrmals Eier gelegt haben, doch in jedem Frühling nie mehr als 2; indem ferner in Ungarn in einem Neste auch nur 2 gefunden waren, wovon das eine dieser noch in meinem Besitze ist; und indem endlich in Semlin versichert wurde, daß, wenn, wie zuweilen vorkömmt, Bauern lebende junge, noch nicht flugbare Pelekane auf dem Markte feil böten, sie auf ein Mal nie mehr als 2 gebracht und dabei gesagt hätten, sie wären aus einem Neste. Daß bisweilen 3 in einem Neste vorkommen mögen, könnte wol sein; ich erinnere mich wenigstens dunkel, irgendwo gehört zu haben, daß in einem Neste, neben 2 jungen Pelekanen auch noch ein faul gebrütetes Ei gefunden worden sei.

Diese Eier gehören, im Verhältniß zur Größe des Vogels, zu den kleinsten Vogeleiern, indem sie in der Größe denen eines Schwans um so Vieles nachstehen, daß der kubische Inhalt eines Schwaneneies hinreichen würde, 2 Pelekaneier daraus zu machen; denn diese Eier sind kaum etwas größer als die von zahmen Gänsen. In ihrer Gestalt und übrigen Beschaffenheit sind sie von beiden ebenfalls ganz verschieden, denn sie gleichen hierin, bis auf die ansehnlichere Größe, denen der Scharben und anderer Steganopoden vollkommen. Die nahe Verwandtschaft der Pelekane und Scharben ist also auch in den Eiern unverkennbar dargestellt. Sie sind $3^3/_4$ Zoll lang, 2 Zoll 5 bis 6 Linien breit, und dieses ziemlich in der Mitte ihrer Länge, oder dem stumpfen Ende kaum ein paar Linien näher als dem spitzen; ebenso ist das letztere nur wenig schlanker zugerundet als das entgegengesetzte, dabei beide ziemlich spitz, wodurch sie eine ganz eigenthümliche Form erhalten, in welcher sie, genau genommen, nur einzelnen Exemplaren unter denen der Kormoranscharbe ähneln, nicht der Mehrzahl dieser, die an beiden Enden mehr abgerundet sind. Sie haben eine ungemein dicke, grobkörnige oder poröse, doch sehr haltbare Schale, von welcher man aber, wegen des ebenfalls sehr dicken kalkartigen Uiberzugs, nichts zu sehen bekömmt, wenn man diesen zuvor nicht abkratzt. Er gleicht einer dicken, erhärteten Kalktünche und ist so ungleich aufgetragen, oder, als er im Legekanal noch weich war, stellenweise so verschoben, oder mit allerlei groben Eindrücken und Erhöhungen versehen, worunter hin und wieder sogar einzelne erhabene Körner vorkommen, daß sich die Aussenfläche ganz uneben anfühlen läßt und aussieht als sei dieser Uiberzug von Gyps, durch ungeschickte Hand mehr darauf geschmiert, als darauf gestrichen, doch so, daß er die eigentliche Schale überall deckt. Die Färbung dieser zeigt sich nur, wo man jenen gewaltsam entfernt, als ein fleckenloses, bläuliches Weiß; der Uiberzug sieht trübe weiß aus, wie Gyps, und nimmt auch, wie solcher, leicht fremden Schmutz auf, wodurch länger bebrütete Eier olivenbräunlich gefärbt und gewölkt werden. Unter denen anderer europäischer Vogelgattungen sind keine, mit denen diese Eier zu verwechseln wären, wenn man die anderer Pelekanarten davon ausnimmt, welche ihnen gewiß sehr ähneln mögen.

Man sagt, Männchen und Weibchen brüteten abwechselnd 5 bis 6 Wochen lang. Die Jungen kommen nackt aus den Eiern, sind anfänglich außerordentlich klein, haben dicke Köpfe, sehr kleine

Schnäbel und Füße, und bekommen später erst eine dichte, weichwollige Dunenbekleidung. Sie werden im Anfange von den Alten mit halbverdaueten Fischen gefüttert, die diese durch die Speiseröhre in den Kehlsack aufwürgen, und bei weit geöffnetem Schnabel die Jungen aus jenem, wie aus einer Schüssel, fressen lassen, was sie auch späterhin noch mit den im Kehlsacke zugetragenen, kleinern, frischen Fischen zu thun pflegen. Diese Art und Weise zu füttern mag wol Anlaß zu der Fabel gegeben haben, daß die alten Pelekane ihre Brust aufrissen, um die Jungen mit ihrem Blute zu tränken, weil sie dabei vielleicht auch zum Verschlingen für die Jungen zu große Fische zerreißen, und dann auch wol Blut bei diesen fließen mag. Man sagt auch, daß sie ihnen Wasser zum Trinken im Kehlsacke zutrügen, besonders, wo die Jungen weit vom Wasser, auf dürrem Boden ausgebrütet wären, und daß sie deshalb von manchen asiatischen oder afrikanischen Völkern Wasserkameele oder Wasserträger genannt würden. Daß sie, wo sie sich nicht sicher glaubten, die Eier oder kleinen Jungen im Kehlsacke an einen andern Ort und weit weg trügen, wird ebenfalls erzählt. — Dies Alles sind lange schon bekannte und oft wiedererzählte Sagen, die wir, ohne sie verbürgen zu können, nur berühren, weil uns neue und genauere Beobachtungen gänzlich fehlen.

Feinde.

Hierüber fehlt es ebenfalls noch an Beobachtungen. Früher fabelte man sogar, die Löwen und andere Raubthiere der Wüste fügten den Pelekanen darum nichts zu Leide, weil diese beim Zuschleppen des Trinkwassers für ihre Jungen auch einen Theil an jene abgäben.

Im Gefieder wohnen Schmarotzerinsekten, und die gezähmten Pelekane sind sogar sehr damit geplagt; aber es ist nicht bekannt, zu welcher Gattung und Art jene gehören. Von Würmern, welche in ihrem Innern hausen, ist auch nur die in der Bauchhöhle lebende Ascaris spiculigera dem Namen nach bekannt.

Jagd.

Der gemeine Pelekan wird allgemein für einen so scheuen Vogel gehalten, daß er ungesehen erlauert oder hinterschlichen werden muß. An den Winteraufenthaltsorten in heißen Ländern, wo oft

Tausende beisammen angetroffen werden, z. B. in den unermeßlichen Sümpfen Mesopotamiens, sollen sie dagegen so wenig scheu sein, daß sogar Schüsse, unter eine Schaar abgefeuert, die übrigen nicht zum Fortfliegen bewegten. In seinem hohen Fluge ist er gewöhnlich vor allem Schießgewehr gesichert; denn er fliegt auch auf seinen Wanderungen mindestens doppelt so hoch als die Saatgänse.

Nutzen.

Das Fleisch der Alten soll zähe und wegen schlechten Geschmacks völlig ungenießbar, das der Jungen wol besser, doch auch nicht besonders wohlschmeckend sein. — Das Fell mit dem Gefieder gahr gemacht, mag ein brauchbares Pelzwerk geben. Die gahr gemachte Haut des Kehlsacks giebt ein zartes und dabei doch haltbares Leder, zu allerlei Beuteln sehr beliebt, die man oft mit Stickereien von Gold und Perlen verziert. Ein solcher Beutel zu Tabak soll gegen 2 Pfund davon fassen. — Der Oberschnabel wird, wenn das weitläufige, netzförmige Knochengewebe in seinem Innern und der Mitte entlang zerstört wird und dann nur die knöchernen Umfangswände allein übrig bleiben, als Scheide für eine lange, schmale Messerklinge oder Dolch benutzt, wozu er, mit leichter Mühe eingerichtet, sich ganz vortrefflich eignet, indem er leicht und doch sehr haltbar ist. Diese Benutzung des Oberschnabels wie des Kehlsackes, kömmt in der Türkei oft vor. Auch sieht man hin und wieder die sehr langen Knochenröhren des Unterarms zu Mundstücken auf Tabakspfeifen angewandt.

Weil der gemeine Pelekan sehr zahm wird, so hat man auch versucht, ihn zum Fischfange abzurichten, ungefähr auf dieselbe Weise, wie den Kormoran oder andere Scharben. Dieser belustigende Fischfang soll in Ostindien vorkommen, aber auch in deutschen Menagerien versucht und bewährt gefunden sein, wobei noch gesagt wird, daß der große Vogel auch hier zuvor die Fische einzuschüchtern und in die Enge zu treiben suchte.

Schaden.

Es soll vorkommen, daß manche, nicht zu große und nicht zu tiefe Teiche in sehr kurzer Zeit von Pelekanen rein ausgefischt wer-

den, zumal solche, auf welchen sie sich in mehrfacher Anzahl und öfter wiederholt niederlassen. In kultivirten Ländern würden daher diese Riesen unter den Fischräubern für sogenannte zahme Fischereien von großem Nachtheile sein, während man in jenen öden oder zum Theil noch wüsten Gegenden, welche sie hauptsächlich bewohnen, wo es Fische im Uiberfluß ohne Zuthun menschlichen Fleißes giebt, ihnen diese gerne gönnt.

312.

Der krausköpfige Pelekan.

Pelecanus crispus. *Bruch.*

Taf. 283. Sehr altes Männchen.

Krauser Pelekan; frisirter Pelekan. Riesenpelekan.

Pelecanus crispus. Bruch. Isis, 1832. S. 1109. = Brandt. Anim. rossic. nov. icon. fasc. I. p. 59. tab. VI. = *Pelecanus onocrotalus,* var. *orientalis.* Linn. Syst. edit XII. T. I. p. 215. n. 1. a. = Edw. Glan. II. t. 92. = Pallas, Zoogr. rosso-asiatica. II. p. 292. = Schinz. Naturg. d. Vög. S. 382. Taf. 132. = Keiserling u. Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 233.

Kennzeichen der Art.

Die Befiederung des Kopfes geht auf der Stirn sehr breit, so daß sie seitlich noch die Nasengrube bedeckt, und bis an die Schnabelwurzel vor, bildet, von oben gesehen, einen großen Bogen, in welchem die Schnabelfirste einen kleinen Ausschnitt macht, geht aber auf den Wangen spitzwinckelig bis in die Mundwinkel vor, wodurch eine sehr kleine Nacktheit um das Auge und am Zügel gebildet wird. An den verhältnißmäßig kleinen Füßen ist der Lauf fast drei Mal, oder doch zwei und ein halb Mal so lang, als die Hinterzeh. Hinterscheitel, Genick und Nacken sind mit zarten, gekräuselten Federn besetzt, die im Alter, am Genick verlängert, einen losen, lockichten, flatternden Busch bilden. Der Schwanz hat 22 Federn. Viel größer als der gemeine Pelekan.

Beschreibung.

Diese Art steht hinsichtlich ihrer Größe an der Spitze aller europäischen, wo nicht sämmtlicher Schwimmvögel. Sie übertrifft hierin den berühmten Kriegsschiffvogel oder Albatros (Diomedea exulans) noch um ein Bedeutendes, oder ähnelt darin, dem Rumpfe nach, fast dem indischen Kasuar (Casuarius orientalis). Er ist also auch bedeutend größer als unser gemeiner Pelekan, von welchem die Aeltesten und Stärksten ohngefähr die Größe der Einjährigen des krauskopfigen, doch nicht immer, erreichen. Ausser den gegebenen Artkennzeichen und der Größe finden sich noch mehrere Unterscheidungszeichen zwischen dieser und jener Art; seine viel kleinern Füße und der viel schmälere Schnabel fallen sogleich in die Augen; weniger standhaft ist dagegen die meistens bedeutendere Länge des letztern, weil diese bei der gemeinen Art individuell und nach dem verschiedenen Geschlecht bestimmt sehr variirt, was wahrscheinlich auch bei der krauskopfigen so sein mag. Das Jugendkleid der letztern soll nach Ansichten Anderer dunkler aussehen, nach der eigenen ist es aber im Ganzen genommen viel lichter gefärbt, oder der weißgraue Grund tritt zwischen den braunen Zeichnungen mehr hervor; auch kömmt bei dieser Art, im zweiten Jahre, ein Zwischenkleid mit noch viel mehrerem Weiß und kleinern grauen Flecken, besonders auf der Mantelpartie, vor, desgleichen jene nicht hat; endlich ist das herrschende Weiß des ausgefärbten Kleides nie rosen- oder fleischfarbig tingirt, aber auch nie rein weiß, sondern dies stets mehr oder weniger perlgrau oder sanft bläulichaschgrau überflogen, so daß man diese Färbung Perlweiß nennen möchte, zumal auf dem Mantel, wo es der Mantelfarbe bei Sterna minuta u. a. sehr ähnelt. Vom kleinen Pelekan (Pel. minor. Rüpp.) unterscheidet ihn schon die sehr große Verschiedenheit in der Größe auf den ersten Blick, der krause Kopf u. a. m.

Er ist viel größer als der gemeine Pelekan, und das alte Männchen erreicht folgende Maaße; Länge: (von der Stirn zur Schwanzspitze) 59½ Zoll oder fast 5 Fuß; — die Länge des Flügels (vom Handgelenk zur Spitze): 32½ Zoll, oder fast 2 Fuß 9 Zoll; die Flugbreite: 131 Zoll, oder fast 11 Fuß; — Länge des Schwanzes: 8 Zoll.

Die Weibchen sind bedeutend kleiner, auch der Schnabel kürzer; doch giebt es auch unter den Männchen individuelle Verschie-

denheiten in der Größe genug. Obige Maße sind zwar die bei diesen am öfterſten vorkommenden, doch werden sie von manchen Exemplaren noch bedeutend übertroffen. Ich füge noch die eines jungen männlichen Vogels in seinem zweiten Jahr bei: Länge: 4 Fuß 7 Zoll; Flügellänge: 2 Fuß $4^1/_2$ Zoll; Flugbreite: 10 Fuß; Schwanzlänge: $7^1/_2$ Zoll.

Die Gestalt ist die des gemeinen Pelekans, die Flügel sind aber, im Verhältniß zur Körpergröße, kleiner; sie reichen daher, in Ruhe liegend, mit den Spitzen nur bis auf den Anfang des Schwanzes, oder lassen $5^1/_2$ bis $6^1/_2$ Zoll von ihm unbedeckt. Die ausserordentlich langen Armknochen, besonders die des Vorderarms, machen, daß am ruhenden Flügel die Secundarschwingfedern die Primarschwingen fast verdecken und die Tertiarfedern über die Spitze dieser hinausreichen. Von den Primarschwingen ist die vorderste 2 Zoll kürzer als die zweite und dritte, welche ziemlich gleich lang und die längsten, die vierte aber viel kürzer, doch noch ein Wenig länger als die erste. Sie haben starke, spitzewärts etwas nach innen gebogene Schäfte, etwas schmale Fahnen und enden spitzrund; die gleichbreiten Secundarfedern sind viel breiter, am Ende abgerundet mit einem Spitzchen; die übrigen Schwingen und die größten Schulterfedern lanzettförmig zugerundet. Die 22 Federn des kurzen, breiten Schwanzes haben starke Schäfte, breite Fahnen und ein kurz zugespitztes Ende; dabei sind die mittelsten die längsten, die übrigen nach aussen in kleinen Stufen an Länge abnehmend, so daß das äußerste Paar $1^1/_2$ bis 2 Zoll kürzer als das mittelste ist, mithin das Schwanzende abgerundet erscheint.

Das kleine Gefieder ist in seinen Umrissen, wie nach seiner übrigen Beschaffenheit, dem des gemeinen Pelekans ganz ähnlich, auf dem Rücken, den Schultern, der Flügeldecke, am Kropfe, der Brust und dem Bauche lanzettförmig, schmal und sehr spitz, am schmälsten und härtesten am Kropfe; auch am Kopfe und Halse ist es, wie bei jenem, doch etwas weniger dunenartig, aber auch schon am Jugendkleide nicht schlicht, sondern auf dem Nacken etwas gekräuselt; bei den Alten auf der breiten Stirn, dem Hinterhaupte und Oberhalse ungemein weich, zart und seidenartig, diese Federn, besonders an beiden letztern Theilen, wenn man jede einzeln betrachtet, sehr schmal, spitz, sonderbar nicht nach einem Gange gekrümmt, daher die ganze Partie fast lockicht gekräuselt und auf dem Hinterhaupte in einen prächtig flatternden Busch zu 5 Zoll verlängert. — Das erste Jugendgefieder ist ebenfalls, wie bei

der gemeinen Art, die einzelnen Federn breiter und auch kürzer oder stumpfer zugespitzt, als an den nachherigen Kleidern, auch das Halsgefieder dunenartiger oder wollichter.

Der ungeheuere Schnabel ist im Ganzen ebenso gestaltet, wie beim gemeinen Pelekan, aber von viel gestreckterem Aussehen, nämlich, wo nicht wirklich länger, doch viel schmäler und niedriger, mit kleinerem Haken. Er ist beinahe noch weniger abwärts gebogen, gegen die Spitze, wo er am platttesten, auch etwas aufsteigend, der Haken aber weniger aufgeschwungen und viel schmäler; das Firstenstück ist platter, und, weniger an der Stirn als weiter vorwärts, breiter, daher erst kurz zuvor, ehe es in den Haken übergeht, so schmal als bei jenem; dadurch wird nun eine geringere Breite der Seitentheile bedingt, welche da am auffallendsten ist, wo das Firstenstück die größte Breite hat. Seine Oberfläche ist zwar runzelicht und uneben, doch bei weitem weniger schartig, die zickzackartigen Eindrücke weit flacher und ihre Rändchen nicht so scharf. Bei jungen Vögeln ist er fast ganz eben. Der Unterschnabel ist wie beim gemeinen Pelekan, doch wurzelwärts etwas höher und stärker, wobei sich dieser Theil auch etwas tiefer (bis hinter das Auge) in den befiederten Kopf hineinzieht; der untere Haken, welcher von der Spitze des obern um 4 bis 6 Linien überragt wird und in ihn hinein greift, ist sehr klein; seine Mundkante stumpf; die scharfe des Oberschnabels aber bei Weitem weniger oder kaum eingezogen; übrigens das Innere mit eben solchen scharfen, nur etwas schwächern Leistchen versehen, eine längs dem Gaumen, eine doppelschneidige jederseits zwischen dieser und der Randschneide parallel bis in die Spitze auslaufend, wie bei jenem. Die Nasenöffnung ist eben nicht deutlicher, die nackte, schlaffe, sehr dehnbare Haut des ungeheuern Kehlsackes reicht ebenfalls bis an die untere Schnabelspitze vor, und vom Mundwinkel 7 bis 8 Zoll auf den Anfang der Gurgel herab.

Der Schnabel mißt bei alten Vögeln in der Länge 19 Zoll, wovon $1^1/_2$ Zoll auf den Bogen des Hakens kommen; in der Höhe an der Stirn (den Unterschnabel mitgerechnet) $2^1/_8$ bis $2^3/_8$ Zoll, während nahe am Haken der ganze Schnabel nur $^1/_2$ Zoll hoch ist; die Breite an der Basis des Oberschnabels, für diesen, $1^5/_8$ Zoll, für den Unterschnabel $2^3/_4$ Zoll, die jenes auf dem letzten Drittheil seiner Länge $1^1/_2$ Zoll, während er bei der gemeinen Art an gleicher Stelle stets über $1^3/_4$ bis volle 2 Zoll breit ist. Von oben gesehen, steht der Rand des ganzen Unterschnabels ein Wenig vor den

des Oberschnabels vor, dies am stärksten an der Wurzel, nach vorn abnehmend schwächer und an der Spitze sich verlierend. Bei einem zweijährigen Männchen habe ich ihn nur 16 Zoll lang, hinten $2^1/_8$ Zoll hoch und $1^1/_2$ Zoll, den Unterschnabel $2^1/_2$ Zoll, breit gefunden, wobei er vorn ebenfalls nur $^1/_2$ Zoll hoch und etwas weiter zurück (an der breitesten Stelle) $1^7/_8$ Zoll breit war.

Die Färbung des Schnabels ist ziemlich verschieden von der bei der vorigen Art; der Haken ist nie roth, sondern hochgelb, der untere kleine etwas matter gelb; die Grundfarbe der übrigen Schnabeltheile ein blasses Gelb, nur an den Rändern rein, übrigens grau gemasert, am dichtesten auf dem Firstentheil, dieser zunächst der Stirn fast ganz grau; der Unterschnabel meistens einförmig blaßgelb, etwas ins Röthliche spielend, unter dem Mundwinkel, wo sich der Kehlsack diesem anschließt, mit einem großen violettgrauen Flecke, welcher bei jungen Vögeln fehlt*). Bei diesen ist der Schnabel graugelblich, braungrau gemasert und geflammt, die Firsten- und Seitentheile wurzelwärts fast ganz braungrau, der Haken schön gelb. Im getrockneten Zustande ist die Färbung eine gelblichhornfarbige, zum Theil dunkel gefleckte geworden, welche die frühere nicht mehr gut erkennen läßt. Mit der Farbe des Kehlsacks ist es ebenso; sie ist an getrockneten Bälgen ein bleiches Horngelb, auf welchem braunrothe Adern durchschimmern, und kann im Leben nur ein helles Gelb (Ochergelb?), nicht Roth, sein.

Dieselbe Farbe, nämlich gelb, hat auch der nackte Augenkreis und Zügel, welche aber einen weit geringern Umfang einnehmen als bei der gemeinen Art, zwischen dem und dem Mundwinkel auch die Befiederung der Wangen in einem Winkel hereintritt, was bei jener nicht ist. Die nackte Haut am Zügel ist gegen den Schnabel hin etwas violettgrau überlaufen. Die nackten Augenlider umschließen ein kleines Auge, das angeblich einen blaßröthlichgrauen, nach andern erbsgelben, bei Jungen einen braunen Stern hat. Diese

*) Nach Beschreibung und Abbildung dieses Pelekans in Schinz, Naturg. d. Vög. S. 382 Taf. 132, wo von letzterer gesagt ist, daß sie durch B. von Kittlitz nach einem frischen in Aegypten getödteten Exemplare entworfen sei, soll dieser violette Fleck unten, zu beiden Seiten des Kehlsacks, wo dieser an die Gurgel grenzt, stehen; wir müssen jedoch gestehen, daß wir, trotz allem Suchens, an 8 oder 9 alten Exemplaren unsers Vogels, keine Spur eines solchen haben auffinden können, so wenig wie wir den Kehlsack, welcher nach jenen Berichten roth sein soll, anders als oben angegeben, gefunden haben. Auch Hr. Dr. Brandt (a. a. O.) fand den Kehlsack, wie ich, gelb; H. Bruch (a. a. O.) dagegen beschreibt ihn blutroth, oder auch ins Blaue spielend, mit jenem violetten Fleck an den Seiten.

nackte Umgebung des Auges ist oben schmäler, im Ganzen aber bei Alten nur 1 Zoll breit und $2^1/_4$ Zoll lang, bei Jungen aber größer, und bei diesen ist auch das Eintreten der Wangenbefiederung zum Mundwinkel viel undeutlicher, dieser Zwickel ein rechtwinkliger, bloß bei jenen spitzwinckelig.

Die Füße sind, in Betracht der kolossalen Größe des Vogels, wirklich auffallend klein, auch in der That kleiner, als die der vorigen Art, die Zehen besonders viel kürzer, dabei die Läufe auch etwas mehr zusammengedrückt. Die Fersengelenke sind bedeutend stark, über ihnen der Unterschenkel nur wenig nackt; die Zehen weder sehr stark noch lang; die Hinterzeh stark einwärts gerichtet; die Schwimmhäute voll bis vor, doch die Vorderzehen wurzelwärts etwas enger gespannt, als bei der gemeinen Art. Der weiche Uiberzug ist an den Läufen in sechseckige Täfelchen getheilt, die vorn herab am größesten sind, nach hinten aber sehr klein werden, auf den Zehenrücken in schmale Querschilder zerschnitten; die Schwimmhäute und die Spursohle fein gegittert und gekörnelt; die nicht großen, kurzen, starken Krallen wenig gekrümmt, unten etwas ausgehöhlt, vorn zugerundet, aber scharfschneidig, die der Mittelzeh auf der Seite nach innen mit stark vorstehender Randschneide, diese aber nicht gezähnelt. Die Nacktheit von der Beuge des Fersengelenks bis an die ersten Unterschenkelfedern mißt selten über $1^1/_4$ Zoll; der Lauf $5^1/_4$ Zoll; die Mittelzeh, mit der $^{11}/_{16}$ Zoll langen Kralle, ebenfalls $5^1/_4$ Zoll; die Hinterzeh, mit der $^3/_4$ Zoll langen Kralle, $1^7/_8$ Zoll. — Bei einem zweijährigen Vogel maß die Nacktheit des Unterschenkels, von der Mitte der Fußbeuge an, $1^1/_2$ Zoll; der Lauf $4^7/_8$ Zoll; die äußere Vorderzeh, mit der $^5/_8$ Zoll langen Kralle, $5^3/_8$ Zoll; die mittlere, mit ihrer 8 Linien langen Kralle, $5^1/_2$ Zoll; die innere Vorderzeh, mit der 8 Linien langen Kralle, 4 Zoll; die Hinterzeh $2^3/_8$ Zoll, wovon ebenfalls 8 Linien auf ihre Kralle kommen. Bei diesem war also der Lauf kürzer, die Hinterzeh aber bedeutend länger als bei jenem alten Vogel. — Dies beweist, daß die Maaße von verschiedenen Individuen Einer Vogelart nie pünktlich übereinstimmen, daß aber der Unterschied bei großen Vögeln vielmehr auffällt oder augenfälliger wird als bei kleinen.

Die Füße haben eine dunklere Farbe als bei der vorigen Art, in der Jugend eine schmutzige, bleigrau überlaufene Fleischfarbe, und bei zweijährigen ist das Fleischfarbige schon fast ganz vom Bleigrau verdrängt, besonders auf dem Spann an den Aussenseiten der Läufe und auf den Zehenrücken. Nach zwei Jahren oder im aus-

gefärbten Kleide sind sie an allen ihren Theilen dunkel bleigrau, fast schwarzgrau, und dies wird, wenn sie ausgetrocknet, wie am ausgestopften Vogel, noch dunkler oder schwarzgrau, während sie dann bei jungen Vögeln mehr oder weniger licht hornbraun werden. Die Farbe der Krallen ist schwarzbraun, bald lichter, bald dunkler, gewöhnlich mit in lichtes Hornbraun übergehenden Spitzen.

Das Dunenkleid ist nirgends beschrieben und auch mir nicht bekannt.

Das Jugendkleid soll graubraun, an den untern Theilen heller, jedoch stets dunkler und grauer als bei der vorigen Art, der Kehlsack grünlich aussehen. — Ich finde es dagegen, wenigstens an den obern Theilen, viel heller gefärbt, freilich auch nur nach Ansicht eines einzigen Exemplars. Nach diesem ist der Oberkopf und Nacken grauweiß; das dunenartige und etwas flockige Gefieder des übrigen Halses hell braungrau; der ganze Unterkörper schmutzig weißgrau; der Oberkörper auf weißgrauem Grunde mit braungrauen Schaftflecken, die auf den Schultern sehr groß werden, und die Enden der größten dieser Federn, bis auf einen schmalen Saum, ganz braungrau färben; die kleinen Flügeldeckfedern graubraun, nur mit grauweißen Käntchen, daher diese Partie sehr dunkel, zumal in der Gegend des Ellbogens; die mittlern, wegen viel größerer weißer Enden, viel heller; die großen aber wieder mit sehr großen graubraunen Lanzettflecken (doch meistens bloß auf den Aussenfahnen) nahe an den Enden, die nur schmale grauweiße Kanten haben; die Fittichdeckfedern und Secundarschwingen dunkelbraun, grau überpudert, mit schmalen weißbräunlichen Käntchen, bloß an den Wurzeln und an einem Theil der Innenfahnen weiß, ihre Schäfte im Braunen schwarz; die Primarschwingen matt braunschwarz, mit schwarzen Schäften; die Schwanzfedern an den Wurzeln und einem großen Theil der Innenfahnen weiß, übrigens dunkelbraungrau, so weit dies reicht mit schwarzen Schäften und mit weißlichen Spitzen und Seitenkäntchen. —

Die dunkelbraungrauen, zum Theil fast schwarzbraunen Flecke und Enden aller größern Federn haben im frischen Zustande einen sammetartigen, wie darauf gestäubten, aschgrauen Uiberzug, welcher die dunkele Grundfarbe sehr mildert, sie heller und grauer macht, sich nach und nach abscheuert und dann erst jene deutlicher hervortreten läßt. Daher sieht das frische Gefieder im Ganzen viel heller, als das abgetragene aus, oder die dunkeln Zeichnungen treten später viel auffallender hervor. Diesem Abscheuern folgt jedoch

auch bald ein Abbleichen, und alle jene Schaftflecke und Federenden gehen in ein lichtes Braun über, ganz verschieden von ihrer ursprünglichen Färbung, dieses verfließt auch mehr in die weißen Federkanten und Spitzen, und diese erscheinen dann, zumal auf dem Mittelflügel, so gewaltig verstoßen und abgerieben, daß die mittlern Deckfedern an den Enden bis über ein Viertheil ihrer Länge herauf fast von allem Bart entblößte Schäfte zeigen, auch an den größten Schulterfedern, an den Tertiarschwingen und den Schwanzfedern sind die Schäfte an den Spitzen ganz entblößt von ihren Fahnen. — Bekanntlich ist das Gefieder in heißen Ländern lebender Vögel dem Entstellen durch Einfluß der Witterung und der Sonnenstrahlen noch weit mehr unterworfen, als das der nordlichen Vögel; so auch bei den Pelekanen; und weil das erste Gefieder des jungen Vogels, oder sein Jugendkleid, wie allgemein, von einem weichern und zartern Gewebe ist, so ist es jenen Veränderungen noch weit mehr unterworfen, als das derbere, härtere und dauerhaftere Gefieder der alten Vögel. Nur ein paar Monate sieht man es vollständig, und unsere jungen krausköpfigen Pelekane haben dann ein wo nicht helleres, doch ein mehr in Aschgrau als in Braun übergehendes Gefieder; später, etwa zu Anfang des nächsten Frühjahrs, hat es hellere Ränder und Enden bekommen, durch das Abreiben des puderartigen, grauen Uiberzugs treten jedoch die dunkeln Zeichnungen auch greller hervor, und jetzt hat es, im Vergleich mit dem der Jungen von der gemeinen Art, schon eine allgemein hellere Färbung, welche mit dem Herannahen des Sommers immer heller und endlich kurz vor der Mauser viel weißlicher wird, als bei jenen. So finden wir dies Jugendkleid von seinem Entstehen bis zum Ablegen, im Laufe eines Jahres, fast jeden Monat etwas verändert, weil diese Veränderungen unter Einfluß eines heißen Klimas so stark sind, daß endlich dieses fast ganz in Weiß abgebleichte, sehr abgeriebene und häßlich gewordene Gefieder, kurz vor der neuen Mauser, kaum noch das nämliche vom Neste her, und dieser junge Vogel jetzt ein durchaus anderer, als der damals eben dem Neste entflogene zu sein scheint.

Es ist ausgemacht, das beim krausköpfigen Pelekan, das ausgefärbte oder ganz weiße Kleid nicht gleich auf das braune Jugendkleid folgt, sondern ein anders gezeichnetes Zwischenkleid erst den Uibergang zu jenem bildet. Ein mir vorliegendes, in der Mauser befindliches Exemplar beweist dies unumstößlich; es hat vom ersten Jugendkleide noch fast sämmtliche Schwingen, die meisten

der großen und mittlern Flügeldeckfedern, einzelne von den großen Schulterfedern und Hinterschwingen, und mehrere Schwanzfedern, die, im hohen Grade abgenutzt und abgebleicht, sich ungemein von dem neuen Gefieder unterscheiden, das an allen übrigen Körpertheilen bereits vollständig da steht und gegen das alte ganz gewaltig absticht. Merkwürdig ist an ihm besonders der Oberflügel, wo das alte Gefieder so gewaltig abgerieben ist, daß die früher an den Enden dieser Federn gesessenen, braungrauen Flecke gänzlich verschwunden sind und diese Partie nun ganz weiß erscheint, worauf jetzt die rein aschgrauen, mit schwarzen Schäften und weißen Spitzen versehenen, neuen Federn, die sich haufenweise zwischen ihnen zeigen, außerordentlich abstechen. — Die Färbung dieses Kleides, das diese Vögel in ihrem zweiten Lebensjahr tragen, nähert sich, wegen des vorherrschenden Weiß, schon mehr dem der alten Vögel, stehet aber, der vielen grauen Schaftflecke wegen, recht eigentlich im Mittel zwischen diesem und dem noch mehr grauen Jugendkleide. — Mir ist ebenfalls ein vollständig ausgemausertes Exemplar zur Hand, um folgende ausführliche Beschreibung dieses Kleides geben zu können, das in eben dem Maaße, wie das vorhergehende, gleich nach der Mauser am dunkelsten und auffallendsten gefleckt, nachdem es aber fast ein Jahr getragen ist, fast ganz weiß wird.

In diesem Zwischenkleide, im Anfange ihres zweiten Lebensjahres, ist bei diesen Pelekanen der Schnabel mit seinen nackten Theilen und die Füße, wie oben beschrieben, im trocknen Zustande durchaus bleicher als bei den Alten, dies also wahrscheinlich auch im frischen; am Genick und dem obern Nacken sind die Federn schon ziemlich verlängert und schwach gekräuselt, das übrige Gefieder des Halses sehr dünn und locker, doch eigentlich nicht recht dunenartig, auf dem Kopfe etwas dichter; es ist an den Wurzeln der Federn dunkelgrau und geht durch Aschgrau in weiße Federenden über, die am Kopfe und dem Genick am längsten sind daher diese Theile weißer aussehen, als der übrige Hals, welcher wegen Hervorschimmern des tiefersitzenden Grau mehr Grauweiß oder Weißgrau ist. Von der untern Gurgel abwärts bis an den Schwanz sind alle untern Theile rein weiß; der Oberrücken ist weiß, mit schwarzen Federschäften und aschgrauen Schaftstrichen oder kleinen Lanzettflecken; Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdecke rein weiß, bloß die längsten Federn der letztern mit schwarzen Schäften; die Schulterfedern weiß, theils spitzewärts bloß mit schwarzen Schäften, theils neben diesen noch mit aschgrauem Anstrich, die größesten dieser Partie aber

an ihren Endhälften, auſſer den schwarzen Schäften, ganz dunkelbraungrau, hellaschgrau überpudert, mit schmalen bräunlichweißen Endkanten. Die kleinen Flügeldeckfedern sind aschgrau, an den schwarzen Schäften am dunkelsten, an den Wurzeln und Spitzen weiß; die mittlern Deckfedern ebenso, doch mit viel mehr Weiß an den Wurzeln; die großen Flügeldeckfedern weiß, auf den Außenfahnen, von der Mitte bis zur weißen Spitze, mit einem großen, tiefaschgrauen Fleck und so weit dieser reicht, mit schwarzem Schaft; die Tertiarschwingen wie die größten der Schulterpartie; die Secundarschwingfedern bloß tief an den Wurzeln und in einem breiten Streif auf den Kanten der Innenfahnen weiß, übrigens braunschwarz, auf den Aussenfahnen aschgrau überpudert, mit weißbräunlichen Käntchen am Aussenrande und der Spitze, ihre Schäfte im Dunkeln schwarz; die Primarschwingen matt braunschwarz mit glänzend schwarzen Schäften; ihre Deckfedern ebenso, aber seitlich noch weiß gesäumt; der Unterflügel bis auf die fahlbraunschwarze Spitze rein weiß ohne alle Flecke; die Schwanzfedern an den Wurzeln ganz und auf den Innenfahnen größtentheils weiß, übrigens dunkelaschgrau, ihre Schäfte, so weit dies gegen die Wurzeln hinaufreicht, schwarz und das Aschgrau zunächst diesen am dunkelsten, nach den Aussenkanten aber hellaschgrau bepudert, die Spitzen weiß; auf der untern Seite ist der Schwanz weiß, das Graue von oben hier blaß oder Silbergrau.

Von dem Aschgrau der Flecke und Zeichnungen dieses Kleides wird im Laufe der Zeit, nach und nach, der hellgraue Puder abgerieben und jene zeigen sich dann erdbraun; nach noch längeren Gebrauch verbleicht dieses in ein sehr blasses Braun; noch später verschwindet es hin und wieder, besonders gegen die Spitzen der Federn, namentlich auf dem Oberrücken, den Schultern und auf der Mitte des Flügels, sogar fast ganz, so daß, wenn dieß Gefieder ohngefähr 10 bis 11 Monate getragen ist, es in einiger Entfernung, bis auf die dunkeln Schwingfedern, fast ganz weiß aussieht und dem der Alten sehr nahe kömmt.

Die Weibchen sind bedeutend kleiner und ihr Gefieder mehr dunkel gefleckt, d. h. die dunkelfarbigen Flecke sind größer und auch häufiger; das letztere Unterscheidungszeichen bleibt jedoch trüglich, wenn man zum Vergleichen nicht auch Männchen hat, deren Gefieder von gleichem Alter ist.

Nach Ablauf des zweiten Lebensjahres erhält dieser Pelekan sein ausgefärbtes Kleid. Den Hinterkopf, das Genick und den

Anfang des Nackens zieren nun bis auf einige Zoll verlängerte, seidenweiche, schmale, nach verschiedenen Richtungen gekrümmte, lockichte Federn, die einen gekräuselten, mähnenartigen, flatternden Busch bilden, welcher am Genick am längsten ist. Diese Federn, wie die des übrigen Kopfes und Halses sind im Grunde licht bläulichaschgrau, an ihren Enden weiß, diese am Genick und Nacken ins Gelbliche spielend und wie rohe Seide aussehend; der ganze Unterkörper licht bläulichaschgrau mit weißen Federenden, die an einem handgroßen Flecke auf dem Kropfe seidengelblich angeflogen sind; Oberrücken und Schultern sanft aschbläulich (schwach mevenbläulich), nur die Federspitzen weiß, die Federschäfte schwarz; die Flügeldeckfedern ebenso, doch etwas mehr weiß; die Secundarschwingfedern licht aschgrau, längs den schwarzen Schäften mattschwarz, auf dem Rande der Innenfahnen breit weiß, auf der äußern Fahne bedeckt ein weißgrauer Puder (wie bei Seeschwalben) ein dunkleres Grau, und den äußersten Rand bezeichnet eine feine weiße Linie; die Tertiarschwingen und die längsten Schulterfedern sind in der Mitte licht aschgrau, dies oft nur einseitig, an der Wurzel und an der Kante der Innenfahne weiß, und um die Spitze geht eine nach aussen in Weiß verwaschene Kante, die Schäfte aller schwarz; die Fittichdeck- und Daumenfedern, so wie die Primarschwingen braunschwarz, letztere am dunkelsten, diese an den Enden und jene an den Aussenfahnen weißgrau überpudert, die Schäfte aller schwarz. Der Unterflügel ist weiß, nur an der Spitze dunkel rauchfahl, die Schäfte der Primarschwingen hier braun, längs ihrer Mitte mit einer weißen Linie. Die Schwanzfedern sind grauweiß, an den Kanten in reines Weiß übergehend, ihre Schäfte spitzewärts braungrau; die untere Seite des Schwanzes silberweiß; Schnabel, Füße und andere nackte Theile wie oben beschrieben.

Das Gefieder wird durch das Abbleichen weißer und durch das Abscheuern unansehnlicher, beides bloß gegen eine neue Mauser hin oder im Sommer bemerklicher, sonst viel weniger verändert, als das junger Vögel. Das Weibchen unterscheidet sich durch die geringere Größe, den etwas kürzern Schnabel, den kleinern Federbusch, und durch größere, dunkelgraue Flecke auf den hintern Schulter-Flügelfedern vom gleich alten Männchen.

Im hohen Alter wird dieser Vogel noch weißer, der bläulichgraue oder perlgraue Anstrich schwächer, jedoch fehlt dieser keinem und niemals ganz; er ist wenigstens bei verschobenem oder aufgehobenem Gefieder am Rumpfe, oben wie unten, immer sichtbar genug,

wenn er auch an den Enden der Federn, deren Spitzen von Anfange an weiß waren, ein Stück herauf ganz ausgebleicht ist; rein weiß ist demnach das Gefieder niemals, aber auch nie wie bei der vorigen Art, mit einem röthlichen Schein. Die lockigen Federn des Hinterkopfes verlängern sich bei recht alten Vögeln bis gegen 6 Zoll und bilden eine dicke, gekräuselte Haube, die mähnenartig auf dem Nacken verläuft, und auch die kürzern Federn an den Seiten des Hinterkopfs und des Halses nach hinten sind an den Enden so nach verschiedenen Richtungen gekrümmt, daß sie locker und kraus über einander liegen; dieser sonderbare Federschmuck, welcher nie glatt angelegt werden kann, giebt solchem altem Vogel ein sehr dickköpfiges Aussehen.

Wie bei andern Pelekanen ist auch bei diesem die Mauser einfach und fällt in die Sommermonate, doch ist nicht genau bemerkt, in welchen. Dies mag individuell auch etwas verschieden sein, denn man traf mausernde und nicht mausernde Individuen beisammen, und der Federwechsel scheint überhaupt, wie bei vielen andern großen Vögeln, eben nicht schnell von Statten zu gehen.

Aufenthalt.

Der krausköpfige Pelekan ist gemein auf dem caspischen Meere, wie auf andern großen See'n, Flüssen und Sümpfen des mittlern und wärmern Asiens, auch in Afrika, namentlich in Aegypten und Senegambien, doch, wie es scheint, nirgends in so großer Anzahl angetroffen worden, als die gemeine Art. Am schwarzen Meere und den Donaumündungen kömmt er in noch viel geringerer Anzahl vor, verbreitet sich in solcher auch über die europäische Türkei, Griechenland und Dalmatien, erscheint aber schon etwas seltner im südlichen Ungarn, von wo er jedoch bis an die Theiß herauf geht und dort mehrmals erlegt worden ist.

Der zu Gesner's Zeiten auf dem Zuger-See gefangene Pelekan scheint, so viel sich aus der dürftigen Beschreibung errathen läßt, zu unsrer krausköpfigen Art gehört zu haben.

Bar. von Feldegg unterschied diese Art zuerst vom gemeinen Pelekan. Er fand ihn gar nicht selten in Dalmatien, auf den Sümpfen des Flusses Cettina bei Spalatro, in denen bei Vergoracz und auf dem Flusse Narenta. Er erschien dort im Frühjahr und verschwand im Herbst wieder, ist also Zugvogel, mag auch wol

dort nisten, und wurde gewöhnlich zu fünf bis sechs Stücken, selten in noch größern Vereinen, beisammen angetroffen.

Er ist so wenig Seevogel, wie die gemeine Art; nur die stillen Meeresbuchten, namentlich die Mündungen großer Flüsse, Landsee'n und ausgedehnte, tiefe und fischreiche Moräste sind seine wahren Aufenthaltsorte.

Eigenschaften.

Dieser Riese unter den Schwimmvögeln ist bis jetzt noch so wenig beobachtet, daß uns über seine Lebensweise noch viele Aufschlüsse fehlen und Vieles, was jene mehr ins Licht stellen könnte, zu wünschen und für spätere Forschungen übrig bleibt.

Das wenige, was von ihm bekannt geworden, besteht bloß in oberflächlichen Vergleichen mit der gemeinen Art. In Stellung, Gang, Schwimmen, Tauchen und Fliegen soll er nämlich dieser sehr ähneln, Stunden lang in träger Ruhe, die Schnabelspitze auf die Brusthöhle gestützt oder den Hals auf den Rücken, den Schnabel auf die Gurgel gelegt, auf seinem Plätzchen verweilen, zu andern Zeiten auf dem Wasser schwimmen und in dasselbe tauchen.

In seinem häufig schwebenden Fluge erhebt er sich, wie ein Geier, bis zu den Wolken, so daß er nur noch die Größe einer Schwalbe zu haben scheint, und im Wanderfluge sahe man ihn, wenn mehrere beisammen waren, eine schräge horizontal fortrückende Reihe bilden. Er ähnelt hierin also auch wieder der vorigen Art. Wahrscheinlich fliegt er auch, wenn noch mehrere beisammen, ebenso in zwei schrägen, vorn im spitzen Winkel vereinten Reihen; doch sieht man ihn in Europa selten in solchen Haufen, noch weniger, wie jenen, in Schaaren von mehrern Hunderten, selbst am caspischen Meer nicht oft zu mehr als zehn Individuen beisammen.

So weit man jetzt diese Art und ihre Aufenthaltsgegenden kennt, scheint sie überhaupt viel weniger zahlreich an Individuen zu sein als jene, welche deshalb auch häufig in Sammlungen lebender merkwürdiger Thiere gehalten und bei uns in herumziehenden Menagerieen sehr oft gezeigt wird, ohne daß jemals, so viele ich deren auch gesehen zu haben mich erinnere, ein krauskopfiger Pelekan darunter vorgekommen wäre.

Nahrung.

Auch dieser Pelekan nährt sich nur von lebenden Fischen, bis zu solcher Größe, daß er sie eben noch ganz verschlingen kann.

Daß er, so wenig wie die vorige Art, sich aus hohem Fluge ins Wasser stürze, um unter die Fläche zu fahren und so die aus der Höhe schon zum Ziel erwählten Fische zu fangen, hat mir die glaubhafte Versicherung eines Augenzeugen ebenfalls bestätigt, welcher in Dalmatien, unter Oberstl. v. Feldegg, selbst Antheil an der Jagd dieser Vögel genommen und die krauskopfigen Pelekane, zu 5 bis 6 Stücken beisammen, sich ohne Sturz auf das Wasser niederlassen, darauf herumschwimmen, und, um zu fischen, aus dem Schwimmen unter die Fläche tauchen sahe. Wenn demnach die Erzählung vom Fischen der Pelekane nach Art und Weise der Stoßtaucher nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, so mögen dabei wol noch ganz abweichende Umstände übersehen worden sein. Ebenso ist es auch nicht wahrscheinlich, daß sie durch den Fall des Körpers aufs Wasser, in Begleitung heftigen Schlagens mit Flügeln und Füßen, beabsichtigten, die hochgehenden Fische zu betäuben, um solche in demselben Augenblicke durch bloßes Hineinstoßen des Kopfes und Halses mit dem Schnabel zu ergreifen.

Fortpflanzung.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Pelekan in Dalmatien auch brüte, und daß dies von einzelnen Paaren zuweilen auch im südlichen Ungarn geschehen möge. Ich habe jedoch nicht erfahren können, ob er in Europa von Jemand dabei beobachtet sei. Daß er in Asien, in den Sümpfen am caspischen und dem Aral-See, auch anderwärts sich fortpflanze, weiß man gewiß; es ist jedoch über Nest, Eier, Junge u. s. w. etwas Näheres nicht bekannt. Hier finden demnach nachfolgende Forschungen ein noch ganz unbekanntes Feld.

Feinde.

Etwas Gewisses läßt sich hierüber gar nicht sagen, da selbst die in und auf ihm lebenden Schmarotzerthierchen wissenschaftlich nicht untersucht zu sein scheinen.

Jagd.

Er soll weniger scheu als der gemeine Pelekan, deshalb leichter zu hinterschleichen und zu erlegen sein. Man ist geneigt zu vermuthen, das jene Flüge von Pelekanen, die man längs dem untern Euphrat antraf, aus welchen man einzelne Exemplare schießen konnte, ohne daß die übrigen wegflogen, zu unsrer krausköpfigen Art gehört haben möchten.

Nutzen und Schaden.

Hierin wird er ohne Zweifel der gemeinen Art gleich zu stellen sein.

Vierte Unterabtheilung.

Entenartige Schwimmvögel. Anatides.

(Zahnschnäbler, Lamellirostres. Blattzähner, Lamellosodentati.)

An den Vögeln dieser Abtheilung ist der Schnabel selten länger als der Kopf, oft kürzer, hart, aber mit einer weichen Haut überzogen, oben abgerundet, nach vorn sehr niedrig, hier oft viel breiter als hoch, mit einem besondern Nagel anstatt der Spitzen; der inwendige, aber gegeneinander passende Rand beider Schnabelladen mit harten, kammartigen Knochenlamellen in die Quere besetzt, deren äußere Enden bei manchen sich in scharfe Zähnchen verlängern. — Die seitlichen, ovalen, durchsichtigen Nasenlöcher öffnen sich nach vorn in der Haut, welche die große, ovale Nasenhöhle überspannt, und liegen oft der Mitte des Schnabels näher, als der Stirn. Die große fleischige Zunge füllt den innern Schnabel fast ganz und ist an ihren Seitenrändern gezähnelt oder gefranzt. Ihre niedrigen, vierzehigen Füße sind ziemlich weit nach hinten gestellt; nur die drei Vorderzehen sind durch zwei volle Schwimmhäute bis an die Spitzen verbunden, die Innenzeh aber längs ihrer freien, nach innen gekehrten Seite noch mit einem ganzen Hautlappen versehen; die

sehr kleine Hinterzeh ist völlig frei, höher eingelenkt als die vordere, doch mit der Spitze den Boden berührend, entweder mit gerundeter Sohle, oder diese in einen dünnen Hautlappen zusammengedrückt. Die Flügel sind nur von mittler Größe, vorn spitz, mit sehr starken Schwingfedern; der Schwanz kurz, abgerundet, seltner keilförmig, stets aus mehr als 12 Federn zusammengesetzt. Sie haben einen schmalen Kopf, einen mehr oder weniger langen und dünnen Hals, einen starken, walzenförmigen Rumpf, und eine sehr abweichend, nach Gattungen und Arten verschieden gestaltete Luftröhre. Ihr reiches Gefieder bildet eine sehr vollständige Bekleidung, zumal die Haut zwischen den Wurzeln der Conturfedern noch ausserdem mit überaus weichem, elastischem Flaum sehr dicht besetzt ist. Die Meisten sind im zweiten Jahr ausgefärbt und zeugungsfähig. Ihre Mauser ist einfach, bei manchen bloß bei den Männchen doppelt, und diese tragen dann ein prächtiges Hochzeitkleid.

Fast alle in diese Abtheilung gehörende Vögel bewohnen in der Fortpflanzungszeit bloß süße Gewässer, und gehen erst nach dieser an die Seeküsten und zum Theil aufs Meer, auf welchem indessen viele überwintern. Sie wandern alle, fliegen fast immer gesellig und oft in sehr großen Schaaren, sind meistens flüchtig, sehr scheu, doch viele auch leicht zu zähmen. Ihre Nahrungsmittel nehmen sie aus dem Pflanzen- und Thierreiche, bald abwechselnd aus beiden zugleich, bald vorzugsweise nur aus dem einen, an Körnern, Sämereien, Blättern und Wurzeln, oder an Insekten, deren Larven, Würmern, Schaalthieren, Amphibien, Fischen und deren Laich. Manche tauchen nach Nahrung in die Tiefe und auf den Grund des Wassers; andere holen sie mittelst des langen Halses, schwimmend und sich auf den Kopf stellend, herauf, ohne jemals mit dem ganzen Leibe darnach unterzutauchen; manche finden sie auch ausser dem Wasser; alle tauchen aber, wenn sie in höchste Lebensgefahr gerathen, auch so lange, als sie sich im Nest- oder Dunenkleide befinden, hier bei jedem Anschein von Gefahr oder auch zum Vergnügen. Sie leben in Monogamie und nisten in einzelnen Paaren zerstreuet an und auf den Gewässern. Die Weibchen bauen kunstlose Nester, die sie beim Brüten mit eigenen, sich selbst ausgerupften Federn und Dunen ausfuttern, wodurch ein großer Brütefleck auf der Mitte des Unterrumpfs entsteht, und legen viele blaßgefärbte,

ungefleckte Eier, die sie ohne Mithülfe der Männchen ausbrüten. Die Jungen, in ein dichtes, weiches, haarartiges Dunengefieder gekleidet, verlassen das Nest sogleich, werden von der Mutter sofort aufs Wasser geführt, zum Aufsuchen ihrer Nahrung, ohne sie zu füttern, angewiesen und beschützt, bis sie fliegen können, ohne daß der Vater sich um sie bekümmert, doch bei einigen Gattungen sie auch beschützen hilft. Theils wegen ihres schmackhaften Fleisches, theils wegen besonderer Güte und Brauchbarkeit ihrer Federn sind sie allgemein Gegenstand der Jagd, wie denn auch viele im ganz oder halb gezähmten Zustande zum Nutzen und Vergnügen unterhalten werden.

Sechs und achtzigste Gattung.

Gans. Anser. *Briss.*

Schnabel: Meistens von der Länge des Kopfs, nicht länger, aber oft kürzer; von oben erhaben gerundet, von unten flacher; an der Wurzel sehr hoch, viel höher als breit; nach vorn allmählig abfallend, viel niedriger und auch etwas verschmälert; oben und unten in einen breiten, gewölbten, gerundeten, scharfschneidigen Nagel endend. Der Unterkiefer ist am Kiel breit und weit vor gespalten, die flache, vorn gerundet umgrenzte Haut der Kielspalte an ihrer vordern Hälfte nackt; der Mund nur bis an den Kopf gespalten; die Randschneide des Oberkiefers übergreifend und inwendig mit starken Quereinschnitten, deren äußerste Enden in kegelförmige Zähne ausgezogen sind, die nach vorn an Größe und Stärke abnehmen, denen die gleichmäßigen, feinern und noch schärfern Zähne des Unterkieferrandes entgegenstehen; mit den erstern parallel und ihnen nahe ist der Gaumen ebenfalls mit einer Reihe kurzer Zähne besetzt. Der harte Schnabel ist mit weicher Haut überzogen, Zähne und Nagel aber von Einer harten Masse.

Das ovale, durchsichtige Nasenloch öffnet sich ganz vorn in der weichen Haut, welche die große, länglichrunde, etwas von der Stirn entfernt anfangende und in der Schnabelmitte endende Nasenhöhle überspannt.

Füße: Von mittler Größe, nicht sehr niedrig, kräftig gestaltet; der Schenkel über dem starken Fersengelenk kaum, oder nur ein kleines Stückchen nackt; die Läufe wenig zusammengedrückt; die drei starken Vorderzehen mit vollen und dicken Schwimmhäuten, die innern an der freien Seite entlang mit einem dicken Hautlappen; die kleine, schwächliche, höher gestellte Hinterzeh frei, mit glatter, gerundeter (nicht in einen Hautlappen übergehenden) Sohle. Ihr weicher Uiberzug ist nur auf den Zehenrücken quer geschildert, sonst bloß genetzt; am feinsten an den Schwimmhäuten, am gröbsten auf dem Spann, wo auch bei einigen Arten größere Quertäfelchen vorkommen. Die Krallen sind kurz, stark, flach gebogen, am Ende gerundet, unten wenig ausgehöhlt, aber mit scharfen Rändern; der innere Rand an der Kralle der Mittelzeh als eine bis zur Spitze breite, geschwungene Schneide vorstehend.

Flügel: Ziemlich groß, vorn spitz; von den starken Schwingfedern erster Ordnung, — deren starke Schäfte spitzewärts sich sanft nach innen biegen und deren Fahnen an der Endhälfte sich schnell verschmälern, — steht bald die zweite allein vor allen übrigen vor, bald ist sie mit der dritten von gleicher Länge und so beide die längsten und weit über die folgenden vorragend. In Ruhe liegend bleiben die Primarschwingen von den übrigen weit unbedeckt. Am Flügelbuge steht eine harte Schlagwarze, die bei manchen in einen hornartigen, kurzen Sporn übergeht.

Schwanz: Kurz, breit, abgerundet, oder gerade, aus 14 bis 20 Federn zusammengesetzt.

Das kleine Gefieder ist außerordentlich dicht und weich, am Kopfe und Halse ohne deutliche Umrisse, am letztern bei den ächten Gänsen in unregelmäßige Längestreifen oder Riefen getheilt, bei den andern diese nur schwach oder kaum angedeutet. Das an den übrigen Körpertheilen in größter Federzahl vorhandene Gefieder dicht und knapp anliegend, dick, derb und doch von sehr weichem Gewebe; auf dem Mantel die Federn besonders breit, an ihren Enden fast gerade, oder wenig abgerundet, sehr regelmäßig in Querreihen geordnet; an den untern Theilen noch dichter in einander

geschoben, aber in weniger geregelten Reihen; die Brustseiten mit einer dichten Decke großer Tragfedern, hinter welchen die ruhenden Flügel aufgenommen werden. Es giebt darum eine so sehr dichte Bedeckung, weil der untere Theil des Kiels fast rechtwinklig oder doch in sehr stumpfem Winkel in der Haut steckt, der Schaft im Aufsteigen sich nach hinten biegt, dieser und die ganze Feder einen Bogen, gleich dem Viertheil eines Rundkreises, bildet und am Ende nur zu einem kleinen Theil von ihren Nachbarn unbedeckt bleibt, wobei nicht allein die Bärte an den Federwurzeln dunenartig sind, sondern auch zwischen einander noch ein wirkliches besonderes Dunengefieder im reichsten Maaße haben.

Sie haben einen schmalen, etwas kleinen Kopf, mit sehr niedriger Stirn und abgeflachtem Scheitel, und einen ziemlich langen dünnen Hals, doch ist dieser kürzer als der Rumpf (im Gefieder), welcher walzenförmig, dabei gedrungen, fleischig und nicht leicht gebauet ist. — Die Färbung des Gänsegefieders ist keine prächtige; Weiß, Schwarz und Grau, desgleichen eine geschuppte Zeichnung, sind häufig, bei den ächten Gänsen aber ein ihnen allein eigenthümliches, sogenanntes Gänsegrau, auf dem Mantel ein tiefes Graubraun, durch fast gerade, weißliche Endkanten der Federn gehoben, welche sich bänderartig in Querreihen ordnen.

Die Gänse gehören zu den Vögeln erster Größe, folgen darin auf die Schwäne und stehen über den Enten; und wenn auch die kleinern Arten in der Größe des Rumpfs von mancher Entenart übertroffen werden, so sehen sie doch größer aus, eine Täuschung, welche der längere oder mehr ausgestreckt getragene Hals und die höhern, mehr im Gleichgewicht stehenden Beine bewirken.

Von Linnée wurden die Gänse mit den Schwänen und Enten in eine Gattung vereinigt. Sie unterscheiden sich aber von beiden so wesentlich und in so wichtigen Stücken, daß sie mit weit mehrerm Rechte, als viele andern Gattungen der neuern Systematiker, von jenen getrennt aufgestellt zu werden verdienen. Recht auffallend abgeschieden stehen die eigentlichen Gänse, während eine kleine Abtheilung halb gänse- halb entenartiger Vögel Uibergangsformen zur Gattung Anas darstellen, die wir aber, um nicht eine besondere Gattung für sie zu begründen, — zu welcher sich, nach unsrer Ansicht, zu wenig unterscheidende, zum Theil nur zweideutige Charactere auffinden lassen, — als eine besondere Unterab-

theilung oder Familie bei den Gänsen belassen, indem wir uns überzeugt haben, daß, namentlich an lebenden Thieren dieser Arten, das Gänseartige nicht allein nicht zu verkennen, sondern auch in ihrem ganzen Wesen auffallend vorherrschend ist.

Die Gänse unterscheiden sich nicht allein durch eine ganz andere Gestalt von den Enten, sondern auch durch eine ganz verschiedene Lebensweise von den Enten. Fast allein von Vegetabilien lebend, suchen sie diese nicht allein viel häufiger am, als im Wasser, sondern sogar am gewöhnlichsten auf dem Trocknen. Deshalb gehen sie auch viel besser, behender und anhaltender, halten sich stets viel länger auf dem Trocknen auf, ja manche gehen in langen Zeiträumen nur dann zum Wasser, wenn sie trinken, baden oder sich sichern wollen. Die scharfen und gezähnelten Ränder ihres harten, kräftigen Schnabels dienen vortrefflich zum Abbeißen und Benagen der Pflanzen, wie zum Abzwicken der Grannen von harten Körnern, was Schwäne und Enten, mit ihren weichern und schwächern Schnäbeln, nicht vermögen. Sie schwimmen viel schlechter als diese und tauchen nach Nahrung niemals ganz unter Wasser. Sie holen diese aus der Tiefe bloß dadurch herauf, daß, wo der lange Hals nicht allein hinabreicht, sie sich dazu noch auf den Kopf stellen und auf diese Weise mit dem Schnabel auf den Grund des Wassers zu langen suchen, haben dieses jedoch mit den Schwänen und nichttauchenden Enten gemein. Aber sie schnattern nicht im Schlamme und trübem Wasser, wie diese mit ihren fühlenden Schnäbeln, um lebende kleine Geschöpfe heraus zu tasten und zu fangen, sondern nur an solchen Stellen und auf eine ganz andere Manier, wo sie Samen, Wurzeln und andere Pflanzentheile aus jenem hervorholen wollen.

Von den Enten unterscheiden sie sich auch dadurch, daß bei den Gänsen beide Geschlechter eine gleiche Färbung haben, und daß bei ihnen ein besonderes hochzeitliches Prachtkleid nicht vorkömmt.

Die Männchen sind etwas größer und stärker, haben einen längern und stärkern Hals, und im Leben eine stolzere Haltung, eine durchdringendere Stimme, aber ihr Gefieder ist kaum etwas lebhafter gefärbt, als das der Weibchen, beide Geschlechter sind daher bei den meisten Arten äußerlich sehr schwer zu unterscheiden. Auch das Gefieder der Jungen unterscheidet sich mehr durch seine weniger vollkommene Ausbildung, als durch seine düsterere Färbung, bei wenigen durch Mangel einiger kleinen Zeichen, von dem der Alten; es macht aber schon vor Anfang des zweiten Jahres einem, dem

der Alten gleichen, Platz. Die Mauser ist einfach; sie tritt in den ersten Sommermonaten, bei manchen gleich mit Ende der Brütezeit ein, und die Schwingfedern fallen dabei gewöhnlich in der letzten Zeit dieser Periode und oft fast alle zugleich aus, so daß viele dann einige Zeit nicht fliegen können. Die Jungen vertauschen ihr erstes Gefieder gleich vom ersten Herbst an, nach und nach, und durch den Winter, mit einem dem der Alten ganz ähnlichen, behalten aber die Schwingen und meistens auch die Schwanzfedern bis zu ihrer ersten Hauptmauser, nachdem sie etwas über ein Jahr alt geworden. Obwol man gewöhnlich annimmt, daß die jungen Gänse im zweiten Frühjahr ihres Lebens fortpflanzungsfähig wären und brüteten, so finden sich doch so viele Ausnahmen von dieser vermeintlichen (wol nur von Hausgänsen abgeleiteten) Regel, daß diese mindestens nicht als allgemein gültig betrachtet werden darf, wenigstens pflanzen sich von der einen Hauptart, — die in Deutschland allein nistend gefunden wird, von welcher es daher genügend beobachtet ist, — die Jungen in ihrem zweiten Lebensjahr noch nicht fort, sondern erst im dritten. Wir dürfen daher glauben, daß dies bei allen ächten Gänsen (unsrer ersten Familie) so sei, und vielleicht nur bei den übrigen Familien Ausnahmen erleide.

Die Gänse sind über viele Theile der Erde verbreitet, besonders häufig in der kalten Zone, aus welcher sie, bei eintretender Winterkälte und häufigem Schnee in eine gemäßigtere wandern, und im Frühjahr erst in jene zurückkehren, in welcher die meisten brüten. Verhältnißmäßig weit wenigere (abweichende) Arten gehören nur den Tropenländern an. — Ihre Wanderungen machen sie gesellig, jene in großen und kleinern Schaaren, welche sich oft zu Tausenden in ein einziges Heer vereinen, das aber dann stets aus vielen kleinern Häufchen besteht, welche die einzelnen Familien bilden, die unter sich noch strenger zusammen halten, ihre eigenen Anführer haben, und sich so nur dem großen Haufen anschließen, in welchem sie die gemeinschaftlichen Futterplätze besuchen. Ein solches Heer zerfällt wieder in drei Haupttheile, in die Hauptarmee, als den größesten, und in zwei kleinere, die Vor- und die Nachhut; auf diese Weise begiebt es sich nach den Weideplätzen, wie auf die Reise. Die verschiedenen Arten, woraus ein solches besteht, leben dabei getrennt, ohne sich gänzlich von der Schaar abzusondern. Fast immer bildet jedoch nur Eine Art die größte Mehrzahl und die wenigen andern werden von dieser bloß geduldet. Mit Enten, Schwänen und andern Vögeln halten sie dagegen gar keine Gemeinschaft.

Sie gehen geschickt, fast gar nicht wackelnd, sehr viel und können auch ziemlich schnell laufen, tragen im Stehen und Fortschreiten den Rumpf wagerecht, den Hals aufgerichtet, gerade oder sanft Sförmig gebogen. Auf dem Wasser benehmen sie sich viel unbehülflicher, schwimmen weit schwerfälliger als sie gehen, und werden daher leicht vom Winde und den Wellen getrieben. Im Schwimmen senken sie den vordern Theil des Rumpfes viel tiefer in die Fläche, als den hintern, so, daß die Ferse sich häufig uneingetaucht zeigen, und tragen den Schwanz hoch über dem Wasser, jedoch wagerecht. Sie tauchen meistens mit einem kleinen Anlaufnehmen, bloß wenn sie spielen, oder wenn sie des Vermögens zu fliegen beraubt oder jung sind und noch nicht fliegen können; sie tauchen in tiefem Wasser auch nie bis auf den Grund. — Ihr Flug, durch kräftige Schwingungen der weit ausgestreckten Flügel bewirkt, ist weder der schnellste, noch der leichteste, doch beides genug, um ihnen mancherlei Schwenkungen zu gestatten und sie dem Gesichtskreise des Nachschauenden bald genug zu entziehen; der Wanderflug, besonders wenn sie Eil haben, ist der schnellste. Ganz niedrig fliegen sie selten, am öftersten in einer Höhe zwischen 100 und 200 Fuß, auf der Wanderung noch viel höher, doch nicht leicht über ohngefähr 300 Fuß. Hier bilden sie dann familienweise, wenn es 10 bis 15 Individuen, eine einzige schräge Reihe, oder wenn es mehrere sind, zwei solche, vorn im spitzen Winkel vereinte, wobei gewöhnlich der stärkste Vogel (wahrscheinlich als der älteste und erfahrenste) die Spitze führt und alle übrigen in strenger Ordnung folgen. Der gemeine Mann nennt dies: „eine Pflugschleife bilden", weil diese Figur dem Theile dieses Ackergeräths auch darin ähnelt, daß, wie bei diesem, der eine Schenkel fast immer länger als der andere, oder die Anzahl der Vögel in beiden Reihen selten dieselbe, in der einen vielleicht 10, wenn in der andern 15, ist; dies jedoch mit vielerlei Abwechslungen. Es scheint nicht dem Zufall überlassen, ob sich der eine oder andere Schenkel dieses hinten offnen Dreiecks länger oder kürzer gestalten, oder aus einer größern oder geringern Anzahl Vögel zusammenstellen will; man bemerkt vielmehr, daß, wenn der Zug, um sich etwas zu erholen, jene Ordnung einmal aufhebt, sie aber kurz darauf wieder herstellt, daß aufs Neue die vorige Figur immer wieder erscheint, und wenn einzelne Vögel nicht ihren vorigen Platz wieder gefunden, sie austreten und da einrücken, wo sie hingehören, selbst aus einer Reihe in die andere übertreten; die meisten Male weiß aber jedes Individuum, ohne lange zu suchen,

sogleich seinen rechten Platz zu finden. Warum sie, gleich andern vorsichtigen Vögeln, in dieser Ordnung fliegen, ist nicht schwer zu errathen; denn nur auf diese Weise hindert kein Individuum das andere am Umschauen nach allen Seiten; auch mag ein so geregelter Keil das Durchschneiden der Luft erleichtern. Oft streichen sie so unaufhaltsam in einem Striche fort, soweit das Auge reicht; manchmal machen sie aber auch plötzlich Halt, fliegen dann unter vielem Schreien langsamer und durcheinander herum; allein in Kurzem sieht man den Anführer sich wieder in Marsch setzen, die übrigen wieder in Reihe und Glied rücken und nun die Reise in der nur kurze Zeit aufgegebenen, frühern Ordnung hastig fortsetzen. Auch wenn sie sich niederlassen wollen, fliegen sie unordentlich durcheinander, öfters kreisend, aber nie schwebend, und wenn sie nicht weit weg, nur von einem Futterplatze zum andern wollen, fliegen sie ebenfalls ohne Ordnung, doch nahe beisammen, auch dann gewöhnlich ziemlich, und bei starkem Winde sehr niedrig. Ihr Flug ist, wenn er hoch geht, mit einem sausenden, nahe über der Erde mit einem knarrenden Geräusch verbunden, und das Niederlassen oder Aufsteigen einer Schaar begleitet ein starkes Poltern, alles dieses nur in der Nähe sehr vernehmbar.

Obwol sehr wachsame Geschöpfe, sind die Gänse doch bloß Tagvögel; gehen zwar spät in der Dämmerung zur Ruhe und durchschlafen die Nächte, um frühe wieder wach zu sein, wandern jedoch auch zuweilen in mondhellen Nächten. Ihre Schlafstellen suchen sie an sichern Orten, bald auf dem Trocknen, bald auf dem Wasser, doch auf jenem lieber. Sonst gehören sie, mit wenigen Ausnahmen, unter die scheuesten und vorsichtigsten Vögel, mißtrauen jedem Menschen, am meisten dem Jäger oder Schützen, welchen sie klugerweise noch obenein recht gut vom Landmann oder Hirten zu unterscheiden wissen. Dessen ungeachtet werden alle, auch alt eingefangen, leicht zahm, und zeigen hier, obgleich nach einem alten Sprüchwort die Gänse für dumm verschrieen sind, viele und mancherlei intellectuelle Fähigkeiten. Man glaubt, daß von der einen Art unsere zahme oder Haus-Gans abstamme, die an Klugheit alles andere Hausgeflügel übertrifft. Durch sie ist es Sprachgebrauch geworden im gemeinen Leben und bei den Jägern das männliche Geschlecht: Ganser oder Gänserich, auch Gänsch, das weibliche schlichtweg: Gans zu nennen.

Die Gänse erreichen, wie andere große und scheue Vögel, ein hohes Alter; man bemerkte, daß in Gefangenschaft gehaltene nach

vielen Jahren unverändert, und Hausgänse über ein Menschenalter hinaus bei vollen Kräften blieben. Es ist schon erwähnt, daß sie meistens, eine Abtheilung fast ausschließlich, von Vegetabilien leben und diese am häufigsten auf trocknem oder sumpfigem Boden, auf Feldern, Wiesen und in Moräſten, viel seltner auf offnem Wasser suchen, daß sie hier nie darnach untertauchen, sondern sie mittelst ihres langen Halses heraufholen, und wo dieser dazu nicht ausreicht, durch senkrechtes Aufrichten des Rumpfes von hinten nach vorn, wodurch ein Einsenken des Vordertheils bis an die Schenkel entsteht, die Halslänge zu verdoppeln suchen, so daß in dieser Stellung nur ein Theil der Schenkel, der ganze Bauch, Unterrücken, Bürzel und Schwanz, nebst den Enden der Flügel, senkrecht über der Wasserfläche bleiben (eine Pyramide bildend), und durch Zappeln oder Plätschern mit den Füßen mehrere Secunden lang in solcher erhalten werden. Hierbei bleiben die Flügel, bis an die Schwingfedern unter Wasser, durch die Tragefedern dicht an den Leib geklemmt. Sie stellen sich hierbei, so zu sagen, auf den Kopf, können sich aber in solcher wankenden Stellung nicht lange erhalten, weil sie ohne zu athmen (was sie, den Kopf unter Wasser, natürlich nicht vermögen), auch nicht lange aushalten. Zuweilen, doch selten, verlieren sie dabei das Gleichgewicht und kippen rücklings über, worüber sie dann nicht wenig erschrecken. Man hat es ein Tauchen mit dem halben Leibe oder halbes Untertauchen, schwimmend auf den Kopf stellen, oder auch mit einem Wort: Gründeln genannt, weil sie dadurch meistens das, was auf dem Boden des Wassers liegt oder wächst, mit dem Schnabel zu erlangen suchen; denn auf tiefern Wasser können sie nichts schaffen. So lange sie den Kopf tief unter Wasser haben, hören sie auch nicht, was über ihnen vorgeht, sogar Gewehrschüsse nicht. — Mit dem scharfgerändelten und starkgezähnelten Schnabel können sie ziemlich beissen, feste Rinden benagen, Wurzeln zerkleinern, starke Stengel und Spitzen von harten Körnern abbeissen, sich auch vertheidigen. Hierbei nehmen sie jedoch mehr ihre starken Flügel in Anspruch, mit denen sie heftige Schläge austheilen, welche der harte Knoll an der Handwurzel desto wirksamer macht. Sie trinken nicht oft, aber gewöhnlich viel auf ein Mal, indem sie den Schnabel tief ins Wasser stecken und es theils einschlürfen oder einschnattern, theils den gefüllten Schnabel fast senkrecht erheben und das Wasser so den Schlund hinabrinnen lassen. Sie baden sich gern und oft, tauchen dabei zuweilen ganz unter, nehmen aber gewöhnlicher das Wasser

mit Kopf und Hals schnell auf, um es sich so über den Rücken zu schütten, schütteln dazu die Flügel, und fetten zuletzt das Gefieder aus der Schwanzdrüse tüchtig ein, so daß nun am Gefieder des gesunden Thieres kein Wasser haftet.

Sehr eigenthümlich und kenntlich ist ihr Unrath. Sie entleeren sich desselben in Häufchen fingerlanger Stücke von fast fingerdicken, dichten Walzen. Er ist von olivengrünlicher Farbe, und mit unverdaueten Resten grober Pflanzentheile vermengt. Für den Pflanzenwuchs hat der Gänsekoth baitzende Eigenschaften.

Sie leben in Monogamie, paaren sich ordentlich, und die einmal geschlossenen Ehen dauern für die ganze Lebenszeit. Die Männchen helfen zwar nicht brüten, aber nachher die Jungen führen, und sind die wachsamsten und muthigsten Beschützer ihrer Familien. Im Anfang der Begattungszeit sind die Männchen sehr aufgeregt, schreien viel und kämpfen oft hartnäckig mit ihren Nebenbuhlern. Nur eine Art pflanzt sich auch in Deutschland fort, die übrigen (bis auf die unsrer dritten Familie, die südlicher wohnen), unter weit höhern Breitegraden innerhalb der Polarkreise. An sichern Orten, wo entweder Menschen selten hinkommen, oder nicht hingelangen können, in ausgedehnten, mit vielem Schilf, hohen Gräsern und Weidengesträuch besetzten Sümpfen, weitläufigen Morästen mit Landseen und Flüssen verbunden, auf nassen und morastigen grünen Flächen nisten oft viele Paare, aber nicht dicht neben einander, auf kleinen Inselchen, Schilfkufen oder umgeknickten alten Schilfbüscheln, auch wol in einsamen Teichen nahe bei größern Gewässern. Sie bauen große, kunstlose Nester, legen 6 bis 12 Eier, von einer dem Körper angemessenen Größe und ächten Eigestalt, starker, nicht glänzender Schale, und von einer stets ungefleckten, weißlichen und wenig schmutziggrünlichen Färbung. Die Weibchen bedecken sie beim Abgehen mit Nestmaterial, hüllen sie beim Brüten in einen Kranz von den eigenen Dunen, die sie sich an der Unterbrust und dem Bauche ausrupfen, wodurch ein einziger großer Brütefleck entsteht. Nach ohngefähr 4 Wochen entschlüpfen die mit weichem, haarartigem Flaum sehr dicht bekleideten Jungen den Eiern und werden bald nachher von der Mutter, unter Beistand des Vaters, auf die Weide geführt. Die Familien bleiben, unter steter Obhut des Vaters, beisammen bis zum folgenden Frühjahr, wo die Jungen, von welchen sich die meisten dann noch nicht begatten, sich von den Aeltern absondern. Diese Familienanhänglichkeit ist höchst merkwürdig, bleibt selbst auf ihren Wanderungen ganz dieselbe, wenn

auch Tausende beisammen sind, und man sieht solche Häufchen, wenn sie sich gelegentlich auch zu einem einzigen großen Schwarm durcheinander mischen, immer sehr bald wieder, wie zuvor, sich familienweise sondern. Die Aengstlichkeit vereinzelter Glieder, mit welcher diese dann ihre Angehörigen aufsuchen und in ihrer Reihe den gewohnten Platz wieder einzunehmen trachten, ist sehr interessant; begegnet einer Familie das Unglück, ein Glied zu verlieren, z. B. durch einen Schuss, so umschwärmen es seine Angehörigen, jämmerlich schreiend und unter ohnmächtigen Bemühungen, es mit sich fort zu nehmen, gewöhnlich noch einige Zeit, während andere Familien und der große Haufe sich nicht darum kümmern, sondern ohne Weiteres die Flucht ergreifen. — Nur schwächliche Junge verspäteter Bruten vereinzeln sich zuweilen und bilden die Nachzügler jener großen Heere, so wie dies jederzeit diejenigen thun, welche einer andern Art, als die der Mehrzahl, angehören.

Feinde haben die Gänse an allen großen und edlern Raubvögeln, vor denen sie sich, wenn sie Wasser erlangen können, zuweilen auch durch Untertauchen zu retten suchen; ihre Brut, an Füchsen, Mardern, Iltissen u. A. Den meisten Verfolgungen setzen sie Wachsamkeit und große Vorsicht entgegen. — Sie sind, ihres guten Wildprets und der herrlichen Federn wegen, Gegenstand der Jagd, werden aber, wegen großer Scheuheit, trotz aller Nachstellungen nicht in solcher Menge erlegt oder weggefangen, daß dadurch der Schaden, welche ihre wandernden Schaaren dem Getraidebau zufügen, merklich beschränkt würde.

Anatomische Charakteristik

der

Gattung Anser,

nach den hinterlassenen Papieren von

Ch. L. Nitzsch,

zusammengestellt von

R. Wagner.*)

„Die Gattung Anser bildet mit Cereopsis, Cygnus, Anas und Mergus eine auch in pterylographischer und anatomischer Hinsicht sehr konforme Familie, welche von Illiger unter dem Namen Lamelloso-dentati unterschieden, von Andern mit dem der Anatidae, von Nitzsch als „Dermorhynchi" bezeichnet wurde. Die allgemeinen anatomischen Familiencharaktere sollen bei der Gattung Anas, als der typischen Gattung, zusammengestellt werden. Folgende anatomische Eigenthümlichkeiten zeichnen die Gänse von den nahe verwandten Gattungen aus."

„Der Schädel stimmt mit dem der Enten überein; bei Anser torquatus sind die Eindrücke der Gruben für die Nasendrüse auf der Stirne flach; bei den anderen Arten findet sich nur eine Abstumpfung des oberen Orbitalrandes. Die hinteren Fortsätze des Unterkiefers sind weit weniger aufwärts gebogen, als bei den Enten."

---

*) Mit meiner Uebersiedelung nach Göttingen, ging mir ein großer Theil des Materials verloren, das ich zum Behuf meiner ornithotomischen Beiträge für dieses Werk in den letzten Jahren in Erlangen gesammelt und den dortigen Universitätssammlungen einverleibt hatte. Meine schriftlichen Noten reichen zu diesem Behufe nicht aus. Auf meine Bitte hat Herr Professor Burmeister in Halle die Güte gehabt, mir die nachgelassenen Manuscripte von Nitzsch, so weit sie die Gattungen Anser, Cygnus, Anas und Mergus betreffen, zur Benutzung zu übersenden. Glücklicher Weise sind die sonst zum Theil sehr aphoristischen Noten von Nitzsch für diese Familie mehr zur Publikation vorbereitet, wie ich schon im Voraus erwartete, da Nitzsch bereits den Artikel „Dermorhynchi" für die Encyklopädie von Ersch und Gruber bearbeitet hatte. Nur die Gattung Mergus ist weniger vollständig. Da diese aber erst in dem folgenden Bande abgehandelt werden wird, so hoffe ich, bis dahin so viel Material zu erhalten, um die anatomischen Beiträge bis zum Schlusse fortzuführen. Allenfallsige eigenthümliche Beobachtungen oder Abweichungen von Nitzsch, werde ich in besondern Anmerkungen geben.

„Die Halswirbel variiren in der Zahl, meist finden sich 17 (bei A. torquatus, albifrons, cinereus, domesticus), bei A. aegyptiacus nur 14."

„Es finden sich 9 Rücken- und 7 Schwanzwirbel."

„Das Rumpfskelet ist offenbar bei den Gänsen kürzer, als bei den Enten."

„Die Oberarmknochen sind viel länger als das Schulterblatt und reichen auch über das Hüftgelenk der Oberschenkel hinaus, wodurch sich ebenfalls die Gänse von den Enten unterscheiden; bei A. domest. ist dieß weniger der Fall. Die Oberarmknochen sind pneumatisch; Vorderarm- und Handknochen sind mit jenen von gleicher Länge. Das Schulterblatt ist im Verhältniß breiter und kürzer, als bei den Enten."

„Der Brustbeinkamm ist viel weniger als bei den Enten nach vorne zugespitzt und weit weniger oder gar nicht halswärts gezogen."

„Das Becken scheint sich nicht von dem der Enten zu unterscheiden. Die Wirbelparthie desselben ist bei manchen Arten durchlöchert, bei manchen nicht, was aber nach dem Alter zu variiren scheint. Die Aeste des Schambeins sind gegen einander gebogen."

„Unter den Muskeln zeichnen sich diejenigen, welche den Kiefer bewegen, durch besondere Stärke aus."

„Die Eingeweide haben den allgemeinen Charakter der Familie." *)

„Die Nasendrüse ist nierenförmig und nimmt den hinteren Theil der Stirnbeine ein. Bei A. torquatus ist sie sehr groß, bildet ein dickes Polster in der Grube und stößt mit der anderen Seite zusammen."

„Im Auge ist die Harder'sche Drüse sehr ansehnlich; der Fächer hat in der Regel etwas weniger Falten, als bei manchen Enten, 11—12, bei A. leucopsis nur 9."

„Weder an der Luftröhre, noch an den Bronchien der Gänse finden sich jene eigenthümlichen Biegungen oder Erweiterungen, welche bei den andern Gattungen der Hautschnäbler so häufig vorkommen.

*) Nitzsch bemerkt schon die Häufigkeit des Darmdiventikels in der Mitte der Darmlage, bei der ganzen Familie. Ich fand dasselbe bei verschiedenen Enten nicht selten fehlen, dagegen ohne Ausnahme vorhanden bei der Hausgans und hier meist einen halben Zoll lang.

Dabei zeigen beide Geschlechter keine erheblichen Unterschiede. Die Luftröhre besteht meist aus harten, knöchernen Ringen, die selbst nach unten verschmelzen. Eigentliche Muskeln des unteren Kehlkopfs fehlen, wie bei der ganzen Familie."

„So nach Untersuchungen von A. domesticus, cinereus, torquatus, leucopsis, segetum, cygnoides und aegyptiacus."

* * *

Die Arten dieser Gattung gruppiren sich naturgemäß, sowol nach dem Aeußern, wie nach ihrer Lebensweise, in mehrere Unterabtheilungen oder Familien, von denen aber nur drei europäisch sind, wovon die erste an Arten die zahlreichste ist.

Erste Familie.

Aechte Gänse. Anseres verae.

Der starke, hellfarbige, nur bei manchen bloß an der Wurzel und Spitze schwarze Schnabel ist meistens von der Länge des Kopfes, an der Wurzel bedeutend hoch; die äußern Lamellenecken oder Zähne des Oberschnabels auch bei geschlossenem Schnabel von aussen sichtbar; ihre starken Füße hellfarbig.

In der Jugend ist der Schnabel über den Nasenlöchern stark aufgetrieben oder aufgeblasen, was sich später allmählig verliert, wodurch er dann erst die dauernde Gestalt erhält.

Ihr Gefieder ist am Halse deutlich in unregelmäßige Längerieſen abgetheilt; in allen übrigen Theilen fest schließend und glatt anliegend; auf dem Mantel die einzelnen Federn breit, mit fast geraden oder sehr wenig gerundeten Enden, die hellen Endkanten dieser sehr dunkel gefärbten Federn sehr regelmäßige Querstreifen bildend; von den ähnlich gefärbten Tragefedern die größten, am Rande nach oben mit einer breiten, weißen Seitenkante, die zusammen einen weißen Streif bilden, welcher am ruhenden Flügel hinläuft, dem Jugendkleide aber fehlt; die Schwingfedern erster Ordnung aschgrau, an der Endhälfte schwarz, ihre Schäfte weiß; die Schwanzfedern dunkelgrau, mit weißen Kanten und Spitzen; die obern und untern Schwanzdeckfedern weiß. Die herrschende Färbung des Gefieders im Allgemeinen aus Braun und Grau gemischt, nebst der eigenthümlichen Vertheilung und Zeichnung derselben wird Gänsegrau genannt.

Ihre Nahrung nehmen sie, mit sehr seltenen Ausnahmen, allein aus dem Pflanzenreiche. Sie ziehen die süßen Gewässer den

salzigen vor, bringen aber die längste Zeit ihres Lebens auf trocknem Lande zu.

Die in diese Abtheilung gehörenden Arten sind wegen vieler Uibereinstimmung in Farbe und Zeichnung des Gefieders und sonstiger großer Aehnlichkeiten untereinander, schwer zu unterscheiden; dazu kömmt noch, daß eine und dieselbe oft bedeutend in der Körpergröße, sogar auch in Länge oder Stärke des Schnabels abändert. Die genauere und zuverlässige Kenntniß derselben wird besonders dadurch noch sehr behindert, daß fast alle im Sommer nur im hohen Norden wohnen, weshalb man ihre Fortpflanzungsgeschäfte bisher gar nicht oder nur höchst unvollkommen beobachtet hat.

In Deutschland haben wir wenigstens

Sieben Arten.

313.

Die Schnee-Gans.

Anser hyperboreus. *Pall.*

Taf. 284. { Fig. 1. Altes Männchen. Fig. 2. Zweijähriges Weibchen. Fig. 3. Jugendkleid.

Polargans; Hagelgans; Schleckergans; nordiſche Gans. Schneegansente.

Anser hyperboreus. Pallas, Spic. VI. p. 26. oder deſſen Naturg. merkw. Thiere. VI. S. 30. = Ibid. Zoogr. ross. II. p. 227. n. 322. = *Anser niveus,* Briss. Orn. VI. p. 288. n. 10. = *Anas hyperborea.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 504. n. 54. = Lath. Ind. II. p. 837. n. 14. = *L'Oie de neige.* Briss. Ois. l. c. = *L'Oie hyperborée.* Sonn. nouv. Edit. d. Buff. Ois. XXV. p. 217. = Temminck, Man. nouv. Edit. II. p. 816 et IV. p. 516. = *Snow-Goose.* Lath. Syn. VI. p. 455. n. 10. — Uiberſ. v. Bechſtein, III. 2. S. 388. n. 10. = Penn. arct. Zool. II. p. 549. n. 477. — Uiberſ. von Zimmermann, II. S. 510. n. 395. = Wils. Americ. Orn. VIII. t. 68. Fig. 5. = Bechſtein, Naturg. Deutſchlds. IV. S. 906. = Deſſen, orn. Taſchenb. II. S. 407. = Wolf u. Meyer, Taſchenb. II. S. 551. = Brehm, Lehrb. II. S. 766. = Deſſen, Naturg. a. V. Deutſchlds. S. 854. = Gloger, Schleſ. Fauna. S. 55. n. 250. = E. v. Homeyer, Vög. Pommerns. S. 72. n. 238. = Keyſerling u. Blaſius, Wirbelth. Europ. I. S. 223. n. 384. = Naumann's Vög. alte Ausg. Nachtr. S. (48.) 157. Taf. XXIII. Fig. 46. altes Männchen.

Anmerk. Andere Synonyme, welche man gewöhnlich zum Jugendkleide citirt, ſind zu unſicher, um darauf Rückſicht nehmen zu können.

Kennzeichen der Art.

Schnabel und Füße orangefarbig; das ganze Gefieder, bis auf die ſchwarze Flügelſpitze, rein weiß; nur im Jugendkleide lichtgrau gewölkt und beſpritzt, dann auch der Schnabel und die Füße grau. Größe der Ackergans.

Beschreibung.

Diese Gans unterscheidet sich vor allen andern Arten durch ihr schneeweißes Gefieder, das nur am Jugendkleide eine graue Zeichnung, ähnlich der aller ächten Gänse, besitzt, wenn auch diese in einer nur blassen Färbung, so daß bei diesen jungen Gänsen, wenn man sie in einiger Entfernung sieht, wo die dürftigen blaßgrauen Zeichnungen in dem herrschenden Weiß zu einer schimmelichten Färbung verschmelzen, im Ganzen auch Weiß die Oberhand behält. Die Art bekömmt dadurch eine entfernte Aehnlichkeit mit den Schwänen; doch beschränkt sich diese allein auf das herrschende Weiß im Gefieder, nicht auf dessen dunkle Zeichnungen, die bei jungen Gänsen, — diese Art nicht ausgenommen, — einen ganz andern Charakter als bei jungen Schwänen haben. Unsere Schneegans gehört übrigens durchaus in die Familie der ächten Gänse, nicht in eine andere, noch weniger kann sie eine abgesonderte Gattung darstellen. Ein einziger Blick auf ihre äußere Gestalt, in allen Theilen ächt gänseartig, läßt über ihre Stellung zu den übrigen Gänsearten gar keinem Zweifel Raum; auch das Wenige, was man über ihre Lebensart erfahren hat, bestätigt ganz dasselbe.*)

Uiber die Färbung der jungen oder jüngern Vögel dieser Art, sogar über die der Weibchen, finden sich bei den Schriftstellern mancherlei widersprechende Angaben; es mögen für solche Irrthümer nur Verwechslungen mit andern Arten zum Grunde liegen.

So wie die Gattung der Gänse überhaupt, im Sondern ihrer zahlreichen und untereinander sich oft ausserordentlich ähnelnden Arten, vorzüglich wegen Mangel genauer Kenntniß ihrer Fortpflanzungsgeschichte, vieler, ja der meisten, die größten Schwierigkeiten darbieten, so fordert besonders unter dem, was namentlich von der Schneegans bekannt geworden, noch Manches zu einer sorgfältig prüfenden Sichtung auf. Die Seltenheit der Art für Deutschland und für deutsche Sammlungen (deren Ursache man nicht recht be-

*) Einen auffallenden Mißgriff that Hr. Brehm, wenn er für sie eine besondere Sippe, Gans-Ente, Tadorna, bildete, noch unschicklicher, sie darin (zwar in Familien gesondert) mit Anas aegyptiaca, L. und sogar mit Anas Tadorna, L. vereinigte. Er hat demnach drei sehr abweichende Vogelarten zusammengestellt, die durchaus nicht zusammengehören, was sie sogar im ausgestopften Zustande schon zeigen, wenn man sie, nebeneinander gestellt, auch nur eines flüchtig vergleichenden Blickes würdigen will.

greift, da die Art doch in dem vielbereiseten Nordamerika — freilich meist britischem — in großer Menge vorkömmt), erschwert ihr Erforschen sehr, und kämen mir nicht aus neuern Zeiten einige Exemplare aus Mexico und aus den innern Freistaaten zu Hülfe, so würde sich meine Autopsie auch nur auf ein vor vielen Jahren in Händen gehabtes Stück, 1803 in Schlesien erlegt, beschränkt sehen. Daraus ist denn mir wenigstens die Uiberzeugung hervorgegangen, daß die Nordamerikanischen mit den zuweilen nach Deutschland (höchstwahrscheinlich aus Nordasien) verirrten Schneegänse zu einer und derselben Art gehören.

Unsere Schneegans gehört unter andern Gänsen noch zu denen erster Größe; denn sie giebt ausgewachsen der Graugans wenig nach, zeigt auch in ihrer Statur mit dieser die nächste Verwandtschaft. Eine anscheinend noch allgemeinere Aehnlichkeit findet zwischen ihr und der weißen Schwanengans*) Statt, besonders wenn unsere männliche Schneegans bereits den Knollen an der Stirn hat, welcher dem jener etwas ähnelt, wie denn die Farben dieses auch dazu beitragen; allein sie ist, gegen diese gehalten, ein viel schwächlicheres Geschöpf, von zierlicherem Bau, ihr kleinerer Schnabel kürzer, über und vor den Nasenlöchern höher oder gewölbter,

---

*) Ich meine hier nämlich die weiße Schwanengans, mit orangerothem Schnabel und Fuß, welche die braungraue Schwanengans, mit schwarzem Schnabel und Fuß (auch Trompetergans oder chinesische Gans genannt) bei Weitem an Größe übertrifft, obgleich sie einen kürzern Hals hat. Man hat diese weiße und diese braune für Abarten Einer Stammart gehalten, und beide unter Einem Namen, Anser cygnoides, zusammengeworfen; allein sie weichen in zu vielen Stücken und so wesentlich ab, daß, soweit meine Kenntniß reicht, ich sie für specifisch verschieden halten muß und vorschlage, die weiße, A. cygnoides, die braune, A. chinensis (nicht guineensis) zu nennen. Dieser steht als nächste Verwandte die canadische Gans, Ans. canadensis, jener unsere weiße Hausgans zur Seite; welch' ein Unterschied! — Beide werden hin und wieder mehr zum Vergnügen als zum Nutzen, im gezähmten Zustande gehalten, wo sie sich auch fortpflanzen, aber wol nur selten mit einander vermischen. Ich selbst habe sie mehrere Jahre nebeneinander beobachtet, sie aber so durchaus verschieden gefunden, daß ich sie unbedingt für zwei verschiedene Arten halten muß, wenn man hiergegen auch einwenden möchte, daß die weiße mit rothem Schnabel und Füßen durch Domesticirung oder Verpaarung der grauen Schwanengänse mit weißen Hausgänsen entstanden, so eine Bastarderzeugung sein könnte. — Die weiße Schwanengans paart sich, nach meinen Beobachtungen, sehr leicht mit der Hausgans, zumal weißen, und es gehen aus dieser Vermischung fruchtbare Bastarde mit niedrigerm Schnabelknoll hervor; sie weicht dagegen der braunen Schwanengans aus und macht sich nichts mit ihr zu schaffen, so wie diese sich auch wieder ungern, oder, wo sie ausweichen kann, gar nicht mit Hausgänsen begattet. Es ist hier nicht der Ort, mehr darüber zu sagen, wird aber zum Beweise hinreichen, daß selbst unter häufig gezähmt vorkommenden Gänsearten noch nicht Alles im Reinen ist.

und nach vorn bedeutend schmäler; wogegen jene die größere, stärkere und plumpere Gestalt einer recht großen Hausgans und einen noch stärkern, wenigstens nach vorn breitern Schnabel, als diese hat, welcher gegen die Stirn unverhältnißmäßig stark und ohne Vergleich stärker als bei der Schneegans ansteigt, und sich vor der Stirn hügelartig in einem halbkugelförmigen, weit größern und gerundetern Knoll erhebt. Wer beide beisammen sieht, wird, die klotzige, riesige Schwanengans, nämlich die weiße, gewöhnlich größer als eine Hausgans von der größten Rasse, — der zierlichen und viel schwächlichern Schneegans gegenüber, an eine Verwechslung beider gar nicht denken.

Die Größe unsrer Schneegans ist also der einer etwas schwachen Graugans oder der einer alten Ackergans zu vergleichen. Ich gebe hier die genauen Maaße von drei Individuen, a) eines alten Männchens, b) eines zweijährigen Weibchens, und c) einer kaum halbjährigen Jungen.

a) Länge (ohne Schnabel): $34\frac{1}{4}$ Zoll. Flügellänge: 20 Zoll. Flugbreite: 64 Zoll. Schwanzlänge: 6 Zoll.

b) Länge (ohne Schnabel): $31\frac{1}{4}$ Zoll. Flügellänge: $19\frac{3}{4}$ Zoll. Flugbreite: $63\frac{1}{2}$ Zoll. Schwanzlänge: $5\frac{1}{2}$ Zoll:

c) Länge (ohne Schnabel): $27\frac{1}{2}$ Zoll. Flügellänge: $17\frac{3}{4}$ Zoll. Flugbreite: 58 Zoll. Schwanzlänge: 5 Zoll.

Das Gefieder ist an Beschaffenheit dem andrer ächten Gänse gleich, am Halse ebenso in Längenstreifen getheilt, auch die Schwingfedern von derselben Gestalt, Größe und Stärke, selbst Farbe, wie bei andern Arten dieser Familie, die zweite von vorn die längste, die dritte von gleicher Länge oder kaum etwas kürzer, ihre starken Schäfte spitzewärts etwas nach innen gebogen; auch die Schwanzfedern haben die Gestalt, wie bei jenen, nämlich eine am Ende zugerundete oder stumpf zugespitzte, die kürzern an den Seiten etwas nach innen gebogene Schäfte, der Schwanz, welcher aus 16 Federn besteht, ein ziemlich abgerundetes Ende. Die in Ruhe von den Tragefedern unterstützten Flügel reichen mit den Spitzen nicht an das Ende des Schwanzes, woran aber bald nur $\frac{1}{2}$ bald 1 voller Zoll fehlt.

Der Schnabel hat ganz die Gestalt des der Graugans, unterscheidet sich aber hauptsächlich dadurch, daß er, vergleichsweise mit diesem, wie mit der Körpergröße der Schneegans, nach allen Theilen merklich kleiner ist. Die gerade Linie des Firstenprofils ist über der Nase ein wenig aufgeschwungen, und steigt bei Alten

stark gegen die Stirn auf, wo er beim Männchen in eine halbkugelförmige Protuberanz oder Knoll, einen gerundeten Hügel, übergeht, welcher dem Weibchen und allen jüngern Vögeln fehlt. Neben der Stirn fängt er jederseits in einer kurzen Spitze an und die Befiederung jener tritt als stumpfer Zwickel, später als flacher Bogen vor; an den Seiten bildet die Begrenzung des Gefieders der Zügel abwärts nur einen ganz flachen Bogen. Der Nagel ist groß, breit, stark gewölbt, der am Unterschnabel aber um Vieles kleiner und zurückstehend, so daß die scharfe Randkante des obern fast 2 Linien überragt. Die Leisten der Seitenränder bilden am Oberschnabel einen sanften Bogen aufwärts, an dem untern unterwärts, hier mit dem Profil des Kiels parallel; hierdurch entsteht eine sehr in die Länge gezogene, sehr flach gewölbte, langeiförmige Figur an den Schnabelseiten, die vom Mundwinkel bis beinahe an den Nagel vorreicht und meistens eine dunklere oder schwärzliche Färbung hat. Die Zahnung ist ganz wie bei der Graugans. Die Nasenhöhle ist groß, oval und das meist durchsichtige Nasenloch, ebenfalls eiförmig, öffnet sich mehr nach unten als nach vorn in derselben, noch etwas vor der Mitte der Schnabellänge.

Er ist bei jüngern Vögeln $2^1/_4$ Zoll lang, wovon 7 Linien auf den Nagel kommen, an der Wurzel $1^1/_4$ Zoll hoch und 1 Zoll breit; bei ältern 2 Zoll 4 Linien lang, wovon auf dem Nagel fast 8 Linien abgehen, $1^3/_8$ Zoll hoch und 13 Linien breit; bei alten Männchen fast $2^3/_4$ Zoll lang, an der Wurzel, mit dem Knoll, über $1^5/_8$ Zoll hoch und beinahe $1^1/_4$ Zoll breit.*) Seine Farbe ist nach dem Alter verschieden, in der Jugend sehr düster, ausgefärbt schön orangefarbig, jenes wird im getrockneten Zustande noch düsterer, röthlichschwarzgrau, dieses bleicher, schmutziger, bräunlicher und ziemlich unkenntlich; die dunkelgefärbte Fläche an der Mundkante bleibt stets ausgezeichnet und wird fast schwarz.

Das kleine Auge hat einen dunkelbraunen Stern und nackte Lider; diese sehen Anfangs dunkelgrau aus, färben sich dann saffrangelb und endlich gelbroth.

Die Füße sind ganz wie die der Saat- oder Acker-Gans gestaltet, d. h. etwas, aber wenig, schwächlicher als die der Grau-

*) An dem auffallend größern, vorn breitern und an der Stirn viel höhern Schnabel der weißen Schwanengans übersteigen die Maaße diese um mehr als die Hälfte.

Gans, ihr Uiberzug ebenso genetzt, auf dem Spann am gröbsten, auf den Zehenrücken quergeschildert, die Zehensohlen warzig und ziemlich rauh; die Unterschenkel bis dicht an das Fersengelenk befiedert; die Krallen, kurz, stark, flach gebogen, unten etwas ausgehöhlt, daher ihre Ränder und die, obgleich zugerundeten, Spitzen scharf, die Kralle der Mittelzeh auf der Seite nach innen mit einer weit vorstehenden, scharfen Schneide versehen. Von der Mitte des Fersengelenks bis an die Befiederung (das halbe Gelenk) mißt 7 bis 8 Linien; der Lauf 3 Zoll, 2 bis 6 Linien; die Mittelzeh, mit der fast 6 Linien langen Kralle, 2 Zoll 9 bis 11 Linien; die Hinterzeh mit der $4^1/_2$ Linie langen Kralle, 9 bis 10 Linien, wovon die kleinern Maaße jüngern Vögeln zukommen.

Die Färbung der Füße ist nach dem Alter verschieden und der des Schnabels ziemlich gleich; getrocknet sind sie dann bei den Jungen röthlichschwarzgrau, später schmutziggelb, bei Alten bräunlichorangefarbig. Ihre frühere Färbung im frischen Zustande ist schwer daraus zu erkennen. Die Krallen sind braun, an den Enden in Schwarz übergehend.

Von den allerersten Ständen ist nichts bekannt.

Im Jugendkleide, bis gegen die erste Mauser hin, ist der Schnabel blaß kirschröthlichgrau oder dunkelgrau, kirschröthlich durchschimmernd, und so sehen auch die Füße aus, eine Färbung, welche derjenigen an den Füßen der jungen Sterna nigra ähnelt, wenn diese erwachsen ist. Der obenerwähnte, langrundliche oder fast lanzettförmige Fleck an den Seiten des Schnabels ist matt schwarz; der Nagel schwärzlichgrau, spitzewärts blasser; die Krallen braunschwarz. Im Allgemeinen ist Weiß im Gefieder vorherrschend, dieses aber folgendergestalt verdüstert: Ein breiter Streif vom Schnabel zum Auge, ein etwas schmälerer von diesem durch die Schläfe, der Scheitel, von der Stirn allmählig an, das Genick und ein Streif auf dem Nacken hinab sind blaß aschgrau; die Wangen bloß aschgrau überflogen; der ganze Hals auf weißem Grunde blaßgrau sehr fein bespritzt, die Gurgel am weißesten; die Federn auf dem Rücken, den Schultern und einem großen Theil des Oberflügels sehr blaß aschgrau (fast mevenblaugrau), mit halbmondförmigen Endkanten, die zunächst dem Grauen lichtbräunlich aussehen, aus dieser Färbung aber gegen den Rand in Gelblichweiß übergehen, eine Zeichnung, welche der andrer ächten Gänse gleicht, nur daß sie von bleichern Farben gebildet wird; die Flügeldeckfedern meistens weiß, zumal die am Rande, dagegen die nach dem Rücken zu auf

den äußern Fahnen, neben den Schäften entlang, dicht und fein aschgrau bespritzt (wie mit Sande bestreut), die hintersten am meisten grau; die Tertiarschwingfedern in der Mitte aschgrau, am Rande herum weiß; die Secundarschwingen am Rande, der Spitze und Innenfahne weiß, übrigens aschgrau sehr dicht bespritzt; die Fittichdeckfedern weiß, von der Wurzel herauf sehr bleich grau bespritzt, an ihren Enden ganz aschgrau; die Primarschwingen fahl, gegen die Spitzen braunschwarz, auf den Aussenfahnen wurzelwärts in Aschgrau übergehend mit weißem Saum, ihre Schäfte weiß, spitzewärts lichtbräunlich. Der ganze Unterflügel ist rein weiß, bis auf die glänzend dunkelgraue Unterseite der Schwingfedern, welche auch hier weiße Schäfte haben. Der aus 16 Federn bestehende Schwanz ist rein weiß, ebenso seine obern und untern Deckfedern, der Bürzel und Unterrücken, auch der ganze Unterkörper rein und glänzend weiß.

Bei einem andern Exemplar hatten die Schwanzfedern auf den Aussenfahnen, längs dem Schafte, einen aschgrauen Streif, dieser war jedoch von ihren breiten, weißen Kanten verdeckt; auch sahe es am Kopfe, Halse und auf den Flügeln etwas grauer aus als jenes. Vielleicht war dies weiblichen Geschlechts, doch solches nicht bemerkt.

Wie öfter bei Schwänen, zeigt sich auch am Gefieder dieser Gänse zuweilen eine fremdartige, rostrothe oder rostgelbe Färbung an den Rändern der Federn, am stärksten am Kopfe, besonders an der Stirn. Diese Färbung sieht aus, wie wenn die Federspitzen versengt wären. Wahrscheinlich rührt sie von dem rostfarbigen Niederschlage im Wasser der Sümpfe auf Moorboden her, wenn die Gänse längere Zeit ihre Nahrung auf solchem Boden suchen und ihn nach Wurzeln fortwährend durchwühlen müssen. Sie zeigt sich dann bei jungen wie bei alten Vögeln.

Im zweiten Jahre hat diese Gans das grauliche Jugendgewand abgelegt und mit einem schneeweißen vertauscht. Dann ist der Schnabel schön rothgelb, der Nagel schmutzig röthlichweiß, der erwähnte Fleck an den Seiten des Schnabels längs der Mundkante matt schwarz; der nackte Augenlidrand hellgelb, die Iris dunkelbraun; die Füße lebhaft gelbroth, die Krallen schwarz. Die Fittichdeckfedern sind hellaschgrau, mit schwarzen Schäften und weißen Endsäumchen; die Primarschwingfedern braunschwarz, auf den Aussenfahnen wurzelwärts aschgrau, weiß gesäumt, hier die Schäfte weiß, im Schwarzen dunkelbraun; die untere Seite der großen Schwingen

glänzend schwarzgrau mit weißen Schäften; das Gefieder aller übrigen Theile vom Kopfe bis zum Schwanzende, oben und unten, rein und blendend weiß, wie frischgefallener Schnee; nur zu gewissen Zeiten mit jenen rostgelben Federspitzchen am Kopfe und Anfange des Halses.

Ob sich in diesem Alter Männchen und Weibchen noch durch andere Merkmale, als die verschiedene Größe unterscheiden, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich schwillt ersterem erst im nächsten Jahr die Schnabelwurzel vor der Stirn zu einem bemerkbaren Knoll an, welcher bei letzterm vielleicht erst im hohen Alter entsteht, oder ihm nie eigen ist.

Am alten Männchen schwillt, besonders in der Begattungszeit, der Schnabel vor der Stirn zu einem seichten, gerundeten Wulst oder rundlichen Hügel an, mit dem sich auch die Stirn selbst etwas erhebt und dem Kopf ein dickeres Aussehen giebt; beides soll jedoch ausser jener Periode weit weniger auffallend sein. Bei einem im Frühjahr in Schlesien erlegten, sehr schönen Männchen hatte dieser Knoll seiner Gestalt nach allerdings einige Aehnlichkeit mit dem der weißen Schwanengans, stand ihm aber in der Größe bei Weitem nach, und bildete auch keine so regelmäßige Halbkugel. Dieser Knoll, wie der ganze Schnabel, ist prächtig gelbroth, dieses aber in der Umgegend des Nasenlochs ins Fleischfarbige und von da gegen die Wurzel ins Hellgelbe ziehend, der Rand der Kiefern schwarz, der Nagel schwärzlich mit in Weißgrau übergehendem Ende, die nach vorn nackte Kinnhaut orangegelb; die nackten Augenlidrändchen hoch gelbroth; die Augensterne graubraun; die Füße sehr lebhaft hochroth, an der hintern Seite der Läufe und an den Schwimmhäuten mehr ins Orangegelbe ziehend; die Krallen schwarz. Die Fittichdeckfedern sind an der Endhälfte dunkelaschgrau; die Schwingfedern erster Ordnung braunschwarz, an der Wurzelhälfte der Aussenfahnen, von da an, wo sie plötzlich viel breiter werden, stark aschgrau überpudert, ihre starken Schäfte weiß, bloß spitzwärts hellbräunlich; alles übrige Gefieder dieses sehr schönen Geschöpfs rein und blendend weiß.*)

*) Das Vorbild zu dieser Beschreibung und der Fig. 1. auf unserer Kupfertafel ist ein Exemplar, welches als unerhört seltenes Vorkommen, nebst noch einem oder zweien seines Gleichen, im Frühjahr 1803, ein paar Tage nacheinander auf den großen Teichen im Trachenbergischen in Schlesien bemerkt und endlich erlegt wurde, bei-

Aufenthalt.

Die Schneegans hat fast dasselbe Vaterland und zugleich eine ähnliche Verbreitung wie die Schneeeule. Sie gehört dem hohen Norden des alten und neuen Continents an, doch unter einigen Beschränkungen; denn am wenigsten mag sie den von Europa bewohnen, und von dem in Asien kömmt sie auch nur nach Osten hin vor, dagegen ist sie im kältern Nordamerika ziemlich allgemein verbreitet. Wir sehen sie, nach den Angaben der Reisenden, von der Hudsonsbai durch ganz Canada, bis zu den Aleuten und dem östlichen Sibirien, hier bis an die Lena, aber nicht viel weiter westlich, strichweise in großer Anzahl und ungeheuern Schaaren vorkommen. Im Sommer gehen sie zu den Landsee'n, Sümpfen und Flußmündungen am Eismeer hinauf, verbreiten sich im Herbst wieder über südlichere Gegenden, kommen dann einerseits an den südlichen Küsten der Hudsonsbai und am Severnflusse, andrerseits am Witim, dem Olecma und andern Gewässern des südlichen Sibiriens in unabsehbaren Heerden an, gehen im Winter noch südlicher, dort strichweise zuweilen sogar bis Carolina und Mexiko, hier bis Japan und Corea hinab. Diesseits des 130sten Länge-Grades sollen sich diese Gänse in Sibirien, in der

---

läufig einer Gegend, wo viel andere Gänse- und Entenarten alle Jahre in Menge durchwandernd vorkommen. Von dort kam es ausgestopft in die herrliche Sammlung meines verstorbenen Freundes von Minckwitz, bei dem ich es im Jahr 1805 sahe, als es der Mann (Namens Dresch er), welcher es selbst frisch ausgestopft hatte, überbrachte. Nachdem wir es aufs Genaueste untersucht hatten, wozu uns allerdings die Aehnlichkeit mit der weißen Schwanengans aufforderte, auch kritisch mit dieser verglichen und die Unterschiede zwischen beiden höchst auffallend gefunden und festgestellt hatten, mußte jeder Zweifel an der Aechtheit des Stücks schwinden, worauf ich sofort zum naturgetreuen Beschreiben und Abbilden desselben schritt, und nachher beides in den Nachträgen zu meines Vaters Werk a. a. O. veröffentlichte. Gleichwol ließ sich damals eine Recension über die Aechtheit dieses Stücks zweifelnd vernehmen, doch ohne Grund. Denn eine Schwanengans war jenes nun einmal gar nicht; von einer solchen war es himmelweit verschieden, und von einer plastischen Betrügerei konnte man, nach den genauesten Untersuchungen, auch nicht die geringste Spur an ihm entdecken. Ein schlagender Beweis für seine Aechtheit war vielmehr die Anwesenheit einzelner, noch hin und wieder auf dem Mantel, zwischen den schneeweißen zerstreuter, abgetragener, grauer Federn vom Jugendkleide (wie sie oben beschrieben), weshalb dies Exemplar die Mauser noch nicht völlig überstanden hatte — und dann doch auch die Farbe und Zeichnung der großen Schwingfedern dieselbe, wie ich sie nachher bei allen amerikanischen Exemplaren regelmäßig so gefunden, aber noch bei keiner weißen Schwanengans so sahe; denn bei dieser sind sie weiß und sie hat, als Kakerlak, so gut wie die weiße Hausgans, im Jugendkleide auch schon ein rein weißes Gefieder. Siehe Gloger, Schles. Faun. S. 55. die Anmerkung.

Regel, schon selten zeigen; es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie nur höchst selten bis zum nordöstlichen Europa gelangen. Daß dies jedoch geschehen und mehrmals vorgekommen, sagen uns zuverlässige Nachrichten, und einige sogar in Deutschland erlegte Exemplare beweisen es. Schlesien ist von Schwenkfelds Zeiten her als das Land bezeichnet, in welchem sich sonst zuweilen Schneegänse gezeigt haben, über welches sie zuweilen sogar in großen Heerden hinzogen, und ein paar erst vor einigen Decennien dort wirklich erlegte Individuen gaben das sicherste Zeugniß hiervon. Auch in Preussen soll sie vorgekommen sein. Bechstein, dessen Zeugniß wol nicht hintangesetzt werden darf, weil er sagt, daß eine davon geschossen sei, — sahe selbst am 13ten Januar 1792 eine ungeheuere Schaar von Osten nach Westen über den thüringer Wald ziehen und setzt hinzu, daß in dem damaligen Winter deren mehrere Heerden, ja Hunderte, diesen Weg genommen hätten. Einzelne will man in mehrern Gegenden Deutschlands, unter andern an der Ostsee, an der Donau, auch hier in Anhalt gesehen haben, doch ist davon, soviel man weis, nirgends eine erlegt worden. Im Spätherbst 1806 zeigte sich in hiesiger Gegend, auf einem grünen Saatfelde, nicht weit von meinem Wohnorte, im Gefolge einer Schaar von Saatgänsen, auch eine einzelne Gans, die sich durch ihre stärkere Statur und schwerfälligere Bewegungen, durch eine sehr abweichende Stimme, vorzüglich aber durch ihr blendend weißes Gefieder mit den schwarzen Flügelspitzen, in großer Ferne schon vor jenen auszeichnete, diesen zwar überall hin folgte, sich jedoch immer abseits hielt. Zwei Jahre später, im Winter, zeigte sich abermals auf gleiche Weise eine solche; aber weder diese noch jene konnte erlegt werden. Zwei ähnliche Fälle, einer im Winter 1822, der andere in einem spätern Jahr, bei tiefem Schnee, kamen in der Umgegend von Greifswald vor. Weil keine dieser Einzelnen erlegt und genauer untersucht werden konnte, bleibt es zwar unentschieden, ob es wirkliche Schneegänse waren, jedoch wahrscheinlicher, als daß es in Weiß ausgeartete Individuen von andern bekannten Gänsearten gewesen sein sollten, da solche wol kaum bei andern als der Graugans und bei dieser auch kaum anders als in Folge fleischlicher Vermischung mit Hausgänsen, vorkommen.

So viel bleibt demnach gewiß, daß die Schneegans für Deutschland zu den allerseltensten Erscheinungen gehört, und hierin ganz der kleinen Drossel, Turdus minor, aus Nord-

amerika, gleichzustellen ist. Obgleich seit Bechstein die Ornithologie in unserm Vaterlande so gewaltige Fortschritte gemacht hat, bei eifrigem Forschen und Sammeln die Zahl der ornithologischen Sammlungen fortwährend gewachsen ist und noch zunimmt, so mag sich doch vielleicht nicht eine rühmen dürfen (die v. Minckwitz'sche ist nach Warschau verlegt), ein auf deutschem Boden erlegtes Exemplar der Schneegans aufweisen zu können. — Weil keine Nachrichten über diese Gänseart vorhanden sind, welche ihr alljährliches Bewohnen des Nordens unseres Erdtheils ausser Zweifel setzen, so dürfen wir auch nicht erwarten, sie im Winter regelmäßig einwandern zu sehen. Nur von Osten her kann sie zu uns kommen, und da ihr in Asien mildere Gegenden für ihren Winteraufenthalt so nahe liegen, so braucht sie solchen wol nicht erst im fernen Westen zu suchen. Bloß Verirrte konnten diejenigen sein, welche die ungeheure Reise von der Lena her bis zu uns machten, und nur ein ganz besonderer Zufall und Mißgeschick konnten sie auf einen so gewaltigen Abweg gebracht haben.

Daß sie Zugvogel sein muß, bedingt schon ihr Wohnen in hochnordischen Gegenden, wo ihnen im Winter Eis und Schnee alle Nahrungsquellen verstopfen, wo die Natur fast drei Viertheile des Jahres in Erstarrung liegt, sie also dort nur die wärmere Jahreszeit zubringen kann, deshalb also jährlich Hin- und Herreisen machen muß. In den Ländern an der Hudsonsbai kommen sie aus dem hohen Norden im Anfang oder um die Mitte des September in unabsehbaren Schaaren an und diese blendenden Heere bedecken oft, wie Schnee, das Land auf weiten Strecken, ziehen von da, je nach der Witterung, bald oder nicht bald, gemächlich gegen die Mitte des October weiter nach Süden, kehren erst, wenn der Winter vorüber, meistens nicht vor dem Mai, dorthin zurück, und setzen nach kurzem Verweilen die Reise nordwärts zu ihren entfernten Brüteorten innerhalb des arctischen Kreises fort. Ihre Anzahl, in welcher sie beim Durchzuge, hin und her, namentlich in den Gegenden am Severnstrom eintreffen, hat man zu Millionen geschätzt; aber sie müssen auf ihren Wanderungen überhaupt, namentlich durch die Vereinsstaaten, nur gewissen Strichen folgen, oder über viele in zu großer Höhe hinwegstreichen, weil sie von Sammlern dort selten bemerkt und noch weniger erlegt wurden. Ein Freund und Anverwandter von mir sammelte seit 16—17 Jahren in sehr verschiedenen Gegenden der Unionsstaaten, von Newyork bis zum Erisee und seinen Umgebun-

gen, von da zum Michigan und Obernsee, zuletzt am Missouri und Missisippi, hat aber niemals diese Gänse gesehen. Doch ist es gewiß, daß sie nicht selten bis Carolina hinabgehen, daselbst in großen Schaaren überwintern und auf den abgeernd-teten Reisfeldern sich zu lagern pflegen; so auf der andern Seite bis Neu-Merico, woher das Berliner Museum neuerdings einige Exemplare erhielt. — Aehnliche Heereszüge halten sie im östlichen Asien, wo sie im Frühjahr, zeitiger als andere Wasser-vögel, am Kolyma, Indigirska, Jana und Lena eintreffen, und gegen die Mündungen dieser Flüsse hinaufgehen, um zu brü-ten, oft aber zu frühe kommen und dort noch zu viel Schnee und Eis finden, deshalb unterdessen zurückkehren, in südlichern Moräs-ten und offenen Gewässern verweilen sollen, bis sich jene wohnlicher gestalten; im Herbst aber, vom Eismeer herab wiederum, von ihren Jungen begleitet, in Schaaren zurückkehren, südlich wandern, um in einem mildern Klima ihren Winteraufenthalt zu suchen, der sich wahrscheinlich bis China erstreckt, da man sie dann auch in Co-rea in Menge angetroffen hat.

Obwol sie oft längs den Meeresküsten und über das Meer wandern, so sind sie doch keine Seevögel. Sie wohnen nur auf süßen Gewässern, auf niedrigen Flußinseln, ausgetretenen Flüssen, vornehmlich auf stehenden, sumpfigen, gras- und schilfreichen Ge-wässern, auf mit Morästen durchschnittenen Wiesenflächen, auf wei-ten, einsamen, sumpfigen Gefilden, wo nur niedriges Buschwerk wächst; und wo sie durch kultivirte Gegenden ziehen, wechseln sie von den Sümpfen und Gewässern auch auf die Getraidefelder und Saatäcker.

Eigenschaften.

Das blendend weiße Gefieder, mit den schwarzen Flügelspitzen und den glühenden Farben des Schnabels und der Füße, macht die Schneegans, wenn sie ausgefärbt, bei aller Einfachheit, zu einem sehr schönen Geschöpf. Sie ist daran, sitzend und fliegend, schon von Weitem und in großer Höhe von andern Gänsearten zu unter-scheiden, und ein fliegender Zug dieser großen weißen Vögel, an welchen das Schwarz der Flügelspitze dieser eine dunkle Einfassung giebt, soll sich sehr schön ausnehmen. In ihren Stellungen und Bewegungen soll sie andern Gänsen gleichen und besonders sehr gut zu Fuß sein.

Obgleich man sagt, ihr Flug sei schwerfälliger als der der Saatgans, so kann er doch von der entgegengesetzten Seite noch nicht mit dem der Graugans verglichen werden. Da sie so weite Reisen macht, in einem Zuge oft ungeheure Räume durchstreicht und oft sehr hoch fliegt, so beweist sie darin wenigstens eine große Ausdauer. Auf der Wanderung, wo sie, wenn sie eilen, sogar sehr schnell fliegen können, bildet eine aus wenigen Individuen bestehende Gesellschaft eine einzige schräge Reihe, eine größere eine sogenannte Pflugschleife, deren beide Schenkel, vorn in eine Spitze vereint, hinten ihre Enden weiter ausspreizen, so daß sie, nach Bechstein, ein stumpferes Dreieck bilden, als andere wandernde Gänsearten.

Ihr Hang zum geselligen Beisammensein ist, wie bei andern Gänsearten, zwar sehr groß, doch mehr auf die eigene Art beschränkt, und wenn sich Vereinzelte oder kleine Gesellschaften auch den Zügen von andern Arten anschließen, so halten sie sich doch immer in solcher Entfernung von diesen, daß sie sich nicht eigentlich unter sie mischen. Ihre großen Heere sind aus vielen Familien zusammen gesetzt, die unter sich noch enger zusammenhalten, als diese mit dem großen Haufen. Die Anhänglichkeit jedes einzelnen Gliedes zu den übrigen seiner Familie ist eben so groß, wie bei andern Arten.

Man sagt, sie wären in ihrer Heimath gar nicht scheu, sogar ziemlich einfältig. Wenn dies wahr ist, so möchten wir es mehr ihrem Aufenthalt in unwirthbaren und menschenleeren Gegenden, überhaupt der Unbekanntschaft mit Verfolgungen von Seiten der Menschen zuschreiben, als daß man glauben möchte, es sei von Natur so; denn die, welche sich bis in unsern Erdtheil verirrten, waren nicht viel weniger scheu, als die Saatgänse, mit denen sie flogen. Es wird auch gesagt, daß in den Gegenden, wo ihre Schaaren unabsehbare Flächen Landes bedeckten, und beim Erheben gleich Wolken von der Erde aufstiegen, dieses mit großem Lärm geschehe, nicht aber bemerkt, ob dieser durch das Poltern der Flügel, das auch bei andern Gänsen sehr stark ist, oder durch ihr Geschrei bewirkt werde. Wenigstens ist ihre Stimme noch von Niemand beschrieben.

Nahrung.

So viel man weiß, ist sie hierin den nächsten Verwandten gleich, frißt sowol grünes Getraide, als reife Körner, von ange-

baueten Gewächsen wie von vielerlei Sumpfpflanzen, besonders junges Gras, Klee, zarte Schilf- und Binsenspitzen, auch die Wurzeln von diesen und vielen andern Pflanzen, nicht allein rübenartige, sondern auch andere, die sie theils aus dem Sumpfe aufwühlt, theils aus lockerem Boden gräbt. Sie sollen die Wurzelnahrung, wie andere Gänse, besonders im Frühjahr lieben. Wo sie, wie in Carolina, überwintern, steckt man das dürre Gras auf den Wiesen in Brand, damit nachher die Schneegänse auf dem abgesengten Boden die Wurzeln leichter finden und besser dazu gelangen sollen, doch nur, um sie dadurch anzulocken und dann in desto größerer Menge fangen oder schießen zu können.

Fortpflanzung.

Man weis bloß, daß sie in den Sümpfen und nassen Gefilden innerhalb des Polarkreises nisten, in den Ländern, welche schon oben genannt sind. Die Landsee'n und andere kleinere Gewässer im obern Canada sollen im Sommer voll von ihnen sein, sie dort ihre Nester wie andere Gänse bauen, Eier legen, brüten und die Jungen erziehen. Es ist nicht einmal angegeben, wie viel Eier ein Päärchen ausbrütet, nur daß diese etwas größer als die der Anas mollissima sein, eine regelmäßige Eigestalt und eine schmutzig gelblichweiße Farbe haben sollen, ist Alles, was wir bis jetzt davon wissen.

Feinde.

Den Schneegänsen sollen die nordischen Adler und ihrer Brut Füchse und Wölfe vielen Abbruch thun.

Jagd.

In den Ländern, wo sie in so enormer Anzahl, wie in einigen Theilen von Canada und Sibirien, auf dem Durchzuge vorkommen, stellt man ihnen auf mancherlei Weise nach und erlegt eine unsägliche Menge, doch die meisten wol mit Schießgewehr; wenigstens soll dies in den Gegenden an der Hudsonsbai am üblichsten sein und jährlich viele Tausende dort geschossen werden.

Die Jakuten sollen sie dagegen in großen, dazu eingerichteten Netzen fangen und zwar auf eine ganz sonderbare Weise, deren Erzählung aber so abenteuerlich klingt, daß man ihr wenig Glauben beimessen kann. Vermuthlich sind dem Erzähler gerade die Hauptmomente dieser Fangemethode entgangen. Es heißt: Ein Mann kleide sich in eine weiße Rennthierhaut und zeige sich so den Gänsen, während seine Gehülfen mit Geräusch diese auf jenen zutrieben, worauf der Vermummte sich zurück und allmählig unter das Netz zöge, wohin ihm die Gänse folgten, weil sie ihn für ihren Führer (?) hielten, wo dann das Netz über die ganze Heerde gezogen werde. Noch wunderlicher klingt: Es sei statt des Netzes nur eine Art von Hütte aus zusammengenäheten Häuten nöthig, an welche der Mann im weißen Pelze die Gänse führte, dann hinein und hinten wieder hinauskröche, die letzte Thür verschlösse, so daß nun die Gänse, die ihm auf der Ferse folgten, in der Hütte steckten u. s. w. Diese Erzählungen klingen zu albern, als daß sie nur einer Erwähnung verdienten, wenn man nicht vermuthen dürfte, daß doch wol etwas Wahres im Hintergrunde derselben verborgen läge.

Nutzen.

Für die Bewohner jener hochnordischen Länder sind die Schneegänse von vielem Nutzen. Ihr Fleisch wird als wohlschmeckend gerühmt und jährlich das vieler Tausende verzehrt. Von den Bewohnern der Hudsonsbailänder sollen einzelne Familien jährlich zuweilen gegen tausend Stück solcher Gänse erlegen, sie theils selbst verspeisen, theils in die europäischen Kolonien zum Verkauf bringen und gut bezahlt erhalten. Auch die Federn dieser Gänse bringen sie als eine ausgesucht gute Waare zu Markte und finden willige Abnehmer. — Die erlegten Gänse wissen sie auf eine sehr einfache Weise für längere Zeit aufzubewahren, indem sie tiefe Löcher in die Erde graben, die zuvor gerupften und ausgeweideten Gänse in Mehrzahl hineinlegen und sie mit Erde gänzlich bedecken, die bald zusammenfriert und ein festes Gewölbe über jene bildet, unter dem sie nicht verderben. Solcher natürlichen Vorrathskammern hat jede Familie mehrere, wovon sie dann nach Bedarf eine nach der andern öffnet und den Inhalt verbraucht.

Schaden.

Wir wissen bloß, daß sie auf besäete Felder und Saatäcker sich häufig niederlassen, und dürfen daher auch vermuthen, daß sie daselbst Schaden thun, namentlich wegen ihrer erstaunlichen Menge, in welcher sie manche Gegenden förmlich überziehen und bedecken.

314.

Die Grau-Gans.

Anser cinereus. *Meyer.*

Taf. 285. { Fig. 1. Altes Männchen. Fig. 2. Weibchen. Fig. 2. Neſtkleid.

Graue Gans; große graue Gans; deutſche Gans, nordiſche Graugans; große Graugans; große wilde Gans; Wildgans; wilde Gans; wilde Gans mit graubraunen Federn; wilde gemeine Gans; heimiſche Gans; Stammgans. (Schneegans, Hagelgans); bei den Jägern: Märzgans oder Heckgans.

Anser cinereus. Wolf und Meyer, Taſchenb. II. S 552. = Nilss. Orn. suec. II. p. 236. n. 246. = *Anser vulgaris ferus.* Bechſtein. Naturg. Deutſchlds. IV. S. 842. a. = *Anas Anser* (ferus). Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 510. n. 9. = Lath. Ind. II. p. 841. n. 26. = *Grey-Leg-Goose.* Lath. Syn. VI. p. 459. n. 21. Ueberſ. v. Bechſtein. III. 2. S. 399. n. 21. A. = Penn. arct. Zool. II. p. 546. n. 473. — Ueberſ. v. Zimmermann, II. S. 507. n. 391. = *Oie cendrée ou première.* Temm. Man. d'Orn. nouv. Edit. II. p. 819 et IV. p. 517. = *Oca paglietana.* Stor. deg. Uec. V. tav. 559. = Savi, Orn. tosc. III. p. 176. = Bechſtein, orn. Taſchenb. II. S. 415. n. 8. = Meyer, Vög. Liv- u. Eſthlands. S. 257. = Meisner u. Schinz, Vög. d Schweiz. S. 306. n. 270. = Koch, Baier. Zool. I. S. 396. n. 246. = Brehm, Lehrb. II. S. 767. = Deſſen, Naturg. d. V. Deutſchlds. S. 835—836. n. 1 u. 2. = Gloger, Schleſ. Faun. S. 55. n. 248. = Horuſchuch u. Schilling, Verz. d. V. Pommerns. S. 19. n. 250. = V. Homeyer, Vög. Pommern's, S. 71. n. 236. = Landbeck, Vög. Würtembgs. S. 73. n. 258. = Gr. Keyſerling u. Blaſius, Wirbelth. Europ. I. S. 224. n. 387. = Naumann's, Vög., alte Ausg. III. S. 219. Taf. XLI. Fig. 60. und Nachtr. S. 92. u. S. 327.

Kennzeichen der Art.

Schnabel orangefarbig, ohne Schwarz; das nackte Augenlidrändchen und die Füße blaß fleischfarbig; der ganze Unterrücken, der Unterflügel und ein sehr breiter oberer Rand des Oberflügels hell aschfarbig. Im Alter die Brust schwarzgefleckt. Flügelspitzen das Schwanzende nicht erreichend. Größe der Haus-Gans.

Beschreibung.

Die Graugans wurde früher oft mit andern Arten dieser Familie verwechselt, oder nicht als eigene Art erkannt und unterschieden, nicht allein von Jägern, sondern auch von Leuten, die mehr als diese in die Ornithologie einzudringen suchten. Dies hat nun seitdem die scharf unterscheidenden Beschreibungen, welche mein sel. Vater in der ersten Ausgabe dieses Werks, a. a. O., vor vierzig Jahren gab, für diese aufgehört; aber immer noch nicht für jene, weil in dieser, durch riesenartiges Emporstreben aller menschlichen Wissenschaft so ausgezeichneten Periode, die Jägerei auf Kosten der Forstwissenschaft eher Rückschritte gemacht hat, u. s. w. — Der geübte Blick wird im Habitus, in der Färbung des Gefieders u. a. m., schon Unterscheidendes genug finden; aber auch derjenige, welchem diese Art zum ersten Male in die Hände fällt, wird bei genauer Beachtung der hier gegebenen Artkennzeichen eine Verwechslung mit den hier zunächst folgenden Arten nicht zu befürchten haben.

Sie ist die größte unter den in Deutschland vorkommenden Gänsearten und zugleich unserer Hausgans von Allen die ähnlichste. Größe, Gestalt, Grundfärbung, Stimme, Nahrung, Fortpflanzung, Betragen, soweit eins oder das Andere, — wie hauptsächlich die Ausartung der grauen Färbung in Weiß u. s. w. — nicht durch die Domesticirung Veränderungen erlitten, sind durchschnittlich so dieselben, daß man sich allgemein berechtigt glaubt, sie für die Stammmutter unsrer zahmen Hausgänse zu halten. — Die Abstammung unsres verschiedenartigen Hausgeflügels von noch im wilden Zustande vorkommenden Arten zu ergründen, möchte vielleicht bei keiner leichter werden, als bei diesen Gänsen; doch können wir uns in weitläufige Untersuchungen hierüber nicht einlassen. — Unsere zahme oder Hausgans ist ein ungleich plumperes, schwerfälligeres Geschöpf; selbst wenn sie, wie oft, in einem

ganz dem der wilden oder Graugans gleich gefärbtem Gefieder einhergeht, unterscheidet sie sich doch augenblicklich durch ihre nachlässigere Haltung, durch ihren stärkern Kopf und Hals, durch den dickern, hängenden, zuweilen fast schleppenden Bauch*), durch stärkere Füße, kürzere Primarschwingen oder Flügelspitzen, fliegend und schwimmend durch eine jener fremde Unbehülflichkeit, indem sie in keinem lange aushält, auf dem Wasser den Hals gerader, den Hinterleib höher aus dem Wasser und den Schwanz nicht wagerecht, sondern halberhaben trägt. Alle diese Verschiedenheiten werden am auffallendsten, wenn man beide lebend nebeneinander sieht, wo die schlanke, zierliche und beweglichere Graugans auch weit listiger um sich blickt, ungleich mehr Klugheit verräth, und im Vergleich mit der tölpischen Hausgans aus zartern und gewähltern Stoffen gebildet zu sein scheint.

Von der Acker- und Saatgans unterscheidet sie, ausser den angegebenen Artkennzeichen, sehr bestimmt eine viel hellere, mehr in reines Aschgrau als in Braungrau gehaltene allgemeine Färbung, mit hellerm Aschgrau in viel größern Partien, ein verschiedener Aufenthalt, eine verschiedene Stimme und eine in vielen Stücken sehr abweichende Lebensweise; von den kleinern Gänsearten schon ihre ansehnlichere Größe.

Sie hat ohngefähr gleiche Maaße mit einer mittelgroßen Hausgans, denn sie erreicht nicht die der größten unter diesen, übertrifft aber ausgewachsen nicht selten die der kleinsten, wie sie als kleinere Rasse in manchen Gegenden vorkommen. Die ältesten und größten Männchen messen in der Länge: 2 Fuß 10 Zoll bis 3 Fuß, in der Flugbreite: 5 Fuß 5 bis 8 Zoll; die alten Weibchen in der Länge: 2 Fuß 5 bis 7 Zoll; in der Breite oft nur 4 Fuß 10 Zoll bis volle 5 Fuß. Der Flügel, vom Bug bis zur Spitze ist 18 bis 19 Zoll, der Schwanz in der Mitte 6 bis 7 Zoll lang.

Auch die größten Exemplare zeichnen sich durch ihren schlankern Bau von gleich großen zahmen Gänsen aus. Zuweilen kommen

*) Nicht eigentlich der Bauch oder gar der Legedarm, sondern die schlaffe Bauchhaut bildet bei den meisten zahmen Gänsen, zwischen den Beinen, jenes, ihre Figur sehr verunstaltende Gehänge, das mit den Wammen am Unterhalse der Ruder zu vergleichen und am größten und auffallendsten vorzüglich bei ältern weiblichen Hausgänsen ist. Vermuthlich erschlafft und erweitert das öftere Brüten diese Haut so ungewöhnlich, da sie gerade an diesen Theilen, wie jeder Ausstopfer weiß, von ungemeiner Dehnbarkeit ist.

auch so kleine vor, welche die Saatgans an Größe kaum übertreffen, aber wegen stärkern Körperbaues dennoch von größerm Gewicht sind. Dieses ist bei den kleinsten oft kaum 9, bei den größesten nicht leicht über 12 Pfund, die meisten wiegen daher zwischen 10 und 11 Pfund, nämlich in einem nicht abgemagerten, aber auch nicht fetten Zustande, was beim Gewicht allerdings bedeutende Verschiedenheiten bewirkt. Man will sehr fette bis auf 16 Pfund schwer gehabt haben.

Die Beschaffenheit des Gefieders ist im Ganzen schon bei den Gattungs- und Familien-Kennzeichen bemerkt. Es bildet eine sehr reiche und dichte Bekleidung, ist am Halse in deutliche Längeriefen getheilt; die breiten, in Querreihen geregelten Federn auf dem Mantel haben fast gerade abgestutzte oder doch sehr wenig gerundete Enden; die großen Schwingen, von denen die zweite und dritte die längsten, sehr starke, am Ende etwas nach innen gebogene Schäfte mit langen Kielen und ihre harten Fahnen verschmälern sich vor der Mitte spitzewärts plötzlich, während die der zweiten Ordnung breiter und dies gleichmäßig bis an das flach abgerundete Ende bleiben. Vorn am Flügelbuge, am Knochen der Handwurzel, tritt eine hornartigharte Schlagwarze hervor. Der Schwanz besteht aus 18 kurzen, starken, ziemlich breiten, stumpf zugespitzten oder gerundeten Federn, von denen die mittelsten Paare (zwei oder drei) von gleicher Länge und die längsten sind, die übrigen nach aussen stufenweis kürzer und schmäler werden, so daß das äußerste 1 bis $1^1/_2$ Zoll kürzer als eins der mittelsten ist, wodurch ein abgerundetes Schwanzende entsteht, das sich nach aussen etwas mehr rundet, weil die Schäfte der äußern Federn sich etwas nach innen biegen. Die zusammengefalteten Flügel, stets unter den großen, starken und dichten Tragefedern der Brustseiten ruhend, erreichen mit ihren Spitzen nie das Schwanzende, sondern bleiben noch von demselben $1^1/_2$ bis 2 Zoll entfernt. — Die Haut ist zwischen dem ordentlichen Gefieder und von diesem verdeckt, mit sehr weichem, elastischem grauem Flaum reich und dicht bekleidet.

Der Schnabel ist kleiner, schwächlicher und zierlicher als der der Hausgans, hat aber ganz dieselbe, stark walzenförmige, gegen die Stirn sehr erhabene Gestalt mit gerundeter, wurzelwärts mehr abgeflachter Firste; auch hinsichtlich des Nagels und der zahnartigen Lamellen ist er jenem ganz ähnlich. Die bedeutende Breite und starke Wölbung des scharf gerandeten Nagels, oben und unten, geben ihm eine abgerundete, kolbige Spitze, bei Alten mit feinen Längeriefchen

bezeichnet. Der Seitenrand des Oberkiefers bildet keine gerade Linie, sondern einen flachen, in der Mitte am meisten ausgeschnittenen Bogen, dem ein noch flacherer des Unterschnabels entgegensteht, zwischen welchen die Spitzen der Zahnreihe des erstern sich zeigen, auch wenn er geschlossen ist. Mit denen der folgenden Arten verglichen ist er sowol der größte und stärkste, als auch der am meisten walzenförmig geformteste von allen. In der länglicheiförmigen, wurzelwärts sehr schmalen, großen Nasenhöhle öffnet sich das ovale, wenig durchsichtige Nasenloch ganz nach vorn, so daß es mit seinem vordern Rande die Mitte der Schnabellänge erreicht.

Gewöhnlich ist er 3 Zoll lang, an der Wurzel meistens etwas über $1^1/_2$ Zoll hoch und $1^3/_8$ Zoll breit; aber er kömmt nicht selten um einige Linien kleiner oder größer vor. Von Farbe ist er orangeroth, aber sehr bleich, um die Nasenlöcher und an den Stirnseiten fast fleischfarbig, in der Jugend gelblicher; der Nagel schmutzig oder graulich weiß; der innere Schnabel blaß gelbröthlich; die Zunge fleischfarbig. Die nackte Haut des Kinns ist wie der Schnabel gefärbt nur etwas bleicher. Ausgetrocknet wird die Schnabelfarbe schmutzig und unscheinlich. Etwas Schwarzes findet sich niemals an ihm.

Der Stern des nicht großen Auges ist dunkelbraun, der nackte Rand der Augenlider bleichroth, fast nur fleischfarbig, bei Jungen beides von noch blasserer Farbe. — Bei ganz grauen Hausgänsen haben diese Theile dieselben Farben, aber der Schnabel eine lebhaftere; ganz weiße und von diesen abstammende dagegen hellblaue Augensterne, lebhaft orangerothe Augenlider und auch der Schnabel hat diese viel höhere Färbung.

Die Füße sind stark und stämmig, doch etwas schwächlicher als bei den Hausgänsen, der weiche Uiberzug grob gegittert und auf den Zehenrücken quer geschildert, die Krallen nicht groß, dick, wenig gebogen, die Spitze abgerundet, scharf-randig und der Innenrand des Nagels der Mittelzeh als starke Schneide hervortretend. Die Schwimmhäute und der Lappen längs der freien Seite der Innenzeh sind besonders stark. Nur dicht über der Ferse ist ein kleiner Theil des Unterschenkels nackt, so daß er mit dem halben Fersengelenk nur $^3/_4$ bis 1 Zoll mißt; der Lauf ist $3^1/_2$ bis $3^3/_4$ Zoll lang; die Mittelzeh, mit der $^3/_8$ bis $^1/_2$ Zoll langen Kralle, mißt 4 bis $4^1/_4$ Zoll; die hochgestellte, den Boden nur mit der Spitze berührende, schwächliche Hinterzeh, mit der 3 bis 4 Linien langen Kralle, 1 Zoll.

Die Farbe der Füße ist bei Alten nie eine andere als blasse Fleischfarbe, bei brütenden Weibchen am bleichsten, fast nur röthliches Weiß, nur in der Jugend mit einem leichten Uiberflug von blassem Gelb; die Krallen bräunlichgrau, an den Spitzen am dunkelsten. — Sie haben stets eine viel bleichere Farbe als bei Hausgänsen, selbst den ganz grauen, bei denen sie viel mehr ins Orangerothe ziehen, und bei den weißen oft sogar recht lebhaft orangeroth aussehen, zumal in der Begattungszeit. — Im trocknen Zustande gehen sie in eine gelbbräunliche, bleiche Hornfarbe und zu sehr ins Gelbliche über, als daß ihre frühere natürliche Färbung sich leicht errathen ließe.

Die erste Bekleidung dieser jungen Gänse ist ein dichter Pelz von eben nicht langen, sehr weichen, haarartigen Dunen. Dieses Nestkleid hat folgende Farben: Oberkopf, Obertheil und Seiten des Rumpfs, Flügel und Aussenseite der Schenkel sind grünlichbraungrau oder düster olivengrün, ziemlich dunkel; die Stirn, Seiten des Kopfs, der Hinterhals und zum Theil die Kropf- und Bauchseiten blässer und ins Grünlichgelbe übergehend; die Augengegend, Gurgel, der Rumpf auf der ganzen untern Seite und die innere der Schenkel hell weißgelb, eine Mischung von Weiß und hellem Hochgelb, auch die Spitzen der längeren Dunen, wo später die Schwingfedern hervorwachsen, weißlich. Die gelbliche Färbung, welche sich dem Weißen und Grauen beimischt, ist anfänglich ein lebhaftes Zitronengelb, in den ersten Lebenstagen am schönsten, erbleicht aber nach und nach, und verliert sich, ehe die Jungen Federn bekommen, d. h. mehrere Wochen alt sind, ganz, so daß sie dann von obenher bloß braungrau, von unten weiß, doch grünlicherer und düsterer als junge Schwäne aussehen. Schnabel und Füße sind anfänglich rein-, später gelblichfleischfarben, die Augensterne grau, später graubraun. — Von jungen grauen Hausgänsen sind sie todt nicht, lebend aber sehr leicht zu unterscheiden, sobald sie nur einen Tag alt sind und man sie neben diesen gehen sieht; den dünnern Hals mehr gebogen, den Rücken gekrümmter, den Bauch aufgezogen, die Schenkel herausgestreckt, wandeln sie stakelbeiniger, doch leichter einher und mit einem so durchaus andern Anstande, daß auch der Unkundige sogleich anderartige Wesen in ihnen ahnen muß.

Erst nachdem sie gegen 6 Wochen alt geworden, fangen die Schwing- und Schwanzfedern an die Dunen zu verdrängen, dann das Gefieder des Rumpfes und zuletzt das des Kopfes und Halses.

Flugbar werden sie erst, wenn sie vollständig befiedert sind, und nur hin und wieder am Halse noch Uiberbleibsel des Dunenkleides auf den Federspitzen haben. Dieses erste Gefieder ist, dem der Alten gegenüber, von einem viel lockern und weichern Gewebe, und die einzelnen Federn von geringerem Umfange, giebt also eine weniger dichte Bedeckung, die sich weicher anfühlen läßt und ein matteres Aussehen hat; nur die Schwingfedern sind ebenso ausgebildet wie bei jenen. — In diesem, ihrem Jugendkleide, worin sie einen blaßorangefarbigen Schnabel, graubraune Augensterne, gelblichfleischfarbige Augenlider und Füße haben, tragen sie zwar schon alle Farben und Zeichnungen der Alten, doch jene düsterer und diese undeutlicher; die gerundetern Mantelfedern haben weniger klar gezeichnete Endkanten und diese stellen keine so regelmäßigen Querreihen dar; die Tragefedern haben breitere, aber unbestimmtere Kanten von lichterer Farbe, allein die obern kein Weiß an der Grenze des Flügels entlang, so daß ihnen also der weiße Seitenstreif der Alten fehlt; die Mitte der Brust ist bloß weiß und hellgrau gewölkt, aber ohne alle dunkelbraune oder schwarze Flecke; das Aschgrau am Ober- und Unterflügel, wie auf dem Bürzel ist viel düsterer, so auch das Braungrau am Kopfe und Halse, wo sich an den Federn, welche die bezeichneten Längeriefen bilden, noch lichtere Spitzchen befinden.

Im Jugendkleide sind beide Geschlechter ohne Hülfe der Anatomie nicht zu unterscheiden; selbst wenn man sie lebend und nebeneinander beobachtet, hält es noch äußerst schwer. Später macht sich das stets schwächlichere Weibchen etwas kenntlicher an dem kleinern Kopfe und Schnabel, an dem kürzern, dünnern Halse, doch am meisten noch an einem sanftern Betragen. Wie bei den Hausgänsen, kann auch hier nur anhaltendes, sorgfältiges und vergleichendes Beobachten Gewißheit geben.

Ihr Jugendkleid behalten sie, bis auf geringe Veränderungen, von Witterung, Sonnenstrahlen und Abnutzen bewirkt, mehrere Monate vollständig. Sie fangen im September an zum erstem Male sich zu mausern; aber dieser Federwechsel geht so langsam von Statten, daß sie fast drei Monate dazu bedürfen. In ihm, welcher sich, mit Ausnahme der Schwingfedern, über sämmtliches Gefieder erstreckt, vertauschen sie das unvollkommene jugendliche mit einem, dem der Alten an Bildung und Färbung völlig gleichenden; meistens werden auch die Schwanzfedern mit neuen vertauscht.

Im zweiten Lebensjahr unterscheiden sie sich von ältern

ihrer Art nur an den mehr verbleichten und zerstoßenen Schwingfedern, weil dieses noch die alten vom Jugendkleide sind, — wenn sie diese nämlich noch nicht mit neuen vertauscht haben — an dem Mangel dunkler Fleckchen auf der Mitte der Brust, und an der bleichern Farbe des Schnabels, welche auch mehr ins Gelbliche zieht, was auch an den Füßen bemerkbar wird. Im Uibrigen ist Alles wie im folgenden Kleide, das sie im zweiten Sommer ihres Lebens, einen Monat später als die Alten, aber in eben so kurzer Zeit sich mausernd, erhalten.

Im Bezug zum Vorhergehenden kommen wir nun zum ausführlichen Beschreiben des ausgefärbten Kleides, oder der zwei bis drei Jahr alten Männchen dieser Art. Die Farbe des Schnabels und andrer nackten Theile ist oben schon beschrieben. Uibersieht man die Gesammtfärbung des Gefieders mit einem umfassenden Blick, so zeigt sich durchgängig ein sehr helles Aschgrau als vorherrschend. — Bei vielen, doch nicht bei allen, ist die Farbe des Kopfes an der Stirn, wo die Befiederung anfängt, sehr bleich, und dies bildet bei manchen Exemplaren sogar ein grauweißes Fleckchen, das aber nicht scharf abgegrenzt ist, und, wenn es auch noch so deutlich, doch mit den hellweißen, scharf umgrenzten Stirnfleckchen einer der nächstfolgenden Arten nicht verglichen werden darf. — Der Kopf ist bräunlichgrau, auf dem Genick am dunkelsten, an den Wangen, der Kehle und Stirn am lichtesten; der Hals braungrau, hinten dunkler, auf der Gurgel heller, die Federn an den Seiten, welche sich in Riefchen legen, oft mit röthlichweißgrauen Spitzchen; die obere Halswurzel beim Anfange des Rückens dunkelbraun und weißgrau geschuppt, welches an den Seiten allmählig in die Färbung des Kropfes übergeht, welcher mit der Oberbrust bräunlichaschgraue, grauweiß gekantete Federn hat, die diesen Theilen ein grauweiß gewölktes Aussehen geben, das auf der Mitte der Brust hinab noch weißer wird, wo aber bei allen ältern Individuen eine Menge braunschwarzer oder dunkelbrauner (einfarbiger) Federn eingemischt sind, welche zwischen den hellgefärbten Federn vereinzelt, als eingestreute schwarze Fleckchen erscheinen, aber nie sich häufen oder, wie bei den Bläßgänsen, große und zusammenhängende Flecke nicht bilden. An den Seiten der Brust, wo diese sich verlieren, wird das Gefieder dunkler und geht an den Tragefedern allmählig in Schwarzbraun mit breiten, grauweißen Federkanten

über, und die oberste Reihe derselben hat auf ihrer Seite nach oben einen so breiten hellweißen Rand, daß dadurch ein großer, breiter, weißer Streif entsteht, welcher am Flügel entlang läuft, wenn dieser, wie gewöhnlich, hinter den Tragefedern ruhet. Die Schenkelbefiederung ist bräunlichgrau, der Bauch, die ganze untere Schwanzdecke, die obere in einem breiten Rande und am Ende rein weiß, diese in der Mitte und nach dem Bürzel hinauf, mit diesem und dem ganzen Unterrücken rein hellaschgrau, der letztere am hellsten, der Bürzel in der Mitte am dunkelsten, alle aschgrauen Federn mit undeutlichen weißlichen Endkäntchen. Die Oberrücken- und Schulterfedern sind schwarzbraun mit grauweißen Endkanten, diese auf dem dunkeln Grunde helle Querbändchen bildend, welche beim lebenden Vogel sehr regelmäßig liegen, an den längsten Schulterfedern aber verschwinden; die kleinen Flügeldeckfedern hellaschgrau, fast weißgrau, mit noch lichterer Farbe gekantet, und einen sehr breiten weißgrauen Rand oben und vorn am Flügel bildend; die mittlern Flügeldeckfedern, die mit den großen fünf ziemlich regelmäßige Querreihen bilden, an den Wurzeln hellaschgrau, gegen das Ende in Schwarzbraun übergehend, mit bräunlich- oder graulichweißen Endkanten; von den großen Deckfedern die vordern aschgrau, die hintern schwarzbraun, alle mit grauweißen Seiten- und weißen Endkanten; die Daumenfedern und Fittichdeckfedern weißlichaschgrau, heller als alle; die drei ersten Primarschwingen aschgrau, gegen ihre Enden hin schwarz; die folgenden mit noch mehr Schwarz und nur an der Wurzel aschgrau; die Secundarschwingen schwarz oder braunschwarz, mit weißlichen Säumen; die Tertiarschwingen schwarzbraun, mit bräunlich- oder graulichweißen Kanten; alle Schwingen, die letztern ausgenommen, haben weiße Schäfte. Auf der untern Seite ist der Flügel an seinen Deckfedern sehr hell aschgrau, etwas dunkler die langen unter der Achsel und die großen nächst den Schwingfedern; diese selbst schwarzgrau mit weißen Schäften. Die Schwanzfedern sind schwarzgrau, von der Spitze herauf einen Zoll lang weiß, mit weißen Seitenkanten; diese weiße Kanten am schmälsten an den mittelsten Paaren, nehmen nach außen immer mehr an Breite zu, so daß das vorletzte nur auf der Aussenfahne dicht am Schafte noch einen schmalen grauen Strich zeigt, das äußerste aber gewöhnlich ganz weiß erscheint. Auf der Unterseite des Schwanzes erblickt man meistens nur Weiß, weil dieses sich an den Kanten der Innenfahnen noch mehr verbreitet als an den äußern.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen nur durch

seine geringere Größe und schwächlichern Körperbau, durch den kleinern Kopf und Schnabel, den kürzern und dünnern Hals, in der Färbung des Gefieders aber gar nicht, ausgenommen, daß die mehresten jene eingestreueten braunschwarzen Federn, zwischen den hellfarbigen oder meist weißlichen der Brust, nicht in solcher Menge, jüngere Weibchen gar keine haben. Alle diese Kennzeichen sind aber so schwankend, daß nur der geübte Kenner, bei Vergleichen mit männlichen Individuen und an frischen Vögeln sie hinreichend findet, um das Geschlecht auch ohne Messer bestimmen zu können. Zwischen sehr alten Männchen und nur zweijährigen Weibchen fällt jenes Alles freilich mehr in die Augen, desto schwerer und unsichrer wird es aber im umgekehrten Falle.

Eigentliche Spielarten, oder Ausartungen in Weiß, kommen bei dieser Gänseart so wenig vor, als bei andern dieser Familie. Denn die buntscheckigen, mit mehrern oder wenigern, größern oder kleinern weißen Federpartieen zwischen dem grauen Gefieder, die blonden, weißschimmelichten oder ganz weißen (diese die allerseltensten), halten wir bloß für Bastarde oder solche, die aus einer Vermischung mit Hausgänsen abstammen. Man weis, daß, wenn solche Bastarde auch wirklich die Farbe der wilden hatten, aus ihrer Nachkommenschaft im dritten, ja bis im fünften Gliede, noch Individuen hervorgingen, welche unverkennbare Zeichen ihrer frühern Abkunft trugen, oder auf die Groß- und Urgroßältern, wie man zu sagen pflegt, zurückschlugen. Natürlich kann so etwas nur vorkommen, wo die Graugänse in kultivirten Gegenden wohnen und auf der Weide oft mit zahmen Gänsen zusammentreffen; häufig fällt es jedoch nicht vor. Uns sind in einer langen Reihe von Jahren, bei fortgesetztem Beobachten der vielen in der Nachbarschaft nistenden Gänse dieser Art, nur einige wenige hierher gehörige Fälle bekannt geworden.

Die von Bechstein (s. d. Naturg. Deutschlds. IV. S. 847. b.) hieher gezogene „wilde gemeine Gans mit schwarzer Schnabelwurzel," von welcher er selbst eine geschossen haben will, gehörte schwerlich zu dieser, sondern viel wahrscheinlicher zu der folgenden Art, unsrer Ackergans. Etwas Schwarzes am Schnabel einer Graugans ist uns niemals vorgekommen, soviele wir deren auch besessen oder untersucht haben, oder von zuverlässigen Leuten untersuchen ließen, wozu die alljährlich auf diese Art allein abgehaltenen Gänsejagden Gelegenheit genug gaben und langjährige Erfahrungen viele Hunderte bezeichnen könnten, welche in dieser Hinsicht untersucht wurden.

Die Mauser der alten Graugänse fängt schon im Juni an, zuerst am kleinen Gefieder, nachher auch an den Schwanz- und Schwingfedern. Sie geht sehr rasch von Statten, und die letztern fallen oft in so kurzer Zeit nacheinander aus, daß die meisten dann gar nicht fliegen können und nicht selten ein bis zwei Wochen unfähig dazu bleiben. Dies Unvermögen tief empfindend, verbergen sie sich in dieser Zeit ängstlich im dichtesten Schilfe, oder, wo sie in der Nähe des Meeres wohnen, gehen sie so lange auf den freien Spiegel dieses, weit ab vom Lande, und schleichen sich nur in der Abend- und Morgendämmerung an solche Ufer, wo sie Nahrung zu finden hoffen. Der ganze Federwechsel ist binnen Monatsfrist beendet. Daß die Jungen vom vorigen Jahr etwas später als die Alten, die von demselben Jahr noch später und diese auch viel langsamer mausern, ist schon erwähnt.

Aufenthalt.

Theils Nichtkenntniß, theils Verwechslung mit andern Arten lassen manche Angaben über Verbreitung der Graugans in Zweifel. Nach den zuverlässigsten neuern Nachrichten ist sie indessen weiter verbreitet, als man noch vor Kurzem meinte. Sie gehört nicht dem hohen Norden, sondern mehr einem gemäßigten Klima an. Sie geht zwar längs dem Meer, an der Küste von Norwegen zum Theil in den Polarkreis, einzeln sogar bis zu den Loffoden hinauf, im Festlande aber nirgend zu so hohen Breiten, so in Schweden nicht bis zu dessen Mitte. Im gemäßigten Rußland bewohnt sie im Sommer sehr viele Striche, am meisten östlich gelegene; in Asien einen großen Theil vom gemäßigten Sibirien; im Winter die südlichen Gegenden am caspischen Meer und Persien. Sogar im stillen Ocean soll sie vorkommen. Ausser den südöstlichen Theilen des europäisch-russischen Reichs ist sie häufig im alten Polen und Litthauen, bis nach Preußen hinüber; dann strichweise in den Ländern längs der Ost- und Nordsee, auch in England. Vom nördlichen und östlichen bis zum mittlern Deutschland bewohnt sie einzelne Striche in ziemlicher Anzahl, wie in Schlesien, Pommern, den Marken, auch Sachsen und unserm Anhalt; im südlichen und westlichen ist sie dagegen viel einzelner, zum Theil wirklich selten, und dies ebenfalls in der Schweiz, Holland und Frankreich, wo sie nur durchwandert, auch nur in

verhältnißmäßig sehr geringer Zahl an den Küsten des letztern und einigen Gegenden Italiens überwintert.

In Anhalt findet man sie nur noch auf den großen Teichen in der Umgegend von Zerbst, eine bis zwei Meilen von dieser Stadt, unter mehrern namentlich auf dem Deetzer- und Neuemühl-Teiche, am meisten aber und in sehr großer Anzahl auf dem Badetzer-Teiche. Doch hat, wie überall, ihre Zahl, gegen sonst, auch hier sehr abgenommen und nimmt von Zeit zu Zeit immer noch bemerklich ab. Ehedem, als sie bei weitem größer war, wechselten die dort wohnenden Graugänse nicht nur oft nach den Brüchern diesseits der Elbe, bei den Dörfern Micheln, Wulfen, Diebzig, die sich bis zum Ausfluß der Saale in die Elbe erstrecken, und viele blieben auch hier, um zu nisten. Dies kömmt jedoch jetzt, da diese Sümpfe zu großen Theilen trocken gelegt sind und in andern das Wasser soweit abgeleitet ist, daß es gegen Johannis gänzlich verdunsten kann, nur selten oder kaum in sehr nassen Jahren noch vor. Uiberhaupt hat sie die Kultur bereits aus vielen Gegenden gänzlich vertrieben, in welchen sie früher gemein waren, und dies geschieht noch fortwährend. Auſſer daß sie sonst im Zerbster Lande noch auf vielen andern, kleinern Teichen und Sümpfen wohnten, wo jetzt keine mehr hinkömmt, sind sie auch aus andern noch nähern Gegenden vertrieben; so hier ohnweit Bitterfeld, wo bei Sandersdorf sich ein sehr großer Teich befand, auf welchem noch vor einem halben Jahrhundert alljährlich nicht wenige Paare brüteten, die nun, seitdem dieser Teich in fruchtbare Wiesen umgewandelt, für immer verschwunden sind. Von vielen andern, nahen und entferntern Gegenden des östlichen und nordöstlichen Deutschlands ließe sich Gleiches sagen, und so wird sie unsern Nachkommen bald ein noch seltnerer Vogel werden, als sie uns, im Vergleich mit unsern Vorfahren, bereits geworden ist. In den letztvergangenen 30—40 Jahren hat sich in dieser Hinsicht Manches verändert; viele Gelegenheiten zum Brüten wurden ihnen durch die Bodenkultur entrissen, und die ihnen bis jetzt verbliebenen haben sich dadurch nicht etwa stärker bevölkert, jene Vertriebenen nämlich sich nicht zu ihnen gesellt, sondern ihre frühere Zahl hat sich im Gegentheil, auch hier mindestens bis auf die Hälfte herab, vermindert, eine Erscheinung, deren Ursache, wenigstens für solche Orte, wo man sie fortwährend ganz so wie in frühern Zeiten hegte und bei der Jagd mit möglichster Schonung behandelte, unerklärbar bleibt.

Sie ist Zugvogel und überwintert nicht in Deutschland.

Daß sie, wie gesagt wird, in England nicht wandere, scheint auf einer Verwechslung mit andern Arten zu beruhen. Uiber ihre Wanderungen liegt noch Manches im Dunkeln. — An den hiesigen Brüteorten erscheinen diese Gänse beim Eintritt gelinder Frühlingswitterung, bald Ausgangs Februar, bald erst im Anfang des März, gewöhnlich schon, wenn Eis und Schnee noch nicht ganz weggeschmolzen sind. Sie kommen familienweise oder in Vereinen aus mehrern Familien bestehend, ihre Ankunft durch fröhliches und vieles Schreien verkündigend, in wenigen Tagen nach einander alle an, und finden sich an solchen Orten, aus alter Gewohnheit, sogleich heimisch. Wir haben niemals bemerkt, daß von diesen Gesellschaften manche weiter gewandert wären; so viele ankamen, blieben auch da. Auch langten sie an, ohne daß jemand die Richtung, woher sie kamen, bestimmt bemerken konnte. Vielmals waren sie des Nachts angekommen, obwol sie eigentlich am Tage ziehen. Noch unbemerklicher als ihre Ankunft ist ihr Wegzug im Herbst. Dann schleichen sie sich, nachdem man sie einige Tage zuvor auf den Feldern in größern Gesellschaften vereint sahe, unbemerkt weg, die erwachsenen Jungen frühester Gehecke, von ihren Aeltern begleitet und geführt, oft schon zu Ende des Juli, sobald letztere ihre Mauser überstanden haben; die übrigen mit Ende des Auguſt; nur wenige, deren Junge nicht früher heranwuchsen, im September. Um die Mitte dieses Monats, wenn die Saatgänse wieder bei uns eintreffen und nun (natürlich nicht, um zu brüten), dieselben Aufenthaltsorte beziehen, ist daselbst keine Graugans mehr anzutreffen. Sehr wenige, dann auch nur zu Zweien oder Dreien beisammen, zeigen sich auch wol noch im November; diese sind aber gewiß aus kältern Ländern kommende und hier durchwandernde, keine von denen, welche bei uns brüteten. Im Winter, selbst wenn er ein ganz gelinder wäre, sieht man bei uns niemals eine Graugans.

Man begreift nicht, welchen Weg sie auf ihren Wanderungen nehmen mögen, da sie süd- oder westwärts von uns, in solcher Zahl, wie sie uns verlassen, nirgends auf dem Zuge bemerkt wurden; überall kamen sie in jener Richtung bloß einzeln oder nur zu sehr wenigen beisammen vor. Ebenso weis man nicht, wo sie überwintern mögen, da dies an den Südküsten des westlichen Europa nur von einer sehr kleinen Anzahl bemerkt worden ist. Ihre Anzahl im Allgemeinen ist zwar für Deutschland ohne Vergleich eine viel geringere als die der Saatgans, selbst der Ackergans,

aber es kommen doch allein hier auf unsern Teichen jährlich so viele Graugänse aus, daß sie mit ihren Aeltern immer noch eine bedeutende Schaar bilden. Noch ist aber eine große wandernde Schaar von Graugänsen in Deutschland nirgends bemerkt. Durch Oldenburg wandern sie regelmäßig im Herbst und Frühjahr, auch nur in kleinen Gesellschaften und in geringer Zahl, brüten auch dort nicht. Wie wenig sie überhaupt von ihrer gewohnten Straße seitwärts abweichen, beweist unter andern auch das Factum, daß wir hier, bei meinem Wohnorte, in gerader Linie kaum $3^1/_2$ Meilen südlich von den Orten entfernt, an welchen alle Jahr Hunderte nisten oder noch vor Kurzem genistet haben, — daß wir dennoch hier nur äußerst selten eine solche Gans, oft nach vielen Jahren kaum ein Mal eine oder einige, zu sehen bekamen, obgleich stets viele unter jenen sind, die sich nicht fortpflanzen, und währenddem dies andere thun, sich müßig auf den Feldern umhertreiben, dabei aber doch der heimathlichen Gegend treu bleiben, die Grenzen eines ziemlich engen Kreises nicht überschreiten, noch weniger ihn auf einige Zeit verlassen, so lange die Uibrigen dort bleiben, um zuletzt auch mit ihnen dieselbe Straße fortzuwandern.

Wenn man weiß, die Graugans lebt in nicht unbedeutender Anzahl an der norwegischen Küste, beiläufig bis in den Polarkreis hinauf, auch an dem pommerschen Strande, so möchte man glauben, sie müsse Seevogel sein. Dies ist sie aber ebenso wenig, wie man viele Strandvögel Seevögel nennen darf, weil sie auch gern am Meere sind, das sie aber nicht bedürfen, wie die vielen Individuen beweisen, die so weit von ihm wohnen, daß sie es wol in ihrem Leben nicht zu sehen bekommen würden, wenn sie auf der Wanderung nicht dazu gelangten. Wir erinnern hierbei unter andern an den rothschenkeligen Wasserläufer, Th. VIII. 230. S. 95. — Auch ist es das Meer, was die Temperatur unter jenen höhern Breitegraden bedeutend mildert und seine Küste zu einem kurzen Sommeraufenthalt für diese Gänse wohnlich genug macht; denn nicht das Meer und sein kahler Strand sind ihr eigentlicher Aufenthalt, sondern nur nahe und stille Binnenwasser, mit vielen höhern Wasserpflanzen und niederm Gebüsch besetzte, große Moräste, sumpfige und moorige Wiesenflächen in einsamen Lagen, und jenes dient ihnen nur zu gewissen Zeiten und bei Gefahren als Zufluchtsort.

Nur zur Sicherung ihres Lebens, und bei längerm Verweilen in einer Gegend, bedarf sie auch der tiefern Gewässer; sonst sind

ihr die seichten, mit vielen höhern Wasserpflanzen besetzten, namentlich wo diese mehr in Schilf- (Typha, Sparganium), Seggen- (Carex), und Binsen- (Scirpus) Arten, als aus eigentlichem Rohr (Arundo) bestehen, zwischen welchem auch Buschweiden und anderes niedriges Gesträuch vorkommen, doch nicht prädominiren dürfen, wenn dazwischen auch größere, ganz freie Wasserflächen abwechseln; solche Gewässer sind ihr liebster Aufenthalt, zumal wenn die Ufer derselben in Wiesen und Viehweiden verlaufen und diese wieder mit Getraidefeldern umgeben sind. Man sieht sie an solchen Orten nur so lange auf dem Wasser, als es die eigene Sicherheit und die ihrer Familie erheischt, sonst stets auf kurzberaseten Viehweiden, auf feuchten Stellen in den Wiesen, auf eben besäeten Feldern, oder im jungen Getraide, oder auf Stoppeläckern, viel öfter zu Zweien bis Fünfen beisammen, als in größern Gesellschaften oder einzeln. Ausgenommen daß die, welche auf verschiedenen Teichen derselben Gegend wohnen, eine Art von geselligen Verkehr unterhalten und die einen den andern öfters Besuche machen, wenn auch mehrere Stunden Weges zwischen ihnen lägen, entfernen sie sich nie über ein paar Stunden weit vom eigentlichen Wohnsitze. Wenn man daher, solange sie bei uns sind, zumal in der ersten Zeit ihres Hierseins, über die, zwischen den großen Teichen des Zerbster Landes gelegenen Dörfer, Wiesen und Felder fast täglich und zu jeder Tageszeit solche Gänse hin oder her wechseln sieht, wobei sie sich jedoch selten auf jenen Feldern niederlassen, und obgleich dies meistens solche sein mögen, welche sich in diesem Jahr nicht fortpflanzen, so läßt sich doch nur äußerst selten eine solche am Elbufer sehen, obgleich ihr nächster und am zahlreichsten besetzter Aufenthaltsort, der große Teich beim Vorwerk Badetz, kaum $^3/_4$ Stunden weit davon entfernt ist. Flußwasser scheinen sie überhaupt nicht zu lieben.

Um auszuruhen oder sich zu erholen, sieht man sie, besonders wenn sie anfangen zu mausern und viel im Gefieder herumzuzupfen haben, wiederholt an gewissen Plätzen, die ihnen ringsum eine freie Aussicht gestatten, und abwechselnd von mehrern benutzt werden, daher fast immer besetzt sind, was man an den vielen verstreueten Federn und an dem häufig herumliegenden Koth leicht erkennt. Allein wenn die Mauser so weit vorgerückt ist, daß sie ihnen das Fliegen erschwert oder gar untersagt, dann suchen sie andere einsame Plätzchen im dichtesten Schilfe und tiefsten Sumpfe, wo oft mehrere ein solches theilen, und lassen sich dann auf dem Freien am

Tage gar nicht, auf den allernächsten Ufern und Weideplätzen auch nur in der Dämmerung sehen. In dieser Periode leben sie in Angst und Sorgen, so still und verborgen wie möglich. Wo sie aber das Meer in der Nähe haben, verleben sie diese gefährliche Zeit, in größere Gesellschaften vereint, auf offner See, nicht selten ziemlich weit vom Lande, weichen bei Gefahren noch weiter auf dem Wasserspiegel aus, und kommen dann einige Zeit gar nicht an das Ufer.

Auch ihre Nachtruhe halten sie, wo sie im Lande wohnen, ebenfalls an einsamen, sehr versteckten Orten, tief im Schilfe und Gestrüpp, begeben sich aber spät am Abend erst dahin und verlassen sie auch mit Anbruch der Morgendämmerung schon wieder. Sehr selten bleibt eine, um zu übernachten, auf freiem Felde. In den heißen Mittagsstunden halten sie auf einige Zeit Ruhe, dann oft auch auf dem Freien; aber dieses Ausruhen ist nur von einem halben Schlummer begleitet, bei welchem sie Alles hören und sehen, was im Umkreise vorgeht, um nicht in Gefahr zu gerathen.

Eigenschaften.

Wenn man auch sagen kann, die Graugans habe in ihren Stellungen und Bewegungen die größte Aehnlichkeit mit der Hausgans, so darf dies doch nur sehr oberflächlich genommen werden; denn sobald beide neben einander stehen, einherschreiten, schwimmen u. s. w., so wird selbst der sonst wenig auf so etwas achtende Beschauer gewaltige Unterschiede finden. Andrerseits mit den nächstfolgenden Gänsearten verglichen, darf man sie wol für ein weniger schlankes und weniger zierliches Geschöpf halten; allein der Hausgans gegenüber, übertrifft sie in beidem diese doch noch um Vieles. Der schwächere Kopf und Hals, besonders ihr glattes Gesicht mit dem mißtrauischen, listigen Blick, — ihr eiförmiger, vorn und hinten mehr verjüngter, überhaupt schlankerer, wagerechter Rumpf, an dessen Profil der Bauch nie einen größern Bogen als der Rücken darstellt, jener also nicht herabhängt, — das längere Herausstrecken der Schenkel, weshalb sie hochbeiniger und wie aufgeschürzt einhergeht, — das immer schmuck gehaltene, glatter anliegende Gefieder mit dem horizontal gehaltenen Schwanze, — ihr im Schwimmen mehr schwanenartig gebogener und mehr niedergeduckter Hals und ihr auch hier wagerecht liegender Schwanz, sind, ausser noch manchen weniger auffallenden Dingen, deutliche Zeichen, sie selbst in der

Ferne augenblicklich von der Hausgans zu unterscheiden, wenn diese auch ein ganz gleich gefärbtes Gefieder trüge.

Von der Ackergans unterscheidet sie, ausser der robustern Figur, schon in weiter Ferne ihr hellgefärbtes Gefieder; dies zeigt sich an den großen Massen von hellem Aschgrau besonders im Fluge; aber die Graugans hat, wenn sie fliegt, auch ein schwerfälligeres Aussehen, im Verhältniß zu dem stärkern Körper auch kleinere Flügel, und läßt im Fluge, ganz gegen ihre Gewohnheit im Stehen und Gehen, den Bauch etwas hängen, freilich nur sehr wenig, doch genug, um es leicht zu bemerken und um in der Figur der fliegenden Graugans einige Aehnlichkeit zu finden mit der eines fliegenden jüngern oder weiblichen Großtrappen.

Wie auch die männliche Hausgans in der Begattungszeit sich zu brüsten und mit ziemlich plumpem Grandezza einherzuschreiten versteht, so thun es dann auch die Männchen der Graugans öfters, aber zierlicher und mit noch stolzerer Haltung. Diese geht überhaupt auch viel leichter, behender und kann auch schneller laufen, obwol sie an solche Ausdauer im Gehen nicht gewöhnt ist und darin von jener übertroffen wird. Vom Schwimmen möchte man das Nämliche sagen, doch mit Ausschluß des Letztern. Obgleich sie mehr auf dem Lande lebt, so hält sie zu manchen Zeiten das Schwimmen doch sehr lange aus, z. B. wo sie die Mauser weit auf das Meer hinaus treibt. Hier taucht sie auch bei naher Gefahr unter, was sie sonst aus freiem Antriebe nur beim Spielen und Baden zuweilen, um Nahrung heraufzuholen aber nie thut, kann aber weder sehr tief tauchen, noch lange unter dem Wasser verweilen. Die Jungen tauchen von den ersten Tagen ihres Daseins bis sie fliegen können stets, wenn sie in Gefahr gerathen, oder wenn sie spielen, aber auch nie in Nahrungsgeschäften.

Zum Fliegen erhebt sie sich mit einem polternden Getöse; ein Gleiches hört man auch beim Niederlassen, und wenn dies auf einem freien Wasserspiegel geschieht, auf dem sie noch eine Strecke hingleitet, so kömmt dazu auch noch das Rauschen des Wassers, wie man denn in der Nähe dazwischen auch ein Knarren der Schwingfedern vernimmt. Beim Erheben oder Niederlassen einer größern Gesellschaft ist das damit verbundene Poltern schon in ziemlicher Ferne vernehmbar, zumal bei abendlicher Stille. Die weit von sich gestreckten Flügel bewegt sie fliegend in nicht weit ausholenden und zugleich in langsamern Schlägen als die folgenden Arten, und fliegt weder so leicht, noch so schnell als diese, doch ge-

nugsam auf die Dauer, um in Kurzem und hoch durch die Lüfte weite Strecken zurückzulegen. Wenn ein gepaartes Paar von einem Teiche zum andern streicht, fliegt stets das Weibchen voran, das Männchen dicht hinter diesem her. Liegt ihr Ziel nicht weit entfernt, so fliegen sie ziemlich niedrig, auf längern Strecken dagegen stets über Schußhöhe. Sind mehrere, besonders Nichtgepaarte beisammen, so fliegen sie im erstern Falle ohne Ordnung durcheinander, bilden aber eine schräge Reihe, wenn die Reise weiter gehen soll; sind ihrer viele beisammen, so ordnen sie sich in Form einer Pflugschleife oder eines umgekehrten V, in zwei schräge, vorn vereinte, hinten weit ausgespreizte Reihen, und ein sehr großer Zug in mehrere solcher Pflugschleifen und Reihen, je nach den Familien, woraus die Schaar zusammengesetzt ist; in unsern Gegenden bekömmt man jedoch so große Heere von dieser Art nie zu sehen.

Sie ist sehr mißtrauisch und vorsichtig, weicht dem Menschen schon von Weitem aus, und ist schlau genug, den Schützen vom Feldarbeiter oder Hirten zu unterscheiden, auch Frauenzimmern und Kindern weniger zu mißtrauen, als erwachsenen Mannspersonen. Man hält sie gewöhnlich für nicht so scheu als die Saatgans; weil dies aber bloß bei den Brutgeschäften und in den Nistgegenden beobachtet ist, wo bekanntlich alle Vögel zutraulicher sind, so müssen wir glauben, daß sie in fremden Ländern darin jener gewiß nichts nachgäbe, was auch aus einigen Reiseberichten hervorgeht. Obgleich sehr gesellig, ist sie dies doch nur gegen die eigene Art. Ebenso selten, als sich eine Graugans vereinzelt, wird eine solche bei anderartigem Geflügel angetroffen; sie lebt mit keinem in einiger Vertraulichkeit und der bloße Zufall bringt sie nur manchmal auf den Teichen in die Nähe von Enten u. a. Nie ist uns ein Beispiel vorgekommen, daß eine Graugans mit andern Gänsearten geflogen wäre, ja der Saatgans scheint sie ganz besonders abhold; denn wenn diese im September in den Gegenden anlangen, wo Graugänse brüteten, machen ihnen diese sogleich Platz und verschwinden dann von da. Nur die Hausgänse dürfen sich ihrer Zuneigung erfreuen, indem sie auf den Weideplätzen sich diesen oft nähern, ja einzeln nicht selten unter sie mischen. Von solchen ist manchmal vorgekommen, daß sie sich mit der zahmen Heerde nach dem Dorfe treiben ließen und erst entflohen, als sie eben in dasselbe eintreten sollten, und da sie immer wieder kamen, das Eintreiben, zwar ohne Erfolg, doch mehrere Tage nach einander wiederholt versucht werden konnte. Ebenso hat es sich ereignet, daß ein einzelnes Männchen

der wilden in der Heerde der zahmen Gänse eine Liebelei anknüpfte, Gehör fand, seine Geliebte öfter besuchte und endlich sich mit ihr begattete; daß aber wilde Weibchen sich auf ähnliche Weise zahmen Männchen genähert hätten, ist uns nicht vorgekommen.

Ihre Stimme hat so große Aehnlichkeit mit dem bekannten Geschrei der Hausgans, daß sie nur bei vieler Uibung zu unterscheiden ist und daß selbst der Kenner gestehen muß, dies sei hier schwerer noch, als beim Vergleich der Stimme der Märzente mit der der Hausente. Man möchte sagen, die der wilden Graugans wäre noch durchdringender, weil man sie in der That stets in weiterer Ferne vernimmt, als die der zahmen, wenn dabei nicht in Anschlag käme, daß sich die wilden meistens im Fluge hören lassen, wo die Töne in der Luft ohne Anstoß sich weiter fortpflanzen können, was dagegen bei zahmen nicht, oder doch sehr selten vorkömmt. — Bei ihren gewöhnlichen Beschäftiguugen, auch im Fluge, unterhalten sie sich häufig mit einem nicht sehr weit schallenden Tattattattat, auch wol Taddaddaddat (sehr schnell zu sprechen), und halten, wo sie sich sicher glauben, ordentliche Gespräche, wo sie aber auf ihrer Huth sein müssen, klüglich das Maul. Ihre Lockstimme, die sie noch öfterer im Fluge als im Sitzen hören lassen, ist ein viel lauteres, weit hörbares Kaahkahkak, seltener ein noch durchdringenderes, höheres Kihkak! Wenn getrennt gewesene Individuen wieder zu den übrigen kommen, jubeln alle laut ihr Kaahkahkak, kahkak, kakakakahkak, und drücken damit ihre gegenseitige Freude aus. Im überlauten, gellenden Trompetenton, wie Tähn! oder Tähng! klingend, und diesen einfach, aber öfter wiederholt ausstoßend, dazu in sehr aufgerichteter, komisch-stolzer Stellung (m. s. Fig. 1. auf unsrer Kupfertafel) einherschreitend, drückt das Männchen sein Verlangen nach dem Weibchen aus, oder verkündigt damit, unter etwas veränderter Modulation, den eben errungenen Sieg über einen Nebenbuhler. Bei ihren Prügeleien, die besonders im Anfang der Begattungszeit unter solchen Männchen vorfallen, welche zum ersten Male sich paaren wollen, und von gegenseitiger Eifersucht angefacht werden, geht es oft sehr hart her; die beiden Kämpfer packen sich wüthend an den Hälsen und schlagen mit den Flügeln so heftig auf einander los, daß man die Schläge weithin hört, und so lange, bis einer los läßt, was nur erfolgt, wenn er völlig erschöpft ist. Die Weibchen stehen gewöhnlich dicht daneben und schwatzen, unter Verneigungen des ausgestreckten Halses, eifrig darein, wobei sich jedoch nicht deuten läßt,

ob ihr hastiges und wiederholtes Taahtahtat, tahtat, tatatat die Kämpfer zureden oder abmahnen soll. Im Schreck stoßen sie ein kürzeres oder länger gezogenes Kahk aus und in ängstlicher Besorgniß um die Jungen schreiet die Mutter oft und anhaltend käng, käng oder kähk, kähk, kähk u. s. w. Im Unwillen zischen sie wie die Hausgänse. — Die Jungen piepen ganz wie junge zahme Gänse, lassen sich aber nur hören, wenn und wo sie völlig sicher sind, schweigen dagegen, sobald die Mutter, Gefahr ahnend, dazu ein stilles Zeichen giebt oder diese durch ein ganz leises Kahk gebietet. Wenn jene Federn bekommen, verwandeln sich die piependen in andere, oft wunderlich überschlagende, heisere Töne, die nach und nach denen der Alten immer ähnlicher werden und nach Jahresfrist nicht mehr zu unterscheiden sind. — So vielen Lärm diese Gänse auch in der Begattungszeit machen, so still sind sie dagegen in der Mauserzeit, beides weniger auf der Reise; im Ganzen schreien jedoch zahme Gänse zu allen Zeiten mehr.

Eingefangene oder flügellahm geschossene, alte Graugänse gewöhnen sich sehr bald an die Gefangenschaft und werden recht zahm. Man kann sie wie zahmes Geflügel auf dem Hofe halten und des Nachts in einen Stall sperren; doch darf man dann nicht erwarten, daß sie sich hier auch fortpflanzen oder gar mit andern Gänsen paaren sollten. Dies thun solche kaum, und immer erst nach mehrjähriger Gefangenschaft, dann, wenn man ihnen einen abgesonderten oder umfriedigten, geräumigen Platz mit einem Schilfteiche anweisen kann, in welchem sie frei und ungestört herumgehen, schwimmen u. s. w. können. Viel leichter und schneller gelangt man jedoch hierzu, wenn man junge Graugänse einfängt, oder noch besser sich Eier zu verschaffen sucht und diese von zahmen Gänsen ausbrüten läßt. Wo viele Graugänse brüten, braucht man die Eier gerade nicht den Nestern zu entnehmen; weil nämlich mancher alten Gans auf der Weide und an den gemeinschaftlichen Ruheplätzen eins unwillkürlich entfällt, das nutzlos liegen bleiben oder von räuberischem Gesindel vernichtet werden würde, so darf man sich nur fleißig darnach umsehen und diese verstreueten Eier auffammeln. Aus diesen Eiern, von einer zahmen Gans, ausgebrütete Junge, behandelt man ganz wie die jungen zahmen Gänse und treibt sie mit diesen auf die Weide, wenn nämlich diese nahe genug ist; denn auf zu weiten Wegen kommen sie mit jenen nicht fort, weil sie zwar behender gehen, aber dies nicht so auf die Dauer aushalten, so daß

die zu große Anstrengung sie zuletzt krank macht oder ganz aufreibt, was mein sel. Vater einmal an einem ganzen Gehecke erfuhr. Uibrigens sind sie auch andern Krankheiten der zahmen Gänse unterworfen. Sobald solchen Jungen die großen Schwingen wachsen, fangen sie an sich zu heben, lassen dann die zahmen auf oder von der Weide vorausgehen und fliegen ihnen nach. Jetzt ist es aber auch an der Zeit, ihnen das Fliegen zu verbieten, nämlich an dem einen Flügel die großen Schwingfedern abzustutzen, weil man sonst Gefahr läuft, sie zu verlieren, was im Herbst, in der Zugzeit, in welcher sie sehr unruhig werden, anfangen immer weiter und auf längere Zeit wegzufliegen, und bald gar nicht mehr zurückkehren, unfehlbar eintreten würde. Im Winter kann man sie am Tage auf dem Hofe und des Nachts im Stalle haben. Sollen sie sich aber im Frühjahr fortpflanzen, was sie jedoch erst im dritten ihres Lebens thun, so muß man ihnen einen umschlossenen Bezirk im Freien anweisen, in welchem sich ein Teich oder Wasserbehälter mit Schilf, auch Gras oder Rasen befindet, worin sie nichts von Raubthieren zu fürchten haben, und zugleich von Menschenverkehr entfernt bleiben. Soll ein solches Gehege mehr als ein Paar aufnehmen, so muß natürlich auch sein Umfang der Anzahl der Bewohner entsprechen und größer sein. Hier kann man auch eine Bastardenzucht anlegen, wenn man ihnen zahme Gänse beigesellt, namentlich solche, mit denen sie aufgewachsen oder zugleich von derselben Mutter ausgebrütet sind. Am leichtesten gelingt dies, wenn das Männchen vom zahmen, das Weibchen vom wilden Stamme ist, besonders wenn jenes auch die Farbe von diesem hat. In umgekehrten Geschlechtsverhältnissen und mit weißen Hausgänsen hat es mehr Schwierigkeiten. Die daraus hervorgehenden Bastarden sind fortpflanzungsfähig und stehen dem Aeußern nach als wahre Mittelgestalten zwischen ihren zahmen und wilden Stammältern, haben meistens die Farbe der letztern, doch fallen auch oft Weißbunte und Weißschimmlichte vor. — Uibrigens ist die angeborne Freiheitsliebe bei unsern Graugänsen, selbst wenn sie von Hausgänsen ausgebrütet und bei diesen erzogen wurden, doch so stark, daß sie sich zwar, auf einem Hofraum eingeschlossen, wol zuweilen mit den letztern paaren, die wilden Weibchen sich aber nie dazu bequemen, im Stalle Eier zu legen und zu brüten.

Daß die Gänse ein hohes Alter erreichen, ist allgemein bekannt, und wenn man selbst von zahmen sagt, daß sie über 100 Jahr alt würden, so müßten die wilden ein noch höheres Alter erreichen. Nach

einer Zeitungsnachricht gab es 1830 zu Horse-neck, im Staate Newyork, zwei Gänse, jede 82 Jahr alt, von welchen die eine bis vor 13 Jahren noch regelmäßig Eier gelegt und gebrütet hatte.

Nahrung.

Die Graugans nährt sich, wie die Hausgans, von allerlei hartem Samen und Körnern, von reifem und halbreifem Getraide, von Rüben und allerlei Wurzelwerk, von den grünen Blättern vieler Gewächse, besonders angebaueter, und von jungem Grase. Aus dem Thierreiche genießt sie nichts.

Von Getraidekörnern frißt sie alle Arten, Waizen, Roggen, Spelz, Erbsen, Linsen, Buchwaizen, Gerste und Hafer, diese letzten beide von allen am liebsten. Sie geht auf die nächsten Felder zu Fuß, oder fliegt auf die entferntern, um die halbreifen und reifen Körner aus den Aehren und Rispen zu klauben, in der Erndte auf die Schwad (Gelege), nachher auf die Stoppeln, um Nachlese zu halten. Mittelst der scharfen Kante und Zahnung des Schnabels, befreiet sie jene sehr leicht von den Spelzen und harten Spitzen. Bei der Gerste wird das Abbeißen der Grannen und Spitzen so leicht als schnell ausgeführt, und am auffallendsten, indem sie diese ungenießbaren Theile an den Seiten des Schnabels herausstoßen und zur Erde fallen lassen. Wicken verschmähen die wilden wie die zahmen Gänse, vermuthlich weil sie ihnen nicht zuträglich, unter gewissen Umständen sogar Gift sind; aber sie weiden die jungen Pflänzchen und die grünen Blätter derselben ohne Schaden ab. Auch Feldbohnen mögen sie nicht gern, wohl aber Erbsen und das grüne Kraut dieser. Den Roggen, als Körner, lieben sie von allem Getraide am wenigsten, desto mehr aber die grünen Blätter und zarten Spitzen der jungen Roggensaat, ja diese mehr als die vom Waitzen, wenigstens so lange diese nicht mehr ganz jung ist. Wo sie es haben können, verzehren sie auch die Körner vom Mais gern, und verschlucken Eicheln und Buchekern.

Sie nagen sehr gern an ziemlich harten Körpern, z. B. an Holz, wozu ihnen die scharfen Schneiden der nagelförmigen Schnabelspitze, da sie zugleich kräftig beissen können, gute Dienste leisten. Nicht allein den grünen Bast von allerlei Pflanzenstengeln, selbst holzartigen, von Rohrwurzeln und Schilfstrünken nagen sie mit vieler Beharrlichkeit ab, um ihn zu verzehren, sondern zerkleinern damit und zu demselben Behuf auch Wurzeln, besonders rüben- und

knollenartige, wie Turnips, Möhren, weiße Rüben, Kohlrüben, Kartoffeln, das Mark der Kohlstrünke, die starken Rippen der Kohlblätter u. a. m. Zu den meisten Wurzeln gelangen sie theils durch Ausgraben, theils durch Ausziehen; für beides darf freilich der Boden nicht zu viel Widerstand leisten, jene überhaupt nicht zu tief und zu fest in der Erde stecken. Ebenso suchen sie auch die vieler wildwachsenden Pflanzen, auf tiefen Aeckern die ausgepflügten Knollen vom Erdnußkraut (Lathyrus tuberosus), unter vielen andern auch die Wurzeln der Sonchus-Arten, auf den Wiesen die Wurzeln von wilden Möhren, Kümmel, Pimpinell, Löwenzahn und vielen andern Pflanzen, im Sumpfe Binsen- und Schilfwurzeln, nebst den dicken Strünken dieser, die letztern besonders im Frühjahr, ehe sie Blätter treiben.

Von der jungen Saat der Getraidearten weiden sie die zarten Spitzen und frischen Blätter ab, so auch von Rübsaat, Rapps, Buchwaitzen, Kümmel, von jungen Kohl- und Rübenarten und besonders vom Klee. Diesen lieben sie vorzüglich zu der Zeit, wenn sie kein ausgesäetes Getraide mehr aufzulesen haben und er noch im ersten frischen Triebe steht. Wird er erst härter, so achten sie ihn weniger, was überhaupt bei aller grünen Pflanzenkost eintritt. Ausser denen von angebaueten Gewächsen dienen ihnen noch die jungen Blätter sehr vieler auf Aeckern, Wiesen, an Wegen und auf morastigem Boden wild wachsender Pflanzen, worunter ihnen die der sogenannten Gänsedisteln (Sonchus oloraceus et asper, und S. arvensis) vorzüglich angenehm zu sein scheinen. Unter der zahllosen Menge von Gewächsen, deren Blätter sie genießen, behauptet jedoch frisches junges Gras den Vorrang, besonders da, wo es von größerem Weidevieh immer kurz gehalten wird, sich fortwährend verjüngt, und recht dicht wächst. Die fett wachsenden und weichen Gräser ziehen sie den magern und zähen vor; unter allen Arten steht aber die Poa annua (wenigstens in unsern Gegenden) oben an und ist vorzüglich das Lieblingsfutter der zarten Jungen. Sie weiden die jungen Grasblättchen und zarten Spitzen beißend und zugleich rupfend, ungemein behende ab, biegen dazu, wenn sie recht eilig sind, den Kopf auf die eine oder auf die andere Seite, damit der Schnabel nicht bloß vorn am Nagel, sondern zugleich auch an den Seitenrändern mit in das Gras greift, mithin eine sehr verlängerte Zange bildet, die mit einem Griff stets mehrere Blättchen zugleich erfaßt und abrupft, weshalb sie sich auf solche Weise in unglaublich kurzer Zeit die Kröpfe vollstopfen. Unter den Sumpf-

gräsern lieben sie das Schwadengras (Festuca fluitans L.), wenn es noch jung ist, später auch dessen Samen sehr. Unter mancherlei Wasserpflanzen fressen sie das sogenannte Entengrün (Lemna L.) sehr gern; besonders lieben es die noch kleinen Jungen. Auch salzhaltige, gewöhnlich in der Nähe des Meeres wachsende Pflanzen, dienen diesen Gänsen oft als Nahrungsmittel.

In bewohnten Gegenden sieht man am Tage bloß hin und wieder sogenannte gieste (nicht brütende) Graugänse auf Wiesen oder freien Feldern weiden; die, welche nisten, stecken dagegen im Rohr, Schilf und Gestrüppe der Teiche und Moräste, wo sie im Verborgenen gelegentlich wol auch von allerlei Sumpf- und Wassergewächsen naschen, ihre Hauptmahlzeiten aber nicht hier, sondern ausserhalb auf grünen Viehtrifften und bebaueten Feldern halten, eine am späten Abend, die andere am frühen Morgen. Wenn die Sonne eben untergehen will, erscheinen sie auf den freien Wasserflächen und schwimmen meistens paar- oder familienweise nach denjenigen Ufern, welche ihnen die nächsten Weideplätze bieten, wohin dann alt und jung vollends zu Fuß wandelt; die flugbaren oder von keinen Jungen begleiteten erheben sich dagegen vom Wasserspiegel und fliegen auf weiter entlegene. Hier geht es nun an ein hastiges Schmausen; denn mit Einbruch der Nacht sind alle gesättigt und bereits wieder auf die versteckten Schlafstellen im Schilf der Teiche oder Sümpfe zurückgekehrt, um so lange, als wirklich Nacht ist, zu rasten. Kaum dämmert indessen am östlichen Horizont ein grauer Streif als Verkündiger des jungen Morgens, so brechen sie abermals dorthin auf, um den Morgenimbiß einzunehmen, welcher eigentlich ihre Hauptmahlzeit ist; denn sie verweilen, wenn nicht Störungen eintreten, länger dabei als bei jenem, oft bis lange nach Aufgang der Sonne. Wo sie aber Gefahr ahnen, ziehen sie sich schon beim Erscheinen der ersten Sonnenstrahlen mit großer Vorsicht wieder in die Verborgenheit zurück. Auf diese Weise halten sie bei uns, so lange sie an den Nistorten leben, täglich nur zwei Hauptmahlzeiten.

Zur Beförderung der Reibungen im Magen verschlucken sie viel groben Sand, und wo sie diesen nicht gleich bei der Hand haben, muß auch Dammerde seine Stelle vertreten.

Aus dem Obigen ergiebt sich, daß sie ihre Nahrung meistens auf festem Boden, gehend, und viel seltener auf dem Wasser oder schwimmend suchen. Aus tieferm Wasser holen sie sich Manches mittelst Eintauchen des langen Halses herauf, und wo dieser dazu

nicht ausreichen will, gründeln sie, d. h. indem sie den Rumpf senkrecht aufkippen, so, daß sein Hintertheil über dem Wasser sich emporhebt, der Vordertheil dagegen lothrecht ins Wasser senkt, wird durch diesen die Länge des Halses fast verdoppelt, und der Schnabel kömmt dadurch den in der Tiefe liegenden Nahrungsmitteln um so näher. Was noch tiefer liegt und auch auf diese Weise nicht erreicht werden kann, bleibt für sie ohne Nutzen, weil sie nicht verstehen, mit dem ganzen Leibe darnach unterzutauchen.

Ihre Nahrung ist also im Ganzen die der Hausgans, nur daß die wilden Manches genießen, was den zahmen selten verstattet wird, zu andern Zeiten im Gegentheil auch wieder mit Dingen fürlieb nehmen müssen, welche diese, weil sie an Besseres gewöhnt sind, nur im Nothfall genießen, wohin unter andern Binsen- und Schilfwurzeln gehören. Sie sind daher im gezähmten Zustande, von Jugend auf, mit demselben Futter zu erhalten, womit man junge und alte zahme Gänse zu füttern pflegt; was man für diese zuträglich hält, bekömmt auch ihnen wohl, unter Körnern besonders Gerste und Hafer, unter Wurzelwerk klein zerschnittene gelbe Rüben oder Möhren, auch zerkleinerter Kopfkohl, vorzüglich wenn man durch den Winter mit diesem saftigen und Körnerfutter abwechselt; im Sommer, wenn man ihnen Gelegenheit giebt, neben letzterem täglich auch junges Gras in beliebiger Menge abweiden zu können. Etwas mehr Sorgfalt verlangen sie allerdings. Man kann sie zwar mit den zahmen Gänsen auf die Anger- und Feldhuthung gehen lassen, doch darf die Trifft nicht zu lang sein, weil weite Märsche sie sehr angreifen, auch muß man Acht auf sie haben, daß sie sich nicht wegschleichen, wozu sie, besonders in der Begattungs- und Zugzeit, auch nach Jahren noch vielen Hang verrathen. Besser thut man, ihren nahen Uibergang aus einem wilden Zustande zu berücksichtigen, und sie, wie schon oben bemerkt, abgesondert von zahmen, in besondern Gehegen zu halten. Auch im Winter verlangen sie gegen zu heftige Kälte, gegen die sie viel empfindlicher sind, mehr Schutz; aus jenen Gehegen muß man sie dann in einen warmen Stall bringen, aber bei heiterm Wetter am Tage auf dem Hofe sich öfters ergehen lassen, weil sie bei zu anhaltendem Einsperren auf engen Raum auch leicht verkümmern. — Man kann jung aufgezogene Graugänse auch wie zahme mästen, sogar gewaltsamer Weise mit Nudeln aus Gerstenschrot und Mehl stopfen, doch dürfen diese nicht so groß gemacht und das Einstopfen muß noch viel sorgfältiger betrieben werden, wenn es gelingen soll.

Wenn sie es aushalten und recht feist geworden, geben sie einen viel feinern und delikater schmeckenden Braten als zahme.

Ihren Durst stillen die Graugänse am liebsten in klarem Wasser; schmutziges nehmen sie nur, wenn besseres nicht zu haben ist. In solchem baden sie sich auch nicht, desto öfter aber im ersteren. Sie sind darin noch wähliger als die zahmen, machen es aber dabei ganz wie diese, tauchen auf dem Wasser schwimmend den Kopf und Hals ein und erheben sie schnell wieder aus dem Wasser, wodurch eine Menge von diesem aufgeschöpft wird, das sich nun über den Rücken hinabwälzt, wiederholen dieses oft, schlagen dazu mit halbgeöffneten Flügeln das Wasser und tauchen zuletzt gewöhnlich, zuvor einen kurzen Anlauf nehmend, auch einige Mal nacheinander ganz und gar unter, doch nie tief und nur sehr kurz, bloß um sich gehörig abzuspülen. Da sie sich alle Tage baden, wenn sie Gelegenheit dazu haben, so ist es besonders zu empfehlen, gezähmten Graugänsen diese nicht zu entziehen. Das Einfetten des Gefieders aus der Schwanzdrüse ist ein dem Bade jedes Mal folgender Act, welcher stets mit großer Sorgfalt vollzogen wird.

In den Excrementen sind die unverdaulichen Pflanzentheile, wie mit Spreu vermengt, derb zusammengedrängt, in consistente Walzen von der Dicke der Darmweite (wie kleiner Finger) und in Stücke von höchstens 3 Zoll Länge (wie Zeigefinger), zerbrochen und liegen meistens in Häufchen zu mehrern beisammen. Diese Walzen sind nicht stark gekrümmt, ziemlich glatt, dunkelolivengrün, nach Körnerfutter heller und bräunlicher, nach Rüben gelber, zerfallen frisch im Wasser sogleich, trocknen aber in der Luft fester zusammen. Dünnflüssig ist der Unrath nie, nur bei brütenden Weibchen wie ein dicker Brei, in einem großen Haufen ohne Form entleert und von häßlichem Geruch. Dem Jäger verräth obige eigenthümliche Gestalt und Beschaffenheit der Losung die Anwesenheit dieser Vogelgattung, weil keine eine gleichbeschaffene hat, von der Losung der übrigen Gänsearten unterscheidet sich aber die der Graugans nur durch größere Stärke und Masse; von der der zahmen ist sie aber kaum zu unterscheiden. Der Gänsekoth zeigt auf den Wuchs des Grases und den mancher anderen Pflanzen, unter Umständen, eine baitzende Eigenschaft.

Fortpflanzung.

Die Graugans nistet nicht allein in mehrern Ländern des nordwestlichen Europa's, wie in Großbritannien, auch in Norwe-

gen, doch häufiger noch im Nordosten, von Preußen an, durch Polen, Litauen, Volhynien und das südliche Rußland bis zum schwarzen Meer, sondern auch noch in manchen Gegenden des nordöstlichen Deutschland, wie in unserm Anhalt und von hier einerseits durch das Brandenburgsche bis an die Mecklenburgsche und Pommersche Küste, andrerseits durch die Lausitz, Schlesien u. s. w. in mehrern Strichen. Im südlichen und westlichen Deutschland scheint sie dagegen nirgends Brüteorte zu finden, oder doch nur in wenigen Gegenden in längstverflossenen Zeiten gehabt zu haben.

Sie ist die einzige Art dieser Gattung, welche in Deutschland nistend vorkömmt; doch hat ein fortwährendes Steigen der Bodenkultur und der Volksmenge sie bereits aus sehr vielen Gegenden verdrängt, wodurch sie von Jahr zu Jahr und seit einem Menschenalter schon auffallend seltener geworden und vorauszusehen ist, daß sie in spätern Zeiten auf deutschem Boden nirgends mehr anzutreffen sein wird.

Sie wohnt, um zu nisten, in Sümpfen und auf stehenden Gewässern zwar hin und wieder in der Nähe des Meeres, doch bedarf sie dieses dazu nicht, und eine ungleich größere Anzahl lebt in weiter Ferne von demselben. Einsame, tiefliegende Gegenden, wasserreiche, morastige Wüsteneien von großer Ausdehnung, voll Schilf und Rohr, mit freien Wasserflächen abwechselnd, zum Theil von Wald durchschnitten, — in mehr bewohnten Gegenden, große, schilfreiche Teiche und Landsee'n, mit zum Theil morastigen Ufern, von Wiesen, Viehweiden und Aeckern umgeben, die tiefsten, wasserhaltigsten Stellen in großen Brüchern, sind die Orte, wo diese Gänse zuweilen in Menge beisammen nisten und dieselben Nistorte, wenn nicht große Veränderungen vorfallen, alle Jahr wieder beziehen.

In den Gegenden wenige Stunden von meinem Wohnorte hatten sie in frühern Zeiten mehrere Nistplätze, zuletzt noch in den großen Brüchern, welche sich in dem Winkel am linken Ufer der Elbe, wo sich die Saale in diese ergießt, weithin ausdehnen. Es sind noch nicht 20 Jahre her, als ich dort noch mehrere Nester fand*), woran jetzt nicht mehr zu denken ist, weil durch vermehr-

*) Sehr weit vom trocknen Lande, zwischen sechs Gänsenestern mit der vollen Eierzahl, bis an die Knie im Wasser stehend, frühstückte ich damals, an einem herrlichen Frühlingsmorgen, in Gesellschaft meines mittlern Bruders und unseres lieben

ten Abzug des periodischen Anschwellens dieser Brücher, im Sommer fast alles Wasser austrocknet. Noch sind indessen die oben beim Aufenthalt erwähnten großen Fischteiche, rechts von der Elbe, im Anhalt-Zerbstischen, alljährlich von nistenden Graugänsen in nicht unbedeutender Anzahl besetzt, obwol auch da, ungeachtet sie stets gehegt und von Seiten der Jägerei gut behandelt wurden, ihre Anzahl von Jahr zu Jahr merklich abnimmt. Vor 30 Jahren brüteten auf dem größten dieser Teiche (in einer Stunde kaum zu umgehen), beim Vorwerk Badetz, kaum $^3/_4$ Stunden von der Elbe entfernt, jährlich mehr denn 50 Paare; jetzt vielleicht nur die Hälfte dieser Zahl; und auf andern ist diese Abnahme noch auffallender geworden, ja auf den kleinern, z. B. dem Goldbogen-Teich nistet seit lange schon kein einziges mehr. Ein Unglück für die in bewohnten Gegenden lebenden Gänse ist, wenn sie bei ihrer Zurückkunft im Frühjahr an den Nistorten vieles verändert, namentlich gar kein vorjähriges Rohr und Schilf mehr finden, daher, so lange das junge noch nicht aufgeschossen, sammt ihren Nestern alles Schutzes beraubt sind. Nach einem strengen Winter, wo man auf dem Eise überall zu jenen, verschiedentlich, besonders als Brennmaterial zu benutzenden Dingen leicht gelangen kann, tritt der Fall, daß sie im Frühjahr Alles kahl finden, nur zu oft ein. Wenn sie im Anfange für sich, besonders aber für die Nester, zu wenig Versteck finden, zaudern sie mit dem Legen, woraus verspätetes Brüten und andere Nachtheile hervorgehen. Eine andere störend wirkende Ursache ist gewiß auch die wasserarme Beschaffenheit unsrer letztverflossenen Sommer, unter welchen in einer langen Reihefolge von Jahren, ein nasser fast nicht vorgekommen ist; denn durch das zu baldige Austrocknen der Nistplätze, ehe die Jungen flugbar und die Alten vermausert sind, werden gar viele verstört und auf ungewöhnliche Weise zu Grunde gerichtet.

(für uns wie für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen) Nitzsch, den wir zum ersten Mal in diese von zahllosem Geflügel belebten Sümpfe führten, wo er im Staunen und Entzücken über das Niegesehene, uns zur angenehmsten Rückerinnerung, sich hoch beglückt fühlte. Diese damals dort brütenden Graugänse waren zwar durch das Ablassen eines in gerader Linie 2 Stunden entfernten Teiches, der gewöhnliche Brüteort einer viel größern Anzahl, in die Verlegenheit gerathen, in jenem Bruche ihren Haushalt aufzuschlagen, und gehörten daselbst freilich damals schon unter die seltenen Erscheinungen, während 20 Jahr früher, dort alle Jahr regelmäßig einige Paar ihre Jungen ausbrachten. Sie sind dort vermuthlich für immer die Letzten gewesen.

Sie kommen bei uns im Frühjahr, sobald ernstliches Thauwetter eintritt, gewöhnlich in der ersten Hälfte des März, selten früher, doch immer in den ersten gelinden Tagen, in großen Gesellschaften und vielen Lärm machend, bei den Brüteplätzen an, wobei man bald bemerkt, daß eine große Anzahl, nämlich alle ältern Individuen, bereits gepaart sind und sich sogleich an den schicklichsten Stellen nach Plätzen für ihre Nester umsehen; während jüngere Männchen, welche sich jetzt zum ersten Male verpaaren, ihre Kämpfe um die Weibchen beginnen, und die Jungen vom vorigen Jahr, im gegenwärtigen noch nicht brütefähig, sich in eigene kleine Vereine absondern und sich gesellig herumtreiben, doch aber vom Geburtsorte oder dem Nistplatze jener sich nie weit entfernen, wenn nicht ein sogenannter Wechsel zwischen zwei solchen Statt findet, selten eine Meile weit. Später schlagen sich zu diesen Unverehelichten auch diejenigen Alten, deren Brut verunglückte, so daß man nach Maaßgabe dieses in manchem Jahre viel, im andern weniger sogenannte Giestegehende (nicht brütende) antrifft, und ihre Zahl im Anfange der Lege- und Brütezeit stets geringer als nach derselben ist. Jedes Männchen ist nur mit Einem Weibchen verpaart und ihre Ehe dauert für die ganze Lebenszeit. Die Gatten halten mit vieler Treue aneinander; wo das Weibchen hinfliegt, folgt ihm auch sein Männchen; so lange jenes auf dem Neste sitzt, ist dies stets in seiner Nähe und wacht für dessen Sicherheit; wenn es abgeht, um sich vom Brüten zu erholen, Nahrung zu sich zu nehmen oder sich zu baden, begleitet es dasselbe, und bemerkt überall zuerst, wenn drohende Gefahren sich nur von Weitem zeigen; während oft das Weibchen noch ruhig fort weidet, stand lange schon das Männchen mit hochausgestrecktem Halse fast unbeweglich daneben, um jene nicht aus den Augen zu lassen, bis es glaubt, daß es an der Zeit sei, sich auf die Flucht zu begeben, sie selbst zuerst ergreift und das Weibchen sofort mit sich nimmt. Verunglückt die Gattin, so gebehrdet sich der Gatte weit kläglicher, als wenn hinsichtlich der Geschlechter dieser Fall umgekehrt eintritt. Dessenungeachtet giebt doch zuweilen, wiewol nur als seltene Ausnahme, einer dieser zärtlichen Eheherren unzweideutige Beweise von Untreue, besonders wenn die Gattinn brütet, wo jene zuweilen sogar den Hausgänsen auf der Weide den Hof machen. Der Begattungsact wird meistens auf dem Wasser, doch gelegentlich auch auf festem Boden vollzogen, und darauf das Geschehene von Seiten des Männchens fast immer mit lauten Trompetentönen verkündigt.

Schon in den ersten Tagen ihres Wiedererscheinens am Brüteplatz vernimmt man jene bezeichnenden Töne, sieht sie aber auch öfter sich begatten, ohne daß sie dabei laut werden, besonders wo sie sich belauscht glauben. Sofort den Nestplatz wählen, ihn einrichten, Materialien zum Nestbau im Schnabel herbeitragen, die ihm zunächst liegenden zuerst dazu verbrauchen und den Bau vollenden, sind alles Arbeiten des Weibchens und binnen ein paar Tagen vollbracht. Dies Alles geschieht zwar nicht anders als im Beisein des Gatten, aber ohne daß dieser weiter etwas dabei hilft, als daß er sorgsam Wache hält. Die Stellen, welche zu Nestern gewählt werden, befinden sich gewöhnlich im Schutze von altem Schilfe und Rohr, oder zwischen Wasserweidengesträuchen, weit vom Ufer entfernt, oder doch an den abgelegensten, einsamsten Plätzen, von schwerzugänglichem Moraſt oder tiefem Wasser umgeben, und solche, welche die Gänse für die sichersten halten mögen, dienen oft mehrern Paaren, ihre Nester, wenige Schritte von einander entfernt, daselbst anzulegen, während andere die Abgeschiedenheit lieben, und manches sein Nest einsam und fern von den übrigen aufstellt. Daher findet man die Nester an sehr verschiedenen Orten, bald zu mehrern beisammen, bald einzeln, wie es denn auch vorkömmt, daß ein einzelnes Paar sich vom großen Haufen soweit absondert, daß es einen andern nahen kleinen Teich, als einsamen Brüteplatz, dem ausgedehntern der Menge vorzieht.

Zum Nestbau werden eine Menge, öfters ein ganzer Arm voll, trockner Schilfstämme und Strünke, dicke Stengel, Halme und Blätter vorjährigen Schilfes, Rohrs, Seggenschilfes, Binsen u. dergl. meistens aus den nächsten Umgebungen genommen, schwimmend oder gehend im Schnabel zusammengetragen, die stärksten zu unterst gelegt, doch Alles ohne besondere Ordnung so auf einander geschichtet, daß in der Mitte des Haufens eine ziemliche Vertiefung bleibt, und ein solches Nest meistens zwischen 2 und 3 Fuß breit, und anfänglich gegen 1 Fuß hoch ist. Durch das öftere Besteigen wird es zuletzt ganz dicht getreten und dann seine Höhe natürlich sehr verringert, so daß manche, wenn sie eben von den Jungen verlassen werden, kaum noch eine Querhand hoch bleiben. Nach aufgegebenem Gebrauch werden sie bald von Wind und Wetter zerstört und die morschen Materialien nach allen Richtungen verwehet. Vorjährige Nester, um sie neu auszubauen, finden sie daher niemals vor; die Stelle, wo sie standen, ist in vielen Fällen schon nach ein paar Monaten nicht mehr zu unterscheiden.

Kaum eine Woche, oft nur ein paar Tage nach Ankunft der Graugänse in unserm Lande, fangen schon viele Weibchen zu legen an; dann wird in der Regel von jedem alle Tage ein Ei gelegt, bis jedwedes seine volle Zahl hat. Den Anfang machen immer die Aeltesten, die schon gepaart ankamen, während Jüngere, die sich erst paaren, ja gewöhnlich die Gattinn von gleichzeitigen Rivalen erst erkämpfen müssen, hierdurch Zeit verlieren, daher manche junge Weibchen wol mehr als eine Woche später zum Legen kommen. Jedes Mal, wenn das Weibchen ein Ei gelegt hat und vom Neste geht, zupft es vom Rande desselben soviel Materialien, als erforderlich sind, das oder die Eier sorgfältig zu bedecken. Ohne dringende Noth unterläßt es das Zudecken derselben nie. Wird es davon aufgestöbert und ihm keine Zeit dazu gelassen, so begiebt es sich nachher, wenn wieder Ruhe eingetreten, in derselben Absicht dahin. Wird es jedoch zu oft gestört, so verläßt es die Eier ganz. Man kann sich versichert halten, wenn man öfter nach solchen Nestern sieht und wiederholt die Eier frei und unbedeckt findet, daß solche Gelege verlassen sind und den Raubthieren zur baldigen Beute verfallen. Während das Weibchen legt, ist das sorgsam Wache haltende Männchen auch nicht fern und sogleich bei der Hand, wenn jenes abgeht, wo sich dann ein trauliches Zwiegespräch entspinnt, das jedes Mal, wenn jenes nicht etwa soeben das letzte Ei gelegt hat, mit einem neuen Betreten desselben beschlossen wird. Jetzt gehen beide mitsammen entweder auf die Weide oder an einen verborgenen Ort in der Nähe, anscheinlich um das Nest sich nicht kümmernd, doch, wie man öfter bemerken kann, es auch nicht ganz aus den Augen lassend.

Junge zum ersten Mal nistende Weibchen legen gewöhnlich nur 5 bis 6 Eier, ältere 7 bis 10; aber selten findet man Gelege von 12 und äußerst selten von 14 Eiern. Letztere Zahl ist wol die höchste und uns, unter sehr vielen, nur ein Mal vorgekommen. Diese Eier ähneln denen der Hausgans zum Täuschen, kommen hinsichtlich der Größe, Gestalt, Beschaffenheit der Schale und Farbe in allen den kleinen Abweichungen vor, welche unter diesen sich öfters zeigen, so daß ein sicheres Unterscheidungszeichen sich nicht auffinden läßt. Sie kommen von $3^1/_4$ Zoll bis zu 3 Zoll $7^1/_2$ Linien Länge und von 2 Zoll 3 Linien bis zu 2 Zoll 6 Linien Breite vor. Die Gestalt der Mehrzahl ist eine regelmäßig eiförmige, bald kürzer, bald gestreckter, mit einem mehr zugerundeten und einem mehr abgerundeten Ende; selten sind beide Enden gleichmäßig zugerundet. Es kommen auch unregelmäßig gestaltete oder verkrüp-

pelte, selbst Spureier vor. Ihre Schale ist meistens glatt, wegen der dichten, ziemlich bemerkbaren Poren aber ohne Glanz. Manchmal ist sie jedoch nicht allein von gröberm Korn, sondern auch noch obenein wie mit Sand bestreuet und sehr rauh anzufühlen. Ihre Färbung ist ein trübes, gelbliches Weiß, das frisch ins Olivengrünliche spielt; dieses Grünliche ist aber so schwach, daß es beim Brüten sowol, wie wenn sie ihres Inhalts entleert sind, gänzlich verschwindet, und ihnen bloß ein braungelbliches oder auch nur ein schmutziges Weiß verbleibt. Von denen anderer Gänsearten unterscheiden sie sich theils durch die Größe, theils durch eine weißere Färbung. Farbige Flecke haben sie nie.

Bei guter Frühlingswitterung giebt es manchmal schon im Anfange des März, doch gewöhnlicher erst in der zweiten Hälfte dieses Monats Eier. Oft werden daher die Graugänse in unsern Gegenden durch heftige Spätfröste, nicht selten gar durch Schneefall im Legen gestört, wodurch in manchem Frühjahr viele Gelege zu Grunde gehen; auch plötzliches Anschwellen der Gewässer thut ihnen in dieser Zeit vielen Schaden. Trifft sie ein solches Unglück, ehe sie zu brüten angefangen oder wenn sie erst ein paar Tage gebrütet haben, so machen sich die meisten alten Päärchen nach einigen Tagen ein frisches Nest, legen von Neuem, doch dann gewöhnlich nicht mehr als 5 bis 6 Eier, und bekommen dann einen halben Monat später erst Junge; viele, wahrscheinlich die jüngern, machen aber in diesem Jahr kein neues Gelege mehr, sondern schlagen sich zu den Giesten, mit denen sie in Gesellschaft auf Trifften und Feldern sich herumtreiben, doch immer nur in der Nähe des Brüteortes jener, bis zum gemeinschaftlichen Wegzuge, wo alle zusammen, welche gebrütet und nicht gebrütet haben, nebst den erwachsenen Jungen, sich auf die Reise begeben.

Sobald das Weibchen seine Anzahl Eier gelegt hat, rupft es sich auf der Mitte der Unterbrust und des Buches Dunen aus und umgiebt damit die Eier; jene Stelle wird dadurch ziemlich von Federn gelichtet, so daß die Eier, wenn das Weibchen auf ihnen liegt, theilweis fast die bloße Haut berühren. Die Anwesenheit der Dunen im Neste ist stets ein sicheres Zeichen, daß das Brüten begonnen hat, und sie werden von Zeit zu Zeit noch durch frische vermehrt, so daß auf die Letzte sich ungleich mehr im Neste befinden, als im Anfange. Mit diesen Dunen bedeckt es jedes Mal, wenn es, der Nahrung wegen, auf kurze Zeit abgehen muß, was nur ein bis zwei Mal des Tags geschiehet, sehr sorgfältig die Eier, damit

sie unterdessen nicht erkalten, vielleicht auch den Feinden nicht von weitem schon in die Augen fallen sollen. Nach 27 bis 28 Tage langem eifrigen Brüten entschlüpfen die Jungen den Eiern, unter denen sich selten ein faulgebrütetes befindet. Einen ganzen Tag werden die zarten Kleinen noch von der Mutter bebrütet, durchwärmt und völlig abgetrocknet, dann aber sogleich aufs Wasser geführt und unterwiesen, grüne Spitzchen von Wassergräsern, Entengrün u. dergl. abzupflücken und zu genießen, wo möglich aber bald auf ein grünes Inselchen oder an ein mit Grase besetztes Ufer geleitet, wo sie sogleich die zarten Spitzen der jungen Gräser abzuweiden beginnen und sich, dem Beispiel der Alten folgend, sättigen. Am Abend begeben sie sich mit der Mutter zum Neste zurück, um es als Schlafstelle zu benutzen, wo sich jene niederkauert und die Kleinen unter ihre Flügel nimmt, um sie vor nächtlicher Kühle zu schützen. Dies geschieht so lange, als sie daselbst nicht gestört werden; fällt aber dieses vor, so sucht die Mutter ein anderes versteckstes Plätzchen dafür auf, das sie durch Einknicken und Niedertreten eines Schilfbusches so einzurichten weiß, daß es ein trocknes Nachtlager gewährt. Dies geht ohngefähr 2 Wochen lang so fort, nach welcher Zeit die Jungen aber schon zu groß geworden sind, um alle noch Platz unter dem Gefieder der Alten zu haben, sich daher von jetzt an neben sie und dicht an sie gedrängt niederkauern und so mit ihr die Nächte hinbringen, bis sie flugbar werden, wo sie sich zwar auch noch zusammen und zu der Alten halten, aber nicht mehr auf einer, sondern auf mehrern Stellen im kleinen Umkreise übernachten, wo die Familie auch immer noch beisammen bleibt und so die Weideplätze besucht.

Hatte der Familienvater schon beim Legen und Brüten der Gattinn das Amt eines Wächters treu erfüllt, um so zärtlicher ist er nun für seine Kinder besorgt. Er weicht nicht von ihrer Seite, begleitet die Familie allenthalben und auf die Weideplätze, wo die Mutter stets voran schwimmt oder geht, dann die Jungen auf ein Klümpchen zusammengedrängt folgen und endlich der Vater nachrückt, wo er mit hochaufgerichtetem Halse schwimmt oder einherschreitet, ängstlich auf Sicherheit der Seinen bedacht, mißtrauisch beobachtet, wo sich Verdächtiges zeigt oder ein ungewöhnliches Geräusch sich vernehmen läßt, um beim geringsten Anschein einer Gefahr ein Zeichen zu geben, auf der Huth zu sein oder zu fliehen. Es gewährt dem Naturfreund in der That ein hohes Vergnügen, an einem schönen Maiabende, wohl versteckt, mehrere solcher Gänse-

familien zu belauschen, wenn bei Sonnenuntergang, eine wie die andere, an verschiedenen Stellen, doch alle fast zu gleicher Zeit, aus dem Schilfe hervorgeschlichen kommen, sich auf den freien Wasserspiegel wagen, sachte dem einladenden Ufer zuschwimmen, alle und jede in obiger Folge, der Familienvater hintennach, wie dieser in höchster Besorgniß für die Sicherheit der Seinen die Wachsamkeit verdoppelt, wo er irgend Verdacht schöpft, endlich glücklich auf dem Weideplatze angelangt, anfänglich selbst kaum mitzuschmausen sich getrauet, und wenn nun gar seine Besorgniß nicht grundlos, zuerst mit leisen Tönen warnt, bei plötzlich eintretender wirklicher Gefahr aber leider zuerst unter klaglichem Schreien die Flucht ergreift. Dagegen benimmt sich in solchen Fällen die Mutter viel muthvoller, und ist eher auf die Rettung ihrer Kinder als auf die eigene bedacht, indem sie durch wiederholtes ängstliches Schreien diese zu bewegen sucht, sich zu verkriechen, oder wenn sie nicht weit vom Wasser sind, diesem zuzulaufen, sich hineinzustürzen und unterzutauchen, ehe sie sich selbst auf die Flucht begiebt. Aber sie fliegt nie weit weg, und ist, sobald sich die Gefahr entfernt, wieder da, um die Ihrigen wieder um sich zu versammeln; dann erst kömmt auch der Vater wieder zu seiner Familie. Wenn die Alte mit den Jungen ohne den vorsichtigen Familienwächter, der freilich nur zufällig einmal fehlen kann, im schon etwas hohen Getraide steckt, man sich ungesehen an sie schleicht, und nun plötzlich auf sie zuläuft, erhebt sie sich mit gräßlichem Schreien und umschwärmt den Ort des Entsetzens in einem weiten Kreise, worauf die Jungen zur Stelle in Ackerfurchen oder sonstige Vertiefungen sich fest niederdrücken und ganz still liegen, so daß man nicht selten eins nach dem andern wegnehmen kann, ohne daß die übrigen wegzulaufen wagen; schreien aber die Ergriffnen, so rennen alle übrigen geraden Weges dem Wasser zu. Hier tauchen die Jungen, so lange sie noch nicht fliegen können, recht fertig und suchen sich dadurch immer zu retten, können aber nicht lange unter dem Wasser aushalten, wiederholen es aber desto öfter. Kann man sie auf einem größern Wasserspiegel schnell genug umzingeln, so ermüden sie vom wiederholten Tauchen bald; gewöhnlich suchen sie aber das Schilf zu erreichen und sind dann geborgen.

Um die Erziehung ihrer Jungen, besonders in den ersten vier Wochen, sind diese vorsichtigen und schlauen Alten immerwährend in ängstlicher Besorgniß, überall erblicken sie Gefahren, suchen ihnen auszuweichen oder jene davon zu entfernen, thun aber in der Wahl

der Mittel oft Mißgriffe, wobei manche Individuen sogar auf entgegengesetzt wirkende kommen, welche dennoch Nachahmer finden. Ihr Betragen ist hierbei häufig voll Widersprüche und Räthsel, im Ausführen ihres Vorhabens voll Starrsinn. Auf einem einsamen kleinen Teiche ausgebrütete Junge führen die Alten, vermuthlich weil sie sie dort nicht sicher glauben, gewöhnlich schon in den ersten Lebenstagen jener weg, auf ein größeres, mit mehrerem Versteck versehenes Gewässer, selbst wenn ein solches mehr als 3000 Schritt vom erstern entfernt wäre und wagen solche Auswanderung, selbst wenn die Reise über völlig freies Land führt, gewöhnlich des Morgens oder Abends, wenn es noch oder schon dämmert. Merkwürdig genug, kann man diese sonst so scheuen Geschöpfe hierbei oft, wie zahme Gänse, dicht vor sich hintreiben; die Angst der Alten, in welcher sie es nicht wagt, sich von den Jungen zu entfernen, ist unbeschreiblich; fährt man unter sie oder fängt man gar ein Junges, so stürzt sie schreiend herbei, fliegt dem Kinderräuber beinahe an den Kopf, und verfolgt ihn noch eine weite Strecke, kehrt dann zurück, um die Versprengten wieder zu versammeln, und eilt endlich mit ihnen dem Ziele zu. Oft bewirken solche Störungen, wenn sie der Reisegesellschaft nicht fern vom Auswanderungsorte begegnen, auch das Gegentheil, weil sie sich genöthigt sieht, wieder umzukehren; allein, mögen sie auch noch so oft wiederkehren, so sind sie doch nicht im Stande, die Alten von ihrem Vorhaben abzubringen, selbst wenn mehrere Junge dabei zu Grunde gehen sollten. Man hat sogar mehrmals sämmtliche Junge einer solchen wandernden Familie eingefangen und sie auf denselben Teich, den sie eben verlassen hatten, zurückgetragen; und dennoch fand man sie am nächsten Abend oder Morgen, ja zuweilen noch in derselben Stunde, auf dem nämlichen Wege, und immer wieder, so oft man jenes auch wiederholte.

Andere Alte denken wieder ganz entgegengesetzt und führen ihre Kleinen, umgekehrt, von der großen Gesellschaft hinweg auf einen abgelegnern kleinern Teich, suchen also das Gegentheil, die Einsamkeit. Von so entgegengesetzten Ansichten führen sie eine wie die andere mit gleich großer Beharrlichkeit aus. Noch Andere begreift man vollends nicht, wenn sie, um ihren Aufenthalt mit den Kleinen an einen entfernten Ort zu verlegen, noch viel weitere Fußreisen wagen. Die auf den größten und am meisten von ihnen bewohnten jener Teiche, bei Badetz, im Dessauischen Antheil des Zerbster Landes, nistenden Graugänse kamen mehr als ein Mal, zuwei-

len einige Jahr nach einander, auf den tollen Einfall, in nordöstlicher Richtung nach den großen Teichen im Anhalt-Cöthenschen Antheil familienweise auszuwandern, als die Jungen kaum 2 Wochen alt waren, ungeachtet man sie am Brüteorte, wo sie überhaupt von jeher unter dem Schutze gut gehandhabter Jagdgesetze standen, muthwillig nie gestört hatte, sie jährlich auch nur ein paar Mal (wenn die Jungen flugbar werden wollen) beschossen wurden, — ungeachtet der nächste jener zu erzielenden Teiche $1^1/_2$ Meile entfernt ist, die Richtung des langen beschwerlichen Wegs über freies Feld, quer über ein paar Landstraßen, mehrere Feldwege, das Nuthethal, mit mehrern Dörfern und Mühlen besetzt, durchschneidend, und kaum $^1/_4$ Meile von der Stadt Zerbst vorbeiführt. Höchstwahrscheinlich erreichte niemals der zehnte Theil von allen solchen oder kaum ein paar Familien das Ziel einer so unsinnigen Reise. Ein Mal (das Jahr ist mir entfallen) waren diese Auswanderungen so allgemein, daß man an manchem Morgen mehrere Familien zugleich sie antreten sahe, so daß in diesem Frühjahr die jungen Graugänse zu Dutzenden, auf Wegen und Feldern, von den Leuten aufgegriffen wurden. Ein alter Hirte versicherte damals, daß er in jenem Frühlinge, er für sich allein, mehr als 100 Junge mit den Alten wieder auf den Teich zurückgetrieben, ja manchmal die nämliche Familie an demselben Tage mehr als ein Mal zurückgebracht habe. — Obgleich die Alten den vielen Gefahren, die eine so weite Fußreise unumgänglich im Gefolge haben muß, durch Hülfe ihrer Flügel zu entkommen vermögen, so gehen dabei doch die Jungen, sei es nun durch Menschen oder Raubthiere, oder daß sie den Strapatzen des Marsches erliegen, fast alle zu Grunde. Sie rieben sich also in solchen Jahren selbst und in so bedeutender Anzahl auf, daß dies bei den 1 bis 2 Monate später abgehaltenen Jagden nach den Erwachsenen, auf den Teichen, stets sehr bemerkbar wurde. Und seitdem, — es mögen 30 und einige Jahre her sein, — hat es viele solcher Frühlinge gegeben; aber die Abnahme der Anzahl dieser Gänse ist von da an auch von Jahr zu Jahr auffallender geworden. Was sie zu jenen unsinnigen Fußreisen bewogen haben mag, ist schwer zu errathen. Doch ist wahrscheinlich Wassermangel, ein für alle Wasservögel höchst nachtheiliges, feindseliges Ereigniß, eine Hauptursache; denn, wie schon bemerkt, wurde dieser seit einer Reihe von Jahren für unsere Gegenden immer fühlbarer, und in dessen Folge zwei Dritttheile jenes großen Teiches, sonst ein tiefer, unzugänglicher, wilder Morast, stets das wahre Asyl der Graugänse, in manchem

Sommer der letzten Jahrzehnte, so trocken, daß er größtentheils den Rindviehheerden zugänglich, und dadurch begreiflich die Gänsezucht gewaltig gestört wurde, nicht zu geschweigen, daß dabei auch Raubthiere und muthwillige oder schadenfrohe Menschen leicht Zugang fanden. Wenn sie diese Widerwärtigkeiten schon beim Brüten empfanden, das Wasser täglich abnehmen sahen, so war diesen ängstlichen Geschöpfen wohl zuzutrauen, noch Schlimmeres zu befürchten. Diesen Gefahren zu entgehen, wählten sie freilich nicht das rechte Mittel, und es bleibt immer wunderbar genug, daß sie in solcher Verlegenheit nicht auf die nahe, nur $^1/_4$ Meile entfernte Elbe flüchteten, die dort freilich auch in so manchem Sommer so arm am Wasser war, daß man sie stellenweise durchwaden konnte, was die Gänse aber schwerlich ein paar Monate vorher schon wissen konnten. Wie schon oben bemerkt, sagt ihnen aber dieser Fluß, auch zu andern Zeiten, durchaus nicht zu.

Wenn man die Alten von den Jungen wegschießt, ehe diese Federn bekommen, so müssen viele dieser umkommen. Es schlagen sich zwar viele der Verwaiseten zu den Jungen anderer Alten, die sie leiden wollen; da indessen nur wenige dies thun, so versammeln solche einzelne mitleidige Alte oft eine sehr zahlreiche Familie um sich. Wir sahen einst eine so gutmüthige Familienmutter von sechzig und einigen Jungen umgeben, die sie führte und sich ihrer so sorglich annahm, als wenn alle ihre leiblichen Kinder gewesen wären. Finden sie keine Familie, welche sie aufnimmt, so halten sie zwar geschwisterlich zusammen; da sie aber mütterliche Sorge und väterlichen Schutz entbehren, so gehen die meisten sehr bald zu Grunde. Sind sie bereits soweit herangewachsen, daß sie statt der Dunen Federn bekommen, mithin auch schon reicher an Erfahrung, so bringen sie sich besser durch und können der älterlichen Pflege nothgedrungen schon entbehren.

Wenn die Jungen nach und nach heranwachsen, kümmert sich der Familienvater nicht mehr so ängstlich um sie. Sobald die Mauser beginnt, was bei ihm stets 1 bis 2 Wochen früher als bei seiner Gattinn eintritt, entzieht er sich der Familie, und verbirgt sich später, wenn er nicht fliegen kann, im Schilfe. Wenn auch die Familienmutter in diese Verlegenheit kömmt, sind die Jungen, wenn sie im Frühjahr zur rechten Zeit auskamen, bereits flugbar und fähig, den Führer entbehren zu können. Durch verspätetes Brüten leiden aber Junge und Alte, weil die Mauserperiode bei diesen eintritt, wenn jene die älterliche Pflege noch sehr bedürfen, oder doch

ohne sie nicht gut durchkommen. Von den Aeltern verlassen bleiben zwar immer noch die, als Geschwister zusammen gehörenden, fortwährend beisammen, doch vereinigen sich jetzt schon mehrere Gehecke in größere Gesellschaften oder Koppeln, zu denen sich nach überstandener Mauser die dazugehörigen Alten wieder gesellen, um sich nun bald mit ihnen auf die Reise aus dem Lande zu begeben, die so heimlich erfolgt, daß man von ihrem Abmarsche selten etwas gewahr wird.

In den mehrfach erwähnten großen Teichen des Anhalt-Zerbster Landes findet eine regelmäßig eingerichtete, sehr gut rentirende Zucht der vortrefflichsten Karpfen Statt. Jene sind so gelegen, daß sie Zu- und Abfluß haben, daß das Wasser aufgehalten, aber auch, wenn sie gefischt werden sollen, ganz abgelassen werden kann. Dieses Ablassen des Wassers würde die Graugänse wenig stören, weil es gewöhnlich aller drei Jahr nur ein Mal und stets im Herbst geschiehet, wenn jene längst weggezogen sind. Allein man läßt, zum Nutzen dieser einträglichen Fischereien, um das dritte Mal des Fischens, also von 9 zu 9 Jahren, einen dieser Teiche, von der herbstlichen Fischerei des einen, bis zum Herbst des folgenden Jahres, also ziemlich ein volles Jahr, trocken liegen, und bauet, soweit es angeht, in diesem Sommer, auf den größern, von Schilf freien Flächen, Getreide, wobei dann bloß in den Hauptkanälen, die das zufließende Wasser durchleiten, und sonst nur an wenigen Stellen, noch etwas Wasser zurück bleibt. Die hier zu brüten gewohnten Graugänse sind also für solchen Sommer ihrer Brüteplätze und fast aller Sicherheit beraubt, nur wenige Paare finden Nistplätze, und die übrigen müssen auf andern Teichen ein Unterkommen suchen, da von den 3 Hauptteichen des Landes aller 3 Jahr nur einer trocken gelegt ist. Doch thut diese Einrichtung der Gänsezucht jedes Mal vielen Abbruch. Man kann sich denken, wie sehr die armen Gänse staunen mögen, wenn sie bei ihrer Rückkunft im Frühjahr den im vorigen Herbst im prächtigsten Zustande verlassenen Teich nun trocken gelegt und obenein von fast allem Rohr und Schilf entleert finden. Lange bleiben sie unentschlossen, wohin sie sich wenden sollen, zögernd lassen sie die Zeit verstreichen, mit unruhigem, zwecklosem Umhertreiben in der Gegend, ehe sich mehrere entschließen, auf einem der andern Teiche ihren Wohnsitz aufzuschlagen, während beim unschlüssigen Durchschwärmen der Gegend manche auch in solche gerathen, wo man sie sonst selten sieht, wovon oben schon ein Beispiel angeführt ist, und viele solcher, wenn sie auch

zum Brüten kommen, ja die meisten, sammt ihren Bruten zu Grunde gehn, weil sie in Jagdreviere kamen, wo man auch der Alten nicht schonte. Viele mögen in diesem Jahr gar nicht brüten, was aus der Zahl der sogenannten Giestegehenden hervorgeht, die bei solchen entwässerten Teichen stets eine entschieden größere ist, als in andern Jahren bei vollem Wasser, zu denen sich also viel Alte gesellen, welche die Lust dazu verloren haben und sich nicht entschließen konnten, anderswo ein Unterkommen zu suchen. — Wir erblicken demnach hierin abermals ein Verminderungsmittel dieser Vögel, das beim Steigen der Kultur immer vernichtender für sie werden muß.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß die unter den Graugänsen zuweilen vorkommenden weißlichen, weißgescheckten oder ganz weißen Exemplare, der Analogie mit andern Gänsearten zu Folge, keine eigentlichen Ausartungen oder Varietäten, sondern Bastarde, aus der Vermischung mit Hausgänsen hervorgegangen, sind, und daß, wo sich Gelegenheit dazu findet, wilde Männchen zuweilen zahme Weibchen betreten. Zum Belege dieses möge folgende durchaus verbürgte Erzählung dienen, die mir ein würdiger Freund und sehr erfahrner Jäger mittheilte. „In einer tiefliegenden Gegend, in der Nähe eines großen Bruches, in welchem damals noch wilde Gänse nisteten, bewohnten seine Aeltern ein vom Dorfe etwas abgelegenes, einsames Haus. Sie hielten eine Hausgans, der sie, in Ermangelung eines Stalles, ihren nächtlichen Aufenthalt auf der Hausflur anweisen mußten. Einstmals kam diese Gans einige Nächte nacheinander nicht nach Hause und man hielt sie schon für verloren, als sie darauf an einem finstern Abende ihren lauten Ruf vor der Hausthüre vernehmen ließ, und ihre Zurückkunft anmeldete. Man ging sogleich, um ihr die Hausthüre zu öffnen, vor welcher aber, so gut es die Dunkelheit zu sehen verstattete, zwei Gänse standen und Einlaß zu begehren schienen, von denen aber nur eine der wohlbekannten Einladung folgte und hereinkam. Neugierig zu erfahren, was die begleitende zweite für eine Gans sei, ging nun auch der Vater meines Freundes hinaus, um sie genauer zu beschauen. Da flog diese aber schnell davon und dem nahen Bruche zu. — Wahrscheinlich hatte die Hausgans öfter geheimen Umgang mit dem wilden Liebhaber gepflogen; denn unter den von ihr gelegten und ausgebrüteten Eiern schlüpften aus dreien Bastarde, zwei graue und ein weißgefleckter, und alle drei hatten die Gestalt und den Anstand in

ihren Bewegungen fast ganz wie ächte wilde, und unterschieden sich auf den ersten Blick von ihren übrigen Geschwistern, welche völlig wie andere junge Hausgänse aussahen und sich im Betragen von diesen gar nicht, von jenen aber sehr unterschieden. Obgleich man nicht behaupten kann, daß die alte Hausgans vor dem Legen jedes Eies, bloß allein von dem wilden Männchen betreten worden sei, so waren doch auch jene beiden grauen Jungen, in ihrem übrigen Wesen, keine ächt wilden, ungeachtet sie sich mehr zu diesen hinneigten, als alle übrigen." Wo Graugänse in bewohnten Gegenden nisten, kömmt es eben nicht selten vor, daß sich wilde Gänse besuchsweise unter die zahmen mischen, und dabei sich oft sehr dreist benehmen. Auch aus dem Winkell erzählt in seinem Handbuch für Jäger, II. S. 712 ein solches Vorkommen. Seitens der wilden geschieht so etwas indessen fast immer bloß von einzelnen Männchen, vermuthlich solchen, deren Weibchen schon brüten, die dann den noch nicht befriedigten Begattungstrieb bei zahmen Weibchen zu stillen suchen. Es kommen daher im Zerbster Lande, in den, jenen von Graugänsen bewohnten Teichen nahegelegenen Dörfern, unter den Bruten der zahmen Gänse gar nicht selten solche Bastarde vor, welche sich stets sehr leicht erkennen und von ächten Hausgänsen unterscheiden lassen. Viel seltener tritt aber der Fall umgekehrt ein, wo nämlich ein zahmes Männchen ein wildes Weibchen zur Begattung zwingt, obwol unter den auf jenen Teichen ausgebrüteten Jungen der Graugänse doch auch bisweilen ein solcher Bastard bemerkt und erlegt wurde. — Daß der Begattungstrieb im Männchen besonders sehr stark ist, sieht man an zahmen oder Hausgänsen, wo ein Männchen recht gut 6 und mehr Weibchen zu befriedigen vermag. Und am Ende sind denn doch unsere Hausgänse nur domesticirte Graugänse, oder diese — verwilderte zahme, beide Dieses oder Jenes von uralten Zeiten her. Wenn man einmal darauf bestehen will, daß beide aus Einem Stamme entsprossen sein sollen, so ist das Eine so gut möglich wie das Andere.

Feinde.

Alle Gänsearten hegen vor Raubvögeln viele Furcht und das nicht ohne Grund. Die Graugans, wenn sie völlig erwachsen, wird nicht allein den größern Adler-Arten, sondern sogar dem

Wanderfalken zuweilen zur Beute, wenn sie sich, von diesen verfolgt, nicht bald auf tiefes Wasser werfen und durch Untertauchen retten kann. Von Füchsen und Wölfen wird auch manche erschlichen, seltner wagen sich Marder, Iltisse oder Wiesel an Alte, desto lieber aber an unerwachsene oder noch ganz kleine Jungen, die in zarter Jugend auch oft von Wanderratten erwürgt und aufgefressen werden. Ihre Brut hat überhaupt viele Feinde, unter denen die Weihen, namentlich die Rohr-Weihen (Falco rufus) darum schon die schlimmsten sind, weil sie in ihrer Gesellschaft oder ganz in ihrer Nähe nisten. Sie finden oft genug Gelegenheit, die Wachsamkeit der Gänse zu hintergehen, um ihnen Eier oder Junge wegzustehlen, und fügen ihnen vielen Schaden zu. Auch räuberische Krähen und Kolkraben stehlen ihnen oft Eier oder Junge; aber sie wagen sich nicht, so wenig wie die Weihen, an sie, sobald eine oder gar beide Alte zugegen sind. Die Jungen drängen sich bei solchen Angriffen dicht nebeneinander, halten sich immer nahe neben der Alten, die sie aufs Wasser zu führen sucht, wo, wenn ihr dies gelingt, sich jene durch Untertauchen retten, und keins verloren geht; dies ist aber auf dem Lande alsbald der Fall, wenn sich die Jungen auseinander sprengen lassen. Wenn Vater und Mutter anwesend sind, machen jene feigen Räuber gar keinen Angriffsversuch auf die Jungen.

In ihrem Gefieder wohnen Schmarotzerinsekten, bei Jungen oft in so großer Menge, daß diese sichtlich davon leiden. Die eine Art ist bedeutend größer als die andere, und gehört überhaupt zu den größern dieser Thierklasse. Nitzsch nennt die eine: Philopterus jejunus, die andere: Liotheum conspurcatum. — In den Eingeweiden hausen Bandwürmer (Taenia), deren Arten nicht genau angegeben sind.

Wie die Landeskultur in den Brütegegenden, der Wasserstand und manches Andere nachtheilig auf die Vermehrung der Graugänse einwirken, ist schon im Vorhergehenden bemerkt. Auch die Habsucht der Menschen, die ihnen die Eier raubt, bald zum Verspeisen, bald um Junge daraus zu erziehen, oder auch schon ausgebrütete Junge wegfängt, um sie wie zahme Gänse aufzuziehen und zu nutzen, wodurch, wegen oft unzweckmäßiger und sorgloser Behandlung, viele ganz nutzlos vernichtet werden, ist in bewohnten Gegenden unter den Verminderungsmitteln nicht das kleinste, und, wie die Erfahrung beweist, für Arme auf dem Lande sehr anlockend. — Nicht allein im zahmen Zustande auferzogene junge Graugänse,

sondern auch die in wilder Freiheit lebenden, sind ähnlichen Krankheiten und Unfällen unterworfen, wie wir sie bei Hausgänsen finden, namentlich grassirt zuweilen die epidemische Pockenkrankheit unter ihnen und reibt dann sehr viele auf.

Jagd.

Die Graugans ist ein scheues, vorsichtiges und schlaues Geschöpf, und zeigt dies Alles besonders, wenn sie sich verfolgt sieht, in einem hohen Grade. Wenn auch zugegeben werden kann, daß sie hierin der Acker- und Saatgans etwas nachsteht, so ist dies doch in der That so wenig, daß dem Schützen auch hier die allergrößte Vorsicht und Behutsamkeit zu empfehlen ist, wenn er sich ungesehen an sie schleichen will. Wenn sie auch den beschäftigten Landleuten, Hirten oder Weibspersonen mehr als andern Menschen trauet, so ahnet sie doch fast immer Verdacht gegen den in die Kleidung jener vermummten Schützen und flieht diesen früher als jenen, höchstens hält sie ihm auf Büchsenschußweite Stand. Versuche, sich auf freiem Felde diesen Gänsen zu Wagen oder hinter dem Schießpferde zu nähern, geben selten ein besseres Resultat. Ausnahmen machten nur zuweilen solche einzelne, welche sich unter zahme Gänse mischten. Schon in weiter Entfernung erkennen sie den Schützen; weshalb auch das Anschleichen hinter Wällen, hohen Grabenufern und Hügeln nur dann glückt, wenn jenes nicht vorherging. Man schießt sie gewöhnlich mit der Flinte, in welche man grobes Schrot (Hagel) ladet, weil feines in dem dichten Gefieder zuviel Widerstand findet und nicht tief genug eindringt, wie denn überhaupt diese, wie andere Gänsearten, ein zähes Leben haben, und tüchtig verwundet, doch oft noch weit wegfliegen. Man soll daher nie einen zu weiten Schuß wagen. Sind sie irgendwo schon beschlichen und daselbst nach ihnen geschossen, so sind sie desto mehr auf ihrer Huth oder meiden solchen Ort gänzlich. Sie wohl versteckt auf dem Anstande zu erlauern, wenn sie Abends und Morgens nach Nahrung ausfliegen und über gewisse Plätze streichen, ist allerdings das Sicherste, aber auch hier wird man zum zweiten Male gewöhnlich vergeblich auf sie lauern, weil sie dann einen andern Strich nehmen.

Wo diese Gänse unter dem Schutze vernünftiger Jagdgesetze stehen, schießt man im Frühjahr nur sogenannte Gieste, die nicht

brüten, und später, wenn von den sich fortpflanzenden die meisten Weibchen brüten, auch wol hin und wieder ein altes Männchen, macht aber die eigentliche Hauptjagd erst, wenn die jungen flugbar werden wollen, wo es dann hauptsächlich auf diese abgesehen ist. Ausserdem wird auch auf die Alten Jagd gemacht, wenn sie in der Mauser stehen und nicht fliegen können.

Auf den Teichen, wo jährlich viele Junge auskommen, wo man ihre Aussteigeplätze, ihre Wechsel kennt, ist der Anstand, wobei sie der Schütze, wohlversteckt, Abends gleich nach Untergang und Morgens vor Aufgang der Sonne erlauert, am meisten zu empfehlen. Daß er eine halbe Stunde früher schon auf seinem Platze sein, sich behutsam, ohne Geräusch dahin begeben und daselbst äußerst still verhalten, auch darauf Acht haben muß, daß er unter dem Winde liegt, versteht sich von selbst. Die Hütte, welche den Schützen bergen soll, ist von Rohr erbauet, muß lange vorher schon dagestanden haben und die Gänse daran gewöhnt sein, am besten, wo sie auf einer, vielleicht zu diesem Behufe angelegten, kleinen Insel oder Landzunge im daselbst wachsenden Weidengesträuch, also nicht ganz frei, stehen kann. Man hat dazu auf manchen Teichen, wo Mühe und Kosten nicht gescheut wurden, an den anerkannt besten Stellen feste, bretterne Hütten erbauet, die für immer stehen bleiben, die zu andern Zeiten, wenn sie nicht auf Graugänse zu benutzen sind, auch für den Anstand auf Enten und namentlich auf die später dabei einfallenden Saatgänse, vortreffliche Dienste leisten. Die schlauen Gänse sind an den beständigen Anblick dieser Hütten gewöhnt, und da sie in der Schießzeit aus denselben nur einige Male Gewehre auf die Ihrigen blitzen sahen, so fürchten sie sich wenig vor ihnen, obgleich man auch sagen kann, daß sie solchen Hütten eigentlich doch nie recht trauen. Für alles Gefährliche haben diese klugen Geschöpfe ein treues Gedächtniß, wenn auch ein Jahr und noch mehr dazwischen liegt. Sehr gut ist es, wenn man in den Hütten übernachten, sich gegen Abend auf einem Kahn dahin bringen und erst nach Sonnenaufgang wieder abholen lassen kann, alles unnütze Geräusch dabei möglichst vermeidend; man nutzt dann Abend- und Morgen-Anstand zugleich, und ist namentlich des Morgens gleich zur rechten Zeit am Platze. Man läßt ferner in der Richtung gegen solche Hütten gerade, 6 bis 8 Fuß breite Lücken oder Stiege durch das Rohr oder Schilf hauen, und zwar schon Anfangs Juni, damit sich die Gänse daran gewöhnen; wenn Letzteres geschehen, werden die aus dem Dickicht hervor schwim-

menden Gänse immer eher auf diesen Stiegen erscheinen, als auf der größern freien Wasserfläche, dagegen auf eben erst entstandene sich nicht wagen.

Zu der Hauptjagd auf die Jungen, wenn diese soweit erwachsen sind, daß sie sich erheben wollen, wo man sie mit Gewalt an die Hütten treiben will, muß man sie zuvor aus diesen mehrmals beobachten. Um die richtige Zeit zu treffen, rechnet man, daß die meisten in der letzten Hälfte des April auskommen, nach fast sechs Wochen, also ohngefähr in der ersten Hälfte des Juni, das Dunenkleid mit ordentlichem Gefieder vertauschen, zur völligen Ausbildung dieses neuen Kleides aber auch noch ein paar Wochen bedürfen, mithin um Johannistag oder eine Woche nachher erst flugbar werden können, jenachdem das Frühjahr ein zeitiges oder spätes war.*) Am letzten, aber auch am schnellsten von allem Gefieder, wachsen ihnen die Schwingfedern; dann sind sie nach ein paar Tagen flugbar, und müssen deshalb täglich beobachtet werden. Wenn man dann, Abends, aus der bergenden Hütte die einzelnen Familien (Ketten) aus dem Schilfe kommen sieht, wenn sie über die Blänke dem ihnen Aesung bietenden Ufer zuschwimmen, wenn dann, auf dem freien Wasser eine Junge nach der andern den Vorderkörper aus dem Wasser erhebt, sich auf die Füße zu stellen scheint, dazu schnell und wiederholt mit den ausgebreiteten Flügeln die Luft schlägt, so ist dies ein Zeichen, daß sie in den nächsten Tagen ihren ersten Aufflug versuchen und flüchtig sein werden. Da auf weniger erwachsene, spätere Gehecke, gewöhnlich die Minderzahl, nicht Rücksicht genommen werden kann, so ist es jetzt an der Zeit, die Treibjagd anzustellen. Von Vormittags 9 bis Nachmittags 3 Uhr, die Schützen in den Hütten und an andern Plätzen, wo man Wechsel vermuthet, wohl versteckt, läßt man nun Schilf und Moraſt gegen die Verstecke zu abtreiben, welches weniger mittelst Kähnen, als durch Hineinwaden von einer gehörigen Anzahl Treiber geschiehet; für diese, mit Wasser und Moraſt bis an und über den Gürtel, mit dem dichten, starren Rohr und Schilf, das oft hoch über ihre Köpfe wegragt, fortwährend kämpfend, eine anstrengende, wahrhaft fürchterliche Arbeit. Nachdem nun die Treiber in guter Ordnung

*) Auch auf den Wuchs und das Gedeihen dieser jungen Gänse hat die Verschiedenheit der Witterung im Laufe dieser Zeit, nach Beschaffenheit, bald einen beschleunigenden, bald verzögernden Einfluß.

Schritt vor Schritt vorrücken, verdoppeln die angestellten Schützen ihre Aufmerksamkeit. An den leisern Bewegungen des nächsten Schilfes bemerkt man das allmählige Herannahen einer Familie (Kette, Schoof), und macht sich schußfertig, um sogleich Feuer geben zu können, wenn sie über eine Stiege oder sonstige Lücke schwimmen will, was gewöhnlich sehr schnell geht, wenn sie schon vor dem Feuer gewesen, sogar tauchend geschiehet, selbst von Alten. Sind überhaupt Alte bei den Jungen, so stecken diese zuvor bloß den Kopf aus dem Schilfe, um zu spähen (zu sichern); bemerken sie dann irgend Verdächtiges, so schleichen sie sich mit ihrer Familie ins Schilf zurück und versuchen mit ihr an einer andern Stelle zu entkommen. Solche Jungen, welche schon etwas fliegen können, erheben sich bei Zeiten, und werden, wenn sie sich vom Wasser auf das Feld flüchten wollen, von den an den Rändern der Teiche postirten Schützen im Fluge geschossen. Sind gute Wasserhunde vorhanden, so begeben sich ihre Herren mit ihnen unter die Treiber, und jene fangen dann mehr, als diese schießen können, nämlich solche, welche nicht fliegen können, sowol Junge als Alte, diese, wenn sie in der Mauser stehen, und ihnen die Schwingfedern eben ausgefallen sind. Dies Letztere kömmt besonders am häufigsten vor, wenn eine zweite Jagd, später Gehecke wegen, deren Junge bei der ersten Jagd noch zu klein (schwach) waren, abgehalten wird. Noch öfter wiederholt man indessen eine solche Jagd, in gut gehaltenen Revieren, nur bei besondern Veranlassungen.— Das Ergebniß des ersten Jagdtages auf dem größten unsrer Teiche ist, wenn Alles gut geht, heut zu Tage selten mehr als 30 bis 40 Stück, war aber in frühern Zeiten wol drei bis vier Mal mehr.

In solchen Gegenden, wo sie in der Nähe des Meeres wohnen, begeben sie sich, wenn sie sich mausern und nicht fliegen können, auf dasselbe, in große Gesellschaften vereint, auf die man in dieser Zeit in einem oder einigen Segelbooten Jagd macht, indem die Schützen mit gutem Winde die sich immer weiter auf das Meer zurückziehende Schaar so schnell wie möglich einzuholen suchen und unter die sich ängstlich zusammendrängenden Gänse feuern. Diese suchen zwar durch Flattern, ja zum Theil durch Untertauchen sich zu retten, ermüden aber doch bald, zumal im Letztern, das sie nur höchst unvollkommen vermögen, und diese Jagdmethode soll besonders an der pommerschen Küste üblich sein.

Man kann die alten Gänse auch auf den schmalen Stiegen (Wechseln), die sie sich selbst durch das Schilf und hohe Gras bah-

nen, und an ihren gewöhnlichen Aussteigeplätzen in Halsschlingen, auf denen, wo man sie oft weiden (sich äsen) sieht, in Fußschlingen oder Tellereisen fangen; doch ist beides unsicher und langweilig. Bei einer angefesselten Lockgans ihrer Art sie zum Schuß zu erlauern, gelingt nur, wenn man öfters mit dem Platze wechselt. Ob sie auch auf die aufgestellten Gänseheerde gehen, ist uns nicht bekannt.

Junge Graugänse, ehe sie Federn bekommen, sind sehr leicht mit den Händen zu fangen, wenn man sich auf ihren Weideplätzen Abends oder Morgens gut verbirgt, und wenn sie angekommen sind, ihnen schnell den Rückweg nach dem Wasser verrennt. Leider ist dies bekannt genug und hat schon Manchen verleitet, ohne daß er Fug und Recht dazu hatte.

Nutzen.

Ihr Fleisch oder Wildpret wird allgemein für delikat gehalten, ist dies aber nur bedingungsweise. Das von Alten ist hart, zähe, schwerverdaulich und kann nur dadurch, daß man es eine Zeit lang in Essig baitzen läßt und nachher sauer einschmort, einigermaßen zu einem guten Gerichte gemacht werden. Die Jungen, welche noch nicht oder erst seit Kurzem geflogen hatten, haben zwar ein zartes Fleisch, dagegen aber auch eine voller Stoppeln sitzende Haut, und sind darum eben für Manchen kein appetitlicher Braten, zumal wer sie kaufen und mit mehr als 8 g.Groschen bezahlen soll. Am besten sind die schon etwas ältern Jungen, welche man Ausgangs der Erndte schießt, wo sie Getreidekörner im Uiberfluß genossen haben und davon recht feist geworden sind; diese geben allerdings einen sehr wohlschmeckenden Braten und einen delikatern, als zahme Gänse von diesem Alter und Beschaffenheit, da der Geschmack diesen zwar ähnlich ist, aber doch noch durch etwas Wilderndes bedeutend verändert und gehoben wird. Die größere Aehnlichkeit mit dem Geschmack des der zahmen Gänse giebt diesem Wildpret auch den Vorzug vor dem der folgenden Gänsearten; doch ist in Geschmacksachen ein Streit nicht zulässig. Auch das Schmalz, was manche Graugänse nach der Erndte nicht selten in bedeutender Menge haben, kann wie das von zahmen benutzt werden, schmeckt aber ganz anders, doch besser als von Acker- und Saatgänsen.

Einen ganz vorzüglichen Braten geben jung aufgezogene, nach-

her mit Gerste und Hafer gut gefütterte und endlich, wie zahme Gänse, mit Nudeln von Gerstenschrot gestopfte und gemästete Graugänse, welche sehr feist werden. Wenn man weiß, daß bei zahmen ein magerer und ein fetter Zustand dem Fleische eine gewaltige Verschiedenheit giebt, so ist diese Bemerkung auch auf das der wilden anwendbar.

Die Eier würden eine nahrhafte und wohlschmeckende Speise geben, und zu jedem Küchengebrauch taugen, wenn man sie in dieser Absicht einsammeln wollte oder dürfte, was glücklicherweise unsere Jagdgesetze strenge verbieten, obwol von armen Leuten oft genug heimlich dagegen gesündigt wird. Wenn es dabei bliebe, sich mit solchen zu begnügen, welche die Gänse hin und wieder auf ihren Weide- und Ruheplätzen so gleichsam verlieren, dann möchte das Benutzen derselben zur Speise noch Entschuldigung verdienen, da solche verstreuete Eier doch bald eine Beute der Raubthiere oder Raubvögel werden.

Die Federn werden hochgeschätzt und für besser gehalten, als die der Hausgänse, namentlich die Dunen, die wol noch in größerer Menge vorhanden sind, und ganz gewiß die Spuhlen (großen Schwingfedern), die härter und elastischer sind als von jenen, daher zu Schreibfedern benutzt, mehr Dauer haben, als alle andern. Ebendeswegen legt man auch mehr Werth auf die Flederwische aus den Fittichen der wilden als der zahmen.

Schaden.

Sowol durch Auflesen der ausgesäeten Getreidekörner, wie durch Abweiden der jungen Saat, thun diese Gänse, wo sie häufig sich lagern, schon einigen bemerkbaren Schaden, mehr noch, wo sie in der Erndte auf die Schwad (Gelege) fallen. Auch an andern Feldfrüchten thun sie Schaden, z. B. an Rüben und namentlich am Kohl, wenn dieser eben erst ausgepflanzt ist, wo sie meistens die Herzen ausbeissen. Vorzüglich schädlich werden sie in den nächsten Umgebungen ihrer Brüteorte, auf solchen nahen Aeckern, wohin sie die Jungen täglich führen können, ohne daß sie Jemand dabei stört. Hier lesen sie zuvörderst alle nicht tief genug eingeackerte Körner der Aussaat vom Getreide und von Hülsenfrüchten auf, weiden nachher das junge Grün ab, zupfen an den Aehren schon, wenn diese noch ganz weiche Körner haben, noch mehr aber, wenn diese reif werden, wobei sie nebenher noch viel zerknicken und durch

Niedertreten verderben. Darum ist bei jenen mehrerwähnten großen Teichen auf den, dem ruhigsten Ufer am nächsten liegenden Aeckern kaum etwas Anderes aufzubringen als Kartoffeln, da man vom Getreide häufig nicht so viel wieder erndtet, als man ausgesäet hatte. Hier ist der Schaden allerdings sehr sichtbar und leicht zu beurtheilen, was auf entlegenern Feldern lange nicht so augenfällig wird. Hier sind diese scheuen Geschöpfe, wenn sie öfter wiederkommen, auch leichter zu verscheuchen; allein bei den Teichen hält dies schon schwerer. Zwar haben sie an den meisten Ufern Grasweide in Hülle und Fülle; aber sie wollen auch zur Abwechslung von anderm Grün naschen, und endlich geben sie doch den Körnern vor aller andern Nahrung den Vorzug.

315.

Die Acker-Gans.

Anser arvensis. *Brehm.*

Taf. 286. { Fig. 1. Altes Männchen.
Fig. 2. Weibliches Jugendkleid.

Feldgans, Feldsaatgans; große —, buntschnäblige Saatgans; große Moorgans; große Zuggans; Buntschnabel. Rostgelbgraue Gans.

Anser arvensis. Brehm, Naturgesch. a. V. Deutschlds. S. 839 (4). = *Anser rufescens.* Ebend. S. 838. (3). = *Anser segetum.* Bruch, Isis, XXI. (1828) Hft. VII. S. 734. n. 4. u. Taf. IX. Fig. 4. — aber nicht (ebend.) n. 3. u. Fig. 3. = Hornschuch und Schilling, Verz. d. Vög. Pommerns. S. 19. n. 252. (?) = V. Homeyer, Vög. Pommerns S. 71. n. 235. (?)

Anmerk. *Anser brevirostris.* Thienemann. Fortpflanzung d. V. Europ. (Beschreibg. d. Nester u. Abbildg. der Eier.) V. S. 28. n. 366. kann mit Sicherheit nicht hierher gezogen werden, indem keine Beschreibung des Vogels dabei ist, und der Name — kurzschnäblige Gans — für unsere Art nicht passen möchte, wenigstens die Sache sehr bedenklich macht. Leider fehlte es mir an Gelegenheit, die Art nach den von Herrn Dr. Thienemann aus Island mitgebrachten Exemplaren selbst genau zu untersuchen, oder mit unserer Anser arvensis und A. segetum zu vergleichen. Auch eine frühere Beschreibung Brehm's (s. Beitr. III. S. 871.) von Anser rufescens gehört in diese Kategorie. — Daß Bechstein's Exemplar, nach welchem die, freilich schlecht gerathene, Abbildung in dessen ornith. Taschenb., Anas segetum unterschrieben, hieher gehört, und nicht zu unsrer Anser segetum, ergiebt sich zuverlässig aus den sehr interessanten Bemerkungen zu diesem Bildchen, S. 421 u. 422.

Kennzeichen der Art.

Der gelbrothe Schnabel, ausser am Nagel und an den Ladenrändern nur auf seiner Firste, von der Stirn bis zur Mitte, schwarz; Füße orangefarbig; Oberer Flügelrand und Unterflügel dunkelasch-

aschgrau; Unterrücken schwarzgrau. Die Flügelspitzen reichen nicht über das Schwanzende hinaus, bei Jungen (deren Schnabel auch mehr Schwarz), kaum bis an dasselbe. Größe wenig geringer als die Graugans, nur etwas schlanker.

Beschreibung.

Die von mir hier unter dem Namen: Ackergans, Anser arvensis, aufgestellte Art ist seither immer mit der Saatgans, An. segetum, verwechselt oder für nicht artverschieden von ihr gehalten worden. Ob die wenigen, oben angezogenen Synonymen ganz sicher hierher gehören, mag ich nicht behaupten. Wenn auch von den fleißigsten Beobachtern Einer oder der Andere unter den verschieden gestalteten, sogenannten Saatgänsen mehrere Arten zu ahnen anfing, so hat sich doch keiner bestimmt darüber aussprechen können, weil es fast allen an einer hinlänglichen Anzahl frischer Exemplare und an Gelegenheit gefehlt hat, die Deutschland durchwandernden Schaaren dieser Gänse oft wiederholt und unter verschiedenen Umständen zu beobachten. Soweit mir nun dieses gelungen ist, darf ich mit Sicherheit behaupten, daß diese, meine Ackergans, keine klimatische oder Altersverschiedenheit von meiner Saatgans, sondern eine eigene selbstständige Art ist.*)

*) Zum sichern Unterscheiden vieler naheverwandten, sich sehr ähnelnden Vögelarten sind oft, wo nicht lebende, doch wenigstens frische Exemplare nöthig. Dies ist namentlich bei den unter Saat- und Bläßgänsen vorkommenden Artverschiedenheiten nothwendig. Ausgestopfte Exemplare können nie völlige Sicherheit geben, weil beim Ausstopfen Plastik und Wissenschaft sich selten so die Hand bieten, wie sie sollten. Wenn der Ausstopfer, bevor er das Abbalgen beginnt, das Verhältniß der Flügelspitzen zum Schwanzende sich nicht genau aufzeichnet, oder dies nachher, am ausgestopften Vogel, nicht genau so wieder herzustellen sucht oder vermag, — was, wie Erfahrung lehrt, so leicht eben nicht ist, — so kann dieses so sehr verunstaltet werden, daß es, anstatt als Kennzeichen zu dienen, nur zu Irrungen verleitet. Exempla sunt odiosa. Es ist hier für den Ungeübten sogar noch Täuschung auf folgende Weise möglich; wenn man nämlich den frisch getödteten Vogel an den Beinen aufhängt, ohne zuvor die Flügel, als sie noch warm und biegsamer waren, in die richtige Lage gebracht und angebunden zu haben, deshalb sich abwärts senken konnten, und in dieser verkehrten Lage steif wurden, so sind sie gewöhnlich nicht ohne viele Mühe in ihre erste natürliche Lage zurückzubringen und das Verhältniß zur Schwanzlänge bleibt zweifelhaft. — Diese Thatsachen mögen beweisen, wie gewagt es ist, das Verhältniß der Schwingenspitzen zum Schwanzende an ausgestopften Vögeln nach Zollen und halben Zollen feststellen und diese Maaße den Artkennzeichen zuzählen zu wollen. Mißgriffe sind hierbei kaum zu vermeiden. Ich habe deshalb auf jenes Verhältniß, um es zu den Artkennzeichen zu ziehen, nur dann Bedacht genommen, wenn mir zum Feststellen desselben genug frische Exemplare zur Hand

Die Ackergans steht der vorigen Art lange nicht so nahe als der folgenden, ist daher leicht genug von jener zu unterscheiden. Ausser dem, was die gegebenen Artkennzeichen besagen, hat die Graugans einen viel stärkern nnd robustern Körperbau, was auch auf Schnabel und Füße bezüglich, einen längern Schwanz und kürzern Fittich, daher die Spitzen dieser in einem andern Verhältnisse zu einander stehen. Dagegen hat zwar die Ackergans dieselben Maaße, aber einen etwas leichtern Körper und schlankere Gliedmaßen; weil jedoch der Schwanz etwas kürzer und besonders der Fittich, d. i. der Theil des Flügels vom Bug bis zur Spitze (im gemeinen Leben Flederwisch genannt), länger ist, so reichen die Spitzen der ruhenden Flügel auch bis an das Ende des Schwanzes, aber nicht darüber hinaus. Dies ist bei der Saatgans wieder anders; denn diese hat bei viel geringerer Körpergröße einen noch etwas kürzern Schwanz, aber auch einen noch längern Fittich oder Vorderflügel, so daß die Spitzen der ruhenden Flügel bei dieser stets etwas und oft nicht wenig über das Schwanzende hinausreichen. Zudem sind Gestalt, Farbe und Zeichnung des Schnabels bei der Ackergans in jedem Alter so entschieden anders, daß eine vergleichende Betrachtung dieses Theils allein schon hinreicht, sie von der Graugans sogut wie von der Saatgans zu unterscheiden. Wenn der Schnabel der Letztern in seinen Umrissen mehr dem der Erstern ähnelt, verhältnißmäßig aber gegen den Nagel und an diesem dicker oder noch walzenförmiger ist, so ist dagegen der der Ackergans wenn auch nicht immer sehr viel länger, doch dies anscheinend, weil er gegen den viel flachern Nagel so niedrig

---

waren, wie ich namentlich bei den Gänsen behaupten darf. — Es wäre indessen für alle Fälle anzurathen, auf die Ausmessung des Flügels vom Bug bis zur Spitze, wobei auch Ausgestopfte nicht in Verlegenheit lassen, einen größern Werth als bisher zu legen. — Gewiß ist es, daß an Ausgestopften der Schnabel seiner natürlichen Gestalt im Ganzen noch am treuesten bleibt, obwol nicht zu leugnen ist, daß zu schnelles und scharfes Trocknen ihn oft gewaltig entstellt. Dennoch bleibt er bei unsern Gänsearten, wenn zum Vergleichen nur ausgestopfte Stücke zu Gebote stehen, das beste und haltbarste Kennzeichen. Viel schwankender würde seine Färbung sein, wenn die schwarze nicht noch so viele Dauer hätte; wogegen aber die gelbe und gelbrothe, wie sie in dieser Gattung vorkommen, schon nach dem Ableben sehr, nach dem Austrocknen aber so bis zum Unkenntlichen verändert werden, daß nicht wenige Uibung und Erfahrung dazu gehören, zu errathen, wie sie im Leben ausgesehen haben möchten. Ich darf mich glücklich schätzen, dies nicht nöthig gehabt zu haben, weil ich die allermeisten unserer Gänsearten vielfach im frischen Zustande, fast alle auch lebend besessen oder im freien Leben beobachtet habe.

und wenig walzenförmig ist, daß er gegen das Ende dem mancher Entenarten ähnlicher wird, als er jenem ist. — Weit größere Aehnlichkeit hat er mit dem Schnabel der Mittelgans, dieser ist jedoch viel kleiner und vorn noch niedriger, wobei aber Farbe und Zeichnung fast dieselben sind.

In der Länge mißt die Ackergans 33 bis 34½ Zoll; in der Flugbreite 64 bis 68 Zoll; die Flügellänge ist 18¾ bis 21 Zoll; die Schwanzlänge 5⅝ bis 6⅛ Zoll. Die größern Maaße kommen den Männchen, die kleinern den Weibchen zu, und die jährigen Jungen männlichen Geschlechts erreichen die der letztern kaum, während die weiblichen von gleichem Alter noch einige Zoll weniger messen, doch die der Saatgans an Größe stets um ein Bedeutendes übertreffen.

Das Gewicht einer alten Ackergans ist 8 bis 10 Pfund, wenn sie recht fett, wol noch 1 bis 2 Pfd. mehr, während jüngere oft nur 6 bis 7 Pfund wiegen.

Das Gefieder ist wie bei andern Gänsen sehr reich, nur am Kopfe und Halse sehr kurz, aber pelzartig dicht, am letztern in deutliche Längeriefen gelegt; die Gestalt der Flügelfedern wie bei den andern, die zweite Schwingfeder die längste, die erste und dritte von gleicher Länge und kaum ½ Zoll kürzer als jene. Der Schwanz besteht aus 18 bis 20 Federn, letztere ist die gewöhnlichere Zahl; ich habe ein im zweiten Lebensjahr stehendes Männchen vor mir, das in der einen Schwanzhälfte nur 9, in der andern 10 Federn, also zusammen sogar nur 19 Steuerfedern hat, ohne daß eine Lücke, aus welcher eine Feder fehlte, zu bemerken wäre. Er hat ein abgerundetes Ende, und das äußerste Federpaar ist nur ⅝ bis 1 vollen Zoll kürzer, als eins der beiden mittelsten. Die ruhenden Flügel, von den Tragefedern gehalten, erreichen mit ihren Spitzen nur zuweilen das Schwanzende, gewöhnlich bleiben sie noch etwas davon entfernt, das bis zu ¾ und 1 Zoll vorkömmt. Am Flügelbuge tritt eine starke Schlagwarze hervor.

Der Schnabel ist schwächlicher und kleiner als der der Graugans, und auch in der Gestalt sehr abweichend, dagegen größer und viel schlanker, auch ganz anders gestaltet, als der der Saatgans. Er ist stets länger oder gestreckter als dieser, vorn an dem flacher gewölbten und weniger abgesetzten Nagel breiter, und der Rand dieses gerundeter, hinter ihm sehr niedrig und so flach gewölbt wie bei Schwänen, dann aber allmählig gegen die Stirn ansteigend, an dieser sehr hoch und breit,

über der Nasenhöhle die gerundete Firste etwas aufgetrieben; der Kiel abwärts von der Wurzel auch etwas aufgetrieben, nach vorn aber wieder sehr abgeflacht. Die Grenze der Befiederung des Oberschnabels bildet drei flache Theile eines Zirkels, in der Mitte und an jeder Seite einen; in die nackte Haut zwischen den Unterkieferästen tritt die Befiederung des Kinns dreieckig, aber nicht weit vor. Die große Nasenhöhle stellt ein sehr lang gezogenes Oval vor, mit der Haut des Schnabels überwölbt, in welcher sich ganz vorn das ebenfalls langovale Nasenloch öffnet, dessen vorderer Rand beinahe die Mitte der Schnabellänge erreicht. Es ist nur zum Theil durchsichtig, weil im Innern von der Decke ein doppelter Lappen herabhängt, welcher die freie Durchsicht behindert. Die Nasenhöhle ist gegen 3 Linien länger, als bei der Saatgans, und scheint deshalb viel schmäler zu sein. Die Zahnung am innern Rande des Oberschnabels zeigt einige Zahneinschnitte oder Lamellen mehr, als bei der Saatgans, sonst ist er im Innern, sowie auch die Zunge, dem dieser gleich.

Bei kaum erwachsenen Jungen ist er über den Nasenlöchern stärker aufgetrieben, die Firste über denselben zuweilen auffallend buckelartig, im Ganzen aber, weil er bei solchen noch nicht ausgebildet, merklich kleiner, nur wenig größer als bei alten Saatgänsen, aber gegen die Schnäbel der Jungen dieser auffallend größer, dabei aber an seiner vordern Hälfte von der bezeichneten Form nicht abweichend, bei manchen Individuen sogar noch flacher als an ältern.

An alten Vögeln mißt er in der Länge, von der Stirn bis auf das vordere Ende des Nagels 2 Zoll 7 bis 9 Linien; seine Höhe an der Stirn 1 Zoll $4^1/_2$ bis 6 Linien, gleich hinter dem Nagel nur 5 bis $6^1/_2$ Linien; seine Breite an der Wurzel 1 Zoll 1 bis 2 Linien; im frischen Zustande gemessen, an einem alten Päärchen, wo die kleinern Maaße dem Weibchen, die größern dem Männchen zukommen.

Bei einem jungen Päärchen, etwas über, oder kaum ein halbes Jahr alt, ist er, ebenfalls frisch gemessen, 2 Zoll 6 bis $6^1/_2$ Linien lang; an der Stirn 1 Zoll $2^1|_2$ bis $3^1/_2$ Linien und vorn nur 5 bis $5^1/_2$ Linien hoch; an der Wurzel 1 Zoll breit; wovon die kleinern Maaße gleichfalls dem Weibchen gehören.

Stellt man diese Maaße mit denen der Saatgans zusammen, so findet sich, daß der Schnabel der Ackergans stets 5 Linien länger, an der Stirn 2 bis 3 Linien höher, vorn dagegen 1 bis

$1^1/_2$ Linien niedriger ist und zwar durch alle Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten diese gewaltigen Unterschiede zeigt, während die Breite an der Wurzel bei beiden Arten kaum, oder selten über eine halbe Linie differirt, nach vorn aber bei der Ackergans gegen 2 Linien breiter ist. Da bei den Gänsen die Zunge die innere Aushöhlung des Schnabels in der Breite und Höhe fast ausfüllt und in der Länge auch fast bis wo der Nagel anfängt, vorreicht, so muß sie natürlicherweise bei der Ackergans viel länger sein und deshalb schmäler oder schlanker aussehen, die viel kürzere der Saatgans dagegen aber viel breiter und dicker erscheinen.

Bei den Farben und Zeichnungen des Schnabels läßt sich im Allgemeinen feststellen, daß bei der Ackergans die helle oder gelbrothe Farbe, bei der Saatgans die schwarze den größten Flächenraum des Oberschnabels bedeckt, und auch der Unterschnabel bei dieser stets mehr Schwarz als bei jener hat. — In früher Jugend hat er mehr Schwarz als später; doch sind mir auch ältere Jungen vorgekommen, deren Schnäbel fast ganz gelb, oder doch nicht stärker schwarz gezeichnet waren, als die der Zweijährigen. Er hat bei unlängst flugbar gewordenen Jungen, gleich hinter dem Nagel, ringsum nicht allein ein breites rothgelbes Band, das stets viel breiter als bei solchen Jungen der Saatgans ist, sondern es zieht sich auch diese Farbe, nur etwas bleicher, in breiten Flecken auf den Mundkanten des Oberschnabels bis gegen den Mundwinkel hin, sie reicht auch bis an das Nasenloch und färbt dessen Vorderrand, wie sein Inneres rothgelb oder orangeroth. Mit zunehmendem Alter breitet sich diese Färbung an den Seiten des Schnabels, namentlich des obern, immer mehr aus, wird endlich die herrschende, und verdrängt die schwarze, bis auf einen Fleck auf der Firste, dicht vor der Stirn, und einem Theil der Nasenhöhle, die größere Wurzelhälfte des untern Kiefers und dem Nagel unten und oben; bloß diese Theile bleiben allein schwarz. Eine genauere Beschreibung der Zeichnungen nach dem verschiedenen Alter soll weiter unten folgen; hier ist nur noch zu bemerken, daß die hellen Farben des Schnabels, Rothgelb, Gelbroth, Fleischfarbe, bald nach dem Tode des Vogels in einander fließen, unscheinlich und so düster werden, daß man sie eher olivengelbgrau nennen möchte, indem sie vom Rothen kaum einen Schein behalten und sich vom Schwarzen gar nicht scharf trennen. Am Ausgestopften und nach dem Austrocknen werden sie wieder lichter, jedoch gewöhnlich nur bräunlichgelb oder hellhorngelb, das Schwarze dann aber wieder abstechender.

Das Innere des Schnabels, nebst der Zunge, ist fleischfarbig, jenes längs der Zahnung des Oberschnabels schwarz gefleckt.

Das Auge hat einen dunkelnußbraunen Stern und nackte, röthlichschwarzgraue Lider; am untern ist das ausserhalb anschließende Gefieder nur etwas lichter gefärbt als das benachbarte, ein weißer Federrand aber nicht vorhanden.

Die Füße sind bedeutend größer und stärker als die der Saatgans, aber schwächer und schlanker als die der Graugans. Die Befiederung des Unterschenkels reicht bis ziemlich an das Fersengelenk herab; die Hinterzeh ist gleich über den Zehenballen eingelenkt; die Zertheilung des weichen Uiberzugs wie bei andern ächten Gänsen, auf dem Spann und dem Anfang der Zehenrücken in Querreihen kleiner Schildchen, weiter vor auf dem Zehen in schmale Querschilder, im Uibrigen genetzt, an den Schwimmhäuten am feinsten, an den Zehensohlen rauhwarzig; die Krallen nicht groß, flach gebogen, vorn abgerundet, aber, weil sie unten etwas hohl, mit scharfen Rändern, die der Mittelzeh die größte, und ihr Rand auf der innern Seite als breite Schneide (pflugscharartig) vortretend.

Der Theil von der Beuge des Fersengelenks bis an die Schenkelbefiederung mißt kaum 1 Zoll; der Lauf $3^3/_8$ bis $3^1/_2$ Zoll; dieselbe Länge hat auch die Mittelzeh, ohne die 6 bis 7 Linien lange Kralle, mit dieser also ohngefähr 4 Zoll; denn auf Linien läßt sich dies nie so gewiß behaupten, weil es individuell um ein paar Linien variiren kann. Dasselbe Verhältniß zeigen auch die Füße junger Gänse dieser Art, wenn an ihnen der Lauf nur erst $3^1/_8$ Zoll mißt, wo dann auch die Mittelzeh wenig länger ist. Die Hinterzeh ist, mit ihrer 3 bis 4 Linien langen Kralle, wenig über 1 Zoll lang, bei den Letztern dies auch nur knapp.

Die Farbe der Füße ist in der Jugend saffrangelb, wird dann orangegelb, endlich bei Alten feuriger rothgelb, fast orangeroth. Die Krallen sind braunschwarz, an ihrem Ursprunge ins Graue oder Weißliche übergehend, dies am meisten die der äußern Zeh, die der Hinterzeh fast ganz grauweiß. Zuweilen, doch ungleich seltner, ist die Kralle der äußern Vorderzeh ganz weiß, wie bei der Saatgans immer, oder doch bei den Allermeisten dieser.

Von den ersten Ständen dieser Art ist nichts bekannt.

Im Anfange des Januar 1818 erlegte mein mittler Bruder*)

*) Seinem unermüdlichen Fleiße, seiner ungemeinen Beobachtungsgabe, seiner un-

eine Junge dieser Art, die sich mehrere Tage nacheinander einsam auf einem Felde gezeigt hatte. Sie stammte wahrscheinlich aus einer sehr verspäteten Brut, weil sie in dieser Zeit (im Januar) nicht allein ihr Jugendkleid noch ganz vollständig, sondern sogar auf den Spitzen des Kopf- und Halsgefieders noch vielen Flaum, als Uiberbleibsel des Dunenkleides trug. Dies Exemplar war, als ein verkümmertes, besonders klein, nicht größer, als die meisten Jungen der folgenden Art vorkommen, denn es wog nur $5^1/_2$ Pfund, maß in der Länge $26^3/_4$ Zoll, wovon nur $4^1/_2$ Zoll auf den Schwanz abgingen, hatte aber 60 Zoll Flugbreite, weil der Fittich allein schon 18 Zoll lang war; dieses bewirkte aber zu den ungewöhnlich kurzen Schwanzfedern ein besonderes Verhältniß, so, daß die Spitzen der ruhenden Flügel 1 Zoll über das Ende des Schwanzes hinausragten. Hier ist jedoch zu bemerken, daß ein ähnliches Verhältniß bei den Jugendkleidern aller ächten Gänsearten vorkömmt, indem der Fittich darum jetzt schon ausgebildet ist, weil seine Federn in der ersten Mauser nicht ausfallen dürfen, sondern mit in das nächste Kleid hinüber genommen werden, daher sie, um zu diesem zu passen, gleich anfänglich groß und dauerhaft genug sein mußten; nicht so die Schwanzfedern, welche die jungen Gänse kürzer, schmäler und unvollkommener haben, weil sie ihnen in der ersten Mauser, wie das übrige kleine Gefieder, ausfallen und gleich diesem durch neue vollkommnere ersetzt werden, woraus denn nachher auch wieder ein anderes Verhältniß der Spitze des Schwanzes zu denen der Flügel hervorgehen muß. — Der Schnabel des erwähnten sehr jungen Exemplars war noch ungewöhnlich weich, um die Nasenhöhle besonders stark aufgeblasen, so daß die Firste über ihr sich bogig erhob, während an der Endhälfte und in allem Uibrigen die Schnabelgestalt von der oben beschriebenen alter Individuen nicht abwich. Von Farbe war er mattschwarz, dicht am ebenfalls schwarzen Nagel ringsum mit einem breiten mattorangefarbigen Bande umgeben, das am Oberschnabel nicht allein bis an das Nasenloch reicht, die vordere Hälfte desselben und sein Inneres ganz so färbt, sondern sich in unregelmäßigen Flecken auch unter

---

beschreiblichen Fertigkeit im Handhaben aller Jagdmittel, verdanke ich unter vielem Andern auch die meiste Aufklärung über unsere Gänsearten. Die Lage seines Wohnorts gab ihm Gelegenheit, von den Schaaren der durchwandernden Arten alljährlich mehrere Stücke, ja öfters eine nicht geringe Anzahl zu erbeuten, und dies seit achtundzwanzig Jahren so.

demselben und auf der Mundkante bis an die Wurzel hinzieht und am Unterschnabel sich über die vordere Hälfte der nackten Kinnhaut verbreitet, auch als einzelne Fleckchen an der Seite im Schwarzen angedeutet ist. Die Maaße des Schnabels stimmten mit den bereits angegebenen, so auch die der Füße, deren Farbe im Leben ein schönes Saffrangelb war; die Iris nußbraun; das nackte Augenlid röthlichschwarz, unter demselben am Gefieder ein helles Fleckchen. — Auch am Jugendkleide dieser Art ist das Gefieder, wie bei den Familienverwandten, am Halse schon in Längestreifchen gelegt; das des Rumpfes, mit dem der Alten verglichen, viel weicher, von lockererm Gewebe, die einzelnen Federn viel kleiner, auffallend klein am Unterrumpfe, alle mit mehr zugerundeten Enden und, ausser auf dem Mittelflügel, nirgends in so geregelte Reihen gestellt, als in den nachherigen Kleidern. In Farbe und Zeichnung unterscheidet es sich von diesen durch den braunern Kopf und Hals, den grauern, mit weit undeutlicher gezeichneten und düsterer gefärbten Federkanten versehenen Mantel, am Mangel des weißen Längestreifs an der Tragefederpartie und an der viel feiner und dichter lichtgrau gefleckten weißen Brust, eine angenehme Zeichnung, die man mehr geschuppt als gewölkt nennen könnte. Ihm fehlen die drei schmalen weißen Mondfleckchen in den Bögen der Oberschnabelwurzel, welche ihnen erst die Mauser bringt, welche aber nach mehrmaligem Mausern in einem höhern Alter wieder verschwinden.

Das Gefieder des Jugendkleides hat folgende Färbung: Kopf und Hals sind braungrau, fast erdbraun, am lichtesten am Kinn und auf der Untergurgel, am dunkelsten an den Kopfseiten und dem Genick; Oberrücken, Schultern und Brustseiten tief erdbraun, fast schwarzbraun, die einzelnen Federn wurzelwärts mehr grau, an den Enden mit bräunlichweißen Kanten; die Mitte der Brust trübe weiß, dicht lichtgrau gewölkt und gefleckt; die Schenkel lichtbraungrau mit hellern Federspitzchen; Bauch, After, die ganze untere Schwanzdecke und von der obern rundum die längsten Federn rein weiß; Bürzel und Unterrücken braunschwarz; die kleinen Flügeldeckfedern und die des Fittichs dunkelaschgrau, die mittlern gegen die Enden in Dunkelbraun mit weißgrauen Kanten übergehend; die großen Deckfedern und hintern Schwingen schwarzbraun mit weißen Käntchen, die an den Enden der erstern besonders breit sind und einen ziemlich auffallenden Querstreif über den ruhenden Flügel bilden; die Secundarschwingen einfarbig braunschwarz mit weißen Schäften; die Primarschwingen (12.) an der Wurzel dunkel-

aschgrau, an der Endhälfte braunschwarz, ihre starken Schäfte weiß. Auf der untern Seite ist der Flügel aschgrau, ziemlich dunkel, die langen Federn unter der Achsel am dunkelsten; die Schwingfedern unten lange nicht so dunkel, als von oben, doch mit viel mehr Glanz. Der Schwanz besteht an vorliegendem Exemplar aus 18 Federn, hat ein abgerundetes Ende, weil die Federn seitwärts etwas an Länge abnehmen und die äußersten (die kürzesten) auch etwas einwärts gebogene Schäfte haben; seine Federn sind braunschwarz gefärbt, mit großen weißen Spitzen, breitem Innen- und schmalem Aussensaum, dieser nur an der äußersten eine breite weiße Kante bildend.

Das obenbeschriebene war weiblichen Geschlechts; aber wir haben nachher auch Männchen erhalten, ohne im Aeußern derselben einen Unterschied auffinden zu können.

Mit dem Eintritt der Mauser fängt auch die gelbrothe Farbe des Schnabels an, sich über eine größere Fläche auszubreiten, auch klarer und lebhafter zu werden, so die der Füße sich dem Orangerothen zu nähern. Haben diese Jungen, etwa drei Vierteljahr alt, die erste Mauser überstanden, so ist der ganze Oberschnabel orangefarbig, nach vorn orangeroth, doch immer mehr gelb als roth, bloß der Nagel, eine Stelle vor und neben der Stirn bis über die halbe Nasenwölbung, oder auf der Firste bis gleich dem Nasenloch, so wie ein kleines Fleckchen an der Mundkante, dicht am Mundwinkel, oder auch dieser allein, schwarz, überhaupt die schwarzen Figuren individuell verschieden; der Unterschnabel hell orangeroth, am Nagel, an den Seiten der Wurzelhälfte und einem Theil der nackten Kinnhaut zunächst der Befiederung schwarz. Der Schwanz scheint zuletzt die Federn zu wechseln und manche derselben fallen erst aus, um durch neue ersetzt zu werden, wenn im zweiten Sommer ihres Lebens eine allgemeine Hauptmauser eintritt. Bis zu dieser Zeit sehen sie am Gefieder den ältern ziemlich gleich, Alles nur in etwas lichtern oder mehr ins Graue ziehenden Farben; sie haben, wenn sie das Jugendgefieder abgelegt, an der Stirn dicht am Schnabel, in den drei Bogen dessen Begrenzung, in jedem ein schmales weißes Mondfleckchen, und längs der Tragefederpartie, wo diese den unterstützten Flügel begrenzt, den auszeichnenden weißen Seitenstreif bekommen. Die etwas größern Männchen haben einen lebhafter gefärbten Schnabel, sehen überhaupt langhalsiger und dickköpfiger aus, sind jedoch ohne Hülfe des Messers schwer von den Weibchen zu unterscheiden.

Im ausgefärbten Kleide, etwa im dritten oder vierten Lebensjahr, hat der Schnabel im ganz frischen Zustande oder an der lebenden Ackergans eine schöne Zeichnung und Farbe. Der Oberschnabel ist meistens orangefarbig oder orangeroth, sehr lebhaft, seitwärts an der Wurzel und vorn vom Nasenloch bis an den Nagel fast mennigroth, unter dem Nasenloche und am Zahnrande nach vorn gewöhnlich bleicher, oft hier rein fleischfarbig, der Nagel und ein mit der Basis die Stirn begrenzendes, bis zur Schnabelmitte sich erstreckendes, sehr schmales, spitzes Dreieck, oben auf der Firste, dann ein schmaler Strich an der Bogengrenze der seitlichen Schnabelwurzel, und endlich ein Streif vom Mundwinkel auf der Zahnkante, aber nicht bis zur Mitte vorgehend, dieser oft auch nur in einem kurzen Fleckchen angedeutet, sind tief schwarz, die große Nasenhöhle mattschwarz, bis an das Nasenloch, von wo sich Roth anschließt, oder beide Farben in Flecke sich vereinen; das schwarze Zeichen an der seitlichen Schnabelwurzel und das am Mundwinkel fehlen oft auch gänzlich. Der Unterschnabel hat einen schwarzen Nagel; dann folgt Orangeroth, bis über die Mitte der Schnabellänge zurück, und auf der nackten Kinnhaut noch weiter rückwärts sich ausdehnend; das Uibrige, oder ziemlich ein Dritttheil desselben von der Wurzel her schwarz. Das nackte Augenlid ist röthlichschwarzgrau, die Iris dunkel nußbraun; die Füße prächtig orangeroth. Am untern Augenlid nach aussen sind die nächsten Federchen weißlich, und in den drei Bogen, welche die Grenze des Oberschnabels und der Stirnbefiederung mit jener der Zügel bildet, steht in jedem ein sehr schmales weißes Mondfleckchen, von welchen das mittelste noch das größte ist. Kopf und Hals sind braungrau, bald mehr in roströthliches, bald mehr in rostgelbliches Grau ziehend, am Kopfe überhaupt am dunkelsten, dies am allermeisten an den Zügeln, dem Scheitel, Genick und Nacken, am hellsten an der Kehle und Gurgel, an dieser besonders unterwärts, wo es am Kropfe in eine weißlich und gelbgrau gewölkte Zeichnung übergeht; die Mitte der Brust auf weißem Grunde noch weniger grau gewölkt, so schwach, daß dies gegen den Bauch hin ganz verschwindet, wie denn überhaupt die ganze Brustmitte, bei vielem Glanze des dichten glatten Gefieders, in gewissem Lichte ganz weiß erscheint. An den Brustseiten wird die gewölkte Zeichnung deutlicher, die braungraue Farbe der grauweißgekanteten Federn sichtbarer, jene geht allmählig an den Tragfedern in Dunkelbraun mit bräunlichweißen Federkanten über, von welchen die längs der Aussenseite dieser Partie am Flügel

entlang, rein weiß sind, und einen großen weißen Streif längs dem darunter ruhenden Flügel bilden. Die Schenkel sind hellgrau befiedert. Die Halswurzel nahe am Rücken ist dunkelbraun, bräunlichweißgrau gewölkt; Oberrücken- und Schulterfedern dunkelbraun, mit aus dem Lichtbräunlichen in Grauweiß übergehenden Endkanten, welche regelmäßig zusammenhangende, weißliche Querstreifen auf dem dunkeln Grunde des Mantels bilden, denn auch die mittlern Flügeldeckfedern, die 4 bis 5 Querreihen darstellen, haben dieselbe Zeichnung und eine kaum etwas mattere Farbe; die großen Deckfedern nach vorn am Flügel aschgrau, dann erdbraun, nach hinten dunkelbraun, alle mit aus dem Bräunlichen in schneeweiße Enden übergehenden Kanten und Seitensäumchen; die hintern Schwingen schwarzbraun, an den Aussenfahnen bloß dunkelbraun, mit weißer Säumung; die mittlern Schwingen braunschwarz, kaum lichter gesäumt; die großen Schwingen braunschwarz, die vordersten wurzelwärts in dunkles Aschgrau übergehend, ihre Schäfte weiß; die Fittichdeck- und Daumenfedern, wie die kleinen Flügeldeckfedern aschgrau, letztere an den Enden etwas heller gekantet. Der Unterflügel hat eine sehr düstere Färbung, doch mit vielem Glanz; die untern Flügeldeckfedern sind dunkel aschgrau, die kleinen jedoch heller als die großen, die unter der Achsel bräunlichaschgrau; die untere Seite der Schwingfedern dunkel rauchfahl, an den Wurzeln in Grau glänzend, mit weißen Schäften. Unterrücken und Bürzel sind schwarzbraun, fast einfarbig; die letzten Oberschwanzdeckfedern, die Seiten des Bürzels, der Bauch und die untere Schwanzdecke rein weiß; die Schwanzfedern bräunlichschwarzgrau mit $^5/_8$ Zoll breiten weißen Enden, die mittlern an den Seiten mit feinen weißlichen Säumchen, die an den folgenden immer breiter und an den beiden äußersten zu sehr breiten weißen Seitenkanten werden. Auf der untern Seite ist der Schwanz weiß mit Grau schattirt.

Die kleinern Weibchen haben einen kleinern oder doch weniger schön gefärbten Schnabel, einen etwas kleinern Kopf, kürzern und dünnern Hals, und die Färbung des Gefieders ist etwas weniger lebhaft. An einem vor mir liegenden Weibchen ist der Schnabel größtentheils schön orangefarbig, der Nagel schwarz, so auch ein Fleck von der Stirn bis auf die Nasenhöhle und bis an das Nasenloch herab, am Unterschnabel bloß die Wurzel und ein Dritttheil der Kielhaut nebst dem Nagel schwarz, das Uibrige ebenfalls lebhaft orangefarbig. Ich glaube überhaupt, nach Vergleichung mehrerer mit gleichalten Männchen, gefunden zu haben, daß die

Weibchen nicht nur heller oder gelber gefärbte, sondern auch weniger mit Schwarz bezeichnete Schnäbel haben.

Im höhern Alter verliert sich das dreifache weiße Bläschen an der Schnabelwurzel bei beiden Geschlechtern gänzlich.

Aufenthalt.

Da diese Gans bisher mit der Saatgans für nicht artverschieden gehalten wurde, so weiß man über ihren Aufenthalt, von der Zeit an, wo sie unsre Gegenden im Frühjahr verläßt und bis sie im Herbst hier wieder erscheint, gar nichts Zuverlässiges. Daß sie in den wärmern Jahreszeiten im Norden oder Nordosten von uns unter höhern Breitegraden lebe, ist gewiß; ob sie aber ausser der kalten Zone von Europa und Asien auch über die von Amerika verbreitet sei, muß erst durch künftige Forschungen erwiesen werden. Daß sie in andern Gegenden, nicht in der Nähe jener, brüte, wird aus der Zeit ihres Erscheinens und Verschwindens in und aus unsern Gegenden wenigstens sehr wahrscheinlich.

Sie kömmt im nördlichen und mittlern Deutschland überall vor, wo Saatgänse sich zeigen, und ist in unsrer Gegend, im Anhaltischen, keineswegs selten, hier alle Jahr, jedoch stets in einer ungleich geringern Anzahl als jene anzutreffen, kömmt aber später an und verläßt uns früher, und überwintert öfter bei uns als jene. — Schon lagern sich die Saatgänse im Herbste in ungeheuern Schaaren auf unsern Feldern und durchschwärmen sie lärmend bereits einen Monat lang, ohne daß man eine einzige Ackergans darunter bemerkt. Erst zu Ende des October erscheinen diese in eigenen Koppeln, oft zu 30 bis 40 Stück, und schließen sich jenen an, mischen sich jedoch nie unter sie. Viel öfter fliegen sie allein und lagern sich auf ganz andern Plätzen. Wenn im Winter bei vielem Schneefall die Saatgänse in Schaaren südlich und westlich nach mildern Gegenden auswandern, sieht man die einzeln Koppeln von Ackergänsen, oder auch mehrere solcher, unschlüssig in allen Richtungen umherschwärmen, die Stellen aufsuchen, von welchen der Wind den Schnee weggeweht hat, und abwechselnd auf den offnen Gewässern sich niederlassen, so immer das Aeußerste abwarten, daß man sich oft wundern muß, wie sie bei so hartem Frost und vielem Schnee noch so lange sich zu nähren im Stande waren. Bleiben im Winter noch hin und wieder Stel-

len auf den Gewässern offen, und auf den Feldern hier und da ein Hügel oder Ackerrücken vom Schnee frei, so verlassen sie uns nicht. Hat sie endlich doch die Strenge des Winters fortgetrieben, so darf man, sobald sich wieder Thauwetter einstellt, oft schon beim ersten Anschein dazu, sofort auf ihre Rückkehr rechnen, so daß sie häufig zu Verkündigern von jenem werden. Sie mögen demnach, wenn sie uns verlassen müssen, gewiß nicht weit gehen, vielleicht nicht über die Grenzen Deutschlands hinaus, weil sie sobald wieder hier sein können. Ihr Erscheinen überrascht oft, und immer sind diese so früh zurückkehrenden Gänse von dieser Art; alle andern Zuggänse kommen später zurück, und wenn sich diese wieder in Schaaren bei uns zeigen, sind jene bereits ihrer nordlichen Heimath wieder zugewandert und auf unsern Gewässern und Feldern nicht mehr anzutreffen. Dies richtet sich freilich nach der Frühlingswitterung, geschiehet aber meistens früher oder später im März, selten erst im April, aber nur im Anfange desselben. Später haben wir sie hier niemals mehr gesehen, wogegen die Saatgänse meistens einen ganzen Monat länger bei uns verweilen.

In den Gegenden, von meinem Wohnort $1^1/_2$ Meilen nordlich, gegen die Elbe zu, wo vom Herbst bis zum Frühjahr alljährlich viele Zuggänse geschossen werden, erhält man im Winter selten andere als Ackergänse. In dem eben überstandenen harten Winter ($18^4/_7$) wurde eine solche kurz vor Weihnachten geschossen. Bei dem nachherigen vielen Schnee und der heftigen Kälte schienen aber alle aus dem Umkreise verschwunden; sobald jedoch im Februar (vom 18ten bis 21sten) starkes Thauwetter eintrat, zeigten sie sich, mit den ersten zurückkehrenden Feldlerchen, auch gleich wieder heerdenweise. Eine Schaar von 50 und einigen Individuen lagerte sich am 22. d. M. auf einem Saatacker, ohngefähr 300 Schritt von meines Bruders Wohnung, dem Forsthause zu Klein-Zerbst, von wo wir sie mit Hülfe eines guten Fernrohrs musterten, aber auch nicht eine einzige von einer andern Art darunter entdecken konnten, was an dem leuchtenden Gelb der Schnäbel aller, im hellen Sonnenlichte, schon mit unbewaffneten Augen deutlich genug zu erkennen war. Da es schon wieder scharf fror, die heftige Kälte abermals die Gewässer bald mit dickem Eise belegte, behielt diese Schaar, $^1/_2$ Meile von dort, nur eine kleine offene Stelle von fließendem Wasser, an welcher mein Bruder sie am 23sten Abends auf dem Anstande erwartete. Sie kamen aber nicht sobald, als ein eintretender dicker Nebel und Rauhreif meinen Bruder nöthigte, nach

Hause zu eilen, weil er sonst befürchten mußte, auf der ungeheuern Eisfläche, ein überfrornes großes Bruch, über welche er mühsam hinstolpern mußte, die Richtung zu verfehlen. Im dichten Nebel gehüllt, hört er auf einmal das Rauschen des Fluges der ankommenden Gänse, steht still, gewahrt einen düstern Klumpen über sich, giebt Feuer darauf, und der glückliche Schuß stürzt 3 Ackergänse zu seinen Füßen. — Früher schon einmal gelang es demselben, aus einer Koppel ebenfalls 3 Stück mit einem Schuß zu erlegen. Ich führe diese Facta nur an, um damit zu beweisen, daß diese Gänse nicht bloß einzeln, ja selten vereinzelt bei uns vorkommen, sondern vielfältig in eigenen großen Vereinen, ohne sich unter andere Arten zu mischen oder andere zwischen sich zu dulden, alle Jahr in unserm Lande gesehen werden.

Die Ackergans liebt ähnliche Gegenden zum Aufenthalt, wie die Saatgans, besonders tiefe Lagen, mit vielen Brüchern, großen Wasserlachen, Teichen, See'n und Flüssen, und dann die Stoppel- und Saatäcker solcher Gegenden. Am Tage lagert sie sich gesellig auf den Feldern, welche ihr gerade die gewünschte Nahrung bieten, und wechselt von einem einsamen Platze zum andern, jenachdem sie an dem einen oder dem andern mehr oder weniger Ruhe hatte. Wo sie am wenigsten gestört wird, kömmt sie regelmäßig alle Tage zur Stunde wieder. Gewöhnlich treibt sie sich so den Tag über auf den Feldern umher, früh auf den weitesten, später dem Wasser näher rückend, um in der Dämmerung dahin zu fliegen, hier zu übernachten und erst bei Aufgang der Sonne das Wasser zu verlassen, um nun wieder aufs Feld zu eilen. Sehr selten übernachten sie auch auf diesem.

In der Wahl der Gewässer zum abendlichen und nächtlichen Aufenthalt unterscheiden sie sich sehr von den Saatgänsen. Auf den von Wald umgebenen, überschwemmten Wiesen und See'n in unserer Elbaue, worauf die meisten Saatgänse zu vielen Tausenden einzufallen pflegen und jährlich eine Menge geschossen werden, haben wir niemals eine Ackergans gesehen, noch weniger eine geschossen, auch niemals auf solchen Wasserflächen in den Brüchern, wo Bäume, vieles Gebüsch und hohes Rohr in der Nähe waren. Nur die offenen Brücher, Stellen, wo weder Baum noch Gesträuch wächst, wo Gras und Schilf früher abgeweidet oder abgemähet ist, und nackte Ufer oder Inseln an großen Flüssen und Strömen, suchen sie zu jenem Behuf auf. Es scheint daraus hervorzugehen, daß sie im Sommer ähnliche baumarme Gegenden bewohnen. Uibrigens

scheuen sie sich nicht, Wald und Bäume zu überfliegen, sogar in nicht so großer Höhe, um sie mit einem Flintenschuß zu erreichen. Bei einer Hasenjagd überflog einst eine Koppel von 18 Stück einen weiten, mit vielen Bäumen besetzten Wiesengrund, aus welcher ich ein altes Männchen herabschoß.

Eigenschaften.

Die Ackergans ist der Saatgans gegenüber von einer zierlichern Gestalt, wobei der dünnere Kopf mit dem gestrecktern Schnabel, der längere Hals und schlankere Leib sogleich auffallen, selbst in bedeutender Entfernung und im Fluge, wo auch die Flügel, gegen die Spitze anders geformt, breiter erscheinen. Wenn auch diese Unterscheidungszeichen für den Ungeübten nicht sehr augenfällig sein mögen, so sind sie doch für den, welcher Gelegenheit hat, alle Jahr viele von beiden Arten beobachten zu können, völlig genügend. Die verschiedene Gestaltung der Flügelspitze bedingt auch eine Verschiedenheit in den Bewegungen des Fliegens, welche freilich nicht so groß ist, daß sie sich durch Beschreiben deutlich genug versinnlichen ließ, aber doch hinreicht, den Kenner niemals in Zweifel zu lassen. Es liegt darin Etwas, was zwischen dem der Graugans und der Saatgans das Mittel hält, doch sind ihre Flügel noch bedeutend länger und deren Bewegungen gewandter, als bei der erstern von diesen beiden Arten.

Im Stehen, Gehen und Schwimmen haben wir weniger Unterscheidendes gefunden, als im Fluge, obwol dieser im Allgemeinen auch dem der andern Arten gleicht. Auch die Ackergänse fliegen auf einer längern Strecke, wenn ihrer nicht viele beisammen, in einer einzigen schrägen Reihe, größere Gesellschaften in einer Pflugschleife ähnlichen Doppelreihe, noch größere in mehrere von diesen und jenen geordnet, dann hinter und nebeneinander her. Ein starkes Rauschen begleitet denselben, beim Niedersetzen oder Aufsteigen ein Poltern, zwischen welchen man auch ein Knarren der Schwingfedern vernimmt. Sie sind sehr flüchtig, ziehen auf ihren Wanderungen hoch durch die Luft, auf kürzern Strecken oft auch ziemlich niedrig, zumal bei nebeligem Wetter. Starker Wind macht ihnen viel zu schaffen, wenn sie ihm nicht die Spitze bieten können, was sie indessen dann gewöhnlich thun und dabei meistens nahe über der Erde hinstreichen.

Ebenso scheu und vorsichtig als andere Arten weichen sie den Menschen und jedem Schein von Gefahr schon von Weitem aus, zeigen zwar gegen Feldarbeiter, Hirten und Frauenzimmer etwas mehr Vertrauen, benehmen sich dabei jedoch nie ganz sorglos. Beim Anschein einer bloß zufälligen Annäherung von jenen, wagen sie auf 100 Schritt schon nicht mehr, sich nach Nahrung zu bücken, stellen sich jetzt schon alle mit lang ausgereckten Hälsen nebeneinander auf, kaum die Köpfe bewegend, und folgen mit den Augen jeder Handlung des Herannahenden, bis er sich wieder auf ein paar hundert Schritte entfernt hat; erst jetzt fängt eine nach der andern wieder an, Nahrungsmittel aufzunehmen und alle sich zu beruhigen. Geht er nicht gerade auf sie zu, und giebt er sich den Anschein, als bemerke er sie gar nicht, so kömmt es wol vor, daß sie erst auffliegen, wenn er weniger als 50 Schritt bis zu ihnen hat; in jedem andern Falle nehmen sie aber viel früher Reißaus, und vor dem Schützen schon auf 200 bis 300 Schritte weit.

Sie sind so gesellig wie die andern Arten, folgen, wenn sie die Minderzahl bilden, den großen Heeren dieser, doch immer sich seitwärts derselben haltend, mit den Ihrigen zusammen; aber nie sieht man sie weder unter andere noch unter die Saatgänse sich mischen. Folgen nur Einzelne einer anderartigen Schaar, so bilden sie gewöhnlich die Nachhuth; sind solches Junge, die das Jugendkleid noch nicht abgelegt haben, so möchte man diese wol auch Nachzügler nennen, welche, weil sie noch nicht recht mit fort können, langsam folgen, hierbei auch wol ganz von ihrer Schaar abkommen und nun sich einsam umhertreiben. Eine solche, in der ersten Hälfte des Januar 1818 drei Tage nacheinander ganz einsam auf einer Feldfläche bemerkt und von meinem Bruder mit vieler Mühe endlich erlegt, trug noch soviele Zeichen einer unausgebildeten Jugend, daß wir sie für eine Junge von einer ungewöhnlich verspäteten Brut halten mußten.

Sowol in Höhe und Tiefe als in der Modulation der Stimme wie im Zusammenstellen und Wiederholen der verschiedenen Töne herrscht unter den Ackergänsen eine ebenso große individuelle Verschiedenheit, wie unter den Saatgänsen. Gegen diese hat sie uns immer durchdringender, trompetenartiger, voller und tiefer klingend geschienen. Allein in ihrem weitschallenden Kaiaia, Keiakak und Kâikâ wagen wir einen haltbaren Unterschied von denen der folgenden Art nicht festzustellen, mindestens würde ein solcher, wenn schriftliche Mittheilung so geringer Verschiedenheiten auch für

Manchen verständlich wäre, doch nur erst nach viel geübten Vergleichen erkannt werden. Man darf also im Allgemeinen wol sagen: Die Stimme dieser Art unterscheide sich auf der einen Seite von der der Saatgans etwa ebenso weit, wie von der andern Seite die der Bläſſengänſe von dieſer; man vernimmt im Aehnlichen allerdings bedeutſame Verſchiedenheiten, die dem geübten Beobachter völlig genügend erſcheinen, während ſie dem ungeübten, bloß in Muſeen zu forſchen gewohnten, kaum zu verſinnlichen ſind, oder ihm doch unverſtändlich bleiben. Es läßt ſich im Allgemeinen ferner ſagen: daß die Stimme der Gänſearten von der Ackergans bis zur Zwerggans, in der Reihenfolge, wie ich ſie, nach ihren natürlichen Verwandtſchaften, in dieſem Werke nacheinander beſchreiben werde, ſich alle ſehr gleichen, daß man ſie nur vergleichsweiſe beſchreiben kann, wenn man die der Saatgans, als die häufigſte und bekannteſte, zur Grundlage oder Typus nimmt. Auch der Ungeübteſte wird in ihnen Gänſeſtimmen vernehmen, weil dies ſchon in ihrem Grundton liegt; allein der Kenner von Vogelſtimmen wird zwar auch dieſes zugeben müſſen, jedoch in den Stimmen der Ackergans und ihrer Verwandten keine Aehnlichkeit finden mit denen der Graugans, oder, was eins iſt, mit denen der zahmen Gänſe; die ganz verſchiedene Modulation, Höhe oder Tiefe der Töne u. a. m. geben hier gar keinem Zweifel Raum, während es ihm ſogar nicht ſchwer werden wird, ſelbſt zwiſchen den unter ſich ſehr ähnlichen der folgenden Arten eigenthümliche, wenn auch kleine Verſchiedenheiten zu finden und jede an ihrer Stimme zu erkennen. — Unſere Ackergans läßt ihre weitſchallenden Trompetentöne ſehr fleißig hören, die Männchen ihr Kaiaiak oder Kaiaiah und Knangenang, die Weibchen ihr höheres, oft in Kninjak überſchlagendes, überhaupt höheres Knaiak*) oder Knängenäng, und wenn das eine oder das andere Individuum nicht dieſe ertönen läßt, ſo tritt ein leiſeres, tiefes, faſt murmelndes Dadadadad oder Dodododod (ſo geſchwind wie möglich geſprochen) zur wechſelſeitigen Unterhaltung ein. Ihre lärmenden Töne hört man meiſtens bloß im Fluge, beſonders wo eine Schaar ſich niederlaſſen

*) So lauten ſie ohngefähr; denn jedes Individuum modulirt ſie nach ſeiner Kehle, und dann jedes nach den Umſtänden verſchiedentlich, ſo daß ſie in unendlichen Variationen ſich um jene drehen, welche nur den Mittelpunkt oder das Thema bilden.

will, oder sich eben erhebt und dann von Vereinzelten, welche nach den Ihrigen rufen. Nur wenn eine Gesellschaft hoch durch die Luft zieht und dabei viel Eile zeigt, oder wenn sie sich an einem ihnen noch unbekannten Platze lagern will, oder wenn sie auf einem solchen ihr Futter sucht, dann sind alle Glieder derselben ganz still; wo sie aber oft schon weideten, und sich völlig sicher wähnen, hört man fortwährend jenes murmelnde Geschwätz, doch muß man nahe sein, um es zu vernehmen; aber auch das leiseste Geräusch, oder das Annähern etwas Verdächtigen aus der Ferne macht, daß sie plötzlich verstummen, alle die Hälse gerade in die Höhe recken, mit Auge und Ohr spähen, woher jenes kam, und erst wenn sich ersteres nicht wiederholt oder letzteres gehörig entfernt hat, tritt die vorige Ruhe wieder ein und das Murmeln beginnt von Neuem. Wie bei den meisten Vögeln, wird auch bei den jungen Gänsen die Stimme erst nach und nach ausgebildet, wobei sich die Töne oft ganz abweichend gestalten. Wir hörten einst von einer noch sehr jungen Ackergans keine andere Stimme als ein einfaches, gedehntes Kaahk, das so wunderlich klang, daß es anreizte, sich dieses sonderbaren Schreiers zu bemächtigen, was denn auch gelang. Das Zischen ist bei dieser Art, wie bei andern Gänsen, meistens ein Zeichen des Unwillens.

Die Ackergans hat mit andern Arten gemein, leicht zahm zu werden, wenn sie sich nämlich des Vermögens fortzufliegen beraubt sieht. Nicht allein flügellahm geschossene Junge, sondern dem Anschein nach sehr alte Individuen, gewöhnen sich sehr bald an die Gefangenschaft, besonders wenn man ihnen einen solchen Aufenthalt anweist, wie wir ihn oben bei der Graugans beschrieben und empfohlen haben. Sie zeigen hier im Betragen weit mehr Aehnlichkeit mit diesen als mit den Saatgänsen, wozu vorzüglich gehört, — daß sie sich viel leichter als letztere gewöhnen, auf dem Hofe herumzugehen, ohne sich zu verkriechen, was diese nach mehrern Tagen noch thun; daß sie sich hier sogleich zu den Hausgänsen gesellen und viel Zuneigung zu diesen verrathen, mit diesen in den Stall gehen, sogar auf die Weide treiben lassen und mit ihnen zurückkehren, — wozu, nach unsern langjährigen und vielfältigen Erfahrungen, niemals eine Saatgans sich bequemt, vielmehr stets den entschiedensten Widerwillen gegen die Annäherung jener zeigt und ihren Umgang (den der Hausgänse, wie der Graugänse) sogar fliehet. — Uibrigens mögen die Ackergänse ebenso, wie andere Gänsearten, ein sehr hohes Alter erreichen, da man nicht selten Er-

emplare erhält, deren Aeußeres dies schon verräth, und deren Knochen und Sehnen ungemein fest sind, deren Fleisch auch so hart und zähe ist, daß es die raffinirteste Kochkunst kaum genießbar zu machen vermag. Selbst in Gefangenschaft halten diese Gänse, die überhaupt ein sehr zähes Leben haben und von schweren Verwundungen oftmals sehr bald wieder genesen, bei guter Pflege, viele Jahre in vollkommner Gesundheit aus. Die ihrer Freiheit beraubte Ackergans gewöhnt sich nicht nur leichter, als jede andere Art, an die Nähe des Menschen, an Hof und Stall, sondern wird im Kurzen sogar zahmer, als selbst die meisten Hausgänse es sind.

Nahrung.

Die Ackergans lebt, wie ihre nächsten Verwandten, bloß von Vegetabilien, von reifem und grünem Getraide, junger Saat, Klee, Kohlblättern, Rüben, von jungem Grase, den zarten grünen Spitzen verschiedener Sumpfgräser und Schilfarten, von Strünken und Wurzeln dieser, des Rohres und mehrerer Binsenarten, auch gern von den Blättern und Wurzeln bitterer und salziger Pflanzen.

Wenn sie im Herbst zu uns kommen, haben ihnen auf den eben besäeten Aeckern die Saatgänse bereits alle obenauf liegende Körner weggelesen, wie denn auch diese es eben nicht lieben, beim ausgesäeten Wintergetreide Nachlese zu halten, sondern auch lieber sich auf die Stoppeläcker begeben, wo Hafer oder Gerste gestanden hatte. Auch hier finden die Ackergänse nicht lange mehr hinreichend Futter, nähren sich jedoch von ausgefallenen Körnern, besonders vom Hafer, bis in den November. Sie haben ihre besondern Feldmarken, auf welchen sie sich gern lagern, bald hier, bald auf einem andern Platze der größern Fläche, und wo sie beim Aufsuchen der Nahrung am wenigsten gestört werden, kommen sie alle Tage zur gewissen Stunde wieder. Eine und dieselbe Schaar hat in mehrern Feldmarken solche Lieblingsplätze, oft Stunden weit von einander entfernt, und wechselt damit; je nachdem sie an dem einen oder dem andern mehr oder weniger Ruhe hatte, verweilt sie daselbst länger oder kürzer, und da die Gänse beim Genuß von lauter Körnern auch viel Durst bekommen, so wechseln sie dann auf kurze Zeit auch an Feldteiche und andere nahe Gewässer, doch nicht oft. Sie ersparen das Trinken viel gewöhnlicher bis auf den Abend, wo sie am Wasser bleiben bis zum nächsten Morgen; doch übernachten sie

nur auf größern Gewässern und in weitläufigen Moräſten, ſehr ſelten auf dem Felde, lieber noch auf dem Eiſe neben offnen Stellen, oder, wenn es dieſe kaum noch giebt, in ganz zugefrornen, freien Brüchern.

Später, wo ſie ſich auf Saatäckern lagern und das junge Wintergetreide, beſonders Roggen, abweiden, bleiben ſie den ganzen Tag auf dem Felde und ſchwärmen, wenn ſie geſättigt ſind, auf weitern Strecken umher. Im Winter verlaſſen ſie uns nur, wenn die Saaten völlig unter einer dichten Schneedecke liegen; giebt es aber nur noch einzelne, vom Schnee frei gebliebene Stellen, ſo ſuchen ſie ſich doch durchzubringen und, wie dann die mit Grünem vollgepfropften Magen und Speiſeröhren Geſchoſſener bewieſen, völlig hinreichend zu nähren. Nachdem im Frühjahr Schnee und Eis verſchwunden, ſuchen ſie auch in großen freien Sümpfen Schilf-, Binſen- und Graswurzeln und zarte grüne Spitzen von Gräſern und verſchiedenen Sumpfpflanzen. Wenn ſie noch bei uns ſind, wenn die Ausſaat des Sommergetreides beginnt, um auf den zuerſt beſtellten Erbſen- oder Haferäckern die frei oder weniger bedeckt liegenden Körner aufzuleſen, ſo ſchwärmen ſie viele Meilen im Umkreiſe auf den Feldern umher, um ſolche eben beſäete Aecker aufzuſuchen; hat jedoch der Winter zu lange angehalten, was auch die Beſtellzeit verſpätet, dann müſſen ſie dies Geſchäft bald aufgeben, weil der Begattungstrieb ſie in die ferne Heimath ruft. Gewöhnlich ſind ſie ſchon fort, wenn in hieſiger Gegend das Beſtellen der Aecker beginnt.

Auf den Feldern ſuchen ſie, wenn mehrere oder viele beiſammen, ihre Nahrung meiſtens abgeſondert von andern Arten; in großen freien Brüchern treffen ſie aber am Abend mit vielen andern, namentlich mit Tauſenden von Saatgänſen zuſammen, halten ſich jedoch ſtets abgeſondert von dieſen. Wenn Vereinzelte des Morgens mit jenen wieder auf die Felder fliegen, was gewöhnlich mit Aufgang der Sonne geſchiehet, ſo miſchen ſie ſich doch nie in die Reihen jener, ſondern begleiten ſie in geringer Entfernung, ſeitwärts oder hintennach fliegend. Ihre Größe und andere Geſtalt, beſonders die der Flügel, laſſen ſie leicht unterſcheiden.

In der Gefangenſchaft ſind ſie wie Hausgänſe zu füttern. Sehr erſprießlich iſt ihnen der Genuß von vielem Grünen, beſonders wenn man ihnen Gelegenheit giebt, es ſelbſt abweiden zu können; ſonſt Alles wie bei der Saatgans bemerkt werden ſoll.

Fortpflanzung.

Die Ackergans nistet in Deutschland nicht. Ihre Brütegegenden liegen unter weit höhern Breitegraden; aber wir kennen sie nicht, müssen daher von später fortgesetzten Forschungen eine nähere Bezeichnung derselben erwarten. Daß sie jedoch von denen der Saatgans gänzlich verschieden sein müssen, erhellt aus folgenden Beobachtungen: Vorerst, daß die Ackergans im Herbst später bei uns ankömmt, meistens hier überwintert oder deshalb lange nicht soweit nach Süden zieht, und uns im Frühjahr zeitiger verläßt, als die Saatgans, mit welcher sie auch sonst keine Gemeinschaft hält; — für's Zweite daraus, daß bei der Ackergans der Begattungstrieb mehr als $1^1/_2$ Monat früher erwacht, daß sie in Gefangenschaft diesen selbst in unserm mildern Klima fühlt und dies bemerklich macht, die Männchen sich sogar mit Hausgänsen begatten und Bastarde erzeugen, — von welchen das Eine wie das Andere, wie hinreichende Erfahrungen beweisen, bei den Saatgänsen niemals vorkömmt.

Bechstein erzählt uns in seinem orn. Taschenbuche S. 421. Anm. und in seiner Naturg. Deutschlds. IV. S. 889. schon ein merkwürdiges Beispiel von einer männlichen Ackergans, welche mit verstümmelten Schwingfedern, aber sonst unverletzt, auf dem Felde erhascht und auf einen Hof gebracht, bald zahm wurde, hier Hausgänsen zugesellt, mit diesen bald Bekanntschaft machte, sich mit ihnen aus- und einsperren, sogar mit jenen auf die Weide treiben ließ, ja, als ihr die Schwingfedern von Neuem gewachsen, sogar dahin und zurück flog, wo jene zu Fuß gingen. Nach einiger Zeit knüpfte dieses Männchen mit einer weiblichen Hausgans eine Liebschaft an. Wenn es nach Hause geflogen war und die Geliebte ihm zu lange ausblieb, flog es ihr nochmals entgegen und holte sie. Obgleich man ihm die Flügel nicht mehr verstutzte, so daß es gänzlich hätte wegfliegen können, so that es dieses, auch bei öfteren Aufforderungen und mannigfachem Zurufen vorüberstreichender Zuggänse, dennoch nicht; vielleicht waren aber dieses immer Saatgänse und keine von der Art, zu welcher es gehörte. Es paarte sich völlig mit jenem zahmen Weibchen, und zwar schon im März, betrat es regelmäßig und erzeugte mit demselben mehrere Jahre nacheinander eine zahlreiche Nachkommenschaft oder Bastarden, die aber alle mehr der Mutter ähnelten, jedoch einen schwarzen Nagel am

Schnabel und eine dunkler graue, allgemeine Färbung hatten. Sonderbar genug zeigten diese Bastarden weniger Dauer als Junge von rein zahmer Rasse; wenn man sie daher nicht bald im Herbst schlachtete, hingen sie später die Flügel und fingen an zu kränkeln*). Als B. dies schrieb, lebte jenes Männchen bereits 7 Jahr in solchen merkwürdigen Verhältnissen, und blieb wahrscheinlich länger noch im Besitze desselben Mannes, dessen Namen, Stand und Wohnort genannt sind. In der Abbildung dieses Männchens (im orn. Taschenbuch), so klein und nachlässig sie auch gemacht ist, läßt sich dennoch unsere Ackergans gar nicht verkennen.

Wir selbst haben zwar nie gezähmte Ackergänse, wohl aber Saatgänse in mehrfacher Zahl, zwei Päärchen 20 bis 24 Jahre lang, besessen, ihnen im Garten, mit einem schilfreichen Teiche versehen, ein ungestörtes Leben gesichert, sie wohl gepflegt u. s. w.; aber nie haben diese die mindeste Spur vom Begattungstrieb verrathen, viel weniger sich je nach Hausgänsen gesehnt, von ihnen beigesellten Graugänsen sich vielmehr stets abgesondert oder sie feindlich behandelt. Und genau Dasselbe haben wir damals von einer noch größern Anzahl derselben Arten, welche eine hohe Person, in unsrer Nähe, auf noch annehmlicherer Weise unterhalten ließ, zu beobachten Gelegenheit gehabt; die Graugänse nisteten hier für sich, aber die Saatgänse hielten sich entfernt von ihnen, blieben Jahr aus Jahr ein unveränderlich ruhig und die Männchen im Frühlinge so kalt gegen die Weibchen, wie zu andern Jahreszeiten.

Dies Alles spricht nicht allein entschieden für Artverschiedenheit, sondern auch dafür, daß die Brütegegenden der Ackergans weniger hoch im Norden, als die der Saatgans, also unter einem mildern Himmelsstriche und uns viel näher liegen müssen. Vielleicht nistet sie schon im mittlern Schweden und dem gemäßigten Rußland, oder da wo die Graugans aufhört. Dies wird um so wahrscheinlicher, weil der Begattungstrieb in ihr fast ebenso früh als bei letzterer erwacht, sie also, ihn zu befriedigen, eines Landes bedarf, in dem es wenig später warm wird, als bei uns; wogegen die Saatgans, weil jener Trieb so spät in ihr erwacht, daß sie oft bis um

*) Es ist zu bedauern, daß unser würdiger Altvater der deutschen Ornithologie von dieser höchst merkwürdigen Bastardenbrut keine nähere Beschreibung giebt, namentlich ihr Betragen, Stimme, Zeugungsfähigkeit, und was sonst noch zu wissen von hohem Interesse wäre, ganz mit Stillschweigen übergeht.

die Mitte des Mai bei uns verweilt, und dann erst nordwärts auswandert, ihre Brüteplätze in den höhern Regionen des Nordens suchen muß, wo der Frühling um so viel später erst wiederkehrt.

Ob die auf Island nistenden und die (nach Pennant) auf Lewis, der größten unter den Hebriden, in sehr großer Anzahl brütenden, sogenannten Saatgänse, wirkliche Saatgänse sind (was wir bezweifeln müssen), oder Ackergänse, oder noch einer andern Art angehören, haben wir nicht ermitteln können, dürfen daher über Nest, Eier und Erziehung der Jungen unsrer Ackergans nicht einmal Vermuthungen aufstellen.

Feinde.

Wahrscheinlich sind ihre äußern Feinde dieselben, wie bei der nächstfolgenden Art; namentlich werden sie bei uns von denselben Raubvögelarten ebenso verfolgt, wie andere Gänsearten.

Jagd.

Auch diese hat mit der der folgenden Art große Aehnlichkeit. Da sie ebenso scheu ist und sich in ähnlichen Gegenden aufhält, so paßt Alles, was sich hiervon sagen läßt, auch auf diese, nur daß man sie nicht an allen den Orten antrifft, wo die Saatgänse häufig einfallen, besonders an den Gewässern, wo sie bloß die freier liegenden wählt. Der Abendanstand am Wasser, im Winter besonders an den vom Eise freien Stellen in offnen Gegenden, bleibt immer das Beste. Im Zwielicht, wenn es eben Nacht werden will, zumal bei dichtem Nebel oder Rauhreif, sehen sie, wie alle Wasservögel, schlecht; der Schütze darf nur, wenn er das Rauschen ihres Fluges vernimmt, ganz still stehen, sie werden ihm nicht ausweichen, ihren Strich behalten und vielleicht nahe an ihm vorbei fliegen, wenn er gerade am rechten Platze steht. Wenn er am abendlichen Anstandsplatze sich nur einige Deckung geben kann, z. B. in einem, wenn auch lichten Busche von Binsen, Schilf u. dgl., so ist dies schon hinreichend. Will er sich die Gänse dagegen am Tage auf dem Felde zutreiben lassen, was indessen fast nur bei sehr stürmischer Witterung gelingt, so muß er sich in einem Erdloche oder trocknem Graben sehr sorgfältig zu verbergen suchen, in dem Striche,

den er sie öfters schon hatte nehmen sehen. Auch zu Treibern eignen sich ein oder zwei dazu abgerichtete Knaben besser als Erwachsene, weil die Gänse vor jenen weniger Furcht haben, und nicht beim ersten Aufscheuchen gleich die Gegend gänzlich verlassen, vielmehr sich öfter wieder niederlassen. Hinter Ackerpferden oder einem Ackerwagen verborgen, halten sie selten zum Schuß mit der Schrotflinte, meistens kaum für die Kugelbüchse aus; Alles wie bei den Saatgänsen.

Nutzen.

Das Wildpret von jungen, oder doch nicht über zwei bis drei Jahr alten Gänsen dieser Art ist sehr wohlschmeckend, und wenn man es im Winter einige Zeit durchfrieren läßt, ehe man es bratet, wird es sehr mürbe. Es hat mit dem der Hausgänse wenig Aehnlichkeit und ist besonders dem Wildpretsliebhaber, wegen des sogenannten wilderichten Beigeschmacks, welcher aber hier nur schwach ist, sehr angenehm. Wir haben es wohlschmeckender als das der Saatgans gefunden; aber wie bei dieser, geben sehr alte ebenfalls einen so saftlosen, zähen und harten Braten, daß dieser kaum genießbar ist, wenn man solche nicht eine lange Zeit hatte in Essig baizen oder durch und durch gefroren hängen lassen. Die feinere Kochkunst mag sie zu Pasteten u. dgl. eher genießbar machen.

Die Schwingfedern sind vortrefflich zu Schreibefedern, die ganzen Fittiche zu sehr dauerhaften Flederwischen, die übrigen Federn zum Ausstopfen der Betten und weichen Kissen von ausgesucht guter Beschaffenheit. Man hat auch glückliche Versuche gemacht, gezähmte Ackergänse wie Hausgänse zu rupfen, sie mußten aber allmählig mit mehrerer Behutsamkeit daran gewöhnt werden.

Schaden.

Da sie in unsern Gegenden lange nicht so häufig als die Saatgans ist, so ist der Schade auf den Feldern, welcher noch dazu fast allein die grüne Saat trifft, auch viel geringer und kaum des Erwähnens werth. Nur einzelne von Schnee entblößte Stellen weiden sie im Winter zuweilen so sehr ab, daß sie im Frühjahr, nach dem Aufthauen, ganz kahl erscheinen.

316.

Die Saat-Gans.

Anser segetum, *Bechst.*

Taf. 287. { Fig. 1. Altes Männchen.
Fig. 2. Weibliches Jugendkleid.

Kleine Saatgans; ringelschnäblige Saatgans; Roggengans; Bohnengans. Moorgans; kleine Moorgans; ringelschnäblige Moorgans. Zuggans. Wilde —, kleine wilde —, kleine graue Gans. Schneegans; kleine Schnee- oder Hagelgans. Bei den Jägern Moor- oder Zuggans.

Anser segetum. Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 883. *) = Nilsson, Orn. Suec. II. p. 238. n. 247 (?) = *Anser sylvestris.* Briss. Av. VI. p. 265. n. 2. = *Anas Anser.* Linn. Faun. suec. p. 40. n. 114. = *Anas segetum.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 512. n. 68. = Lath. Ind. II. p. 843. n. 28. = *Oie vulgaire* ou *sauvage.* Temm. Man. d'Orn. nouv. Edit. II. p. 820. et IV. p. 517. = *Bean-Goose.* Lath. Syn. VI. p. 464. n. 23. — Uebers. v. Bechstein. III. 2. S. 404. n. 23. = Penn. arct. Zool. II. p. 546. n. 472. — Uibers. v. Zimmermann, II. S. 507. n. 390. = *Oca granajola.* Savi, Orn. tosc. III. p. 177. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S 454. = Meyer, Vög. Liv- u. Esthlands. S. 258. = Meisner u. Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 307. n. 271. = Koch, Baier. Zool. I. S. 397. n. 247. (?) = Brehm, Lehrb. II. S. 768. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 837—838. n. 1 u. 2. = Gloger, Schles. Faun. S. 55. n. 247. = Hornschuch u. Schilling, Verz. d. V. Pommerns. S. 19. n. 251. = V. Homeyer, Vög. Pommern's, S. 71. n. 234. = Landbeck, Vög. Würtembgs., S. 73. n. 259. = Gr. Keyserling u. Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 224. n. 386. (?) = Frisch, Vög. II. Taf. 155. = Naumann's, Vög., alte Ausg. III. S. 239. Taf. XLII. Fig. 61. Männchen im Frühlinge.

---

*) Hier steht zwar als Gattungsname, Anas, anstatt Anser, allein bloß als Druckfehler. Schon aus der Stellung dieser Art daselbst und aus allem Uibrigen würde dies hervorgehen, wenn dieser Druckfehler am Schlusse des Werks auch nicht verbessert wäre, was aber geschehen ist.

Kaum sind obige Allegate alle ganz sicher, weil in ältern Schriften meistens Ans. cinereus und A. segetum nicht als Arten unterschieden sind, oder doch die Geschichte beider untereinander gemengt ist, und die neuern zwar diese beide, aber nicht unsere Ans. segetum und A. arvensis specifisch sonderten, auch zu oberflächliche oder zu kurze Beschreibungen häufig verbindern, dies mit Sicherheit nachholen zu können.

Anser brachychynchus. Baillot, Mem. de la Société d'émul. d'Abbeville. An. 1833. = *Oie a bec court.* Temminck, Man. d'Orn. 2de Edit. IV. p. 520. ist höchst wahrscheinlich eine eigene Art, zu welcher, als junger Vogel, vielleicht jene junge Gans gehört, die Bruch, in der Isis, XXI., (1828.) Hft. VII. S. 731 u. 2. beschrieben und Taf. IX. Fig. 2. Kopf und Schnabel abgebildet hat. Die Zeichnungen auf dieser Tafel ließen hinsichtlich der Genauigkeit freilich Manches zu wünschen übrig, und die dabei gegebenen Beschreibungen sind auch zu kurz, um etwas Bestimmteres darüber sagen zu können. Auch in der von Temminck gegebenen kurzen Beschreibung liegt etwas Widersprechendes, wenn es, im Vergleich mit Anser segetum, S. 521 heißt: auquel elle ressemble par le plumage, und gleich darauf, weiter unten: tout le manteau d'un beau gris cendré, très-clair etc., eine Färbung, welche bei unserer Saatgans nie vorkommt. Ob sie mit Anser brevirostris, Thienemann (s. dessen Eierwerk, V. S. 28 u. 366.) identisch sei, läßt sich nicht errathen. Wenn aber diese Thienemann'sche Gans (von Faber für A. segetum gehalten), ausser der Blässengans, die einzige auf Island nistende Art sei, so möchte man vermuthen, daß die auf den Hebriden, namentlich auf Lewis, nach Pennant (a. a. O.) in großer Menge nistenden, sogenannten Saatgänse auch zu dieser Art gehören könnten; es wäre daher auch nicht zu verwundern, wenn sie im Winter sich nur im westlichen Europa zeigten, aber nach Deutschland wenigstens dessen nördlichen und östlichen Theilen, nicht kämen. Was H. Temminck noch sonst über diese neue Art, als Beobachtungen des H. de la Motte d'Abbeville an lebenden Exemplaren hinzufügt, dient zum Beweise für ihre Identität, die wir gern anerkennen; es wäre nur zu wünschen, daß man ihr einen weniger zweideutigen Namen beigelegt hätte. Nach Temminck's Diagnose: Bec très-petit et court; tache a la mandibule supérieure d'un rouge pourpré très-vif, pieds rouge, muß sie sich auffallend genug von allen übrigen Arten unterscheiden. Mir selbst ist diese neue Art weder im Freien noch in Sammlungen vorgekommen.

Kennzeichen der Art.

Schnabel schwarz, mit einem orangerothen Ringfleck zwischen Nagel und Nasenloch; Füße orangefarbig; Oberflügelrand und Unterflügel tief aschgrau; Unterrücken schwarzgraubraun. Flügelspitzen reichen bedeutend über das Schwanzende hinaus. Größe etwas geringer als die der Ackergans.

Beschreibung.

Es wird nicht nöthig sein, Alles zu wiederholen, was bereits oben, bei der vorhergehenden Art, zugleich auch von der gegenwärtigen, oder über die specifische Verschiedenheit beider, weitläufiger und hoffentlich genügend auseinandergesetzt ist. Wir erinnern nur im Allgemeinen, daß die Saatgans stets kleiner oder schwächlicher von Körper ist, einen etwas kürzern Schwanz, aber längere Flügel-

spitzen oder gestrecktere Fittiche hat, vor Allem aber durch den kleinern, noch weniger gestreckten, daher dicker oder vielmehr gerundeter aussehenden Kopf und Schnabel sich standhaft von der Ackergans unterscheidet. Von zarter Jugend an bis ins hohe Alter bleiben diese Abweichungen, zwischen beiden verhältnißmäßig, ganz dieselben, wie ich wol behaupten darf, weil ich, mit Hülfe meines mehrerwähnten Bruders*), Saatgänse in jeglichem Alter, vom Jugendkleide, als sie kaum erst einen Monat geflogen haben mochten, an, durch alle Stufen, bis zu einem sehr hohen Alter, und zwar in großer Menge, nicht bloß erlegt und frisch untersucht, sondern viele auch lebend besessen und solche Jahre lang beobachtet habe. — Wenn bei der jungen Ackergans der Schnabel nie weniger Gelb als Schwarz, bei der alten aber bei Weitem weniger Schwarz als Gelb hat, so ist er dagegen bei der Saatgans in der Jugend fast ganz schwarz, der später sich ausbildende gelbrothe Ring oft nur in einem kleinen röthlichen Fleck angedeutet; aber auch im höchsten Alter hat sie bloß einen schwarzen, nur zwischen Nasenloch und Nagel mit einem rothgelben Ring umzogenen Schnabel. Den unumstößlichsten Beweis hierzu gab unter mehrern andern ein Männchen, dessen ganzes Aussehen dem Practiker sogleich verrieth, es sei ein sehr altes; und dennoch veränderte sich dieses in vollen zwan-

*) Alle weitere Aufklärung über die meisten Gänsearten, welche mir seit der Herausgabe der ersten Auflage des Werks zu Theil wurde, welche, wenn man vergleichen will, wol seitdem ziemlich vorgeschritten ist, verdanke ich großentheils seiner unermüdlichen, hülfreichen Thätigkeit. Sein rastloses Benutzen der Jagd auf dieselben, wozu ihm Stellung und Wohnort günstig sind, namentlich sein Scharfblick im Unterscheiden, seine ausgezeichnete Beobachtungsgabe bei einer vollendeten Kenntniß des Lebens und Wirkens, der Sitten, der Stimmen u. s. w. aller bei uns vorkommenden Vögel, haben mich bei meinen Forschungen für dieses Werk in allen Theilen stets so erfolgreich unterstützt, daß man diese Anmerkung wol verzeihlich finden wird. Erst wenige Tage (den letztern des März 1841) zuvor, ehe ich dies schrieb, emsig bemühet, mir eine frische alte Saatgans, Behufs einer Revision der Ausmessungen u. dgl., zu schaffen, die beiläufig in diesem Frühjahr ihre Rückkunft aus dem Süden sehr verzögerte, hörte er des Nachts das Rauschen eines Gänseflugs über sich, und eine diesen begleitende, ihm gänzlich unbekannte Stimme, wie dut, dut, dut u. s. w., denen der Singschwäne ähnliche Töne; aber es war zu finster, um nur etwas zu gewahren, und diesen Unbekannten einen Glücksschuß zusenden zu können. — Wir müssen überhaupt gestehen, obgleich ein unablässiges, vereintes Wirken uns zu recht sehr Vielem verholfen hat, daß wir mit manchen Wahrnehmungen, hinsichtlich aus Norden und Osten zu uns kommender Gänsearten, dennoch nicht ganz ins Reine gekommen, oder andere Arten uns noch zu unbekannt geblieben sind, um alle uns vorgekommenen Räthsel zu lösen, ungeachtet wir nun bereits seit 30 Jahren vereint forschten, noch dazu auf die längern Erfahrungen unsers sel. Vaters fortbauen konnten und noch täglich keine Gelegenheit dazu versäumen. An den Brüteorten der verschiedenen Arten, wenn man sie da beobachten könnte, würden sich freilich alle Zweifel lösen.

zig Jahren, so lange es nämlich lebend in unserm Besitze war, fast gar nicht, weder in der Farbe und Zeichnung seines Schnabels (er blieb schwarz mit gelbrothem Ring), noch in sonst Etwas; jede Veränderung, wäre sie auch noch so geringe gewesen, am Schnabel oder an einem andern nicht so leicht in die Augen fallenden Theile entstanden, würde damals wenigstens meinem Vater, welcher seine Lieblinge selbst pflegte und täglich mit ihnen hätschelte, nicht entgangen sein. Bloß die weißen Stirnfleckchen verlor das Männchen nach ein paar Jahren für immer, und die Farben sämmtlichen Gefieders schienen noch später etwas dunkler geworden zu sein. Die Behauptung früherer Schriftsteller, namentlich Bechsteins (s. d. Naturg. Deutschlands. IV. S. 887.), „daß sich das Rothgelb am Schnabel der Saatgans mit dem Alter weiter ausbreite und des Schwarzen weniger werde," ist daher nur zu einem sehr kleinen Theile wahr, und wenn jener vollends sagte: „Der Schnabel würde im höhern Alter ganz roth, bloß der Nagel bleibe schwarz," so hatte er eine Ackergans vor sich; wie denn auch dieses Vorkommen nicht an hinreichende Zeit lebend unterhaltenen Exemplaren, im stufenweisen Wachsen beobachtet, sondern bloß an geschossenen wahrgenommen, jenes also bloß irrige Vermuthung war.

Von der Graugans zu weit verschieden, wird wol niemand die Saatgans mit dieser verwechseln, wenn er beide nur eines aufmerksamen vergleichenden Blickes würdigen will. Sie aber von der folgenden Art, unsrer Mittelgans, Anser intermedius, zu unterscheiden, erfordert schon ein genaueres Vergleichen nach allen Theilen, weil sie dieser einerseits ohngefähr eben so nahe steht, als sie andrerseits der Ackergans verwandt ist.

Die Größe der ältesten und größten Individuen ist kaum die der kleinsten unter der vorhergehenden Art und diese Größeverschiedenheit auf den ersten Blick augenfällig. Die Länge, von der Schnabelwurzel bis zur Schwanzspitze, beträgt am öftersten 28 bis 30 Zoll, äußerst selten etwas drüber, aber sehr oft noch unter 27 und 26 Zoll, dieses die Jungen und Weibchen; die Flugbreite 64 bis 72 Zoll, oder zwischen $5^1/_2$ und 6 Fuß variirend; die Flügellänge, vom Bug bis zur Spitze, 18 bis 19 Zoll; die Länge des Schwanzes $5^1/_4$ bis $5^1/_2$ Zoll. Die Männchen sind stets etwas größer als die Weibchen, besonders ihr Hals etwas länger. Unter den erwachsenen Jungen später Gehecke kommen nicht selten verkümmerte Exemplare vor, welche jene Maaße lange nicht erreichen. —

Das Gewicht beträgt 5 bis 8 Pfund, bei recht feisten Exemplaren auch wol gegen 9 Pfund, doch dies schon sehr selten.

Das Gefieder ist wie bei der vorhergehenden Art beschaffen, am Halse in abgesonderte Riefchen gelegt; von den wie bei jener gestalteten Schwingfedern ebenfalls die zweite die längste, die 18 bis 20 Federn des etwas kürzern Schwanzes von gleicher Gestalt, die äußerste 1 Zoll kürzer als eine der mittelsten, von denen 4 bis 6 gleiche Länge haben. Die ruhenden Flügel werden stets von den sehr starken, bei Alten mit einem breiten weißen Streif bezeichneten Tragefedern unterstützt; und da die vordersten Schwingfedern verhältnißmäßig länger als bei der Ackergans, der Schwanz aber etwas kürzer ist, so reichen die Spitzen jener stets noch etwas, manchmal bis gegen 2 Zoll, über das Ende des Schwanzes hinaus. Am Flügelbuge tritt eine hornharte Schlagwarze vor.

Die Gestalt des Schnabels ähnelt am meisten der des Schnabels der Graugans, allein er ist im Ganzen auch verhältnißmäßig zu den übrigen Körpertheilen auffallend kleiner. Mit dem der Ackergans verglichen, ist er kürzer, dicker, walzenförmiger; von der Seite gesehen, vorn gerundeter oder kolbiger, weil fein, obgleich schmälerer und mehr zu- als abgerundeter Nagel höher gewölbt ist, auch der Nagel des Unterschnabels eine stärkere Wölbung hat. Gegen die Stirn steigt die Firste steiler auf, ist daselbst aber weniger abgeplattet, gegen den Nagel noch weniger, hier sogar eine verschmälerte Zurundung bildend, fast etwas dachförmig. Die Nasenhöhle ist merklich kürzer, das Nasenloch kleiner, beide ein weniger schlankes Oval bildend, letzteres, wegen kleinerer Zäpfchen an der Deckwölbung im Innern, eine freiere Durchsicht gestattend. Von oben gesehen bietet namentlich das Ende des Schnabels einen sehr in die Augen fallenden Unterschied, indem es bei unsrer Saatgans sich ziemlich schmal zurundet, bei der Ackergans sich aber breit abrundet. Der Lamellenzähne im Oberschnabel der letztern sind stets mehrere, deutlich ausgeprägt 24, bei der Saatgans nur 20, auf jeder Seite. Auch der Unterschnabel hat bei dieser eine stärkere Wölbung, sowol wurzelwärts seine beiden Aeste, als an deren Vereinigung dicht hinter dem Nagel. Alle diese Verschiedenheiten sind so augenfällig, als sie nach Untersuchen und Vergleichen einer Menge frischer Exemplare standhaft befunden wurden; auch die im Ganzen kleinern und über den Nasenlöchern mehr aufgetriebenen Schnäbel der erwachsenen Jungen beider Arten zeigen sie schon deutlich genug.

Die Länge des Schnabels ist meistens nur $2^1/_4$ Zoll, selten ein paar Linien drüber, viel öfter, namentlich bei Jungen, einige Linien weniger; seine Durchschnittshöhe an der Stirn $1^1/_4$ Zoll, vorn gleich hinter dem Nagel $^5/_8$ Zoll oder etwas über 7 Linien; seine Breite an der Wurzel 12 bis 13 Linien.

Die Farbe des Schnabels ist schwarz; bloß dicht hinter dem gleichfalls schwarzen Nagel eine beide Schnabeltheile ringartig umgebende, oben 6 bis 7 Linien breite, nicht bis an das Nasenloch reichende, nur bei wenigen Individuen auch auf den Kanten des Oberschnabels in einer kurzen Spitze sich etwas wurzelwärts ziehende Stelle, ist in der Jugend düster, im Alter hoch orangefarbig, fast orangeroth. Am Unterschnabel erstreckt sich diese Färbung noch quer über die Spitze der nackten, bis dahin schwarzen Kinnhaut. Diese ringartige gelbrothe Zeichnung ist scharf vom Schwarzen getrennt und findet sich auch noch bei sehr alten Saatgänsen in nicht größerer Ausdehnung als bei jüngern, ausgenommen daß sie in einzelnen Ausnahmen zuweilen auf der Mundkante des Oberschnabels als eine Spitze oder auch nur als einzelne Fleckchen etwas mehr zurücktritt, wobei jedoch alles Uibrige der Wurzelhälfte, die ganze Nasenhöhle und das Nasenloch einfarbig schwarz bleiben. Bei den Jungen ist der Schnabel fast ganz schwarz, jener rothe Ring meistens noch sehr undeutlich gezeichnet, schmutziger und nicht scharf begrenzt, oder gar nur oben hinter dem Nagel durch ein düster gelbrothes Fleckchen angedeutet. Der innere Schnabel ist blaß gelbröthlich, die Zahnung in der hintern Hälfte und nach Aussen meist schwarz, die Zunge fleischfarbig.

Bald nach dem Ableben wird die gelbrothe Schnabelzeichnung dunkler, zuweilen dunkel zinnoberroth, verwandelt sich aber nachher in eine düstere graurothe Farbe, nach dem Austrocknen endlich in ein schmutziges Horngelb, während die schwarze sich ziemlich gleich bleibt.

Das Auge hat einen tiefbraunen oder dunkelnußbraunen Stern, nach innen nackte, röthlich schwarzgraue, nach aussen, besonders am untern, grauweiß befiederte Lider.

Die Gestalt der Füße, nebst den Krallen und die Einschnitte des weichen Ueberzuges, würden denen der Ackergans ganz gleichkommen, wenn jene nicht auffallend kleiner oder schwächlicher wären. Dies ist so auffallend, daß die Füße der ältesten Saatgänse nicht größer aussehen, als die der halbjährigen Ackergänse, was sich auch aus einem Vergleichen der Maaße ergeben wird. Auch hier mißt die Nacktheit über der Ferse sammt dem halben Gelenk

dieser kaum etwas mehr als 6 Linien; die Länge des Laufs nur 3 Zoll; die der Mittelzeh, mit der 4 bis 6 Linien langen Kralle, welche auf der Innenseite eine breit vorstehende, pflugschaarartige Schneide hat, 3 Zoll 2 bis 5 Linien; die Hinterzeh, mit der 2 bis 3 Linien langen Kralle, 10 bis 11 Linien.

Die Färbung der Füße ist in der Jugend ein blasses Saffrangelb, später Rothgelb, im Alter lebhaft Orangeroth oder doch ein diesem sich sehr näherndes lebhaftes Pommeranzengelb. Im Tode wird es düsterer und röther, endlich, im ausgetrockneten Zustande eine unscheinliche, gelbröthliche Hornfarbe. Die Krallen sind dunkelbraun, an den Spitzen fast schwarz, an der Basis hellbraun, die der äußern Zeh oft weißlich, weiß gefleckt, zuweilen auch ganz weiß, oft nicht an einem Fuß wie an dem andern; ebenso unbeständig und ungleich die Färbung der der Hinterzeh. Diese weißen oder weißlichen Nägel an den äußern und hintern Zehen kommen auch bei der vorhergehenden und der nächstfolgenden Art vor, und können daher zum Artkennzeichen nicht dienen. An den ausgetrockneten Füßen Ausgestopfter werden die Krallen meistens horngrau oder hornbraun.

Von den ersten Ständen dieser Art ist gar nichts bekannt. — Die Jungen, wenn sie flugbar, im Herbst mit den Alten, in unsern Gegenden ankommen, tragen gewöhnlich noch das volle Jugendkleid, zuweilen noch mit Dunen auf den Federspitzen am Kopfe und Nacken. In diesem hat der schwarze Schnabel noch wenig Gelbrothes, oft nur ein solches Fleckchen gleich hinter dem Nagel, aber mit ganz schwarzem Schnabel, ohne eine wenn auch schwache Andeutung des nachherigen rothgelben Ringfleckes, ist mir keine Junge dieser Art vorgekommen. Ihre Füße sind saffrangelb. An ihrem ärmlichern Gefieder, das auch viel weicher und lockerer, an den einzelnen Federn kleiner und gerundeter, dessen Färbung lichter, schmutziger und grauer, und an dem Mangel des weißen Seitenstreifs längs der Tragefederpartie sind sie sehr leicht von den Alten zu unterscheiden. Genauer betrachtet haben sie folgende Farbe: Kopf und Hals sind dunkel erdgrau, auf der Gurgel am lichtesten, an den Halsriefchen mit noch lichtern Federspitzchen; die Kropfgegend erdgrau und weißbräunlich geschuppt; die Mitte des Unterkörpers lichtgrau und silberweiß matt geschuppt; die Tragefedern erdgrau, gegen ihre Enden dunkelbraun, mit weißbräunlichen Kanten; Oberrücken, Schultern und Mitte des Flügels diesen ähnlich; die kleinen Flügeldeckfedern und der ganze Unterflügel düster aschgrau, etwas heller gekantet; die großen Deckfedern und hintern Schwingfedern

dunkelbraun, an den Seiten schmal, an den Enden etwas breiter weiß gekantet; die mittlern Schwingen braunschwarz; die vordern ebenso, an den Wurzeln in dunkelaschgrau übergehend, mit weißen Schäften; Unterrücken und Bürzel graulich braunschwarz, etwas lichter geschuppt, die Oberschwanzdeckfederpartie an den Seiten und am Ende, die Unterschwanzdecke und der Bauch weiß; der Schwanz schwarzbraungrau, in der Mitte mit schmalen, nach außen mit sehr breiten, weißen Einfassungen und weißen Spitzen.

Zwischen beiden Geschlechtern sind, außer daß die kleinern und schwächern Weibchen ein etwas helleres Gefieder tragen, standhafte Unterscheidungsmerkmale nicht festzustellen.

Bald im Herbst fangen sie an zu mausern, und wenn sie im Frühjahre aus südlichern Gegenden wieder zurückkehren, haben alle ihren ersten Federwechsel schon völlig überstanden. Jetzt haben sie ein dem der Alten in jeder Hinsicht ganz ähnliches Gefieder; sie haben den weißen Seitenstreif an den Tragfedern und dem Flügel entlang; in den drei Bogen, welche die Grenze des Kopfgefieders und der Wurzel des Oberschnabels bildet, in jedem ein weißes Mondfleckchen, also vor der Mitte und auf beiden Seiten der Stirn eins, wovon das mittelste das größte ist; sie haben auf dem Mantel eine gleichförmigere dunklere Farbe, und die deutlichern, hellen Einfassungen dieser nun breitern und gerader abgestutzten Federn bilden auf den Schultern und dem Mittelflügel regelmäßige Querstreifen; der schwarze Schnabel hat einen deutlichen hellgelbrothen Ring, die Füße eine orangerothe Farbe bekommen. Jetzt sind sie von den ältern kaum anders zu unterscheiden als an den abgenutzten Primarschwingen, die noch vom Jugendkleide sind, und an einer etwas mehr in Grau als in Braun gehaltenen allgemeinen Färbung.

Die drei mond- oder sichelförmigen weißen Fleckchen an der Federgrenze des Oberschnabels bilden sich in den folgenden Jahren noch mehr aus, erlangen jedoch lange nicht den Umfang wie bei der folgenden Art, noch weniger sind sie mit denen der Bläßgänse zu vergleichen. Sie kommen an Größe und Gestalt unverändert in jedem folgenden Federwechsel wieder, bis sie sich nach einer Reihe von Jahren nach und nach gänzlich verlieren. Sie fehlen demnach sehr alten Vögeln so gut wie denen im Jugendkleide. Die Zahl der Jahre, nach welcher sie wieder verschwinden, läßt sich jedoch nicht bestimmen, zumal es hier auch individuelle Abweichungen geben mag. Wir bekamen einst ein lebendes Männchen, dessen Alter wir etwa auf 4 bis 5 Jahre schätzten, mit diesen Zeichen versehen,

welche es jährlich in jeder Mauser auch ebenso wieder erhielt, und dies blieb, so lange wir es besaßen, nämlich 24 Jahre, unverändert so; wogegen ein anderes, augenscheinlich von ungewöhnlich hohem Alter, es sie nach einigen Jahren verlor und nie wieder bekam, so daß es, nachdem wir es 20 Jahre gepflegt hatten, schon seit mehrern Jahren ohne jene Zeichen war und verblieb.

Außer jenen Zeichen hat das ausgefärbte Gewand im mittlern Alter stehender Individuen folgende Farben: Kopf und Hals sind erdbraun, mehr oder weniger zum Rostgrauen oder Rostgelbgrauen sich neigend, bald dunkler, bald heller, doch stets am Kopfe am dunkelsten, auf der Gurgel am lichtesten; die Federn der Kopfgegend erdgrau, gelblichweißgrau gekantet, daher hier eine heller und dunkler gewölkte oder vielmehr sanft geschuppte Zeichnung, die aufwärts gegen den Rücken dunkler wird; die Mitte der Brust noch bleicher grau mit Silberweiß geschuppt, gegen die Brustseiten dunkler und brauner, an den Tragfedern in tiefes Braun (fast Schwarzbraun) übergehend, hier mit deutlicher begrenzten, halbmondförmigen, bräunlichweißen Kanten, die an der obersten Reihe sich breiten, reinweißen Seitenkanten anschließen, welche die Tragfederpartie als ein hellweißer Längestreif nach oben begrenzen. Der Oberrücken und die Schultern sind tiefbraun, fast schwarzbraun, an den sehr flach abgerundeten Enden der Federn mit schmalen, aus dem hellbräunlichen in trübes Weiß übergehenden Kanten, welche, da jene sehr regelmäßig liegen, sich als fortlaufende Querstreifen an einander reihen; Unterrücken und Bürzel schwarzgraubraun, sehr dunkel, meistens einfarbig, seltner auf letzterm mit etwas lichtern Federspitzen; die längsten Federn der obern Schwanzdecke, in Gestalt eines Hufeisens, rein weiß, so auch die ganze untere Schwanzdecke, der Bauch und dessen Seiten; die Unterschenkel dunkel aschgrau. Die Mitte des Flügels hat die Farbe und Zeichnung der Schultern und die Deckfedern bilden 5 regelmäßige Reihen, ihre Grundfarbe geht aber an den kleinern in dunkles Aschgrau über, das nun allein den ganzen Flügelrand breit einnimmt, bis zu den Fittichdeckfedern herab; die großen Deckfedern und die Tertiarschwingen tiefbraun, mit trübem Weiß schmal gekantet; die Secundarschwingen braunschwarz mit weißen Schäften, die Primarschwingfedern braunschwarz, wurzelwärts von da an, wo ihre Aussenfahnen plötzlich breiter werden, in dunkles Aschgrau übergehend, mit weißen Schäften, der ganze Unterflügel tief aschgrau, sehr düster an den größern Deckfedern, an den Schwingfedern glänzend rauchfahl oder braunschwärzlich. Die

Schwanzfedern sind schwarzbraungrau, mit weißen Seitenkäntchen, die an den äußern sehr breit werden, mit breiten weißen Enden, und die meisten auch mit weißen Schäften. Auf der Unterseite sieht der Schwanz weiß aus, mit Grau schattirt.

Die Färbung im Allgemeinen bietet wol manche individuelle Abweichungen in der Höhe oder Tiefe, bald mehr zum Graulichen, zum Braunen, zum Gelblichen, Röthlichen sich neigend, jedoch nur bemerklich, und zwar in allen Uibergängen, wenn man viele Exemplare mit einander vergleichen kann. Die Weibchen, deren schwächlichere Figur, kürzerer Hals, kleinerer Kopf und Schnabel sie ohnehin schwer von den Männchen unterscheiden lassen, sind zwar gewöhnlich etwas heller gefärbt; jedoch auch dieses kann trügen, weil die ältern sich wieder den jüngern Männchen nähern. Selbst an gezähmten Saatgänsen kann nur längeres genaues Beobachten zum Unterscheiden der Geschlechter verhelfen, und hierzu die Stimme noch am meisten beitragen.

Im hohen Alter, wenn sie jene weiße Fleckchen an der Stirn nicht mehr haben, und sich vor andern durch eine ansehnlichere Größe auszeichnen, die zwischen ihnen und jüngern oft außerordentlich verschieden ist, bekommen sie auch eine dunklere allgemeine Färbung, besonders auffallend am Kopfe, Halse und den Brustseiten. Die erstern erscheinen dann einfarbig und sehr dunkel erdbraun, was schon in einiger Entfernung an ihnen auffällt. Sieht man mehrere verschiedenen Alters beisammen, zumal lebend, so zeigen sich oft so gewaltige Verschiedenheiten, daß man in Versuchung kommen möchte, mehrere Arten unter ihnen zu ahnen. Von unsern 4 Saatgänsen, welche wir viele Jahre besaßen, sahe — genau genommen — jede anders aus, doch mehr noch nach Größe und Gestalt, als nach Färbung des Gefieders. Es waren 2 Päärchen. Das jüngste Weibchen erhielten wir, als es zum Theil noch das Jugendkleid trug. Es blieb nach Jahren noch unter ihnen das kleinste und sein Gefieder auch nach vielen überstandenen Federwechseln fortwährend ein am meisten lichtgrau gefärbtes; es schloß sich dabei aber den übrigen Kameraden so traulich an, daß an Artverschiedenheit nicht zu denken war. Ein anderes Weibchen, anscheinlich schon im mittlern Alter, durch sein Murmeln in tiefen Baßtönen auffallend ausgezeichnet, war einem etwas jünger aussehenden, sehr schönen Männchen am Gefieder ziemlich ähnlich, unterschied sich aber durch etwas geringere Größe, durch seinen kürzern Hals und kleinern Kopf auffallend genug von ihm. Gegen diese drei stach aber das vierte

Individuum, ein Männchen, das wir, als es in unsern Besitz kam, sogleich für ein sehr altes erkannten, gewaltig ab, sowol in seiner Figur, namentlich des sehr langen, dünnen Halses und großen Kopfs, als auch seines viel dunkler gefärbten Gefieders wegen. Daß es viel älter als alle übrigen sein mußte, bewieß schon seine ungleich größere Wildheit, die es selbst nach langjähriger Gefangenschaft noch zeigte und nie ganz ablegte, während die andern bald ausserordentlich zahm und zutraulich wurden. Ausser daß es nach einigen Jahren die weißen Fleckchen an der Stirn verlor und nie wieder bekam, bemerkte man an seinem sehr dunkel gefärbten Gefieder keine merkliche Veränderung, auch war die Steigerung der Farbe dieses bei den übrigen Individuen sehr unbedeutend, ausgenommen an den Schnäbeln und Füßen, wo die rothgelbe Farbe mit den Jahren lebhafter geworden war, doch an den ersteren in denselben Grenzen verblieb, auf welche sie gleich Anfangs beschränkt war, so daß das älteste einen nicht breitern gelbrothen Ring am Schnabel hatte als eins der Jüngern.

Sehr merkwürdig ist bei diesen Gänsen, daß sich niemals Ausartungen in Weiß oder sogenannte Spielarten, oder andere Verkrüppelungen unter ihnen zeigen. Wir dürfen dies fest behaupten, indem wir ihre Heereszüge seit beinahe einem halben Jahrhundert alljährlich in der Nähe beobachten konnten, unzähligen Jagden auf sie beiwohnten, ihrer eine große Menge erlegten oder erlegen sahen, aber dennoch nie eine solche Gans darunter gefunden, vielweniger geschossen haben, welche auch nur eine einzige weiße Feder an ungewöhnlicher Stelle aufzuweisen gehabt hätte.

Sie mausern viel später als die Graugänse. Gewöhnlich fängt bei den Alten der Federwechsel nicht vor Ende des Juli oder erst mit dem Anfang des August an, verbreitet sich zuerst über das kleine Gefieder, das nach und nach, so wie das alte ausfällt, auch gleich wieder durch neues ersetzt wird; wenn in der dritten Woche aber die Schwingfedern alle auf ein Mal ausfallen, können sie nicht fliegen und es dauert fast noch zwei Wochen, ehe die neuen soweit wieder erwachsen sind, daß sie dies gestatten. Die Jungen bestehen ihre erste Mauser im Spätherbst und Winter, behalten darin aber die Schwingfedern vom Jugendkleide.

Aufenthalt.

Die Saatgans scheint weiter verbreitet als die Ackergans, obwol etwas Gewisses darüber nicht angegeben werden kann, weil man

bisher beide nicht für besondere Arten hielt. Sie bewohnt den Sommer über im Allgemeinen den hohen Norden und Nordosten von Europa und Asien, wahrscheinlich auch den Norden von Amerika, wandert im Herbst südlich, überwintert unter mildern Himmelsstrichen und kehrt im Frühjahr nach jenen zurück. Die nordamerikanische sogenannte Saatgans soll im Winter dort nicht so weit nach Süden auswandern, als unsere europäische zu thun pflegt. Die auf Island und auf Levis (einer der Hebriden) brütenden und für Saatgänse gehaltenen gehören wahrscheinlich einer andern Art an. Man darf glauben, daß das obere Finnland, die nördlichsten Provinzen des europäischen und asiatischen Rußlands, bis zu den Tschucktschen hin, ihnen Sommerwohnsitze gewähren, und daß diese an jene der Ackergans sich anschließen, aber jedenfalls noch nördlicher liegen; kann jedoch nicht eine ihrer Brütegegenden mit Bestimmtheit namhaft machen, eben weil dort Reisende sie nicht zu unterscheiden wußten.

Vom Herbst bis zum Frühjahr ist die Saatgans im mittlern Europa, namentlich im Innern des Festlandes, die gemeinste Gänseart, strichweise jedes Jahr und in vielen Gegenden in ungeheuern Schaaren anzutreffen. Deutschland sieht sie dann in großen Massen und sie geht, wenn der Winter kein ganz gelinder ist, bis ins südliche Frankreich, nach Italien, Ungarn und die Türkei, bei anhaltend strenger Kälte weicht sie dieser sogar bis über das Mittelmeer in's nördliche Afrika hinüber aus. Es mag indessen in Deutschland Gegenden oder vielmehr einzelne Striche geben, wo die Ackergans häufiger als die Saatgans vorkömmt; doch ist letztere im Allgemeinen zuverlässig die Zahlreichste von allen. Dies ist sie auch in unserm Anhalt, wo wir sie alljährlich zu vielen Tausenden sehen, wo sie auf manchen Plätzen sich in Wolken gleichenden Schaaren versammeln, so alle Jahr wieder erscheinen, und seit undenklichen Zeiten in denselben Massen erschienen, ohne daß man, wie bei vielen andern Vogelarten, eine merkliche Zu- oder Abnahme der Anzahl verspürt; ein Beweis, daß diese Gänse in Gegenden sich fortpflanzen, wo sie kaum jemals von Menschen gestört werden und wo die störende Kultur des Bodens ihnen noch fern blieb.

Als Zugvogel stellt sie sich um einen Monat früher in unsern Gegenden ein als die Ackergans, nämlich schon im September. Ihr Erscheinen ist sehr regelmäßig, ein Jahr wie das andere, so daß wir, zu Folge langjähriger Beobachtungen, behaupten kön-

nen, die zuerst ankommenden Saatgänse nicht vor den 17ten, aber auch nicht später als den 20ten September gesehen zu haben. Weil sie nie einzeln, sondern in größern oder kleinern Koppeln und gleich in bedeutender Anzahl ankommen, anfänglich in weitern Kreisen die Gegend durchschwärmen und vielen Lärm machen, so werden sie um so leichter bemerkt, zumal sie jetzt auf den eben abgeerndteten Haferäckern ihre Tafel mit ihrer Lieblingsspeise reichlich versehen finden, daher sich auf manchen Stoppelfeldern in großen Gesellschaften lagern und von einem zum andern lärmend hin und her schwärmen. Mit der Zeit wechseln sie die Stoppelfelder mit grünen Saatäckern und halten sich abwechselnd bald hier, bald dort auf, zuletzt noch mehr auf diesen und, wenn sie ihnen Schneefall nicht entzieht, sind sie den ganzen Winter hindurch auf der Saat, wobei sie täglich gewisse offene Stellen der Gewässer abwechselnd besuchen, doch wenn sie lauter Grünes genossen haben, dies nur vom Abend bis zum Morgen, sonst hin und wieder auch am Tage auf kürzere Zeit. Sie geben manchen Fluren den Vorzug vor vielen andern, ohne daß man die wahre Ursache davon zu errathen vermag. Gegen das Frühjahr werden sie unruhiger, machen weitere Ausflüge, lagern sich bald hier bald da, auch auf Feldern, wo sie dies sonst nicht thun, auf den mit Erbsen, Gerste und Hafer frisch besäeten Aeckern, der Körner wegen, und verschwinden erst gegen Ende des April. Bei lange anhaltend rauher Witterung verweilen sie nicht selten sogar bis eine volle Woche in den Mai hinein noch bei uns, ja es sind öfter, in manchem kältern Frühjahr, um die Mitte dieses Monats noch einzelne Koppeln dieser Gänse gesehen worden. Harte Fröste im Spätherbst, ohne Schnee, vertreiben sie nicht; hat es bloß strichweise geschneiet, so wechseln sie auch bloß nach den offnen oder weniger bedeckten Strichen hinüber; war der Schneefall aber bedeutend und über das ganze Land ausgedehnt, so wandern sie förmlich aus, nach mildern oder südlichern Gegenden, wo ihnen kein Schnee hinderlich ist. Bei uns nehmen sie auf solchen Auswanderungen fast immer eine westliche Richtung, selten eine etwas südlich abweichende. Sie fliegen dann in der bekannten Ordnung, bedeutend hoch und viel Eil verrathend, koppelweise, alle in derselben Richtung. Häufig merkt man es ihnen an, daß sie eine Vorempfindung von solchem Wetter und was es im Gefolge hat, haben mögen; zuerst an einem ungewöhnlichen, regellosen und lärmenden Hinundherziehen, das sich dann aber bald in einerlei Richtung nach Westen fortsetzt, so, daß bereits die meisten Abtheilungen, woraus ein solches Heer zusam-

mengesetzt ist, den Schnee hinter sich haben, wenn er bei uns die Erde bedeckt; und die wenigen, welche sich überraschen ließen, eilen nun jenen auch schnell nach*). Wer diese Gänse täglich beobachten kann, findet daher an ihnen recht gute Wetterverkündiger, auf wenigstens 24 Stunden, selbst auf mehrere Tage voraus. Nicht selten kommen sie auch nach kurzem Wegsein aus jener Richtung wieder zurück, meistens schon beim ersten Anschein vom Thauwetter, so daß sie auch dieses einen bis zwei Tage vorher empfinden mögen.

Ist der Winter für Deutschland gleichmäßig ein ungewöhnlich strenger, mit vielem und hohen Schnee, so sehen wir hier nirgends eine Saatgans, und auch die beim Eintreten des ersten ernstlichen Thauwetters im Frühjahr zuerst wiederkehrenden sind sicher keine von dieser Art, sondern Ackergänse. Auch ihre Rückkehr zu uns treten die Saatgänse stets um einen Monat später an als die letztern, weil sie nach warmen Ländern viel weiter von uns weggezogen waren. So zogen z. B. in diesem Frühjahr (1841.) die Ackergänse zu Ende des März, beim schönsten Frühlingswetter, sehr schnell bei uns durch, ihrer nordlichen Heimath zu, und lange nachher ließen sich, trotz der anhaltend schönen Witterung, noch immer keine der ihnen auch sonst nicht so bald folgenden Saatgänse blicken; die Felder und Gewässer, auf denen sie gewöhnlich zu Tausenden lagern, waren wie ausgestorben. Endlich, um die Mitte der letzten Hälfte dieses auffallend heißen Aprils kamen auch sie zurück, in großen Massen, hoch durch die Lüfte und (wie gewöhnlich) nach Osten und Nordosten streichend, unaufhaltsam Tag und Nacht fliegend und so eilig, daß es uns nicht einmal möglich war, eine einzige zu erlegen, da sie doch sonst auf solchem Rückzuge, bei weniger guter Witterung, wol eine Woche und länger in unsrer Gegend verweilen, ehe sie ihren fernen Brüteplätzen unter hohen Breitegraden allmählich zuwandern.

Wenn sie sich auf die Wanderung begeben, oder sonst eine weitere Strecke fort wollen, bilden sie im Fluge familienweise oder in sogenannten Koppeln jene Ordnung in einer schrägen Reihe oder zwei solchen, vorn in eine Spitze vereinten, wie die andern Arten. Sie fliegen dann höher als gewöhnlich, wenn sie recht eilen sehr hoch, dann auch weniger schreiend, reisen im letztern Falle Tag und Nacht ununterbrochen, sonst bloß am Tage. Wenn man sie,

*) Man vergleiche auch Bechsteins Beobachtungen. Naturg. Deutschlds. IV. S. 890 u. f.

auſſer bei der Ankunft im Herbſt oder beim Abzuge im Frühling, auch des Nachts ziehen hört, was man mehr aus dem Rauſchen ihres Flugs, als an ihrem Geſchrei vernimmt, weil ſie dieſes dann ſelten hören laſſen, kann man ſich gewöhnlich auf eine Veränderung des Wetters gefaßt halten.

Das Meer liebt unſere Saatgans nicht, auch nicht den Strand und ſeine unmittelbare Nähe; wenn ſie Waſſer bedarf und wählen kann, zieht ſie die größern Gewäſſer tief im Lande und das ſüße Waſſer dem ſalzigen vor. Bei ihrem Hierſein iſt ſie mehr Land- als Waſſer-Vogel, beſucht das flüſſige Element nur nebenbei, zum Trinken, Baden und zur Schlafſtätte, hat es aber doch gern in der Nähe ihres trocknen Aufenthalts. So ſind die Feldfluren in den Auen längs Strömen und Flüſſen, neben großen Landſee'n und ausgedehnten Brüchern ihr die liebſten, überhaupt tiefe, ebene, oder kaum wellenförmige Lagen; aber ſeltner läßt ſie ſich in weiten Thälern bergiger Gegenden nieder und Gebirge überfliegt ſie in großer Höhe. Zu den beſuchteſten Fluren des hieſigen Landes gehören namentlich die weiten Elbauen, vorzüglich zwiſchen der untern Saale und Mulde. Der Boden und die Tragbarkeit der Felder iſt ihnen ziemlich gleichgültig, ſo Sand wie fetter Boden, doch wechſeln ſie gern, bald da, bald dorthin, aber immer in gewiſſen Grenzen. Es iſt ſchon erwähnt, daß ſie die ihr zuſagenden Fluren alle Jahr und immer wieder, anſcheinend in gleich großer Anzahl beſucht; dies fand ſeit Jahrhunderten dort auf dieſelbe Weiſe Statt. Selbſt die kleinern Abſtecher, von den beſuchteſten Fluren nach andern benachbarten und ſeltner beſuchten, macht dieſelbe kleine Abtheilung des Hauptheeres, die es ein Mal verſucht hatte, alle Jahr wieder vom gewöhnlichen Hauptlager aus und zurück, ungefähr zu derſelben Tageszeit und auf dieſelbe Weiſe, ſo daß man an Allem, beſonders an der ungefähren Anzahl und an ihrem immer die nämliche Richtung haltenden Hinundherfluge recht gut merken kann, daß es die nämlichen vom vorigen Jahr ſind. Es giebt ſogar Felder, auf welchen ſich dies nur aller 3 Jahr wiederholt, nämlich jederzeit nur in dem Jahr, wo gerade dieſes Feld Hafer getragen hat, auf den Stoppeläckern. So zeigt ſich ſeit vielen Jahren im Herbſt eine kleine Schaar von c. 100 Stück auf der Feldflur bei meinem Wohnort, läßt ſich aber nur auf dem einen Theil derſelben, wenn dieſes Drittheil gerade Stoppelfeld iſt, ein paar Wochen lang, und dann regelmäßig alle Morgen, auf einige Stunden nieder, aber nie oder doch nur äußerſt ſelten, wenn eins der beiden andern Drittheile der Flur Stoppelfeld iſt,

auf eins von diesen; ich kann also für mein kleines Jagdrevier nur aller 3 Jahr mit einiger Hoffnung Jagd auf diese Gesellschaft machen.

Abends im Zwielicht versammeln sich die Schaaren, welche am Tage in der Umgegend auf den Feldern gelagert hatten, auf den Gewässern, nach welchen manche wol eine Meile weit zu fliegen haben. Auf den tiefern suchen sie immer die seichten Stellen, wo sie mit dem Halse auf den Grund reichen, mitunter auch stehen können. Gern lagern sie sich auf Strömen und Flüssen bei und auf ganz freien Inseln oder nacktem Sandhägern, wo sie theils im ganz flachen Wasser stehend, theils und mehr noch auf dem wasserfreien Sande übernachten, was die Häufchen Unrath, die jedes Individuum an seiner Schlafstelle hinterläßt, nachher deutlich zeigen und ihre Anzahl daran erkennen lassen. Auf das überhaupt weniger tiefe Wasser der Brücher fallen sie hauptsächlich da ein, wo die Sumpfpflanzen nicht zu dicht stehen, besonders wo die großen Binsen (Scirpus lacustris) häufig wachsen, aber nur abgesonderte und nicht zu dichte Büsche bilden, überhaupt sehr gern an solchen Stellen, wo sie bloß waden, aber nicht zu schwimmen brauchen, oder wo dies doch nur abwechselnd nöthig wird. Wo sie sich sicher wähnen, scheuen sie die Nähe des Weidengesträuchs und einzelner Kopfweiden nicht, ja sie halten ihre nächtlichen Versammlungen selbst auf vom Wald umgebenen Gewässern, wenn diese nicht gar zu klein sind, wo Eichen und andere Bäume nebst dichten Strauchhölzern die Ufer umkränzen, zu einer Zeit wo die Laubhölzer noch die Blätter nicht fallen lassen, nicht bloß auf solchen, wo stellenweise überschwemmte Wiesen die Ufer bilden helfen, sondern auch auf ganz dicht vom Gehölz umschlossenen. Hierdurch unterscheiden sich unsere Saatgänse, wie bereits bei der Ackergans bemerkt wurde, sehr von dieser, welche wir stets auf viel freiern Gewässern und auf den offensten Stellen in den Brüchern, aber z. B. auf den kleinen, in unsern Auenwäldern versteckten See'n oder von Wald umgebenen und überschwemmten Wiesen nie antrafen. — Wo die Saatgänse nicht wählen können, besuchen sie jedoch auch große Teiche und Landsee'n mit ganz freiem Wasserspiegel. Einen Beleg hierzu giebt der in diesem Werk oft erwähnte schöne Salzsee im Mansfeldischen, auf welchem sich besonders im Spätherbst alle Jahr eine ungeheure Schaar, Abends, um sich satt zu trinken und auf dem Wasser zu übernachten, versammelt. Frei schwimmend schlafen zu müssen ist ihnen jedoch nicht recht, und weil es dort an den Ufern oft noch bis zum Eintritt der Nacht oder schon wieder mit dem

Grauen des Morgens fast immer zu unruhig hergeht, so warten sie die stillere Mitternacht mitten auf der großen, tiefen Fläche ab, überlassen sich auch da dem Schlafe, werden dabei aber nicht selten vom Luftzuge an eins der Ufer getrieben, wo sie den Rest der Nacht stehend oder auf der Brust liegend ausschlafen. Sie sind dabei jedoch genugsam auf ihrer Huth, um nicht an von Menschen bewohnte Uferstellen oder an belebte Landwege getrieben zu werden und da auszutreten. Dies wissen die dortigen Jagdliebhaber auch recht gut; sie begeben sich deshalb Nachts nur dann und dahin auf die Lauer nach den Saatgänsen, wenn der Wind ihrer Absicht günstig ist, nicht zu stark wehet, und aus einer Richtung kömmt, wo er die Gänse gegen ein stilles Ufer treibt.

Die Wasserplätze, welche sie alle Abende zu besuchen gewohnt sind, geben sie noch nicht auf, wenn sie auch schon Eis bedeckt; sie übernachten dann oft noch zu wiederholten Malen auf der Eisdecke, vielleicht in der Hoffnung, daß es bald wieder aufthauen könne. Selten wagt es eine Schaar auf freiem Felde auf dem Trocknen zu übernachten, so lange es noch offne Stellen auf den Gewässern giebt.

Eigenschaften.

Die stets auffallend kleinere Saatgans ist der Ackergans gegenüber viel kürzer vom Halse und Rumpfe; selbst am Kopf und Schnabel wird dies bemerklich; die Flügel zeigen sich dagegen nach vornhin schmäler und spitzer, oder sind mit einer schlankern Spitze versehen, welche dann nothwendig auch den Schwanz weiter überragen muß, wenn die Flügel in Ruhe liegen oder der Vogel steht und geht. Dem Aufmerksamen, welcher oft und viele Züge von Gänsen zu sehen bekömmt, genügen diese Verschiedenheiten, beide Arten in der Ferne und im Fluge zu unterscheiden, vollkommen, zumal wenn er ein Gänseheer sieht, das aus Abtheilungen von beiden Arten zusammengesetzt ist.

In ihrer Haltung beim Stehen, Gehen und Schwimmen ähnelt die Saatgans den andern Arten zu sehr, um etwas Unterscheidendes darin auffinden zu können. Die des Vermögens zu fliegen beraubte kann so schnell und so auf die Dauer laufen, daß ein Mensch Mühe hat sie einzuholen. Beim Schwimmen sieht man sie oft sich auf die mehrbeschriebene Weise auf den Kopf stellen, um mit dem Schnabel möglichst in die Tiefe zu reichen, wobei es nichts

Seltnes ist, daß sie das Gleichgewicht verliert, überkippt und auf den Rücken fällt, darüber aber jedes Mal gewaltig erschrickt, was sehr possierlich ist, weil sie, den Kopf unterm Wasser, nicht sehen und hören kann, was über demselben vorgeht, daher wahrscheinlich glaubt, eine fremde feindliche Gewalt habe sie umgestoßen.

Sie fliegt schnell und leicht, und wenn dies auch beim Aufschwingen nicht so scheinen möchte, so zeigt es sich desto stärker, wenn sie sich erst etwas erhoben hat. Die rechtwinkelig und grade vom Rumpf weggestreckten Flügel werden in kräftigen, weitausholenden Schlägen bewegt; nur wenn der Flug sehr hoch geht und die Luft ruhig ist, sind die Schwingungen gemäßigter, und dieses sanftere Fliegen fördert dennoch mehr als jenes anstrengendere; letzteres ist auch von einem stärkern Rauschen begleitet. Das Niederlassen geschieht unter heftigem Flattern, was, zumal auf dem Wasser, ein polterndes Getöse verursacht, wozu auch ein in der Nähe sehr vernehmbares Knarren der Schwingfedern dieses Geräusch noch vermehren hilft. Mit wenig geringerm Gepolter ist auch das Aufschwingen verknüpft; aber es bleibt bloß ein sanfteres Rauschen, wenn sie erst in den Zug gekommen ist. Zu einer gewissen Höhe erhoben, streicht sie wagerecht in gerader Linie durch die Luft; nur im niedern unregelmäßigen Schwärmen, bei heiterm aber etwas windigem Wetter, kommen Schwenkungen Einzelner, oder auch Mehrerer zugleich, darin vor, die sich nicht übel ausnehmen und ziemliche Gewandtheit verrathen. Wie die andern Arten, bilden auch die Saatgänse, sobald ihrer mehrere beisammen, fliegend eine schräge Linie, wenn noch mehrere, zwei solche, vorn in eine Spitze vereinigte, ein hinten offnes Dreieck, dessen beide Schenkel aber fast immer von ungleicher Länge sind, jenes, wenn die Gesellschaft aus weniger denn 15 oder 18 besteht, dieses, wenn mehrere, bis zu 50 oder 60 Individuen beisammen sind. Gewöhnlich zählt man jedoch in solcher Pflugschleife (eine Benennung, womit unser Landmann diese Figur bezeichnet), nicht über 30 und einige. Sind mehrere da, so bilden sie mehr solcher Pflugschleifen oder einzelner schräger Reihen, so daß jede dieser eine Familie, aus beiden Alten und den diesjährigen Jungen bestehend, darstellt, die dann neben- oder nacheinander dem gemeinschaftlichen Ziele entgegenstreichen. Die Spitze des Zugs bildet jederzeit der Familienvater, was man an seiner stärkern Figur und Stimme deutlich wahrnehmen kann. Eine solche Familie kann nur eine einzige schräge Reihe bilden, weil sie höchstens nur aus 12 Individuen besteht; es schließen sich ihr

auch wol noch einige Vereinzelte an; sobald aber eine zweite volle Familie hinzukömmt, so tritt diese seitwärts neben der Spitze in entgegengesetzt schräger Richtung an, um den zweiten Schenkel des hinten offenbleibenden Dreiecks zu bilden, und aus der meist ungleichen Anzahl der Glieder des einen zum andern, oder daß sich dem einen Schenkel noch mehrere Vereinzelte anschlossen, entsteht dann eine längere und eine kürzere Reihe, und diese Anordnung tritt nachher genau eben so wieder ein, so oft sie auch aufgelöst wurde. Schließt sich gar eine dritte Familie an, so wird der eine Schenkel noch ungleich länger, weil die Familienglieder stets beisammen fliegen oder keins derselben sich zwischen die einer andern Familie oder Reihe eindrängt. Wenn auch 2 bis 3 Stück dieser Gänse mitsammen fliegen und weit fort wollen, so geschieht es stets einzeln einander folgend und den Anfang einer schrägen Reihe andeutend. Diese Regelmäßigkeit beim Wanderfluge und wenn ihr Ziel entfernt liegt, löst sich zwar zuweilen auf, wird aber eben so schnell wieder hergestellt, sie löst sich alle Mal kurz vor dem Niederlassen auf, doch bleiben auch bei diesem die einzelnen Familien beisammen, selbst wenn das sich lagernde Heer aus Tausenden besteht. Auch wenn sie nach einem nahen Ziele ohne alle Ordnung durcheinander zu fliegen scheinen, kann man ihr familienweises Zusammenhalten recht gut bemerken. Halbe und ganze Stunden weit schwärmen sie nach den Weideplätzen, wechseln von einer Feldflur oder einem Gewässer nach dem andern, dies aber nie in jener strengen Ordnung, sondern durcheinander und dabei niedriger fliegend. Besonders sehr niedrig fliegen sie bei starkem Winde, sonst meistens, zumal über bewohnte Gegenden, hoch und sehr hoch, besonders bei heftiger Kälte und recht heiterer Luft, oder wo sie hohe Gebirge zu überfliegen haben. Wenn sie hoch fliegen beobachten sie immer jene Ordnung, und wenn sie diese gelegentlich einmal auflösen, bemerkt man beim Herstellen nicht nur das Zusammenhalten der einzelnen Familien ganz deutlich, sondern auch wie jedes Individuum sein voriges Plätzchen in seiner Reihe wieder einzunehmen sucht und nicht eher ruhet, bis es seinen Vordermann wieder gefunden hat. Es kömmt selten vor, daß im Anfange, wenn sich ein sehr großer Zug ordnet, eine Einzelne von den Ihrigen abkömmt, was wol nur unerfahrnen Jungen begegnen mag; sie durchsucht aber, unter ängstlichem Rufen, die Schaar so lange, bis sie ihre Angehörigen wiedergefunden und ihr bestimmtes Plätzchen in der Reihe derselben wieder hat einnehmen können. Noch viel seltner mißlingt ihr dieses;

dann zieht sie der Schaar abgesondert nach, oder kömmt gänzlich von ihr ab, um sich vereinsamt umher zu treiben. Solche Vereinzelte und von ihrer Schaar abgekommene benehmen sich höchst unruhig, wenn es, wie gewöhnlich, Junge von demselben Jahr sind, sogar zuweilen einfältig, wie wenn sie alle Fassung verloren hätten.

So groß nun der Trieb des geselligen Beisammenseins auch bei dieser Art ist, sogern sie sich, wenn Saatgänse die Minderzahl bilden, auch andern anschließen, so ist die Weise der Annäherung doch durchaus keine innige. Wenn auch Saatgänse mit den Ackergänsen fliegen, d. h. mit ihnen zu einer Schaar sich halten, so mischen sich doch die Glieder der Familien dieser oder jener niemals unter einander, und die zufällig Vereinzelte folgt der Schaar nur vereinzelt, seitwärts oder hintennach, und wenn diese sich in Reihen und Dreiecke ordnet, bleibt jene dennoch einzeln. Daran unterscheidet man schon in der Ferne die verschiedenen Arten, aus welchen ein Gänseheer zusammengesetzt ist. Sehr merkwürdig ist die Abneigung unsrer Saatgans gegen die Graugans, dessen schon im Vorhergehenden Erwähnung geschahe. Sobald sich auf dem größten Brüteteiche der Graugänse hiesiger Gegend im September die ersten Saatgänse zeigen, verschwinden jene plötzlich und diese nehmen ihren Platz ein. Unter meinen Gezähmten von beiden Arten zeigte sich die Abneigung ebenso auffallend; sie näherten sich nur am gemeinsamen Futterplatze, wo die Saatgänse aber jene sehr unfreundlich behandelten, und nach abgehaltener Mahlzeit ging jede Art an ihren abgesonderten Platz zurück. Auf den abendlichen Tränkeplätzen sind sie oft in Gesellschaft vieler Enten, ohne sich jedoch im mindesten um diese zu bekümmern.

Gesicht und Gehör sind von außerordentlicher Schärfe, nur ersteres des Nachts nicht; hier sehen sie in der That viel schlechter als Enten, hören aber desto leiser. Wenn man sie aber hinsichtlich des Witterns oder Riechens mit letztern vergleichen wollte, würde man sehr irren, weil sie von dieser höchst ausgebildeten Fähigkeit der Enten, nach unsern Erfahrungen, niemals einige Anlage zeigen oder uns nie eine Probe davon gaben. — Aengstliche Furcht und unausgesetzte Sorge für ihre Sicherheit lassen sie überall Gefahren ahnen, denen sie ungemeine Vorsicht und Klugheit entgegen setzen. Bei Annäherung von irgend etwas Verdächtigem, zumal von Seiten des Menschen, werden diese schlauen Geschöpfe von keiner andern Gänseart übertroffen. Nur Trappen und wandernde Kraniche möchte man scheuer nennen, weil diese noch ungleich mehr Mißtrauen gegen

Bäume, Gebüsche, Gebäude und andere mögliche Verstecke ihrer Feinde verrathen, solche noch viel mehr fürchten und ihnen weiter ausweichen, während die Gänse zu manchen Zeiten wohl auch über bewohnte Orte niedriger und furchtloser hinstreichen, als sie sonst gewöhnlich zu thun pflegen. Gegen die mit ihren Feldarbeiten beschäftigten Landleute sind sie zwar zutraulicher, jedoch litt dies auch gar viele Beschränkungen, und es ist auf diese Art Alles anwendbar, was wir in dieser Hinsicht bereits bei der Ackergans (S. 293) gesagt haben.

Die Stimme auch bei dieser Art besteht in durchdringenden, weitschallenden trompetenartigen Tönen, in denen man zwar die Gattung sogleich erkennt, aber in der Modulation die Verschiedenheiten suchen muß, welche diese von andern Arten unterscheiden. Ein höchst auffallender Unterschied, den selbst der Ungeübteste sogleich bemerken muß, liegt zwischen denen der Haus- oder Graugans und unserer Saatgans; allein eine sehr große Aehnlichkeit haben die verschiedenen Modulationen mit denen der folgenden Arten, namentlich aber die größte mit denen der vorhergehenden, der Ackergans, worüber schon bei dieser das Nöthigste gesagt wurde. Mit einem tiefen, fast murmelnden Taddadadat (beinahe schnurrend, daher sehr schnell zu sprechen), das aber die Vereinzelte sehr selten hören läßt, unterhält sich eine Gesellschaft Saatgänse fleißig, nämlich an Orten, wo sie ohne Furcht ist, auf den Weideplätzen oder in der Luft; es verstummt aber beim geringsten Anlaß zum Mißtrauen, es verstummt, wenn sie sich erheben und wegbegeben will, schon einige Minuten zuvor, während dann alle starr, mit hoch ausgereckten Hälsen sich dicht aneinander stellen und stockstill verhalten, bis zum gemeinschaftlichen Aufschwingen, wo sie nun ihre lautern Töne kräftig erschallen lassen, das tiefere Keiak, — Kaiaiah, — Keiakak der Männchen und das höhere Keiäkäk, — Käikä, — Klirrä, — Kjiikgik der Weibchen und jüngern Vögel sich verschiedentlich durcheinander mischen und einen weit hörbaren Lärm verbreiten, welcher weiterhin zwar wieder abnimmt, sobald sie sich aber einem neuen Weideplatze, oder dem ausgewählten Wasser nähert, das die Gesellschaft für die Nacht aufnehmen soll, sich abermals erhebt. Wo sich diese Gänse zu vielen Tausenden des Abends versammeln, machen sie für den, welcher ihnen nahe genug ist, einen wahrhaft so betäubenden Lärm, daß er sich wegwünscht und lange nachher noch ähnliche Töne vor den Ohren zu vernehmen wähnt, ein Lärm, welchen das Rauschen, Knarren und Poltern der Flügel beim Niederlassen

und das Getöse beim Auffallen aufs Wasser noch gewaltig vermehren *). Eine recht auffallende Modulation bekömmt ihre Stimme, wenn sie der Durst plagt; eine vom Felde kommende Abtheilung recht durstiger Saatgänse stößt anhaltend ein etwas heiseres Käng, käng, käng u. s. w. aus, sobald sie sich dem Wasser nahet, und fällt auch ohne weiteres Kreisen sogleich auf dasselbe, um jenen so schnell wie möglich zu stillen, während andere, welche dies Bedürfniß weniger drängt, jene Töne nicht hören lassen, sich mehr Zeit dazu nehmen, länger über dem Wasser umher schwärmen und sich erst sichern, bevor sie einfallen. — Auch auf dem Zuge lassen diese Gänse sich häufig hören, ihr murmelndes Geschwätz sowol, wie ihr lautes Rufen, und das Letztere hat, wenn eine Einzelne aus ihrem Gliede oder etwas vom Fluge abgekommen, nicht eher ein Ende, bis sie wieder auf ihr Plätzchen eingerückt ist. Wo ein Schuß eine Saatgans aus der Heerde herabstürzt, erhebt die Menge der Uibrigen ein großes Geschrei und umschwärmt gewöhnlich die Gefallene in Kreisen und klagend oder zum Mitkommen auffordernd, und weithin vernimmt man noch an ihrem Schreien, wie wehe es ihnen thut, dies Glied ihrer Gesellschaft aufgeben zu müssen. Auch meine gezähmten Saatgänse, die stets friedlich und sehr still sich verhielten, durfte man nur auseinander scheuchen, um ihr wechselseitiges Schreien und ängstliches Zurufen so lange mit anzuhören, bis sie wieder beisammen waren, wo sie über das glückliche Wiedervereinen ihre Freude, auf die Weise wie Hausgänse bei solchen Vorfällen, durch ähnliche Bewegungen und Gebehrden, durch Verneigen der vorgestreckten Hälse, gegenseitiges Ziſchen, und endlich durch beruhigendes Murmeln ausdrückten. Hier war es nicht schwer, die individuell verschiedenen Modulationen jener Töne zu unterscheiden und aufzuzeichnen. Es thut mir nur leid, nie Saatgänse und Ackergänſe so beisammen gehabt zu haben, und daß ich dermalen über den Unterschied der Stimme beider Arten bloß berichten kann, was ich auf der Jagd und aus der Ferne davon kennen lernte; es würde für den allen-

*) Unvergeßlich ist mir mehr als ein solcher Abend, an dem ich mit meinen beiden Brüdern mitten in einem weiten, wilden Bruche bis an die Knie im Wasser und Moraſt stehend, in einen Binsenbusch niedergebückt, im Zwielichte diesen Gänsen auflauerte, die man daselbst absichtlich früher nicht gestört hatte, die nun, sich da sicher wähnend, zu vielen Hunderttausenden angewachsen, nach kurzem Kreisen, immer niedriger und niedriger fliegend, binnen einer halben Stunde um uns her das Wasser bedeckten, und zu 20 und mehrern an einem Abende von uns erlegt wurden.

falls hinreichen, welcher durch viele und lange Uibung eine ausgezeichnete Unterscheidungsgabe sich zu eigen gemacht hat, für den Ungeübten aber unverständlich bleiben, wenn ich es auch mit vielen Umschweifen beschreiben wollte.

Auch dieser scheue Vogel ist leicht zu zähmen, doch darum weniger leicht als die Ackergans, weil diese, den Hausgänsen zugesellt, mit diesen sich bald gewöhnt, die Saatgans dagegen diesen abhold ist, ihnen ausweicht und lieber allein sein will. Sie ist sehr furchtsam, verkriecht sich gewöhnlich in die Winkel, und erst nach einiger Zeit wagt sie es, am Tage frei hervorzutreten und das Futter anzunehmen; dies Alles jedoch noch bald genug. Schneller als auf dem Hofe gewöhnt sie sich in einer besondern Umzäunung im Garten oder sonst an einem einsamen Orte im Freien, zumal wo jene zugleich einen natürlichen Wasserbehälter umschließt. Hat man da erst eine Saatgans, so findet sich eine andere, dazu gebracht, desto schneller, und vergißt den Verlust ihrer Freiheit nach wenigen Tagen. Diese gezähmten Saatgänse lernen ihren Wärter genau kennen und werden ungemein zutraulich. Mein sel. Vater gewöhnte sie beim Futtern an eine Klapper, wodurch sie sich später zu jeder Zeit herbeilocken ließen; er konnte von den 4 Stücken, welche er viele Jahre unterhielt, zuletzt die zwei jüngern Individuen, allenfalls auch ein drittes, beim Halse nehmen, sie am Rumpfe festhalten, die Flügel beschneiden, oder sonst mit ihnen, versteht sich mit gehöriger Behutsamkeit, nach Belieben verfahren, ohne daß sie sich sehr gesträubt oder ängstlich benommen hätten; allein das vierte, ein sehr altes Männchen, wurde durchaus nicht so zahm, daß es sich hätte betasten lassen. Durch Aeußerung des Mißtrauens und der Furcht dieses wurden dann oft auch die andern aufgeregt, so daß mein Vater, um ihnen nach der Mauser die neuen Schwingfedern zu verstutzen, sich veranlaßt fand, mit Hülfe einer zweiten Person, die wildesten in einem weitmaschigen Klebegarne einzufangen; diese Störung versetzte sie aber in eine Angst, die (wie schon an einem andern Orte, Bd. I. Einl. S. 66—67. erwähnt), obgleich sie sich in jedem Jahre bloß ein Mal wiederholte, ihrem Gedächtnisse so tief eingeprägt blieb, daß er sie nur scharf ins Auge fassen und sich stellen durfte, als wolle er mit noch jemand ein Netz ausspannen, wenn er augenblicklich Mißtrauen erregen und sie in die höchste Angst versetzen wollte. Diese Gänse erinnerten sich also nach einem vollen Jahre noch, was ihnen im vorigen begegnet und unangenehm gewesen war. — Hinsichtlich des frühern und bessern Zahmwerdens

zeigen sich manche individuelle Verschiedenheiten. Nicht das jüngste Individuum, das wir erhielten, als es noch sehr jung war und größtentheils das Jugendkleid noch trug, nicht dieses Weibchen wurde das zahmste, sondern das von Allen zuerst erhaltene, ein Männchen von besonderer Schönheit, in vorgerückterem Alter stehend, welches durch eine kleine Verletzung, nicht am Flügel, sondern am Halse (durch ein Streif- oder Prellkorn) in unsern Besitz kam, im Kurzen also vollkommen geheilt und so gesund war, daß es, nachdem wir es 22 Jahre besessen, nur durch einen Zufall zu Grunde ging. Gleich andern Gänsearten mögen sie im freien Zustande ein sehr hohes Alter erreichen, und es will eben nicht viel sagen, wenn man vor einigen Jahren in einem öffentlichen Blatte las, daß 1835, bei Schiewenhorst, in der Danziger Nehrung, eine wilde Gans (leider ohne Bestimmung von welcher Art) geschossen wurde, welche ein messingenes, einen Zoll breites, zusammen genietetes Halsband mit der Inschrift trug: „IUIS. TE. BAAK. BY ZUTPHEN. IN GELDER LAND. 1800." Daß sie dieses Band schon 35 Jahr getragen haben konnte, ließen die Beschaffenheit des Metalls und des Gefieders an jener Stelle recht gern glauben. Halten sie doch in der Gefangenschaft, wohl gepflegt, viele Jahre aus, wie wir auch an unsern Saatgänsen sahen, die in einer ziemlichen Reihe von Jahren (20 und einigen) kaum bemerkbar gealtert oder nach und nach kaum ein etwas älteres Aussehen bekommen hatten. Die kräftige Lebensdauer dieser Gänse zeigte sich besonders an einem unsrer Männchen von auffallend altem Aussehen, dessen ungewöhnlich langer, dünner Hals, dicker Kopf, dunkle Farbe, starke Stimme, dessen Wildheit und unbeugsames Wesen sogleich, als es den andern zugesellt wurde, sein hohes Alter zu erkennen gaben, dem der Schuß den Oberarmknochen des einen Flügels am obern Gelenk zerschmettert hatte; eine gewaltige Verwundung mit großem Blutverlust verknüpft, die sich schlecht verbinden ließ, schlecht heilte, mehrmals wieder aufbrach, eiterte, wieder heilte, bis sie ihm endlich doch noch, doch erst nach 17 Jahren, den Tod brachte. (M. s. Bd. I. Einl. S. 126—127.) — Das jüngste von unsern 4 Individuen kam auch nur durch ein einziges Schrotkorn in unsern Besitz; dies war durch die Muskeln des Vorderarmes gedrungen, wo es wenig Blutung bewirkt, von den Knochen auch keinen verletzt hatte, weshalb der Flügel davon auch nur einige Wochen gelähmt blieb. Nachdem wir es viele Jahre besessen und mehrmals, weil es in der Mauser fortwährend etwas später als die andern seine neuen Schwingfedern

bekam, das Beschneiden dieser versäumt hatten, sahen wir, daß es so gut flog wie seine wilden Kameraden, denen es später auch wirklich folgte. In der ersten Zeit flog es zuweilen zum Garten hinaus auf die Teiche des nahen Dorfangers, kam aber immer wieder auf den des Gartens zurück. Bei solcher Gelegenheit hatte die Gesellschaft immer viel zu schreien und zu locken. Durch Einfangen und Verstutzen des einen Flügels mußten wir uns mehrmals seinen Besitz sichern. Nach einigen Jahren wurde dieses jedoch versuchshalber mit Fleiß unterlassen. Nun flog es vom Anger auch auf die nächsten Felder, kehrte aber immer wieder zurück, bis im Spätherbst dieses Jahres es sich durchstreichenden wilden Heerden angeschlossen haben mochte und mit ihnen fortgezogen war. Noch ein Mal kam es im nächsten Frühjahr wieder, umschwärmte ein paar Tage nach einander mehrmals ganz niedrig den Garten, ließ sich aber nur außerhalb desselben nieder und, trotz allen überlauten Einladungen seiner gewesenen Mitgefangenen, nicht bewegen, sich diesen wieder zuzugesellen. Später hat es sich nicht mehr sehen lassen. — Die Saatgänse lassen sich, nach unsern Erfahrungen, nicht wohl den Hausgänsen zugesellen, woran schon ihre natürliche Abneigung gegen diese Theil hat, noch weniger mit diesen auf die Weide treiben. Auch auf dem Hofe, zwischen anderem Geflügel, befinden sie sich nicht heimisch, am wenigsten behagt ihnen das Einsperren im Stalle. Die unsrigen blieben auch im Winter auf ihrem Teiche im Garten, wo sie sich mit verschiedenen Entarten sehr gut vertrugen, besser als mit den Graugänsen, bei anhaltendem Froste aber meistens den Enten die Sorge des Offenhaltens überließen, so daß es selten vorkam, ihnen, nach einer heftig kalten Nacht, das Eis aufhauen zu müssen, wo man sie dann neben der zugefrornen Oeffnung auf dem Eise sitzend, nicht selten mit den Brustfedern angefroren fand. Sonst waren sie gegen die strengste Kälte ganz gleichgültig.

Nahrung.

Wie andere ächte Gänse lebt auch diese nur von Vegetabilien, von Wurzeln, Blättern und Samen der Pflanzen, besonders der Gräser und Getreidearten.

Sie verschmähet keine Art des Getreides, im grünen wie im reifen Zustande; unter den Körnern steht jedoch die Gerste obenan und dann erst folgt der Hafer, Weitzen und andere Arten, auch von Hülsenfrüchten (Wicken ausgenommen) und Buchweitzen. Haben sie

Gerste genug, so lassen sie alle andern Körnerarten liegen, obgleich sie die meiste Mühe mit ihr haben, weil sie die scharfen Spitzen derselben, mittelst ihrer scharfen Zähne, erst abbeißen und seitwärts aus dem Schnabel fallen lassen, bevor sie die Körner verschlucken; beides geht jedoch zum Bewundern schnell von Statten. Sie suchen bei uns im Herbst auf den Stoppelfeldern das ausgefallene Getreide auf, und nähren sich von ihrer Ankunft an bis nach ein paar Monaten ausschließlich davon, im Frühjahr die ausgesäeten und nicht untergeackerten Körner auf den frisch bestellten Aeckern, bis zu ihrem Wegzuge. Bei uns sind dann gewöhnlich die früh ausgesäeten Erbsen ihr erstes Körnerfutter, dann folgt der Hafer und zuletzt die Gerste, weil sie am spätesten ausgesäet wird.

Wenn im Herbst die Körner auf den Stoppeläckern von ihnen und anderm Geflügel großentheils aufgelesen und seltener geworden sind, dafür aber das neu ausgesäete Wintergetreide, besonders der Roggen, mehr und mehr zu grünen und sich zu bestauden anfängt, wechseln sie auch auf die grünen Saatfelder, und bald wird grüne Saat die Hauptnahrung und bleibt es für den Winter ausschließlich. Daß, wenn zu hoher Schnee ihnen die Saat verdeckt, sie südlicher auswandern, nach Gegenden, wo kein Schnee liegt, ist oben schon bemerkt. Bei ihrer Rückkehr im Frühjahre, nach dem Aufthauen, suchen sie dieselbe nicht mehr so begierig auf, liegen dann auch am Tage öfter und länger in den aufgethaueten Brüchern und Morästen, um hervorkeimendes Gras und junge Schilfspitzen abzuweiden, besonders Binsen-, Schilf- und Rohrwurzeln zu benagen, oder ganze Stücke davon, nebst den grünen Strünken derselben zu verzehren. Sie bohren dann weite Löcher in den Schlamm und holen jene aus dem Moraste und zum Theil so tief unter dem Wasser hervor, als sie mit dem Halse hinabreichen können, und wo eine Heerde dann auf seichterem Morast lagerte, durchwühlen diese Gänse den Boden, daß es aussieht, wie wenn Schweine hier gewesen wären. Sogar faulende Baumwurzeln und Holzstücke ziehen sie aus dem Schlamme hervor, um sie zu benagen. Meine gezähmten Saatgänse schienen viel Behagen an diesem sonderbaren Nahrungsmittel zu finden. Dieses Nagen verrichten sie, wie andere Gänsearten, mit den scharfen Schneiden des Nagels beider Schnabeltheile und einer sehr schnellen, fast schnurrenden Bewegung der Kinnladen; das Abbeißen der Blätter dagegen, das Spitzen oder theilweise Hülsen der Samen und das Zerschroten der Wurzeln geschiehet zwischen den gezahnten Seitenrändern des innern Schnabels.

Auſſer jenen nähren ſie ſich beiläufig auch noch von vielen anderartigen Pflanzen, auch bittern und ſalzigen, freſſen Rüben, Kohl, Rapps und Rübſaat, Klee, Sallat, Gänſediſteln, u. a. m. ſehr gern, ſo daß ſie faſt allenthalben, auf trocknem wie auf naſſem, auf bebauetem wie auf wildem Boden und im Waſſer ſelbſt Nahrungsmittel antreffen. Wo ſie aber an einem Platze ein Lieblingsfutter in hinreichender Menge finden, genießen ſie es auch im Uibermaaß und kehren wiederholt an ſolche Orte zurück. Da ſie nun den ganzen Tag faſt ununterbrochen freſſen, und, wo ſie es haben können, ſich Magen und Speiſeröhre bis unter die Kehle vollpfropfen (zumal mit grüner Saat), ſo mäſten ſie ſich zu manchen Zeiten ordentlich, bis zu einem Grade des Fettwerdens, der ſie ſichtlich ſchwerfälliger macht. Um die Reibungen im Magen zu befördern, verſchlucken ſie nebenbei auch viel groben Sand und kleine Steinchen, und wo ſolche nicht gleich zur Hand ſind, muß auch oft Dammerde an ihre Stelle treten. In Zeiten des Mangels enthält der geöffnete Magen nicht ſelten bloß dieſe Erdarten. Meine gezähmten Saatgänſe zeigten beim Genießen derſelben die ſonderbare Eigenheit, daß ſie die erforderliche Erde dicht neben dem Platze, worauf ihnen täglich ein paar Mal Futter geſtreut wurde, allemal genau an derſelben Stelle wegnahmen, und weil dies, ſo oft ſie Futter bekamen, von einer nach der andern wiederholt wurde und jede ein paar Schnäbel voll ſchwarzer Erde aufnahm und verſchluckte, ſo entſtand bald ein trichterförmiges Loch, oder auch einige ſolcher, dicht nebeneinander.

Obgleich ſie ſich zu manchen Zeiten den ganzen Tag auf dem Trocknen beſchäftigen, auch bloß von trocknen Körnern leben, ſo kömmt ihnen das Bedürfniß zu trinken doch ſelten vor dem Abend. Wo ſie es haben können, wenn nämlich ein Feldwaſſer ihnen nahe liegt und gerade keine Menſchen in der Gegend verkehren, gehen ſie wol auch ein Mal auf kurze Zeit, um zu trinken, auf ein ſolches und dann wieder aufs Feld; in der Regel geſchieht jenes aber erſt am Abend, auf den gemeinſchaftlichen Tränkeplätzen, auf welchen ſie ſich zu Tauſenden zu verſammeln pflegen, nach geſtilltem Durſte und verrichtetem Bade daſelbſt übernachten und bis gegen Aufgang der Sonne da bleiben. Wie ein abgeſonderter Haufen, auf ſolchen Plätzen anlangend, zuweilen ſeinen brennenden Durſt und gieriges Verlangen nach Waſſer dem ſtill verſteckten Beobachter vor andern durch ein eigenthümliches Schreien bemerkbar macht, iſt ſchon oben erwähnt. Völlig geſättigt und des Aufleſens der Körner müde ſteht mancher Heerhaufen bereits ehe die Sonne untergegangen auf ſei-

nem Weideplatze in stummer Unthätigkeit; theils mit aufgereckten Hälsen, theils auch niedergekauert, da, um in aller Stille die Dämmerung abzuwarten; jetzt erst erhebt er sich unter vielem Schreien und eilt dem Wasser zu, um eine gute halbe Stunde vor wirklichem Einbruch der Nacht daselbst einzutreffen. Da alle Abtheilungen eines solchen Heeres, das sich an diesem Platze zu versammeln pflegt, meistens binnen einer halben Stunde und unter gewaltigem Lärm sich daselbst einstellen, jeder Haufe sein besonderes Plätzchen sucht, und es fast eben so lange dauert, ehe er dies gefunden oder zwischen andere sich eingedrängt hat, herrscht während dieses Suchens, Wählens, Einfallens, Erhebens und nochmaligen Einfallens ein unbeschreibliches Durcheinander, ein wahrhaft betäubender Lärm. Nun geht es an ein Schlürfen und Schnattern, dann ans Baden, bis es völlig finster geworden, worauf nach und nach mehr Ruhe und endlich Todtenstille eintritt, indem sich nun alle dem Schlafe überlassen, bis zum anbrechenden Morgen. Sobald es zu tagen anfängt, beginnt ihr leises Gemurmel, sobald sich aber die aufgehende Sonne noch ganz unten am Horizont blicken läßt, erhebt sich das Heer mit überlautem Geschrei, und streicht in eben solchen Abtheilungen als es ankam wieder aufs Feld, und zwar, wo sie nicht ungewöhnliche Störung und zu heftige Verfolgungen erfuhren, auf das nämliche Feld, das ihnen seit langen Zeiten alle Jahre Weideplätze gab. Selbst die Züge zu solchem Felde und von da nach dem Wasser zurück machen sie gewöhnlich auf demselben Striche, welchen sie seit Jahren schon gewohnt waren. Nicht leicht ändern sie diesen ab, es sei denn, daß man sie auf einem Punkte desselben häufig und wirksam beschoß, wo wir auch Beispiele haben, daß sie ihn nach und nach ganz und, wie es scheint, für immer aufgaben oder anderwärts verlegten.

Wo sie sich lagern wollen, kreisen sie zuvor einige Male, allmählig niedriger und im verengerten Kreise fliegend, und wenn sie sich bereits niedergelassen, gehen sie auch nicht eher an das Aufsuchen ihres Futters, bis sie sich überzeugt haben, daß im nächsten Umkreise nichts sei, was ihnen Gefahr bringen könnte; erst jetzt schickt eine nach der andern sich an, sich nach Futter zu bücken. Ein auf weiter Fläche ausgebreitetes Heereslager weidender Saatgänse, in seinen verschiedenen Abtheilungen, das Gros der Armee in der Mitte, einzelne Heerhaufen rundum, gleich Vorposten und Feldwachten, nimmt sich herrlich aus; doch wenn man von ausgestellten Wachten spricht, die ganz allein die Späher machten, während alle

andere in Sicherheit blieben, so können wir Diesem nicht ganz beistimmen. Jede größere Abtheilung, jede Koppel oder Familie hat ihre Wächter, ihre Aeltesten, reicher an Erfahrung und besorgter als die Uibrigen; diese alten Schlauköpfe sind es, welche die Hälse hoch empor recken, sobald sie Gefahrdrohendes auch nur von Weitem zu gewahren glauben, während die Andern noch lange unbesorgt im Weiden fortfahren. Rückt die Gefahr näher, so werden diese von jenen durch ein leises Kah! aufmerksam gemacht, wenn sie dieses nicht schon von selbst und ohne jenes wurden; kömmt sie noch näher, so erhebt sich von der nächsten an eine Abtheilung nach der andern mit lautem Geschrei, bald auch das Hauptheer, und zuletzt steigen auch die Abtheilungen der entgegengesetzten Seite auf. Streichen sie dann nach einem andern Felde, so fliegen allerdings mehrere einzelne Koppeln recognoscirend der Hauptarmee voraus, gleich einer Vorhut, so wie ihr eben solche als Nachhut und zuletzt die Nachzügler (diese meistens von andern sich angeschlossenen Arten) folgen. Noch regelmäßiger zeigt sich diese Anordnung, wenn sie Abends vom Felde auf dem Wasser ankommen, ganz nach freiem Willen und ohne Furcht; allein wie Bechstein (a. a. O.) das Wachen schildert, haben wir es nie gefunden, so wenig wie, daß sie jemals den versteckten Feind durch den Geruch entdeckt hätten.

In der Gefangenschaft futtert man sie wie andere Gänse mit Getreide, besonders mit Gerste und Hafer abwechselnd, mitunter auch mit klein zerschnittenem Kopfkohl und gelben Rüben oder Möhren. Letztere fressen sie ungemein gern nnd werden leicht fett vom häufigen Genuß dieses Futters. Unbedingt nothwendig ist ihnen noch frisches, junges Gras, das sie selbst abweiden können (nicht etwa abgeschnittenes und ihnen vorgelegtes), und des Badens wegen recht viel Wasser, wo möglich ein kleiner Teich mit etwas Schilf besetzt. Wo sie dieses Alles hinreichend und sonst gute Abwartung haben, halten sie sich viele Jahre vortrefflich und ihr Gefieder stets so sauber, daß man über das schmucke Aussehen dieser Thiere sich freuen muß. Sie baden sich aber auch sehr oft, an heißen Sommertagen zuweilen mehr als ein Mal, suchen dabei das Gefieder recht naß zu machen und sich abzukühlen, wozu sie auch untertauchen. Nach solchem Hauptbade haben sie dann viel am Gefieder zu putzen, zu ordnen, sich zu schütteln und zuletzt, wenn es abtrocknet, dasselbe frisch einzufetten, so daß sie mit solchem Reinigungsgeschäft nicht selten länger als eine Stunde zubringen.

Fortpflanzung.

Auch unsere Saatgans nistet niemals in Deutschland, sondern mit höchster Wahrscheinlichkeit noch höher im Norden, als die Ackergans. Die ohnmaßgebliche Vermuthung, daß ihre Brüteplätze dem Nordpole noch näher, auch wol östlicher von uns, liegen mögen als die der Letztern, ist schon bei dieser, S. 298, aufgestellt. Wir können jedoch kein einziges der Länder, worin sie brütet, namentlich anführen, weil zuverlässige Nachrichten darüber gänzlich fehlen. Daß sie zu den Fortpflanzungsgeschäften ein ganz anderes Klima verlangt, als der Sommer ihnen in Deutschland gewähren würde, geht unwiderleglich daraus hervor, daß diese Gänseart hier niemals einigen Begattungstrieb äußert, auch im Entferntesten nicht. Wir besaßen, wie schon gesagt, zwei Päärchen, alte und junge Vögel, zum Theil länger als 20 Jahr, bei bester Pflege und einem Aufenthaltsort, welcher ihnen, nach unsrer Meinung, zum Brüten nichts zu wünschen übrig lassen konnte, wo Graugänse und verschiedene Entenarten dies ohne Bedenken thaten, und sahen ganz das Nämliche von einer andern Anstalt dieser Art in unserer Nachbarschaft. Aber nie hat ein Männchen der Saatgänse den leisesten Schein gegeben, sich dem Weibchen auf eine Weise zu nähern, aus welcher eine Aufregung des Begattungstriebes hervorgeleuchtet hätte. Ausser ihrer gewöhnlichen freundschaftlichen Anhänglichkeit zu einander, blieben sie vom Mai bis zum September gegenseitig ganz und eben so kalt, wie in den übrigen Monaten und den strengsten Winter hindurch. Weder ein innigeres Zusammenhalten der einzelnen Päärchen, noch ein Schein von Eifersucht der Männchen, noch sonst eine Veränderung in ihrem Benehmen, war an ihnen wahrzunehmen, obgleich sie dieserhalb täglich belauscht und beobachtet wurden, so daß zumal meinem Vater auch der leiseste Anstrich davon gewiß nicht entgangen sein würde, besonders da er so sehr wünschte, seine Lieblinge auch von dieser Seite kennen zu lernen. Wie schon erwähnt, waren von unsern Saatgänsen, ausser einem flügellahmen Paar, das schönste Päärchen nur durch bloße Prellkörner am Halse in unsere Gewalt gekommen, mit einer geringen Verwundung, die bald so vollkommen geheilt war, daß sie ihnen durchaus nicht hinderlich sein konnte. Zudem weiß man auch, von Schwänen und Enten, daß das Lähmen eines Flügels die Fähigkeit zur Fortpflanzung weder schwächt noch aufhebt.

Da von mehrern Seiten her dieselbe Erfahrung gemacht und uns noch manches Beispiel der Art bekannt geworden ist, so halten wir uns fest überzeugt, daß überall, wo man im Gegentheil vom Paaren, Begatten, Brüten u. s. w. gezähmter Saatgänse gesprochen, dies unsere Saatgans zuverlässig nicht, — wohl aber unsere Ackergans gewesen sein müsse. Dieser Umstand ist gewiß ein starker Beweis für die Artverschiedenheit beider.

Daß sie nach Faber (s. d. Prodrom. S. 79.) auf Island brüte, ist später schon durch Thienemann (s. d. Eierwerk. V. S. 28.) widerlegt, indem die dort brütende eine andere Art sei (Anser brevirostris, Th., vielleicht synonym mit Anser brachyrhynchus, Baill. in Temm. Man. IV. p. 520.), die uns jedoch in hiesiger Gegend in Natur noch nicht vorgekommen ist. Auch das wenige, was Nilsson, Orn. suec. II. p. 240. über die Fortpflanzung seines A. segetum anführt, scheint eher unserer Ackergans anzugehen, zumal Farbe und Zeichnung des Schnabels seines alten Vogels ganz sicher auf diese hindeuten *). Pallas hat ihre Brüteplätze auch nicht gesehen und somit fehlen uns alle Nachrichten von ältern Forschern; es bleibt demnach neuern Reisenden vorbehalten, den hohen Norden von Europa und Asien ornithologisch zu untersuchen und unter andern auch über die dort brütenden Gänsearten uns Aufklärung zu verschaffen; gewiß ein weites, aber auch sehr fruchtbares Feld für dergleichen Forschungen.

Feinde.

Die Saatgans ist ein so furchtsames Geschöpf, daß sie selbst der kleinste Raubvogel in Angst und Schrecken versetzt. Einen Beleg hierzu giebt zuweilen sogar der kleine, kecke Merlin (Falco aesalon), wovon wir schon Bd. I. S. 309, ein Beispiel erzählten, wie ein solcher wiederholt nach unsrer Lockgans stieß, die wir auf einem Felde angefesselt hatten, um andere ihrer Art damit anzulocken und dann zu schießen. Vereinzelte Saatgänse sind noch viel furchtsamer und ängstlicher, als in Gesellschaften vereinte. Ihrer Wach-

*) Dann wären, nach Nilsson, wie wir hier nachträglich bemerken, die Brüteplätze unsrer Ackergans auf den Inseln im Finnischen und Bothnischen Meerbusen zu suchen, indem er sagt, daß sie da auf Teichen und in Sümpfen häufig nistе, und 10 bis 12 graugrünlichweiße Eier lege, was Alles mit mehr Wahrscheinlichkeit auf unsere A. arvensis als auf A. segetum zu beziehen ist.

samkeit und scharfsichtigem Auge entgeht keiner, wenn er auch so hoch in den Lüften schwebte, daß ihn das bestsehende menschliche Auge kaum noch als einen beweglichen Punkt gewahren kann. Sobald sie ihn, wenn auch in größter Höhe, über sich erblicken, lassen sie ein leises Kah hören, legen sich platt auf die Erde nieder, den Hals lang von sich gestreckt, den Kopf auf eine Seite gebogen, um jenen mit einem Auge desto schärfer zu beobachten, so lange bis er gänzlich vorüber gezogen ist. Ungeachtet aller Vorsicht und Wachsamkeit werden sie doch oft den größern Arten zur Beute, da sie kein Vertheidigungsmittel besitzen und sich nur dann zu retten vermögen, wenn sie ein hinlänglich tiefes Wasser erreichen und untertauchen können. Sowohl die Seeadler (deshalb vom gemeinen Mann häufig „Gänseaar" genannt), als die Steinadler setzen ihnen auf alle Weise zu und erbeuten sie oft. Gewöhnlich nehmen sie beim Anrücken eines solchen Reißaus, dem Wasser zu, weichen, eingeholt, ihren Stößen in der Luft durch geschickte Wendungen aus, oder stürzen sich, wo möglich, ins Wasser, doch rettet sie dieses oder jenes nicht alle Mal. Auch der Hühnerhabicht (Falco palumbarius) überfällt zuweilen eine; noch öfter stößt sie aber der Taubenfalke (Falco peregrinus) aus dem Fluge zur Erde herab, weil er sie sonst nicht zu überwältigen vermag. Ein hiesiger Landmann sahe einst eine Koppel dieser Gänse niedrig und ungemein eilig an sich vorüberfliegen, wunderte sich aber nicht mehr über ihre ängstliche Eile, als er aus weiter Ferne einen alten Falken letzterer Art vom Felde her ihnen nacheilen, die Gänse in Kurzem einholen und eine davon sogleich herabstoßen sahe. Der Falke hatte gut gepackt und beide stürzten, ohne daß die Gans gezappelt hätte, auf die Erde herab, so daß ersterer mit triumphirendem Geschrei auf der stilliegenden Gans saß und sogleich mit dem Rupfen seines Schlachtopfers begann, daß der Wind die Federn haufenweis ins Weite jagte. Als der Mann nun glaubte, der Falke habe jetzt alle Federn vom Rücken hinweggenommen und die Gans getödtet, lief er hin, sie ihm abzunehmen, doch noch zu früh; er sahe zwar, daß jene still lag, den Hals lang auf die Erde ausgestreckt hatte und auf dem Rücken stark blutete; als jedoch der Falke endlich fortflog und die Gans im Stiche ließ, flog in demselben Augenblicke auch diese auf und davon; sie war also noch nicht tödtlich verwundet gewesen.

Von Raubthieren mag der Fuchs manche beschleichen, wenigstens ist er sehr lüstern nach denen, welche auf dem Abendanstande angeschossen oder vom Jäger nicht gefunden wurden. Er wittert sie

auf seinen nächtlichen Kreisgängen gewiß noch in derselben Nacht aus und holt sie weg. Er scheint eine starke Witterung von ihnen zu haben und ihr Fleisch ganz besonders zu lieben.

In ihrem Gefieder wohnen Schmarotzerinsekten, denen sehr ähnlich, welche sich auf der Graugans finden, von denen aber manche doch wol als eigene Arten zu betrachten sind; in den Eingeweiden Würmer, namentlich Monostomum verrucosum und einige andere, weniger sicher bestimmte Arten.

Jagd.

Die Saatgans, welche man, gleich den andern, zur Niederjagd zählt, gehört zu den scheuesten und vorsichtigsten Vögeln und verträgt dazu einen tüchtigen Schuß, theils weil ihre dichte Federdecke die Wirkung desselben schwächt, theils weil sie wirklich ein zähes Leben hat und mit einer tüchtigen Verwundung, wenn sie nicht Flügel oder Hals traf, oft noch weit wegfliegt. Weil ihr schwer schußmäßig anzukommen ist, bedient man sich dazu häufig der Kugelbüchse; doch ist in den meisten Fällen die mit grobem Hagel geladene Doppelflinte, von etwas grobem Kaliber, hier noch besser an ihrem Platze. Oft sieht man, daß sie Landleute bei ihren Feldarbeiten, Hirten neben ihren Heerden, auch Frauenzimmer mit einem Korbe auf dem Rücken sich auf Schußweite, wenigstens für den Büchsenschuß, nahe kommen lassen, weshalb der Jäger eine dieser Verkleidungen annimmt, um sich ihnen soweit zu nähern, daß er einen wirksamen Schuß unter sie anzubringen vermag; hierbei darf er jedoch keinen der Kunstgriffe ausser Acht lassen, die man auch bei andern scheuen Vögeln anwendet, nämlich durch senkrechtes Ansichhalten des Gewehrs dieses verbergen und keine Bewegung damit machen, — nie gerade auf sie zu, sondern so gehen, daß er sich ihnen im Halbkreise von der Seite ganz allmählig nähere, — sie nicht starr ansehen, sondern den Schein annehmen, als bemerke er sie gar nicht, und nicht öfter als durchaus nothwendig, auch bloß seitwärts und verstohlen, nach ihnen hinblicken. Diesen und andere Kunstgriffe haben wir schon bei der Jagd der großen Trappen (Bd. VII. S. 42 bis 48.) genügend beschrieben und dürfen, Wiederholung vermeidend, darauf verweisen; sie sind alle auch auf die Jagd der Saatgänse anwendbar und zu empfehlen, und zwar, weil diese doch nicht ganz so schlau als jene sind, werden sie bei den Gänsen noch öfterer und sichrer zum Zweck führen.

Die Saatgänse halten zuweilen hinter dem Schießpferde oder hinter einem Ackerwagen aus, wenn die Annäherung mit gehöriger Vorsicht bewirkt wird. Auch die neunläufige Karrenbüchse würde anwendbar sein; wo diese aber nicht zur Hand ist, kann eine unterrichtete starke Person, den Schützen nebst seinem Gewehr lose in Stroh gepackt, auf einen Schiebkarren laden und ihn so auf Schußnähe zu den Gänsen fahren. Durch dieses Mittel lassen sich nicht allein die Gänse, sondern auch die weit scheuern Trappen auf freiem Felde leichter überlisten, als auf irgend eine andere Weise. Uibrigens gelingt es auch, sich einer im Aesen (weiden) begriffenen Gänseschaar auf einem Wagen genügend zu nähern, wenn dieser ein einspänniger Leiterwagen und obenher mit einem Verdeck von grauer Leinwand, das hinten und vorn offen sein kann, versehen ist, unter welchem sich Fuhrmann und Schütze verborgen halten. Wenn die Gänse gerade recht emsig mit dem Auflesen von Körnern beschäftigt sind, wie oft im Frühjahre auf frischbesäeten Aeckern, und man nicht gerade auf sie zufährt, gelingt dies auch wol im halbverdeckten (vorn offenen) Kutschwagen, wo Kutscher und Schütze hinten unter dem Verdecke sitzen müssen u. s. w. Uiberall gilt die Regel: daß, weil sie größere Thiere und Wagen, bei welchen sie keine Menschen sehen, am wenigsten fürchten, letztere also auf jede Weise sich vor ihren spähenden und mißtrauenden Blicken zu verbergen suchen müssen, wenn sie sich mit jenen nähern wollen. Der frei auf dem Pferde sitzende Reiter, in jeder Verkleidung, der freisitzende Lenker des Wagens erregen sogleich ihre Aufmerksamkeit, Mißtrauen und Furcht, wenn sie auch den Schein annehmen, als kümmerten sie sich nicht um die Gänse.

Will sie der gut versteckte Schütze, bei stürmischer und naßkalter Witterung auf dem Felde sich zutreiben lassen, so geschieht es wie bei voriger Art (S. 300.) schon angegeben ist. Wo das Terrain, auf welchem zur Zeit Schwärme von Gänsen lagern, von vielen trocknen Feldgräben durchschnitten wird, in denen sich mehrere sachkundige Schützen in weiter Entfernung von einander verborgen halten, so können diese, weil die Gänse bei solcher Witterung sehr unruhig sind, viel hin und her schwärmen und dabei sehr niedrig fliegen, ihnen vielen Abbruch thun, weil sie durch ihr Knallen einer dem andern zutreibt. Hat man die Richtung wie die Zeit ihres Strichs vom Felde zum Wasser, oder von diesem zu jenem abgemerkt, so sind sie da aus einem guten Versteck zu erlauern, doch, weil sie meistens zu hoch fliegen, nur für einen Büchsenschuß. Dies ist

auch die meisten Male der Fall, wo sie bloß zufällig vorüber fliegen, ausser zuweilen an feuchten und nebeligen Tagen. Sieht man auf dem Freien Gänse auf sich zukommen, so wird ebenfalls anwendbar, was an oben citirter Stelle bei den Trappen empfohlen wurde.

Das sicherste Mittel, mehrere zu erlegen, bleibt jedenfalls der Abendanstand, an und auf den Gewässern, wo sie zu Tausenden sich versammeln, einzufallen und Nachtquartier zu machen pflegen. Ihre in Menge in einzelnen kleinen Häufchen herumliegende Losung (Unrath) giebt meistens die Stelle genau, zum Theil auch ihre Anzahl, zu erkennen, wo sie ihr Hauptlager halten und übernachten. Nachdem man diese ausgekundschaftet hat, begiebt man sich gleich nach Sonnenuntergang, mit guten Wasserstiefeln angethan, dahin, wadet nach einem etwas dichten Binsen- oder Schilfbusche und nimmt Platz in demselben, freilich oft bis an die Kniee im Wasser stehend, und weil der Busch nie hinlänglich deckt, muß man, sobald sich die ankommenden Gänse von Weitem hören lassen, eine gebückte oder niederkauernde Stellung annehmen, in welcher man bis zu Ende des Anstandes auszuhalten hat. Um die Zeit der Dämmerung, wenn die Rebhühner ihren Abendruf hören lassen, kommen auch die Gänse an, die ersten Koppeln, die Avantgarde bildend, noch hochfliegend, kreisend und recognoscirend, erst nach und nach sich senkend; währenddem ist auch die Hauptarmee herangerückt, ein betäubendes Geschrei aus vielen tausend Kehlen begleitet die durstigen Schaaren, die theils schon ganz niedrig schwärmen, theils bereits koppelweise einfallen, rund um den Schützen, dem das anrückende Dunkel, in welchem auch die Gänse schlecht sehen, zu Statten kömmt. Jetzt erst, wo man gegen den Horizont nicht mehr 40 Schritt weit deutlich sehen, auf dem Wasser aber kaum auf die Hälfte dieser Entfernung Etwas unterscheiden kann, aber dichte verworrene Haufen im Fluge so nahe kommen, daß man glaubt, sie seien nur drei bis vier Flintenlängen entfernt, jetzt sucht man seine Doppelröhre auf den nächsten und dichtesten Haufen abzufeuern. Schrecklich ist die Wirkung des Feuers und Donners auch auf die nicht verletzten, und war vorher der Lärm schon unbeschreiblich, so ist er jetzt noch um hundert Mal ärger. Rasches Laden und neues Abfeuern, dieses vorzüglich, wenn mehrere Schützen weit genug von einander entfernt postirt waren, kann sich so in schneller Folge vier bis sechs Mal wiederholen, ehe die bestürzten Gänse wieder zur Besinnung kommen, um sich nach einem anderen Platze zu begeben, und ehe

es zum Schießen, oder vielmehr zum Aufsuchen der Erlegten, gar zu finster wird. Wir haben diese Anstandsjagd öfters auf solchen Revieren in unsern Brüchern veranstaltet, wo wir die Gänse vorher absichtlich nicht stören ließen, bis sie sich zu einer unglaublichen Anzahl angesammelt hatten, vielleicht zu mehr als einer Million angewachsen waren, so daß sie buchstäblich die Luft verfinsterten, wenn sie über dem Platze kreiseten, ein Oblongum von c. 4000 Schritt Länge und 2000 Schritt Breite, wo dann drei bis vier Schützen an einem Abende 20, ein Mal 24 Stück Gänse erlegten, u. s. w. Freilich sind die Nebenumstände bei solch einer Jagd keineswegs einladend; erst der Hinweg nach der Anstandsstelle, gewöhnlich im Mittelpunkte des Bruches, Viertelstunden weit tiefen Morast, Dick und Dünn, durchwadend; dann eine gute halbe Stunde lang im Wasser stehend, mit krummen Knieen und Rücken oder niedergekauert; dann das Aufsuchen der Erlegten bei ziemlicher Dunkelheit; und endlich der Rückweg aus dem Sumpfe und mit der Beute belastet, bei völligem Dunkel der Nacht; dies Alles ist im höchsten Grade anstrengend zu nennen. Man würde sich indessen die Sache sehr erleichtern, wenigstens das anhaltende Stillstehen im Wasser mit dem Bücken großentheils vermeiden können, wenn man an den besten Anstandsstellen wasserdichte, oben offene Tonnen so tief, daß sie nur etwa $1^1/_2$ Fuß über den Wasserspiegel heraus ragten, eingraben ließ, in welchen man dann trocknen Fußes stehen könnte, und, der Tiefe wegen, eine nicht zu lange Person sich auch wenig zu bücken brauchte. Lange vorher und auf die Dauer kann so Etwas doch nicht angelegt werden, weil der Wasserstand fast in jedem Jahr verschieden, dieser aber eine Hauptbedingung dabei ist. Frei stehende Hütten, zumal auf blankem Wasser, fürchten sie. Da sie, nach unsrer Erfahrung, bestimmt nicht winden, so kömmt auf die Richtung des Luftzugs beim Anstand nichts an. Jener ist aber sehr zu berücksichtigen, wo sie auf großen, freien Landsee'n übernachten wollen, in deren Mitte auffallen und sich in der Nacht allmählich vom Winde an ein sicheres Ufer treiben lassen, um da Schlafstellen zu finden. Hier liegen dann die Schützen vor dem Winde auf dem Bauche, von der Dämmerung bis oft nach Mitternacht, um dann unter die antreibenden Gänse am Rande des Wassers und mit dem zweiten Rohr im Aufsteigen Feuer geben zu können. — Zum schußrechten Ankriechen der Gänse am Tage gehört viel Ausdauer; es gelingt auch nur, wo die Gegend Unebenheiten, Wälle, trockne Gräben und andere aneinander hängende Vertiefungen dazu bietet.

Eine auf dem Felde bloß flügellahm geschossene Saatgans fängt gleich nach den ersten vergeblichen Versuchen sich zu erheben, wobei sie die Uebrigen von ihrer Koppel schreiend umschwärmen und nicht selten noch ein Schuß auf diese anzubringen ist, aus allen Kräften zu laufen an, den andern nach, oder, wo Wasser in der Nähe, diesem zu, so daß man sie nicht, ohne tüchtig laufen zu müssen, einholen kann. Auf dem Wasser schwimmt eine solche rasch und weit fort, verkriecht sich, wo es sein kann, bald tief im Schilfe und ist dann ohne guten Hund nicht leicht zu bekommen.

Ist man im Besitz einer gezähmten Saatgans, so kann solche als Lockgans dienen; sie muß aber gewöhnt sein, an einem Fuße ein Band zu leiden, weil sie damit an ein Pfählchen gefesselt werden muß, um in der Nähe der Erdhütte zu bleiben, in welcher sich der Schütze verborgen hat. Sie lockt, sobald sie Kameraden rufen hört, diese kommen herbei, umkreisen sie wenigstens nahe genug, um im Fluge geschossen werden zu können. Ist sie das Anbinden aber nicht gewohnt, so zerrt sie fortwährend an der Fessel und denkt an kein Locken.

Mit ausgestopften und lebenden Lockgänsen, neben welchen auch Futter gestreuet wird, sucht man sie in manchen Ländern auf für große Schlagwände eingerichtete Plätze zu locken, und wenn sich recht viele dahin gewöhnt haben, stellt man die Netze auf und fängt oft 20 bis 30 Stück auf einen Zug. Auch die großen Entenheerde mit einer großen Netzwand sollen zu diesem Fange taugen.

Sie auf ihren Lagerplätzen in den Feldern in Fußschlingen oder im Tellereisen zu fangen ist sehr unsicher und die Ausbeute zu gering.

Nutzen.

Das Fleisch oder Wildpret junger Saatgänse, in ihren ersten, allenfalls auch noch im zweiten Herbste ihres Lebens, giebt einen wohlschmeckenden, vortrefflichen Braten; es ist zart, mürbe und von einem schwachen, darum wol jedermann angenehmen, wilderigen Beigeschmack, ganz verschieden vom Geschmack des unsrer Hausgänse. Dagegen ist das Fleisch der Alten, bei dem jener Beigeschmack auch viel stärker, sehr zähe und trocken, wenn sie sehr alt, beides in so hohem Grade und so saftlos, daß es nur durch besondere Vorkehrungen, durch Baitzen in Essig, eine Zeit lang durch und durch gefriern lassen und andere Mittel kaum genießbar zu

machen ist oder in Pasteten taugt. Den wildernden Beigeschmack zu mildern, stopft man vor dem Braten die Bauchhöhle voll gelber Rüben oder Möhren, weil sie von jenem viel in sich saugen, auch die Brühe schmackhafter machen. Im Spätherbst, wenn die Saatgänse Körner und grüne Saat in Menge genossen haben, sind sie oft so fett wie eine gemästete zahme Gans, so daß man von einer einzigen zuweilen gegen 2 Kannen Schmalz bekömmt, das ebenfalls recht wohlschmeckend, aber etwas leichtflüssiger und von einer gelblichern Farbe ist als das von Hausgänsen.

Ihre Federn sind zum Ausstopfen der Polster, Kissen und Betten ganz vorzüglich; auch haben sie viele köstliche weiche, elastische, aber graue Dunen. Ihre Fittiche geben dauerhafte Flederwische, und die Schwingfedern die vortrefflichsten Schreibfedern, weil sie die der Hausgänse an Härte und Biegsamkeit weit übertreffen.

Schaden.

Wegen ihrer Menge und der Gewohnheit, alle Jahre wieder auf denselben Feldfluren sich Wochen und Monate lang aufzuhalten, thun sie an manchen Orten bedeutenden Schaden. Sie weiden im Herbst nicht nur die junge Saat, wo sie sich oft lagern, sehr bedeutend ab, sondern reißen davon auch, wenn der Boden weich, beim Abzupfen der Blätter viele Pflänzchen aus der Erde. Sie fressen viel und weiden deshalb den ganzen Tag fast ununterbrochen. Recht sichtbar wird das Abweiden, wenn etwas Schnee gefallen und vom Winde so verweht ist, daß die Saat nur stellenweise wieder frei davon wird, auf diesen bloßen Stellen. Auf die Felder, wo man sie am wenigsten störte, kommen sie alle Jahre und in verstärkter Anzahl wieder, so auch im Frühjahr auf die frischbesäeten Aecker mancher Feldfluren; und auch hier thun sie mitunter Schaden. Indessen kann dieser niemals so bedeutend werden, wenn man sie daselbst oft beunruhigt, hauptsächlich ihnen mit Schießgewehr nachstellt und fleißig, wenn auch nur blind, schießt. Freilich lagern sie sich, wenn man sie von dem einen Acker verscheucht wieder auf einem andern; wenn aber jeder Ackerbesitzer sie wegjagt, so müssen sie desto öfter von einem Acker zum andern wechseln und der Schade trifft nicht einen, sondern viele, und wird dadurch weniger empfindlich.

317.

Die Mittel-Gans.

Anser intermedius. *N.*

Taf. 288. Altes Männchen.

Isländische Bläſſengans; große Bläſſengans; Bläſſenſaatgans. Bruch's Saatgans. Bläſſenbuntſchnabel.

Anser Bruchii. Brehm, Naturgeſch. aller Vög. Deutſchlands. S. 841. (6.). Bloß junge Vögel beſchrieben. — Die von Bruch, Isis XXI. (1829.) Heft VII. S. 731 und 734. n. 1. kurz beſchriebene unbenannte Gans, und der auf beigefügter Tafel IX. Fig. 1. abgebildete Kopf derſelben, gehören, wegen bemerkter ſchwarzer Zeichnung des Schnabels, viel wahrſcheinlicher zu A. intermedius als zu A. albifrons, nämlich als Jugendkleid; mit Gewißheit läßt ſich ſolches freilich nicht behaupten. = *Anser albifrons.* Faber, Prodrom. der isländ. Ornith. S. 79.

Ich würde nicht gewagt haben, das letzte Citat zu dieſer Art zu ziehen, wenn ich mich dabei nicht auf des ſel. Faber's eigenen Ausſpruch ſtützen dürfte; denn dieſer erklärte, als ich ihm den erſten alten Vogel dieſer Art, welcher damals ſchon unter dem Namen: A. intermedius, in meiner Sammlung aufgeſtellt war, zeigte, ſogleich als er ihn erblickte und ehe ich ihm noch ſeine Meinung abfragen konnte, „dieſe und keine andere ſei die Bläſſengans Islands, die nämliche, welche er im Prodromus a. a. O. „als Anser albifrons beſchrieben habe; eine andere Art Bläſſengänſe ſei ihm auf jener „Inſel, ſo lange er dort verweilt habe, nicht vorgekommen."

Kennzeichen der Art.

Schnabel hellorangefarbig, an der Stirn und an den Ladenrändern nur etwas ſchwarz, mit weißlichem oder wenig geſchwärztem Nagel; Füße orangegelb. Im Flügel viel Aſchgrau, am meiſten am Oberrande und am Unterflügel; der Unterrücken ſchwarzgrau; die Flügelſpitzen erreichen das Schwanzende nicht. Alt: Mit großen ſchwarzen Flecken an der Bruſt, und mit drei etwas großen weißen

an und neben der Stirn, die aber nicht an den Scheitel reichen. Größe der Saatgans, oder kaum etwas kleiner.

Beschreibung.

Diese Gans, welche wir in jungen und alten Exemplaren selbst erlegt und in einzelnen Familien selbst beobachtet haben, steht in jeder Hinsicht in der Mitte zwischen der Ackergans und der Bläßengans, etwas weniger nahe der Saatgans; denn der Schnabelbau unsrer Mittelgans weicht von dem der letztern weit mehr ab als von dem jener beiden. Nicht allein in den Umrissen, sondern auch in der Färbung hat er große Aehnlichkeit mit dem der Ackergans, aber er ist, obgleich weniger gestreckt, doch nach vorn viel niedriger, flacher, überhaupt auffallend kleiner. Wenn Mancher vielleicht in Versuchung kommen sollte, sie für kleine Exemplare von dieser Art, durch Zufall im Wachsthum verkümmert, zu halten, dem würde zu entgegnen sein, daß unsere Mittelgans schon im Jugendkleide eine kleine weiße Blässe trägt, die selbst der jungen Bläßengans abgeht, so wie im ausgefärbten Kleide diese Blässe einen viel größern Umfang einnimmt, als bei der Ackergans jemals, wie denn diese Blässe andrerseits wieder nie den erreicht, den sie bei den nächstfolgenden beiden Arten einnimmt; und endlich, daß sie im ausgefärbten Kleide auf der Brust die Zeichnung der Bläßengänse trägt, nämlich die aus einer bald geringern, bald größern, im höhern Alter sehr großen Anzahl tiefschwarzer Federn zusammen gesetzte, von welcher sich aber an keinem einzigen Exemplare der Ackergans die leiseste Andeutung findet. Wer ferner unsere drei Arten, die Ackergans, die Mittelgans und die Bläßengans beisammen sieht, wenn auch nur ausgestopft, wird gewiß auch finden, daß sie mit der Bläßengans ebensowenig identisch sein kann. Sie ist größer, namentlich viel stärker gebauet, von einem gedrungenern oder schwerfälligern, um nicht zu sagen plumpern, Körperbau als diese, und hat dennoch verhältnißmäßig niedrigere Fußwurzeln, aber längere Zehen, und einen größern, auch weniger schlanken Schnabel, diesen mit Schwarz mehr oder weniger, im Alter sehr auffallend bezeichnet, eine Auszeichnung, von welcher sich bei der Bläßengans nie eine Spur findet. — Wollte man gar glauben, sie habe ihr Entstehen einer fleischlichen Vermischung von beiden genannten Arten zu verdanken, so steht diesem entgegen,

daß wenn es eine solche Bastardbrut gäbe, eine solche wol nur einzeln, aber nicht in Koppeln oder ganzen Familien vorkommen könnte.

Zur bessern Uibersicht der Größenverschiedenheit mögen hier noch die Maaße der fraglichen Gänsearten, und zwar der größesten Exemplare von jeder, neben einander stehen, mit Hinweglassen des Breitenmaaßes und des Verhältnisses der Länge der angeschlossenen Flügel zum Schwanzende, weil beides an Ausgestopften sich selten mit Sicherheit erkennen läßt.

	A. arvensis.	A. segetum.	A. intermedius.	A. albifrons.	A. minutus.
Länge	34 1/2 Zoll.	30 Zoll.	29 Zoll.	28 Zoll.	22 Zoll.
Flügellänge . . .	21 "	19 "	18 1/2 "	18 1/2 "	15 1/4 "
Schnabellänge . .	2 3/4 "	2 1/4 "	2 3/8 "	2 1/8 "	1 4/12 "
Schnabelhöhe . .	1 1/2 "	1 1/4 "	1 4/12 "	1 1/8 "	0 10/12 "
Schnabelbreite . .	1 1/8 "	1 1/12 "	1 2/12 "	1 "	0 10/12 "
Lauf	3 1/2 "	3 "	2 3/4 "	3 "	2 1/2 "
Mittelzeh mit Kralle.	3 11/12 "	3 5/12 "	3 1/8 "	3 2/12 "	2 1/2 "

Unsere Mittelgans hat also ohngefähr die Größe der Saatgans und ist, obgleich nicht nach den Maaßen, doch nach Umfang ihres Körpers, nach allen Theilen merklich größer, daher auch stets um 2 Pfund schwerer als die Blässengans. Ihre Länge ist 28 bis 29 Zoll; die Flugbreite 59 bis 60 Zoll; die Flügellänge 17 1/2 bis 18 1/2 Zoll; die Schwanzlänge 5 bis 5 1/4 Zoll, wovon die kleinern Maaße von einer Jungen, etwa im sechsten Lebensmonate, die größern von einem alten ausgefärbten Männchen genommen sind, von welchen ersteres volle 7, letzteres etwas über 8 Pfund wog, beide im wohlgenährten, doch nicht ganz fetten Zustande.

Die Spitzen der in Ruhe liegenden Flügel reichen nicht an das Ende des Schwanzes, sondern bleiben wenigstens 1 Zoll davon entfernt.

In ihrer Gestalt ähnelt sie der Saatgans, ist aber kaum so schlank, der Kopf wenigstens stärker; ihr Gefieder ungemein dick und dicht, am Halse in Riefchen gelegt, auf dem Mantel die einzelnen Federn sehr flach abgerundet (einem geraden Abschnitte sich

nähernd), deren helle Endkanten sich in Querbändern aneinander reihen, wie bei andern ächten Gänsen; auch die Schwingfedern, von welchen die erste nur 2 bis $2^1/_2$ Linien kürzer als die zweite ist, oder von denen die drei vordersten die längsten, die zweite die allerlängste, die Fahnen dieser beiden am letzten Drittheile plötzlich verschmälert (eingeschnürt), die andern Primarfedern allmählich zugespitzt, die gleichbreiten Secundarfedern am Ende schräg abgeschnitten, die allerletzten oder Tertiarfedern abgerundet sind. Der kurze Schwanz ist aus 16 Federn zusammengesetzt, wie bei andern Arten gestaltet, an den drei bis vier Paaren von der Mitte an von gleicher Länge, an denen nach aussen aber stufenweis an Länge abnehmend, so daß das äußerste $1^1/_2$ Zoll kürzer als eins der erstern, deshalb das Schwanzende abgerundet erscheint.

Der Schnabel ähnelt nach seiner Gestalt am meisten dem der Ackergans, ist aber verhältnißmäßig kleiner von Umfang; viel entfernter steht er dem der Saatgans; denn er ist vorn in der Nähe des Nagels stark niedergedrückt, sogar viel niedriger als der der erstgenannten, an der Wurzel aber höher und breiter als der durchaus mehr walzenförmige der letztern Art; an der Zahnung und überhaupt inwendig, nebst der Zunge, aber eben nicht auffallend verschieden. Gegen den der Bläßgans gehalten ist er weniger schlank oder stärker und auch breiter, also auch hinlänglich verschieden. Das ovale, 3 Linien lange, meist durchsichtige Nasenloch öffnet sich vorn nach unten in der sehr großen ovalen Nasenhöhle. Er war bei einer erwachsenen Jungen im Herbst 2 Zoll 2 bis 3 Linien lang, an der Stirn $1^1/_4$ Zoll hoch und 1 Zoll 1 Linie breit; bei einer Alten vom vordern Rande des Nagels bis zum Anfange der Stirnfedern in der Mitte $2^3/_8$ Zoll, bis an die Spitze eines der Stirnflügel $2^5/_8$ Zoll lang, an der Stirn 1 Zoll 4 Linien hoch und 1 Zoll $2^1/_2$ Linien breit.

Die Farbe des Schnabels im frischen Zustande ist bei den Jungen im ersten Herbst ziemlich einfach, gelblichfleischfarbig oder röthlichblaßgelb, der grauweiße Nagel am Ende schwarz gestreift, der untere fast ganz schwarz, die Unterkinnlade mit einem schwarzen Längestreif, welcher an dem einen Exemplar auf einer Seite weiter vorreicht, als auf der andern. Diese schwarze Zeichnung habe ich an den Schnäbeln junger Bläßgänse niemals gefunden. Bei der alten Mittelgans ist er noch viel bunter; auf einem hellorangerothen Grunde sind die beiden Stirnflügel oben an seiner Wurzel und dann die Wurzelhälfte der Unterkinnlade tief schwarz, am Rande des Oberschnabels, vom Nagel rück-

wärts ein Fleckchen, weiter zurück ein noch längerer Streif (beide oft in einen Streif zusammen geflossen) nur schwarzgrau oder mattschwarz; der Nagel gelblichgrauweiß; die Kinnhaut ganz orangeroth; der innere Schnabel blaßgelbroth, die Zunge fleischfarbig. Diese Farben verändern sich im Tode und nach völligem Austrocknen auf gleiche Weise wie bei den vorhergehenden Arten.

Das nach innen nackte Augenlidrändchen ist röthlichschwarzgrau, bei Alten etwas heller, von aussen aber grauweißlich befiedert; das Auge hat einen tiefbraunen Stern.

Die Füße sind nicht groß zu nennen, doch stämmig, an den Läufen niedriger, daher stärker aussehend als die der Saatgans, dabei aber die Zehen von derselben Länge wie bei dieser; die Krallen stark, wenig krumm, mit runder, schneidender Spitze, die der Mittelzeh mit vortretender scharfer Schneide auf der Seite nach Innen; die Haut an den Füßen und zwischen den Zehen ebenso genarbt wie bei den nächstverwandten Arten. Am Unterschenkel, vom Fersengelenk aufwärts, aber dieses nicht dazu gerechnet, ist, wie bei jenen, kaum $^1/_2$ Zoll unbefiedert; der Lauf $2^3/_4$ bis 3 Zoll; die Mittelzeh, mit der $^1/_2$ Zoll langen Kralle, $3^1/_8$ bis $3^1/_4$ Zoll; die Hinterzeh, mit der 3 bis 4 Linien langen Kralle, 10 Linien bis $^7/_8$ Zoll.

Die Farbe der Füße ist lebhaft orangefarbig, bei den Jungen bleicher, besonders an den Schwimmhäuten und Sohlen; die der Krallen gelblichgrau, an den Spitzen in Braunschwarz übergehend, wovon jedoch die der äußern und hintern Zeh ausgenommen sind, die eher ins Weißlichere übergehen; bei den Jungen braunschwärzlich mit weißen Streifen auf dem Rücken, die der Innenzeh fast ganz grauweiß. Nach dem Austrocknen wird die Farbe der Füße in ein schmuziges Braungelb oder hellgelbliche Hornfarbe verwandelt.

Wir sahen von dieser Art nur das Jugendkleid im Herbst, wenn bereits die Mauser zu beginnen angefangen, wo dann ein am 15. October 1833 erlegtes Männchen, von demselben Jahr, folgende Farben und Zeichnungen trug *). An der Schnabelwurzel und dem Anfang der Stirn steht eine kleine, nur 4 Linien breite, weiße Bläße, an den Seiten des Schnabels nur ein ganz schmaler

*) Es thut mir sehr leid sagen zu müssen, daß dieses Stück durch bösen Zufall meiner Sammlung entzogen wurde, ehe ich eine Abbildung davon nehmen konnte, daher leider auch hier keine zu geben im Stande war, weil ich später ein ähnliches nicht mehr erhielt.

weißer Strich, am Kinn nichts Weißes; hinter der Bläſſe iſt das Gefieder braunſchwärzlich und verliert ſich ohngefähr $^1/_2$ Zoll breit in das ſehr dunkele Braungrau des Scheitels, das an den Kopfſeiten ein wenig lichter wird. Der Hals braungrau, auf der Gurgel blaſſer als am Nacken, am Kropfe ſtark mit Grauweiß gewölkt; Oberrücken, Schultern und die Mitte des Oberflügels dunkelerdbraun, vor den, mehr als bei den Alten, zugerundeten Federenden am dunkelſten, dann mit bräunlichweißen Endkanten; Unterrücken und Bürzel ſchwarzbraun, mit lichtern Federkanten; eine breite Einfaſſung des letztern, Bauch und Unterſchwanzdecke weiß; die Bruſt weiß, graulichweiß geſchuppt und auf der einen Seite derſelben ſchon mit einigen neuen ganz ſchwarzen Federn vermiſcht (Anfang des folgenden Kleides); die Bruſtſeiten an den Tragefedern in Dunkelbraungrau, mit bräunlichgrauweißen Federkanten (ohne weißen Seitenſtreif) übergehend; der Flügelrand und Unterflügel aſchgrau; das Uibrige des Flügels und der Schwanz wie bei der Alten, das Gefieder nur weniger ausgebildet und ſeine Färbung matter. Von den Jungen der beiden folgenden Arten, unterſcheidet ſich die gegenwärtige ſogleich durch den größern Schnabel und die weiße Bläſſe; letztere fehlt nämlich jenen Jungen ganz. Die Farbe des Schnabels, Augenſterns und der Füße iſt oben ſchon beſchrieben.

Zum Beſchreiben des ausgefärbten Kleides haben wir ein ſelbſterlegtes, ſchönes altes Männchen vor uns, von dem auch unſere Abbildung (Taf. 288.) entnommen wurde. Auch von ihm ſind Farbe und Zeichnung des Schnabels und andrer nackten Theile bereits beſchrieben. Die Färbung ſeines Gefieders iſt im Ganzen heller und grauer als bei der Acker- und Saat-Gans, faſt wie bei der Grau-Gans. Vor der Stirn an der Schnabelwurzel ſteht eine mond- oder nierenförmige, 5 Linien hohe und $^7/_8$ Zoll breite weiße Bläſſe, jederſeits an den Zügeln, dicht am Schnabel, ein anderes, ſchmäleres, weißes Mondfleckchen, am Kinn ein kleines, weißes Dreieck; alle dieſe vier Flecke ſind deutlich begrenzt und von einander getrennt. Zunächſt dieſen weißen Bläßflecken herrſcht ein dunkleres Erdgrau, als weiterhin auf dem Scheitel und an den Seiten des Kopfes; dieſer und der ganze Hals ſind licht erdgrau, nur zwiſchen den Halsriefchen etwas dunkler, an den Spizzen ihrer Federn aber wieder gelichtet, an der Halswurzel dunkel und hell erdgrau gewölkt oder ſanft geſchuppt; Oberrücken und Schultern ſehr dunkel graubraun, mit aus dem Bräunlichen in trübes Weiß übergehenden Endkäntchen, welche ſich, wegen der wenig

gerundeten Federenden, als lichte Querreihen bänderartig gestalten; Unterrücken und Bürzel einfarbig bräunlichschwarzgrau; die Oberschwanzdecke rundherum oder in Hufeisengestalt, nebst der ganzen Unterschwanzdecke und dem Bauche rein weiß. Auf der Gurgel ist das helle bräunliche Grau noch lichter als am Nacken, am Kropfe stark mit Grauweiß gewölkt, dies noch mehr an der Oberbrust; es geht an der Unterbrust in noch weniger getrübtes Weiß über, ist hier aber mit vielen, bei Haufen stehenden, kohlschwarzen Federn vermischt, daher die Brust auf weißem, schwach graulich gewölktem Grunde große schwarze Flecke zeigt; die Tragefederpartie dunkel graubraun, mit bräunlichweißen Endkanten und weißen Seitenkanten der obern Federn, daher ein langer schneeweißer Streif am Flügel entlang läuft; die Befiederung am Unterschenkel graulich gewölkt. Achsel und Flügelrand sind licht aschgrau mit bräunlichweißen Federsäumchen; die kleinen Deckfedern des Oberflügels hellaschgrau, spitzewärts bräunlich, mit schmutzigweißen Endkäntchen; die mittlern Deckfedern graubraun mit bräunlichweißen Endkanten; die großen Deckfedern dunkelgraubraun, nach aussen in Aschgrau übergehend, mit weißem Seitensaum und breiter weißer Endkante; die hintern Schwingen wie die großen Deckfedern, doch ohne breite Endkanten; die mittlern oder Secundar-Schwingen schwarz, sehr zart weiß gesäumt; die Primarschwingfedern aschgrau, an den Enden in Schwarz übergehend, alle mit weißen Schäften; die Fittichdeckfedern und Daumenfedern hell aschgrau; der Unterflügel an den kleinen Deckfedern hell aschgrau, an den großen aschgrau, die Schwingen unten schwarzgrau, mit weißen Schäften. Die Schwanzfedern sind schwärzlichbraungrau, schmal weiß gesäumt, mit großen weißen, $^1/_2$ Zoll breiten Endkanten, das Weiß nach aussen zunehmend und an dem äußersten Paar eine sehr breite Aussenkante und Spitze bildend; die Unterseite des Schwanzes meistens weiß.

Das beschriebene Männchen, aus mehrern der Art, eine Koppel oder Familie bildend, herabgeschossen, scheint nicht zu den ältesten gehört zu haben, indem wir später ein Mal solche sahen, in denen sich Individuen befanden, deren Brüste fast ganz mit Schwarz übergossen schienen, so daß dies schon in weiter Ferne und das wenige Weiß dazwischen nur wie Adern in die Augen fiel. Diese Art mag daher im höhern Alter ausserordentlich viel Schwarz an der Brust bekommen und hierin den beiden folgenden gleich kommen oder sie gar noch übertreffen.

Aufenthalt.

Diese von den übrigen gewiß als Art verschiedene Gans wurde vor 20 Jahren, in dem ebenbeschriebenen alten Individuum, von uns erlegt, als es mit den ihr zugehörigen Familiengliedern eines Abends auf ein Wasser einfallen wollte. Seitdem haben wir, namentlich mein mittler Bruder, noch einige Mal kleine Koppeln von diesen Gänsen gesehen und auch vor 8 Jahren das oben beschriebene Männchen im Jugendkleide aus einer solchen erlegt. Daß sie Faber, als er sie in meiner Sammlung sahe, auf den ersten Blick und ohne vorher von mir darauf aufmerksam gemacht, für die einzige Blässengans ansprach, welche ihm auf Island vorgekommen sei, ist schon oben gesagt. Nach ihm ist sie den ganzen Sommer dort, um daselbst zu nisten und ihre Jungen auszubrüten, wandert aber im Herbst von der Insel weg und kehrt erst im Frühjahr wieder dahin zurück.

Bei uns bemerkten wir sie im October, wo sie sich in kleinen, abgesonderten Gesellschaften den größern Schaaren der Saatgans anschloß, mit diesen unsere Fluren und Gewässer besuchte, und sich hierin nicht von dieser unterschied. Sie muß bei uns allerdings zu den sehr seltenen Vögeln gehören, weil wir sie in einem Zeitraume von fast einem Vierteljahrhundert nur ein paar Mal bemerkten, auch nicht erforschen konnten, ob sie in andern Gegenden Deutschlands öfterer vorkomme. Im Frühjahre verschwindet sie aber wieder mit den Saatgänsen aus unsern Umgebungen.

Eigenschaften.

Da wir nur wenige Koppeln oder Familien von dieser Art zu beobachten Gelegenheit hatten, so können wir über ihr Betragen nicht viel mehr sagen, als daß sie darin der Saatgans sehr ähnlich sei. Auch in der Gestalt ähnelt sie dieser sehr, doch ist sie von etwas gedrungnerem Körperbau, und dies, nebst den kürzern Flügeln, macht, daß sie kleiner zu sein scheint. Hieran ist sie vom Kenner schon in der Ferne von jener Art zu unterscheiden, zumal wenn sie mit dieser fliegt.

Sie mischt sich zwar nicht unter die Saatgänse, hält sich aber gern in deren Nähe auf, sowol vereinzelt als in kleinen Gesellschaften, fliegt leicht und schön, zur Seite der Heere von jenen oder hinten nach, läßt sich auf gleiche Weise mit ihnen auf den Feldern, in Brüchern, auf Landsee'n und andern Gewässern nieder, und zeigt auch hierin keine sehr auffallenden Verschiedenheiten. Der Trieb zum geselligen Beisammensein scheint bei ihr so stark wie bei andern Arten und es giebt des Lockens viel, wenn sich eine zufällig von den Ihrigen abgesondert hat. Obgleich furchtsam und vorsichtig genug, scheint sie doch beides nicht in so hohem Grade zu sein als jene Art, mit welcher sie übrigens die Regelmäßigkeit des Fluges, wenn sein Ziel entfernter liegt, gemein hat.

Auch ihre Stimme hat im Allgemeinen viel Aehnlichkeit mit der der Saatgans, doch weicht sie andrerseits auch wieder so bedeutend ab, daß es dem Kennerohr leicht genug wird, sie daran von jener zu unterscheiden. Der Hauptlockton klingt sehr eigenthümlich, bald wie Knängenäng, bald wie Kningening, jenes wol vom Männchen, dieses vom Weibchen; aber sie lassen sich gar nicht oft hören, in einer kleinen Gesellschaft nur immer eine Einzelne, jene Sylben höchstens zwei Mal nach einander; auch an den allgemeinen Versammlungsorten halten sie nie so lebhafte und überlaute Gespräche als die Saatgänse. Von denen der Bläßengänse sind diese Töne ebenfalls sehr verschieden; man möchte sie klangreicher nennen, jene dagegen abgebrochener, stammelnder.

Nahrung.

Wie die vorhergehende Art scheint auch diese nur von Vegetabilien zu leben, von Körnern, grüner Saat, zarten Gras- und Schilfspitzen, Rohr- und Binsenwurzeln, wobei der geöffnete Magen auch immer noch eine gute Partie groben Sand, kleine Steinchen und Erde enthält.

Im Herbst hält sie sich den Tag über auf Stoppeläckern, besonders solchen, welche Hafer oder Gerste getragen, späterhin der grünen Saat auf, hier, um die grünen Blätter derselben zu genießen, dort, um die ausgefallenen Körner aufzulesen. Im Frühjahr liegt sie mehr in den Brüchern, wenn ihr anhaltendes Thauwetter gestattet, die Wurzeln der Sumpf- und Wasserpflanzen zu benagen und auszugraben, zumal wenn auch junges Grün dort hervorkeimt,

um dieses abzuweiden. Sie wühlt auf überschwemmten Wiesen auch oft den Boden auf, um zu den Pflanzenwurzeln zu gelangen, ein Nahrungsmittel, das ihr, wie auch den beiden folgenden Arten, ganz vorzüglich zuzusagen scheint. Wie die Saatgänse, und oft mit diesen, fliegt sie im Herbst zwar alle Abend zum Wasser, um auf ihm zu übernachten, oft hält sie aber auch nicht den ganzen Tag auf dem Trocknen aus und wechselt mehrmals von diesem zu jenem und zurück, ehe es Abend wird. Dieses von dem jener verschiedene Benehmen scheint darauf hinzudeuten, daß eine verschiedene Lebensweise und eine größere Mannichfaltigkeit der Nahrungsmittel es bedingen mögen.

Fortpflanzung.

Wenn Faber's Blässengans, welche derselbe auf Island beobachtete, identisch mit unsrer Mittelgans ist, so ist sie meistens nur auf die südlichen Theile dieser Insel beschränkt, kömmt dort mitten im April an, treibt sich bis gegen die Mitte des Mai auf den Feldern umher und sucht nun ihre Brüteplätze auf den Wiesen, in der Nähe von süßen Wassern. Mitten in diesem Monate soll man daselbst ihre Eier, 4 bis 6 an der Zahl, in einem Neste finden, die nach den Exemplaren, welche ich von Faber selbst erhielt, um ein Bedeutendes kleiner, auch kürzer geformt, als die der Graugans sind, und eine etwas grobkörnige Schale von schmutzigweißer, etwas in's Olivengrünliche spielender Farbe haben. Uibrigens sind sie wenig kleiner, als die von ebendaselbst, durch denselben Forscher, erhaltenen Eier der unter dem Namen: Anser segetum (a. a. O.) beschriebenen Gänseart, die wir aber mit unsrer Gans dieses Namens nicht für identisch halten. Faber sagt ferner, daß sie beim Neste und den Eiern ihre sonstige Furcht vor den Menschen sehr mäßige und zischend um die Eier laufe; daß die Jungen zu Ende des Juni noch klein wären, gegen Ende des August aber flügge und mit den Alten familienweis auf süßen Gewässern angetroffen würden.

Feinde.

Wir wissen nicht, daß sie ausser denen der Saatgans noch besondere oder eigenthümliche habe.

Jagd.

Wir fanden sie nicht so scheu als die oben erwähnte Art; doch würde sie immer noch schwer genug zu erlegen sein, wenn man sie am Tage an gleichen Orten mit jenen anträfe und mit ihnen beschleichen wollte, weil sie den Saatgänsen, sobald diese den Zeitpunkt zur Flucht ersehen, auch sogleich folgt. Träf man sie für sich allein an, so möchte sie leichter zu beschleichen sein. Wir haben sie jedes Mal zufällig auf dem Abendanstande am Wasser erlegt, wo wir nach jenen uns angestellt hatten.

Nutzen.

Ihr Fleisch giebt einen sehr wohlschmeckenden Braten, zumal das der Jungen, und ist auch oft recht feist. Der sogenannte wilderichte oder wildernde Beigeschmack ist aber etwas bemerklicher als bei dem der vorigen Art. Ihre Federn sind ebenso nutzbar wie von dieser.

Schaden.

Da sie nirgends sehr häufig zu sein scheint, so wird sie den Saatäckern oder überschwemmten Wiesen, theils durch Abweiden, theils durch Herausreißen der Pflanzen, wo die häufigern Arten oft wegen ihrer Menge schaden, auch schwerlich nachtheilig werden.

318.

Die Bläſſen-Gans.

Anser albifrons. *Bechst.*

Taf. 289. { Fig. 1. Altes Männchen.
Fig. 2. Männliches Jugendkleid.

Bläßgans; mittlere Bläſſengans; weißſtirnige —, mittlere weißſtirnige Gans. Lachgans, lachende Gans. Polniſche Gans; Helſinggans; wilde Nordgans. — Kolgans; (Trappgans) Seegans.

Anser albifrons. Bechſtein, Naturg. Deutſchlds. 2. Aufl. IV. S. 898. (n. 272.) = *Anser albifrons.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 509. n. 64. = Lath. Ind. II. p. 842. n. 27. = Retz. Faun. suec. p. 116. n. 71. = *Anser septentrionalis sylvestris.* Briss. Av. VI. p. 269. n. 3. = *Anser albifrons.* Nilsson, Orn. Suec. II. p. 242. n. 249. (p. 244. Beſchrbg. des Jugendkleides.) = *L'Oie rieuse.* Buff. Ois. IX. p. 81. — Edit. d. Deuxp. XVII. p. 95. = *Oie rieuse* ou *a front blanc.* Temm. Man. nouv. Edit. II. p. 821. et IV. p. 518. (ici le jeune.) = *White-fronted Goose.* Lath. Syn. VI. p. 463. n. 22. — Uiberſ. v. Bechſtein. III. 2. S. 403. n. 22. = Penn. aret. Zool. II. S. 548. n. 476. — Uiberſ. v. Zimmermann, II. S. 509. u. 394. = *Oca lombardella.* Stor. deg. Uce. V. tav. 560. = Savi, Orn. tosc. III. p. 179. = *Kolgans.* Sepp. Nederl. Vog. III. t. p. 207. = Bechſtein, Orn. Taſchenb. II. S. 422. = Wolf und Meyer, Taſchenb. II. S 555. = Meyer, Vög. Liv- u. Eſthlands. S. 259. = Meisner u. Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 308. n. 272. = Brehm, Lehrb. II. S. 774. = Gloger, Faun. Schleſ. S. 55. n. 246. = Hornſchuch u. Schilling, Verz. d. V. Pommerns. S. 19. n. 253. = V. Homeyer, Vög. Pommern's, S. 71. n. 233. = Landbeck, Vög. Würtembgs., S. 74. n. 260. = Gr. Keyſerling u. Blaſius, Wirbelth. Europ. I. S. 223. n. 385. = Naumann's, Vög., alte Ausg. III. S. 251. Taf. XLIII. Fig. 62. Männchen im Frühlinge.

Kennzeichen der Art.

Schnabel hellorangefarbig, ganz ungefleckt, mit weißlichem Nagel; Füße orangegelb; oberer Flügelrand und Unterflügel reinaſch-

grau; Unterrücken ſchwarzbraungrau. Alt: mit ſehr großem weißen, ſchwärzlich begrenztem Stirnfleck, welcher bis auf den Vorderſcheitel reicht, und dichtſtehenden, großen, ſchwarzen Flecken auf der Bruſt. Jung: Mit gelbem Schnabel, ohne weiße Bläſſe, und ohne ſchwarze Flecke an der Bruſt. Die Flügelſpitzen reichen bis an das Schwanzende. Größe der männlichen Biſamente (Anas moschata, L.).

Beſchreibung.

Die Bläſſengans iſt, gegen die Mittelgans gehalten, von einer viel ſchlankern Geſtalt; ſie hat ſchwächere Gliedmaaßen, iſt daher, beim Vergleich der Größe beider, weniger in den Maaßen als nach dem Volumen ihres Körpers verſchieden. Dies läßt ſich von allen Körpertheilen, auch vom Schnabel und den Füßen ſagen; der erſtere iſt indeſſen, obgleich ſchmäler, ſchlanker, dünner, überhaupt kleiner, doch am vordern Theil, gegen den Nagel weniger niedergedrückt; ebenſo ſind verhältnißmäßig die Läufe länger, die Zehen aber kürzer als bei der Vorhergehenden. Die ſchlankern Verhältniſſe in den Flügeln machen, daß ihre Spitzen, wenn jene in Ruhe liegen, ſtets weiter hinaus und bis an das Ende des Schwanzes reichen; ſie ſtehen aber, dieſem entgegen, wieder im umgekehrten Verhältniß zur folgenden Art, bei welcher ſie über das Schwanzende hinaus ragen. Daß ſie eine zwiſchen der vorhergehenden und folgenden mitten inne ſtehende und von beiden verſchiedene Art bildet, leidet keinen Zweifel, weil ſie auch im Betragen und der Lebensart, ſoweit dieſe bekannt ſind, genugſam abweicht. Indeſſen, ob unſere Bläſſengans nicht außerdem in zwei verſchiedene Arten zerfalle, laſſen wir dahin geſtellt, da mindeſtens die aus Nordamerika uns zugekommenen Bläſſengänſe nach allen Theilen größer und von einer noch ſchlankern Geſtalt zu ſein ſcheinen, in ſo weit nämlich ſo etwas an todten Bälgen ſich erkennen läßt. Ich ſtelle daher dieſe Meinung vor der Hand auch nur als Vermuthung auf.

In der Größe ſteht unſre Anser albifrons zwiſchen A. intermedius und A. minutus in der Mitte, und wenn die ältern männlichen Exemplare, dem Rumpf nach, ohngefähr die Größe einer männlichen Biſamente (Anas moschata) erreichen, ſo überſteigt ſie bei den jüngern, — die längern Extremitäten abgerechnet, — die eines ſtarken Hausentrichs um nicht Vieles, ſo daß die Größe ſolcher von unſrer Art mit den größeſten Exemplaren der folgenden

verglichen, bisweilen die Grenze unſicher machen würden, wenn man zum Unterſcheiden beider nicht auf andere conſtantere Verſchiedenheiten, im Bau des Schnabels, der Füße und andrer Körpertheile mit mehr Sicherheit zählen dürfte.

Die Länge dieſer etwas kleinen Gans iſt, an friſchen Exemplaren gemeſſen, bei Alten: 26 bis 28, äußerſt ſelten bis 29 Zoll; die Flugbreite 56 bis 59 Zoll; die Flügellänge (vom Bug zur Spitze) $16^1/_2$ bis 18 Zoll; die Schwanzlänge $4^5/_8$ bis $4^7/_8$ Zoll, wovon die kleinern Maaße immer den Weibchen, die größern den Männchen zukommen. Bei Jungen im erſten Lebensherbſte iſt die Länge ſelten über 2 Fuß oder 24 Zoll, die Breite 4 Fuß $6^1/_4$ Zoll oder $54^1/_4$ Zoll; die Flügellänge $15^1/_4$ Zoll; die des Schwanzes $4^1/_4$ Zoll.

Das Gefieder iſt wie bei andern naheverwandten Arten beſchaffen, am Halſe ebenſo in Riefchen gelegt, u. ſ. w. Die Schwingfedern ſind auffallend breiter, auch ſtumpfer zugeſpitzt als bei der Zwerggans, die vorderſte 6 bis 7 Linien kürzer als die folgende, dieſes die längſte von Allen; die Spitzen der ruhenden Flügel mit dem Schwanze von gleicher Länge. Die Schwanzfedern, 16 an der Zahl, — nur ein Mal bei einer Jungen, unbezweifelt zu dieſer Art gehörend, 18 Stück, — ſind von gleicher Geſtalt wie bei andern ächten Gänſen, die 3 bis 4 mittlern Paare von gleicher Länge, die äuſſern ſtufenweis, das äußerſte Paar 1 Zoll kürzer, weshalb das Ende des Schwanzes ſtark abgerundet erſcheint.

Der Schnabel ähnelt in ſeinen Umriſſen am meiſten dem der Graugans, da er nach vorn weder ſo niedergedrückt als bei der Mittelgans, darum an der Stirn aber wieder erhabener als bei der Saatgans erſcheint, dagegen aber nach vorn ſtärker eingeſchnürt iſt und am Obertheil weniger übergreifende Ränder hat als der der Zwerggans, welchen er an Größe auch weit übertrifft. Weder die Geſtalt des Nagels, der Zahnung und der Zunge, noch der Naſenhöhle mit dem durchſichtigen Naſenloch, möchten Abweichungen bieten, deren Beſchreibung man nicht auch auf die andrer Arten beziehen könnte, die aber hinſichtlich der folgenden in einem viel größern Maaßſtabe erſcheinen. Die Länge des Schnabels alter Vögel iſt meiſtens 2 Zoll, ſelten bis $2^1/_8$ Zoll; ſeine Höhe an der Stirn auch von 1 bis zu $1^1/_8$ Zoll; ſeine Breite hier ſelten etwas über 1 Zoll. Bei den erwachſenen Jungen iſt er etwas kürzer, und mißt nur an den Seitenflügeln der Stirn volle 2 Zoll, in der Mitte aber 2 Linien weniger; ſeine Höhe iſt dann auch nur 11 Linien, ſeine Breite 9 Linien.

Die Färbung des Schnabels iſt eine ſehr einfache. Er iſt gewöhnlich blaß, jedoch rein, gelbroth oder orangeroth, ohne Schwarz, — und jene Farbe geht bei alten Vögeln durch Fleiſchfarbe mehr oder weniger in Roſenroth, oft in eine recht ſchöne Roſenfarbe über, dieſe iſt jedoch nur bei lebenden Individuen bemerkbar, oder auffallend, weil ſie nach dem Ableben bald in Orangefarbe verwandelt wird. Ich ſahe ein lebendes Päärchen auf der Pfaueninſel bei Potsdam, an dem dieſe ſchöne Schnabelfarbe auch über die nackten Fußtheile verbreitet war, und dieſen ſchön bunten Gänſen noch zur beſondern Zierde gereichte. Der Nagel iſt ſchmutzig weiß, oder weiß, am Ende in Grau übergehend; ſtets ohne Schwarz. Bei den erwachſenen Jungen hat der Schnabel eine röthlichochergelbe Farbe, der ſchmutziggelblichweiße oder bräunlichweiße Nagel nach hinten und der Unterſchnabel an den Seitenrändern einen ſchmutzigbraunen Anſtrich. Inwendig iſt der Schnabel etwas blaſſer als von auſſen, die Zunge gelbröthlichweiß oder blaß fleiſchfarbig. Im Tode geht die Farbe des Schnabels aus dem Orangefarbenen mehr ins Rothe über, wird aber nachher düſterer und endlich, wenn er ausgetrocknet, weißlich horngelb; der Nagel bleibt weißlich.

Der Augenſtern iſt tief braun; die Augenlider nach auſſen weißlich befiedert, am ſchmalen innern Rändchen bloß nackt, rothgelblich oder auch nur rothgrau.

Die Füße haben, im Vergleich mit denen der vorigen Art, ſchlankere oder höhere Läufe und kürzere Zehen, daher etwas kleinere Schwimmhäute. An der kleinen, etwas über dem allgemeinen Zehenballen eingelenkten Hinterzeh iſt die Sohle von beiden Seiten ſo ſtark zuſammengedrückt, daß die Zehe ausſieht, als ſei ſie belappt, dies jedoch nicht ſo auffallend wie bei vielen der Entenfamilie, welche ſich hierdurch von den gewöhnlichen Enten unterſcheidet. Die weiche Haut der Füße iſt, wie bei andern dieſer Gänſefamilie, netzförmig, vorn gröber, hinten feiner, genarbt, die Zehenrücken geſchildert, die Sohlen warzig; die Krallen ziemlich ſtark gekrümmt, vorn abgerundet, aber ſcharfrandig und die der Mittelzeh mit nach Innen ſtark vortretender Schneide. Uiber der Ferſe iſt die Nacktheit ſo gering, daß ſie, das halbe Gelenk jener dazu genommen, nur $^1/_2$ Zoll mißt; die Länge des Laufs (mit der andern Hälfte jenes Gelenks) iſt 3 Zoll; die der Mittelzeh, mit der 6 Linien langen Kralle, ebenſo, auch manchmal bis 2 Linien länger; die der Hinterzeh, mit der 3 Linien langen Kralle, 9 bis 10 Linien. Bei Jungen dieſer Art

mißt der Lauf gewöhnlich nur $2^3/_4$ Zoll; die Mittelzeh ebenſoviel, wovon auf die Kralle 4 Linien abgehen; die Hinterzeh ſammt der Kralle 9 Linien.

Die Farbe der Füße iſt ein lebhaftes Rothgelb, nur an den Fußſohlen etwas lichter, dieſe Farbe aber in der Begattungszeit bei recht Alten in Roſenfarbe übergehend; die der Krallen hornweiß, an den Spitzen in Braunſchwarz übergehend. Bei den Jungen haben ſie eine ſchmutzigere und bleichere Färbung, die weichen Fußtheile eine düſter ochergelbe, faſt roſtgelbe, die Krallen eine dunkelhornbraune, mit weißlichen Spitzen. Wenn die Füße vertrocknet, wie an Ausgeſtopften, wird ihre Farbe eine dunklere oder lichtere braungelbliche Hornfarbe.

Von den allererſten Ständen dieſer Art iſt nichts bekannt, wol aber vom Jugendkleide an. Wir haben mehrere Exemplare in dieſem erlegt, und geben hier die Beſchreibung eines ſolchem (geſchoſſen am 24ſten Oct.), bei dem ſchon die Mauſer begonnen, in mehrern neuen Federn der Tragfederpartie, auch am Kinn, wo einige weiße Federchen den Anfang des ſpäter erſcheinenden weißen Fleckchens andeuten. Die Junge dieſer Art iſt nicht allein bedeutend größer als die der folgenden, ſondern auch ihre Farben weit hellere, beſonders am Kopfe und Halſe; ohne eine weiße Bläſſe zu haben, iſt ihre Stirn heller grau als der Oberkopf, bei der folgenden iſt es umgekehrt und das Gefieder zunächſt der Schnabelwurzel am dunkelſten. Die Farben des Schnabels und der Füße ſind ſchon beſchrieben; der Kopf und das in Riefchen gelegte Halsgefieder gelblichroſtgrau, ins Bräunliche ſpielend, die Stirnſeiten und der Hinterſcheitel am dunkelſten, in der Kropfgegend mit ſehr lichtem Grau gewölkt; die Bruſt weiß, mit mattem Grau zart geſchuppt; die Bruſtſeiten dunkelgrau, an den Federenden dunkelgraubraun, mit bräunlichweißen Kanten, aber ohne einen weißen Längeſtreif an der Tragfederpartie; die Schenkel düſter aſchgrau; Bauch, Unterſchwanzdecke, Bürzeleinfaſſung, Schwanzkante (an den Seiten und am Ende) rein weiß; die Mitte des Bürzels und der ganze Unterrücken ſehr dunkel faſt ſchwarzbraun, mit etwas lichtern Federkanten; Oberrücken und Schultern dunkelbraun, mit weißbräunlichen Federkanten, ſo auch die Flügeldeckfedern, aber die kleinern dieſer mit vielem Aſchgrau übergoſſen, auch die Reihe der größten weniger dunkel, dieſe mit trübeweißen Spitzen, welche einen ſchmalen weißen Querſtreif über den Flügel bilden; Schwing- und Schwanzfedern wie bei den Alten, nur etwas matter. — Beide Geſchlechter unterſcheiden

sich in der Farbe nicht, auch in der Größe und Gestalt wenig, indem das stets kleinere Weibchen zugleich einen etwas kleinern Kopf und kürzern Hals hat, diese geringen Verschiedenheiten aber nur bemerklich werden, wenn man Männchen und Weibchen miteinander vergleichen kann.

Vom Spätherbst bis zum nächsten Frühjahr legen diese jungen Gänse das Jugendkleid ab und bekommen dann ein dem ausgefärbten ziemlich ähnliches, oder unterscheiden sich von den ältern bloß durch den geringern Umfang der weißen Blässe und durch weniger schwarze Federn auf der Brust, wodurch diese sparsamer gefleckt erscheint.

Im dritten oder vierten Jahr ist die weiße Stirnblässe schon ganz ausgebildet; sie reicht von der Schnabelwurzel aber nur bis gegen einen Zoll hoch gegen den Scheitel hinauf (lange nicht so hoch als bei der folgenden Art), und zieht sich an beiden Seiten des Oberschnabels schräg gegen die Mundwinkel herab; am Kinn steht ein dreieckiges weißes Fleckchen. Diese weißen Flecke um die Schnabelwurzel sind scharf begrenzt oder eingefaßt mit Schwarz, zu fast 6 Linien breit, dieses allmählig in die hellbraungraue Kopffarbe übergehend, die am Halse etwas in's Rostgelbliche fällt, zumal an den Spitzen der Federn, welche sich in Riefchen legen; Oberrücken, Schultern und die Tragfedern an den Brustseiten schwarzbraungrau, mit hellbraunen, ins Weißliche übergehenden Kanten, und an den letztern mit einem hellweißen Streif längs dem Flügel; Unterrücken und Bürzel matt bräunlichschwarz, die Seiten des letztern mit den längsten Oberschwanzdeckfedern, sämmtlichen Unterdeckfedern und dem After rein weiß; die Schwanzfedern in der Mitte entlang schwarzgrau, alle mit großen weißen Enden, die mittlern auch mit weißen Seitenkäntchen, die nach Aussen immer breiter werden und an den äußersten Federn sich fast über die ganze Aussenfahne verbreiten. Am Flügel sind der Rand und die kleinen Deckfedern rein aschgrau, die mittlern aschgrau, gegen die Enden in Braungrau übergehend und weißbräunlich gekantet; die großen nach vorn aschgrau, nach dem Rücken zu mehr schwarzbraungrau, ihre breiten weißen Endkanten einen deutlichen weißen Streif quer über dem Flügel bildend; die letzten Schwingfedern braunschwarz mit schmutzigweißen Käntchen; die eigentlichen Secundarschwingen aber ganz schwarz, bloß ihre Schäfte weiß; sie bilden einen schwarzen, oben weiß eingefaßten Spiegel; die angrenzenden Primarschwingen meist noch schwarz, nach vorn wurzelwärts in Aschgrau übergehend,

die vier vorderſten von der Wurzel herab ganz aſchgrau, nur die Enden, von da wo ſie plötzlich ſchmäler werden, ſchwarz, die Schäfte aller weiß; Daumen- und Fittichdeckfedern hell aſchgrau, letztere gegen die Spitzen etwas ſchwarz; die Unterſeite des Flügels aſchgrau, an der Spitze ſchwärzlich; der Schwanz unten weiß und hellgrau. Bruſt und Bauch ſind im Grunde weiß, ſehr ſchwach graulich gewölkt, mit vielen ganz ſchwarzen Federn untermiſcht, welche viele ſchwarze Flecke von unregelmäßiger Geſtalt bilden, mehr oder weniger, je nachdem ſie bei Haufen oder vereinzelter auf der Fläche verbreitet ſind.

Das Weibchen, von gleichem Alter, unterſcheidet ſich ebenfalls durch etwas geringere Größe (es mißt gegen 2 Zoll weniger in der Länge), durch den geringern Umfang ſeiner Stirnbläſſe, die oft nur $^1/_2$ Zoll hoch hinaufgeht, durch ein unreineres, mehr mit Braun gemiſchtes Aſchgrau des Oberflügels und durch eine weniger dunkle Farbe des Unterrückens. Es hält jedoch ſchwer, beide Geſchlechter bloß nach dem Aeußern unterſcheiden zu wollen, zumal für den Ungeübten.

Je älter dieſe Gänſe werden, deſto reiner wird das Weiß an der Schnabelwurzel, das ſich auch dem Umfange nach mehr ausdehnt, ebenſo das der untern Theile des Rumpfes; jenes wird auch von einer ſchwärzern Umgränzung eingefaßt, die wieder von der lichtern, ins Roſtgelbliche ſpielenden, grauen Farbe des Kopfes auffallender abſticht als bei den jüngern; vor Allen zeichnen ſich jedoch die ſehr alten Bläſſengänſe durch das viele Schwarz am Unterkörper auſſerordentlich vor jenen aus, indem die glänzendtiefſchwarzen Federn zwar regellos, in dichtern oder mehr zertheilten Haufen, meiſtens nicht einmal auf einer Seite der Bruſt wie auf der andern, zwiſchen den Weißen ſtehen und das Weiß nur ſtellenweiſe mehr oder weniger verdrängen, ſo kommen doch auch Individuen vor, welche eine beinahe ganz ſchwarze Bruſt haben, die zuweilen ein unregelmäßiger weißer Streif längs dem Bruſtbeinkamme in zwei Hälften theilt. Seitwärts miſchen ſich ſchwarze Federn bis unter die Tragfederpartie und nahe an deren obern weißen Rand, am Bauche verlieren ſie ſich aber in der Gegend des Afters, und jener hat auch niemals ſo viel Schwarz als die Bruſt.

Stets haben die Männchen mehr und auch tieferes Schwarz als die Weibchen. Die Jahreszeit bedingt dabei keinen Unterſchied, auſſer daß es gegen den Sommer etwas matter wird. Die ſchwarzen Federn deuten übrigens ſo wenig auf eine Doppelmauſer

als sie ein besonderes Hochzeitkleid darstellen; sie sind das ganze Jahr hindurch vorhanden und kommen in der jährlichen Mauser nur jedes Mal zahlreicher zum Vorschein, so daß ihre häufigere Anwesenheit jederzeit ein vorgerückteres Alter andeutet und man annehmen darf, daß die Individuen, wo das Schwarz alles Weiß von der Brust verdrängt hat, zu den Aeltesten ihrer Art gehören, was bei der Zergliederung auch die Härte und Zähigkeit der Knochen, des Fleisches, der Sehnen u. s. w. bezeugen.

Die Mauser geht im Juli und August, bei Jungen von demselben Jahr im Spätherbst und Winter vor sich, und hat im Uibrigen einen ganz ähnlichen Verlauf wie bei der Saatgans.

Aufenthalt.

Die Blässengans bewohnt wol mehr den Nord-Osten als den eigentlichen Norden von Europa und auch den Norden von Asien. Ich habe zwar auch Exemplare aus Nordamerika erhalten, aber bereits schon oben bemerkt, daß ich eben nicht geneigt bin, jene mit den hier in Deutschland erlegten für identisch zu halten. Da ich unter den bei uns vorkommenden sogenannten Blässengänsen, wie wir sehen, drei verschiedene Arten annehme, die frühere Schriftsteller und Sammler alle in eine vereinigten, so steht es mit den Nachrichten über ihren Sommeraufenthalt eben nicht besser, als im Vorhergehenden bei der Saatgans und ihren nächstverwandten Arten. Ich glaube indessen, daß unsre gegenwärtige Art unter denen mit weißer Stirnblässe (von größer als gewöhnlichem Umfange) die gemeinste, und daß diese, bei den Autoren unter dem Namen A. albifrons vorkommende, am öfterstten die unsrige A. albifrons gemeint sei. Demnach kömmt sie in Schweden, Rußland, Preußen, Polen, in Dännemark, Holland und Frankreich, auch in den südlichern Ländern Europas hin und wieder, auf dem Durchzuge, bald in Menge, bald nur einzeln vor. Dasselbe läßt sich auch von Deutschland sagen; sie ist jedoch hier viel häufiger in den nördlichen Theilen und in der Nähe der Seeküsten, namentlich der friesischen, im Oldenburgischen selbst tief landeinwärts, oft in fast ebensogroßer Anzahl als die Saatgans; dagegen in den südlichen überall nur einzeln und selten. Hier in Anhalt und den Nachbarländern gehört sie allerdings unter die seltnen Erscheinungen. Wir sehen sie

nicht alle Jahr, dazu am öfterſten bloß Vereinzelte, viel ſeltner kleine Geſellſchaften oder Familien; ſie mag aber dennoch öfter vorkommen als die Vorhergehende und Folgende.

Wir haben ſie meiſtens erſt im Spätherbſt bemerkt, wenn die Saatgänſe bereits einen Monat ſich herumgetrieben hatten, doch gewöhnlich bei dieſen. Sie halten ſich, wie es ſcheint, am liebſten zu ihnen, doch nur in ſoweit, daß ſie denſelben folgen, ſich aber nicht in die Schaaren derſelben einmiſchen, wir haben ſie aber auch ganz vereinzelt angetroffen; beides ebenſo oder noch öffter im Frühjahr, auf ausgetretenen Gewäſſern, überſchwemmten Wieſen und in vom Froſte theilweis frei gewordenen Brüchern. Dem Anſchein nach verläßt ſie um dieſe Zeit unſere Gegenden wieder, thut alſo dies etwas früher als jene, verhält ſich aber auf der Wanderung jener gleich, doch, wie geſagt, mit dem Unterſchiede, daß ſie mehr der Richtung der Meeresküſten folgt.

Obgleich nicht eigentlicher Seevogel, iſt ſie doch als Uebergang zwiſchen die ächten Gänſe und die Meergänſe in die Mitte zu ſtellen, nicht ſowol ihres Aeußern wegen, worin ſie mehr mit den erſtern übereinkömmt, als vielmehr hinſichtlich ihrer Lebensweiſe, worin ſie ſich weit mehr den letztern nähert. Sie liebt die Nähe des Meeres, durchwandert daher die Länderſtrecken, welche vom Meer beſpült werden, in welche es als Buſen und Buchten einſchneidet, alljährlich in ungleich größern Haufen und Schaaren, als die entlegnern, kömmt auf 5 bis 6 Meilen landeinwärts ſchon weniger häufig als dort vor, und ſcheint überhaupt das ſalzige Waſſer mehr zu lieben als das ſüße.

Bei uns ſehen wir ſie an alle den Orten wo Saatgänſe vorzukommen pflegen, bald auf Stoppelfeldern, bald auf Saatäckern, und des Nachts auf denſelben Gewäſſern, die jene zu ihrem nächtlichen Aufenthalt wählen. Sie verlaſſen jedoch auch am Tage oft die Geſellſchaft jener, um auf nahen Gewäſſern oder auf ſumpfigen Wieſen einige Zeit zu verweilen, und verrathen dadurch eine urſprünglich verſchiedene Lebensweiſe.

Eigenſchaften.

Die alte Bläſſengans in ihrem Frühlingsſchmuck, d. i. mit der in lebhafte Roſenfarbe übergehenden Färbung des Schnabels und der Füße, mit ihrer ſchneewißen, ſchwarzeingefaßten Bläſſe, mit

der auf hellweißem Grunde ſehr ſtark mit dem tiefſten Schwarz gefleckten Bruſt, überhaupt ihren abſtechenden Zeichnungen, darf wol zu den Schönſten in dieſer Gänſefamilie gezählt werden, zumal wenn man ſie lebend ſieht, wo ihre muntere Haltung und ihr immer ſchmuckes Gefieder die Anmuth des Totalüberblicks nicht wenig erhöhen. Da jedoch jene Auszeichnungen nur den Alten zukommen, die Jüngern ſie aber theilweis oder ganz entbehren, ſo ſehen dieſe auch lange nicht ſo buntſcheckig aus, und das vorherrſchende düſtere Grau macht ſie andern ächten Gänſen ähnlicher und ihr Ausſehen bei weitem ſchlichter.

Sie ſteht, geht und gebehrdet ſich der Saatgans ähnlich, ſcheint dabei aber von etwas kürzerer Figur, auch etwas beweglicher. In der Ferne und fliegend, wenn man auch die ſchwarzen und weißen Flecke des Unterkörpers nicht mehr unterſcheiden kann, wird ſie, jener gegenüber an den kürzern und ſtumpfern Flügeln kenntlich, wie denn auch ihre geringere Größe ſehr in die Augen fällt. Beides unterſcheidet ſie ſchon in großer Entfernung. Sonſt hat ſie in der Art zu fliegen wenig Unterſcheidendes; wie jene ſtreicht ſie bald mit raſchern und kräftigern, bald mit gemäßigtern Flügelſchlägen wagerecht, in geradem Zuge, durch die Luft, wenn es weit gehen ſoll, ihrer aber nur wenige beiſammen ſind, eine einzige ſchräge Reihe, wenn viele vereint, ein hinten offnes Dreieck bildend. Auf kurzen Strecken fliegen ſie unordentlich durcheinander und dichter als jene, ſo wie vor dem Niederlaſſen und ehe ſie nach dem Aufſteigen ſich familienweiſe wieder in Reihen u. ſ. w. ordnen können.

Sie iſt auf gleiche Weiſe geſellig, hält ſich immer zu den Ihrigen, und ſchließt ſich nur da an andere Arten, bei uns namentlich an die Saatgänſe an, wo ſie wegen zu geringer Anzahl keine großen Flüge zu bilden im Stande iſt; aber ſie vermiſcht ſich nie innig mit den Schaaren jener, drängt ſich nie in ihre Koppeln oder Familien ein, ſondern begleitet ſie bloß ſeitwärts oder ihnen nachziehend, und wo ſie ſich lagern, geſchieht es auf dieſelbe Weiſe, ſo nicht allein Vereinzelte, ſondern auch kleine Geſellſchaften. So lange ſie bei jenen verweilt und mit ihnen fliegt, ſcheint ſie ebenſo furchtſam und vorſichtig; fern von ihnen iſt ſie dagegen weit weniger ſcheu, am wenigſten Vereinzelte. In der Nähe der Meeresküſten lebt ſie öfter noch mit den Arten aus der folgenden Familie beiſammen, hält ſich jedoch auch von dieſen immer auf jene Weiſe getrennt. Hier wird ſie eben nicht ſcheuer befunden als die Weißwangen-Gans.

Ihre Stimme klingt sehr sonderbar, zumal wenn sie, wie beim Aufsteigen oder Niederlassen, aus vielen Kehlen durcheinander ertönt. Sie hat in der That wenig Aehnlichkeit mit denen der vorherbeschriebenen Arten, allenfalls mit den heisern und überschlagenden Tönen, wie man sie manchmal von einzelnen jungen Saatgänsen hört, fast mehr noch mit manchen Tönen des Kranichs oder einiger Reiher. Der Ton darin ist allerdings gänseartig, der Hauptruf ein kurzabgebrochenes Klick klick oder Kläck kläck, oder zuweilen auch wie Kling kling und Kläng kläng vernehmbar, jedoch in der Nähe wieder anders klingend, daher mit Buchstaben nicht gut zu versinnlichen. Diese Töne mit ihren vielen Modulationen klingen so eigenthümlich, so kurzabgestoßen oder stammelnd, daß sie sich von den weit klangreichern der Mittelgans sehr leicht unterscheiden lassen. Ihre Schaaren unterhalten sich oft sehr laut und anhaltend in dieser Sprache, auch einzelne Päärchen (wie das, was ich auf der Pfaueninsel sahe) thun dies öfters und begleiten es gewöhnlich mit Verneigungen, den Hals dazu gerade ausgestreckt, bald über, bald unter die Horizontallinie, das Männchen dagegen denselben oft schwanenartig wie ein *S* gebogen, und jene Töne werden dann auch noch mancherlei Modulationen unterworfen. Wenn mehrere durcheinander schreien, klingen sie fast wie Gelächter (daher der Name: Lachgans, franz. Oie rieuse), und beim Niederlassen oder Aufsteigen sollen große Schaaren oft einen wahrhaft betäubenden Lärm machen. — Das Zischen haben sie mit andern Gänsen gemein; sie drücken damit verschiedene Gemüthsbewegungen aus, am öftersten jedoch Unwillen.

Auch diese Gänse gewöhnen sich sehr bald an die Gefangenschaft, wenn man sie behandelt und unterhält wie oben (S. 324.) bei den Saatgänsen empfohlen wurde. Sie werden sehr zahm und halten sich, bei guter Pflege, viele Jahre. Auch hier sondern sie sich von allen andern, mit ihnen zugleich eingesperrten Gänsearten ab.

Nahrung.

Die Blässengans nährt sich zwar, wie die vorhergehenden Arten, meistens aus dem Pflanzenreiche, frißt aber noch viel lieber Salzpflanzen, zuweilen sogar Insekten und unterscheidet sich dadurch merklich von jenen. Wir haben nämlich ein paar Mal im Magen

Getödteter zwiſchen vielem Grünen auch Beine und Flügeldecken von größern Käfern gefunden, deſſen wir uns bei einer von jenen niemals erinnern können. Groben Sand, kleine Steinchen oder Erde fanden wir ebenfalls ſtets in Menge in ihrem Magen.

Bei uns ſcheint ſie übrigens Alles zu genießen, wovon ſich auch die Saatgans nährt, unter Körnern vorzüglich Hafer, Gerſte und andere Arten, auch Buchweitzen; dann grüne Saat, beſonders vom Roggen, junges Gras, zarte Schilfſpitzen, die Wurzeln und grünen Strünke vieler Grasarten, vom Rohr, Schilf und von Binſen. Sie lagert ſich deshalb in Geſellſchaft jener im Herbſt anfänglich auf Stoppeläcker, ſpäter auf der grünen Saat, im Frühjahr in den Brüchern und auf überſchwemmten Wieſen. Da ſie indeſſen gewiſſe eigenthümliche Lieblingspflanzen, die ſie als Nahrung andern vorzieht, zu haben ſcheint, ſo ſieht man ſie, abgeſondert von andern, öfter und wiederholt auf Plätzen weiden, die von jenen niemals beachtet werden. Weichen, moraſtigen Boden durchwühlen dieſe Gänſe nach Wurzeln, wie jene, beſonders im Frühjahr gleich nach dem Aufthauen.

Da ſie gern in der Nähe des Meeres iſt, ſich lieber auf Salzwieſen als auf andern lagert und ſolche zu ihren gewöhnlichen Weideplätzen wählt, ſo darf man vermuthen, daß ſie es der auf dieſen prädominirenden ſalzigen Pflanzen wegen thue, namentlich die Blätter von Plantago maritima, P. subulata, Triglochin maritimum, Ameria maritima, Poa distans u. a. m. gern abweide. Da ſie zuweilen Käfer frißt, ſo mag ſie mitunter auch wol noch andere animaliſche Nahrungsmittel zu ſich nehmen, vielleicht Würmer oder Mollusken, wodurch ſie ſich den Meergänſen anſchließt, mit denen ſie ohnehin die Aufenthaltsorte oft theilt.

Es mag wol auſſer der Lage noch andere Urſachen geben, welche mancher Art dieſe oder jene Gegend angenehm machen, wahrſcheinlich weil die eine ihr ein Nahrungsmittel bietet, was in der andern gar nicht oder nicht in ſolcher Menge und Güte vorhanden iſt, das wir aber nicht kennen. Wie oben erwähnt, iſt die Bläſſengans im Oldenburgſchen alljährlich die gemeinſte von allen dort durchwandernden Gänſearten, ſo daß ſie oft an manchen Orten in Schaaren zu vielen Tauſenden angetroffen wird, während die Weißwangen- und Ringel-Gans daſelbſt ſehr ſelten vorkommen. Dagegen wird an der Weſtküſte Holſteins und Schleswigs unſere Bläſſengans in ähnlichen Schwärmen, und zwar mit den in gleicher Zahl dort einwandernden Weißwangengänſen

auf denſelben Plätzen angetroffen, ſo auf den Wieſen im Eiderſtedt und Ditmarſchen an vielen Orten, auch auf Deichſand; während die dort gleichfalls ſehr zahlreiche Ringelgans wieder ganz andere Plätze liebt, z. B. auf Deichſand und den übrigen der Weißwangengans gar nicht oder doch nur einzeln vorkommt, dagegen auf Pelworm und einigen andern Eilanden, wohin wieder die ebengenannte nicht kömmt, in ungeheuern Schaaren alljährlich wiederkehrt und auf den grünen Auſſendeichen ſich lagert, daß ſie ganze Flächen bedeckt.

In der Gefangenſchaft halten ſich die Bläſſengänſe bei einer Fütterung, wie ſie oben bei der Saatgans angegeben wurde, ſehr gut.

Fortpflanzung.

Auch für dieſe Rubrik haben wir nicht viel mehr als Vermuthungen. Gewiß niſtet ſie nur in geringer Entfernung vom Meer, an und auf ſalzigen Binnengewäſſern und Sümpfen, innerhalb des Polarkreiſes, und von uns aus in einer mehr öſtlichen als nördlichen Richtung; aber ihre Brüteplätze ſind noch nicht entdeckt und dem Forſcher bis jetzt ein noch unbekanntes Land. Wie wenig ſie dort von Menſchen geſtört werden mögen, beweiſt der Umſtand, daß ſie, obgleich auf ihren Wanderungen an manchen Orten ſehr mitgenommen, doch jeden Herbſt ihre Lieblingsgegenden in nicht verminderter Anzahl wieder beſuchen.

Feinde.

Die wandernden Schaaren auch dieſer Gänſe werden häufig von großen Raubvögeln begleitet, namentlich ſind die Seeadler ihnen eine große Plage, indem ſie dieſen oft zur Beute dienen müſſen.

In ihrem Gefieder wohnen Schmarotzerinſekten, von eigner, doch unbeſtimmter Art.

Jagd.

Weil die Bläſſengans nicht ſo ſcheu als eine der vorherbeſchriebenen Gänſearten iſt, kann ſie auch leichter hinterſchlichen werden, doch muß dies immer noch mit großer Vorſicht geſchehen. Bei der

Vereinzelten wird es daher ſtets leichter gelingen, als wenn mehrere beiſammen ſind. Das beſte Mittel, ſich ihrer durch Schießgewehr zu bemächtigen, bleibt auch hier der Anſtand, bei und auf Gewäſſern, welche ſie am Abend beſuchen, um daſelbſt zu übernachten. Da dies jedoch bei uns an Orten geſchieht, wo gewöhnlich andere Arten die Mehrzahl bilden, ſo bleibt es oft lange dem Zufall überlaſſen, ob gerade ſie dem Schützen vor das Rohr kommen. Anders iſt dies freilich, wo ſie in eigenen großen Schaaren einfallen, wie wir von einigen oben erwähnten Ländern und Gegenden wiſſen, wo ſie der geübte Jäger oft an einem Abend in mehrfacher Anzahl erlegen kann.

In ſolchen Gegenden, welche ſie auf dem Zuge in großer Zahl beſuchen, wie z. B. einige in Holland, ſtellt man ihnen auch beſondere Heerde, wie an andern Orten den Saatgänſen, und fängt da viele zugleich, auf einen Zug, unter großen Netzwänden. Einzeln kann man ſie auch auf einem Tellereiſen fangen, wenn man die Plätze kennen gelernt hat, wo ſie oft in Maſſen ſich aufſtellen, wie z. B. auf waſſerfreien Rücken überſchwemmter Ackerſtücke oder Wieſen.

Nutzen.

Ihr Fleiſch oder Wildpret, im Herbſt oft ganz mit Fett überzogen, iſt ſehr mürbe und wohlſchmeckend; es hat zwar einen ſogenannten wilderichten Beigeſchmack, welcher etwas bemerklicher als bei der Saatgans, doch nicht ſo ſtark iſt, daß man ihn widerlich nennen könnte. Uibrigens gilt vom Braten alter und junger Bläſſengänſe daſſelbe, was wir oben von der Saatgans bemerkten.

Die Federn ſind zum Ausſtopfen der Betten und weicher Kiſſen, die Schwingen zu Schreibfedern und Flederwiſchen ebenſo nutzbar als von jenen.

Schaden.

Wo ſie nicht in großer Menge auf beſäete oder grünende Aecker fallen, wird man ſie ſchwerlich für ſchädlich halten; und auch da, wo ſie Gelegenheit haben, überſchwemmte Wieſen aufzuwühlen, wird dies nur von einigem Nachtheil ſein, wenn es ſtellenweiſe von recht vielen geſchahe.

319.

Die Zwerg-Gans.

Anser minutus. *N.*

Taf. 290. { Fig. 1. Altes Männchen. Fig. 2. Weibchen. Fig. 3. Männliches Jugendkleid.

Kleine Bläß- oder Bläſſen-Gans; Zwerg-Bläſſengans; kleinſchnäblige, kurzſchnäblige Gans. Schwalbengans.

Anser brevirostris, Heckel. Brehm, Naturgeſch. aller Vög. Deutſchlds. S. 844. n. 2. alt, und ebendaſelbſt, S. 845. *Anser cineraceus.* Br. jung; ſo deſſen Beitr. III. S. 875; und deſſen Lehrb. II. S. 772.

Anmerk. *Anser medius.* Temm. (ſ. Meyer, Zuſätze (III.) zum Taſchenb. S. 231.) gehört als junger Vogel nicht hierher, ſondern zu Anser albifrons, oder vielleicht auch zu A. intermedius.

Weil der Beiname: brevirostris gleichbedeutend mit brachyrhynchus iſt, und der letztere von Temminck bereits einer ganz andern Gänſe-Art beigelegt wurde, ſo entſchloß ich mich für unſere kleine Art, beiläufig die kleinſte von allen bis jetzt in Deutſchland vorgekommenen Gänſen, den obigen zu wählen.

Kennzeichen der Art.

Schnabel klein, hellorangefarbig und ungefleckt, mit weißlichem Nagel; Füße orangegelb; oberer Flügelrand und Unterflügel aſchgrau; Unterrücken ſchwarzgrau. Alt: Mit ſehr großem weißen, ſchwärzlich begrenztem Stirnfleck, welcher vom Mundwinkel bis auf die Mitte des Scheitels hinauf reicht, und mit vielen großen ſchwarzen Flecken an der Bruſt. Ganz jung: Mit grauem, nachher mit ſchmutziggelbem Schnabel und ohne weiße Bläſſe. Die

Flügelspitzen reichen an oder über das Schwanzende hinaus. Größe der Hausente.

Beschreibung.

Diese niedliche Gans, welche zu den allerkleinsten Arten gehört, ist von der Blässengans nur dann schwerer zu unterscheiden, wenn man von dieser die kleinsten — und von der Zwerggans die größesten Exemplare zusammen stellt, dagegen bei umgekehrten Verhältnissen so gewaltig verschieden, daß auch der Unachtsamste dabei auf den Gedanken kommen muß: Diese Beiden können nicht identisch sein; sie müssen zwei verschiedene Arten bilden. Genaueres Betrachten wird dies noch mehr bestätigen, wenn man den um Vieles (auch nach Verhältniß zu den übrigen Körpertheilen) kleinern, zwischen 6 und $9^1/_2$ Linien kürzern, auch anders gestalteten Schnabel, — desgleichen die viel längern und schmälern Flügel, deren Spitzen in Ruhe liegend stets über das Schwanzende hinaus reichen, bis über 1 Zoll weit, — deren Primarschwingfedern im Ganzen auffallend schmäler, besonders aber am schnell verschmälerten Endtheil viel länger und auch schmäler, daher spitzer sind, wenn man diese Theile unsrer Zwerggans mit der der Blässengans vergleicht; — wenn man ferner die viel düsterer und dunkler (auch am Schnabel dunkler) gefärbten Jungen, die, ehe sie völlig erwachsen oder das Jugendkleid abgelegt haben, den viel hellergefärbten unsrer Blässengans gegenüber als wahre Zwerge dastehen sieht; — und endlich bei den ausgefärbten Alten die weiße Blässe bis auf die Mitte des Scheitels hinaufgehend findet, während sie bei den ältesten der Blässengans kaum bis vorn zwischen die Augen aufsteigt und hier auch an den Seiten der Schnabelwurzel sich weniger in der Breite ausdehnt; wenn man bei solchen noch obenein das ganze Colorit heller, am Halse gelblicher (in Isabellfarbe), auf den Flügeln heller und reiner Aschgrau, auf der Brust zwischen dem Schwarz reiner weiß als bei der Zwerggans findet, so wird man so viele und so große, standhaft vorhandene und ebenso wiederkehrende Verschiedenheiten unmöglich für bloß zufällige Abweichungen halten können. Alles Bemerkte bestätigt sich allerdings am sichersten an frischen Exemplaren, die uns glücklicherweise von beiden Arten in hinreichender Anzahl zur Hand waren; doch werden selbst gut Ausgestopfte und Bälge nicht in Zweifel

lassen, wenn man ausser den Größeverhältnissen durch das Austrocknen nicht zu sehr entstellter Theile, auch bloß die Umrisse des Schnabels und der Schwingfedern erster Ordnung in Betracht ziehen will, die zum Unterscheiden beider Arten allein schon ausreichen.

Sie ist noch kleiner als die Rothhalsgans, auch anders gestaltet, schlanker, dies auch der Blässengans gegenüber; ja sie ist die kleinste unter den einheimischen Gänsearten, kaum so groß als manche Hausente, oft nur der wilden Anas boschas an Größe gleich, wohlbeleibt nur zwischen 3 und 4 Pfund schwer. Ein recht starkes oder altes, vollkommen ausgefärbtes Männchen hat folgende Maaße: Länge (von der Schnabelwurzel zur Schwanzspitze, Leipziger Maaß) 22 1/4 Zoll; Flugbreite 45 bis 46 Zoll; Flügellänge (vom Handgelenk zur Spitze) 15 1/4 Zoll, Schwanzlänge 3 1/2 Zoll. Bei alten Weibchen und jüngeren Männchen ist die Länge um 1 bis 2 Zoll, die Breite um 2 bis 4 Zoll geringer, auch der Flügel 1 bis 1 1/2 Zoll kürzer. Ein junges Männchen im ersten Herbst seines Lebens war 20 Zoll lang, 44 Zoll breit, der Flügel 14 Zoll, der Schwanz 3 Zoll lang; ein junges Weibchen von diesem Alter maaß dagegen in der Länge gar nur 18 3/4 Zoll, der Flügel (von Bug zur Spitze) kaum 13 Zoll.

Nicht allein der Schnabel, sondern auch der Kopf sind an dieser Gans auffallend klein; die übrige Körpergestalt aber denen der vorhergehenden Arten gleich.

Das kleine Gefieder ist wie bei den vorherbeschriebenen Arten beschaffen und am Halse ebenso in Riefchen gelegt, auf dem Mantel abgestutzt und Querreihen bildend; auf der Brust sehr dicht und pelzartig. An dem langen, spitzen Flügel sind die vier vordersten Primarschwingen an der Endhälfte sehr stark eingeschnürt, d. i. ihre Fahnen schnell sehr verschmälert, zuletzt schmal zugespitzt, die vorderste nur ein paar Linien kürzer als die zweite. Die Spitzen der in Ruhe liegenden, von den Tragefedern gehaltenen Flügel reichen 1 bis 1 1/2 Zoll über das Ende des Schwanzes hinaus, welcher aus 16 Federn zusammen gesetzt ist, die der Gestalt und Beschaffenheit nach denen der vorhergehenden Arten gleichen, auch darin, daß die zwei mittelsten Paare von gleicher Länge sind, die folgenden stufenweise kürzer werden, das äußerste das kürzeste ist, wodurch das Swanzende flach zugerundet erscheint, wozu auch noch die einwärts gekrümmten Schäfte der äußern Paare beitragen.

Der im Verhältniß zu den übrigen Körpertheilen sehr kleine Schnabel hat in seinen Umrissen die meiste Aehnlichkeit mit dem der Graugans, er ist kegelförmig, hinten hochgewölbt, nach vorn allmählich flacher abfallend, vor dem breiten, gewölbten Nagel lange nicht so eingeschnürt, als bei der Blässengans, der Oberschnabel besonders breit und seine Ränder so übergreifend, daß man in der Seitenansicht von den Zähnen wenig bemerkt, hierin ebenfalls von dem jener sehr verschieden. Die Nasenhöhle ist ziemlich groß, oval, und das ebenfalls ovale, durchsichtige Nasenloch öffnet sich unterwärts ganz vorn in derselben. Er ist bei jungen Vögeln 1 Zoll 2 bis 3 Linien lang, an der Wurzel 9 Linien hoch und hier eben so breit; bei alten 1 Zoll 4 Linien lang, 10 Linien hoch und ebenfalls 10 Linien breit.

Die Farbe des Schnabels ist bei Jungen vor der ersten Herbstmauser grauröthlich, der Nagel schwärzlich; später wird dieser grauweiß, der Schnabel blaßorangegelb; bei den Alten ist er lebhaft röthlichgelb oder Orange, der Nagel gelbröthlichweiß. Schwarze Flecke finden sich niemals an ihm. Im Innern ist er sehr blaß röthlichgelb, die Zunge fleischfarbig. Nach dem Ableben und ausgetrocknet wird die Färbung des Schnabels in eine lichte gelbliche Hornfarbe verwandelt, welche die frühere ziemlich errathen läßt.

Das nackte Augenlidrändchen ist bei den Jungen schmutzig gelb, bei den Alten orangefarbig. Das Auge hat einen tief braunen Stern, dunkler oder nußbrauner bei diesen als bei jenen.

Die Füße sind viel kleiner, doch nur insofern als auch der ganze Körper nach allen Theilen viel kleiner ist als bei der Blässengans, übrigens von derselben Gestalt, der Uiberzug auf dieselbe Weise geschildert oder netzartig zerkerbt, auch die Krallen ebenso gestaltet. Stellt man die Füße der Letztgenannten zu denen unsrer Zwerggans, so ist der Unterschied in der Größe höchst auffallend. Der Lauf mißt nur 2 Zoll 5 bis 6 Linien; die Mittelzeh, mit der 4 bis 5 Linien langen Kralle, ebenfalls 2 Zoll 5 bis 6 Linien; die Hinterzeh, mit der 2 bis 3 Linien langen Kralle, 8 Linien.

Die Füße haben bei den Jungen ein bleiches, schmutziges Gelb, in Orangefarbe übergehend; bei den Alten ein lebhaftes Orangegelb oder fast Orangeroth, das nach dem Austrocknen zu einer gelblichen Hornfarbe, hier mit röthlichem Anstrich, dort viel bleicher wird, die ursprüngliche Färbung aber errathen läßt. Die Krallen haben eine blasse Hornfarbe und dunkelbraune Enden.

Von den allerersten Ständen dieser Art ist nichts bekannt. Wir müssen uns begnügen das Jugendkleid in seiner völligen Reinheit oder ehe die erste Herbstmauser begonnen, nach beiden Geschlechtern beschreiben zu können. Der anfänglich grauröthliche Schnabel erhält im Tode eine schmutziggrünliche Färbung, der Nagel eine noch dunklere als er im Leben hatte; hierdurch und an dem viel dunkleren fast schwarzen Gefieder an der Stirn und Schnabelwurzel unterscheidet sich der Kopf auf den ersten Blick von dem der jungen Bläßengans, gegen welche auch die dunklere Färbung des Gefieders der andern Theile, namentlich des Halses, der Brustseiten und das viel dunklere Aschgrau des Flügels sehr abstechen. Rund um die Schnabelwurzel und an der Stirn bis auf den Scheitel hinauf herrscht ein dunkles, ins Schwärzliche übergehendes Erdbraun, das in das lichte Erdgrau der Kopfseiten und des Hinterscheitels sanft verläuft; auch der Hals ist licht erdgrau mit etwas hellern Federspitzen, die auf der Untergurgel bemerklicher, am Kropfe noch heller und breiter werden, und an der Brust in eine grauliche und glänzend silberweiße, sanfte Schuppenzeichnung übergehen, so daß auf der Mitte der Unterbrust, am Bauch und After ein reines Weiß herrschend wird. Ein weißer Seitenstreif längs dem ruhenden Flügel ist nicht vorhanden, denn die Tragfedern sind alle wie die der Schultern und des Oberrücken, nur etwas matter, nämlich erdbraun, mit weißbräunlichen Endkanten, die so in die Grundfarbe verwaschen sind, daß sie wenig abstechen; der Rand des Flügels, seine kleinen Deckfedern und die des Fittichs sind düster aschgrau, so auch ein Anflug auf den Aussenfahnen der Wurzelhälfte, der übrigens schwarzen, Primarschwingen, welche wie die der zweiten Ordnung weiße Schäfte haben; die Secundarschwingfedern einfarbig tiefschwarz (einen sammetschwarzen Spiegel darstellend); die Tertiarfedern tief erdbraun, lichter gesäumt; die großen Flügeldeckfedern erdbraun mit weißen Endkanten, welche einen Querstreif über den Flügel bilden; die mittlern Deckfedern wie der Rücken; der ganze Unterflügel düster aschgrau, an der Spitze schwärzlich. Unterrücken und Bürzel sind sehr dunkelbraun, fast schwarzbraun; die längsten Deckfedern über dem Schwanze (in Gestalt eines Hufeisens), und alle unter demselben weiß; die Unterschenkel grau, nach vorn weiß, hier und dort erdgrau geschuppt; die Schwanzfedern tief braun, an den Seiten weiß gesäumt, die nach aussen mit immer mehr Weiß und die äußersten fast an der ganzen Aussenfahne, so wie die Enden aller breit weiß; der Schwanz auf der untern Seite weiß mit Grau schattirt.

Das Weibchen von diesem Alter ist kleiner, hat einen noch kleinern Kopf und Schnabel, und einen kürzern Hals, übrigens ein eben so düster gefärbtes Gefieder, doch an der Stirn und dem Anfang der Zügel weniger Schwarz.

Mit dem Beginnen der Mauser im October ändert sich bei diesen jungen Gänsen auch die Farbe des Schnabels. Sie wird lichter und, ehe der Federwechsel vollendet, blaß orangefarbig, der Nagel weißgrau.

Das Kleid, welches sie nun in dieser ihrer ersten Mauser erhalten, das bis zum nächsten Frühjahr völlig hergestellt ist, sieht dem nächstfolgenden des zweijährigen Vogels sehr ähnlich, nur die weiße Blässe ist hier noch viel kleiner, meistens aus 4 Flecken zusammengesetzt, deren größter vor der Stirn im Umrisse nierenförmig, aber nur $^1/_2$ Zoll hoch, dann auf jeder Seite ein fast eirunder und am Kinn ein dreieckiger, und auf der weißen, lichtgrau geschuppten Brust zeigen sich die eingemischten tiefschwarzen Federn auch nur erst einzeln zwischen den andern zerstreuet, der weiße Seitenstreif längs dem ruhenden Flügel ist dagegen völlig ausgebildet. Auf unsrer Kupfertafel ist Fig. 2. ein Weibchen abgebildet, an dem die zweite Mauser beginnt, welches vorzüglich die einzelnen weißen Federchen vor der Stirn zeigen, welche schon die größere Ausdehnung der Blässe nach oben bezeichnen.

Nach der zweiten Mauser haben sie ihr ausgefärbtes Kleid, das sich nach mehrmaligem Wechsel des Gefieders in gewissen Grenzen nur noch verschönert und dann folgende Farben trägt: Schnabel, Füße und andere nackte Theile wie oben angegeben; die schneeweiße Stirnblässe sehr groß, sie geht, das Kinn einschließend, um die ganze Schnabelwurzel, ihre Begrenzung durch die Zügel schräg nach dem Scheitel hinauf, wo sie sich zwischen den Augen oder den hintern Augenwinkeln zurundet, und ist von einem tiefen Schwarz begrenzt, in einem Streif, welcher sich auf der entgegengesetzten Seite in die Farbe der hintern und seitlichen Theile des Kopfes sanft verläuft; diese und der Hals sind erdgrau, letztere und die Wangen am lichtesten, bei manchen rostgelblich überlaufen; Untergurgel und Kropf licht erdgrau mit weißen Federkäntchen geschuppt; die Brust weiß, hellgrau schwach gewölkt und dazwischen mit sehr vielen tiefschwarzen Federn unregelmäßig und mehr oder weniger dicht gefleckt; die Tragfedern erdbraun mit bräunlich weißen Kanten, die obersten, dem ruhenden Flügel entlang, mit einer breiten, schneeweißen Aussenkante, wodurch ein großer weißer Seitenstreif gebildet

wird; Oberrücken- und Schulterfedern dunkel erdbraun, mit bräunlichweißen Endkanten, welche sich in geregelte Querreihen ordnen; Unterrücken und Bürzel schwarzbraun, die längsten Oberschwanzdeckfedern, in Hufeisengestalt, weiß; die Schenkelbefiederung vorn weiß, hinten grau, etwas dunkler geschuppt; Bauch, After, Bürzelseite und Unterschwanzdecke rein weiß; der braunschwarze Schwanz mit großem weißen Ende und Aussenkanten der Seitenfedern, die mittlern Paare nur mit feinen lichtbraunen Seitensäumchen, seine Unterseite meistens weiß. Am Flügel ist der obere und vordere Rand, die kleinen Deckfedern, die des Fittichs und die Aussenfahnen der Primarschwingen, so weit jene breit, aschgrau, das Uebrige der Schwingen schwarz oder braunschwarz, ihre Schäfte weiß; die Secundarschwingfedern braunschwarz, mit zarten lichten Aussensäumchen; die Tertiarschwingen schwarzbraun, heller gesäumt; die großen Deckfedern erdbraun mit breiter weißer Endkante, wodurch ein weißer Querstreif über dem Flügel gebildet wird; die mittlern Deckfedern wie die Schultern, nach oben etwas aschgrau; der ganze Unterflügel aschgrau, an der Spitze in glänzendes Grauschwarz übergehend und die weißen Schäfte der Schwingfedern zeigend.

Männchen und Weibchen unterscheiden sich mehr in der Größe, als nach der Färbung des Gefieders, doch hat das stets viel kleinere Weibchen immer eine etwas kleinere Blässe und auf der Brust weniger Schwarz, wie denn auch im Uebrigen eine weniger schöne Färbung, zumal am Kopfe und Halse, welcher grauer aussieht, und das Weiß zwischen dem Schwarz der Brust ist auch weniger rein.

Sehr vortheilhaft zeichnen sich sehr alte Männchen vor den jungen aus, nicht sowohl durch die Größe und scharfe Begrenzung der Blässe, als durch das viele Schwarz der Brust, das hin und wieder das hellgefärbte Gefieder ganz verdrängt hat; doch ist mir weder bei dieser noch den beiden vorhergehenden Arten eins vorgekommen, das gar nichts Weißes mehr zwischen dem Schwarzen gehabt hätte; auch bei den Schwärzesten erschien jenes immer noch wie weiße Adern zwischen demselben, und zwar regellos und bei jedem Individuum anders, so daß nur manche Stellen ganz schwarz, andere bloß gefleckt waren, wie denn auch zuweilen eine unregelmäßig gezackte Linie von weißen Federn, längs der Brustmitte, das schwarze Feld in zwei Hälften zu theilen schien, wovon wieder bei andern nichts zu sehen war. Die schwarzen Federn verbreiten sich seitwärts einzeln bis unter die Tragfedern, doch nicht in deren oberste

Reihe. Sehr sonderbar hat, genau genommen, nicht einmal eine Brustseite so viel Schwarz als die andere, wenigstens ist Zahl und Stellung der schwarzen Federn nie streng symmetrisch. Am eigentlichen Bauche (hinter dem Brustbein) zeigen sich sehr selten einige schwarze Federn.

Der rostgelbliche Anflug, welcher sich bei sehr alten Männchen am Kopfe und Halse zeigt, ist nie so stark oder ins Isabellfarbige ziehend, wie bei solchen der vorigen Art, diese überhaupt schöner oder bunter als jene.

Sie haben wie alle vorherbeschriebene Arten alljährlich nur eine Mauser, in welcher sie das ganze Gefieder mit neuem verwechseln, und die schwarzen Federn auf der Brust der Alten gehören nicht etwa einem besondern Hochzeit- oder Frühlingskleide an, sondern stehen ein volles Jahr, sie werden daher in jeder Jahreszeit angetroffen und vermehren sich nur von Jahr zu Jahr mit zunehmendem Alter.

Aufenthalt.

Die Zwerggans scheint uns mehr ein östlicher oder nordöstlicher als nordischer Vogel; da sie, wiewol selten, auch in Ungarn und Oesterreich vorgekommen ist. Vor langen Jahren wurde (nach Brehm) auch ein Exemplar auf dem ehemaligen Schwanensee bei Erfurth geschossen. Bei uns gehört sie ebenfalls unter die größten Seltenheiten, so daß wir in einem langen Zeitraum (von 40 bis 50 Jahren) nur wenige Einzelne oder kleine Gesellschaften im Gefolge der Saatgänse oder auch ganz abgesondert bemerkt und einige davon erlegt haben, und zwar letzteres nach beiden Geschlechtern und in verschiedenen Altersperioden. Ein ausgezeichnet schönes altes Männchen, desgleichen ein junges, im Jugendkleide, erhielt der verstorbene Nitzsch ebenfalls aus unsrer Gegend, aus der Nähe von Zerbst*).

Wir haben sie im Herbst und Frühjahr, oder im October und April, in denselben Gegenden bemerkt, nämlich auf Feldern und in Brüchern, welche alle Jahre von Tausenden anderer durchziehender Gänsearten besucht werden; doch ist manches Jahr verflossen, in

*) Beide Stücke zieren das schöne Museum der Universität Halle.

welchem sich nicht eine einzige dieser niedlichen Gänse zeigte, und wenn dies ein Mal vorkam, so waren ihrer immer nur wenige beisammen, oder es waren gar nur Vereinzelte. Immer fanden wir sie von andern Arten abgesondert, bald auf dem Felde, bald in den Sümpfen, auch am Tage öfter auf dem Wasser als jene, und sahen sie Stunden lang auf kleinen Feldteichen verweilen.

Eigenschaften.

Auch die alte ausgefärbte Zwerggans, zumal wenn sie männlichen Geschlechts, ist ein schöner bunter Vogel; aber sie steht darin doch der alten Blässengans nach, weil bei dieser die hellen und dunkeln Farben stets in einem noch grellern Abstiche sich darstellen. Von andern Arten unterscheidet sich unsere niedliche Zwerggans durch ihre geringe Größe und von der vorhergehenden sehr auffallend durch ihre ebenfalls viel kleinere und zugleich schlankere Figur, namentlich durch die viel längern, schmälern und spitzern Flügel, weshalb sie uns ein alter erfahrner Jäger und praktischer Gänsekenner lange zuvor, ehe wir selbst eine erhalten konnten, mit dem Namen: Schwalbengans, bezeichnete.

Ihr leichter Körperbau mit den langen schmalen Flügeln macht sie auch ungemein flüchtig, so daß wir sie, vor dem Niederlassen, über Teichen kreisend, schwärmend und sich schwenkend eine ungewöhnliche Gewandtheit entwickeln sahen und an diesen eigenthümlichen Manieren sogleich erkannten, wenn auch andere Arten zum Vergleichen nicht zugegen waren. Ihre Bewegungen unterscheiden sich von denen der Saatgans ohngefähr ebenso, wie die der Knäkente (A. querquedula) von denen der Märzente (A. boschas.). Sie fliegen gewöhnlich ohne Ordnung durch einander mit vielen Schwenkungen und Abwechslungen, nur wenn sie weit weg wollen in einer schrägen Reihe geordnet und gerade fort.

Sie sind lange nicht so furchtsam, mißtrauisch und schlau als die Saatgänse, und wo sie den Schaaren dieser folgen, halten sie sich immer in einiger Entfernung von ihnen, sowol fliegend, als wo sie sich gelagert haben. Oft trifft man sie auch ganz einsam an.

Sie fliegen fast immer stillschweigend und ein leises Kah ist Alles was wir von ihrer Stimme vernommen haben. Andere lautere, zum Theil sonderbare Töne vermengten sich, wo sie in der

lärmenden Nähe jener waren, immer so mit dem Geschrei dieser, daß wir sie nicht genügend zu sondern vermochten.

Nahrung.

Die Zwerggans nährt sich auf ähnliche Weise und wahrscheinlich von ähnlichen Dingen wie die vorhergehenden Arten. Ob sie, wie zu vermuthen steht, auch manches eigenthümliche Nahrungsmittel habe, ist mir nicht bekannt. Ich habe im geöffneten Magen Getödteter theils bloß Sand, theils diesen mit Grünem und Körnern vermischt gefunden.

Fortpflanzung.

Etwas Gewisses fehlt hierüber gänzlich und es ist bloß zu vermuthen, daß ihre Brütorte im nördlichsten Asien, in jenen großen Länderstrecken längs dem nördlichen Eismeer liegen; ein unabsehbares, wissenschaftlich fast noch unbetretenes Feld für ornithologische Forschungen.

Feinde.

Daß sie von großen Raubvögeln verfolgt werden und im Gefieder Schmarotzerinsekten beherbergen, ist Alles was wir hierüber wissen.

Jagd.

Zwar hält die einzelne Zwerggans, auf dem Felde oder einem Gewässer sitzend, die Annäherung des frei auf sie zu kommenden Schützen nicht aus, sie läßt sich aber, wenn er mit gehöriger Vorsicht und durch Wälle, Hügel, Gebüsch und dergl. gedeckt, sich zu nähern sucht, ohne große Schwierigkeiten hinterschleichen. Auch wenn mehrere beisammen, wo bekanntlich alle Vögel scheuer, ist sie ohne Vergleich leichter als eine der größern Arten zu schießen. Die Annäherung zu Pferde oder auf einem Wagen, wenn sie mit der schon früher empfohlenen Vorsicht geschieht, gelingt fast immer. Da sie auf den Gewässern, wo die größern Arten ihre nächtlichen Zusammenkünfte halten, gewöhnlich seitwärts und in einiger Entfernung von den Schaaren jener einfallen, so werden sie auf dem

Abendanstande bloß zufällig erlegt, wenn der Schütze hinsichtlich jener nicht eben auf der besten Stelle Posto gefaßt hatte.

Nutzen.

Ihr Wildpret ist ebenfalls sehr wohlschmeckend, oft sehr feist, und um so zarter, je jünger das Individuum war. Den wilderichten Beigeschmack sucht man zu mildern, indem man den Rumpf beim Braten mit gelben Rüben oder Möhren anfüllt; ein Mittel, welches in der Klasse der Schwimmvögel oft in Anwendung kommen muß, wenn sie für manchen Gaumen schmackhaft oder überhaupt genießbar gemacht werden sollen.

Die Federn sind wie bei andern Gänsen zu nutzen; doch möchte die geringe Größe des Vogels dieser wie jener Benutzung eben nicht sehr zur Empfehlung gereichen.

Schaden.

Wo diese Gänse nicht häufiger sind als bei uns; wird sich schwerlich etwas zu ihrem Nachtheile sagen lassen.

Zweite Familie.

Meergänse. Anseres Berniclae.

Der schwächliche, kleine, meistens oder noch öfter ganz schwarze Schnabel ist stets viel kürzer als der Kopf und an der Wurzel nicht sehr hoch; die Zähne des Oberschnabels sind, wenn er geschlossen, von aussen wenig oder nicht sichtbar. Ihre schwächlichen Füße haben etwas längere Läufe und sehen schwarz aus.

Der Schnabel ist in der Jugend über den Nasenlöchern weniger aufgetrieben, aber auffallend kleiner als im Alter.

Ihr dichtes, derbes, glattanliegendes Gefieder ist am Halse wenig oder gar nicht gerieft, auf dem Mantel aber von derselben Structur wie bei den ächten Gänsen, so daß seine meistens hellfarbig gekanteten Enden flache Bogen bilden, welche, schichtenweis aneinander gereihet, jene geregelte Bänderzeichnung darstellen, die vorzüglich den lebenden Vogel vor allen andern auszeichnet, aber am ausgestopften nicht leicht wieder so herzustellen ist oder weil, aus Unkunde, beim Ausstopfen zu wenig Sorgfalt auf ihre Herstellung verwandt wird. — Die Färbung des Gefieders im Allgemeinen ist mehr aschgrau als braun, mit sehr vielen großen einfarbig tief schwarzen Theilen. Ein weißer oder nur lichter gefärbter Seitenstreif an den obern Tragfederkanten längs dem ruhenden Flügel ist eigentlich nicht oder bloß in einer ganz schwachen Andeutung vorhanden.

Obgleich auch vorzugsweise auf vegetabilische Nahrung angewiesen, fressen sie doch mitunter auch Insekten, deren Larven, Wür-

mer und kleine Schaalthiere, wodurch sie sich schon den ächten Enten etwas näher stellen. Sie leben mehr an salzigen Gewässern, nur in der Fortpflanzungszeit und auf ihren Wanderungen auch an süßen, doch stets in der Nähe des Meeres, halten sich aber auch viel und längere Zeit auf trocknem oder bloß sumpfigem Boden als auf dem Wasser auf. Sie sind weniger scheu und senken beim Schwimmen die Vorderbrust weniger tief ins Wasser als die ächten Gänse.

Die in diese Abtheilung gehörenden Arten sind leichter zu unterscheiden als die der vorigen unter sich.

Wir haben in Deutschland nur:

Drei Arten.

320.

Die Weißwangen-Gans.

Anser leucopsis. *Bechst.*

Taf. 291. { Fig. 1. Sehr altes Männchen.
Fig 2. Weibchen im mittlern Alter.

Weißwangige Gans; weißwangige Meergans; weißköpfige (kleine) Gans; Nonnengans; Baumgans; Seegans; Nordgans; schottische Gans; Brandgans; Bernakelgans; Bernikla; Bernache; Kasarka.

Anser leucopsis. Bechstein, Naturg. Deutschlds. 2. Aufl. IV. S. 921. = *Anas erythropus.* Linn. Syst. ed. 12. I. p. 197. n. 11. = Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 512. n. 11. = Lath. Ind. II. p. 843. n. 31. = Retz. Faun. suec. p. 116. n. 72. = *Anser leucopsis.* Nilss. Orn. suec. II. p. 240. n. 248. = *Bernicla s. La Bernache,* Briss. Av. VI. p. 300 n. 14. & p. 302. n. 15. = *Le Bernacle* ou *la Bernache.* Buff. Ois. IX. p. 93. t. 3. — Edit. de Deuxp. XVII. p. 109. t. IV. f. 1. = Id. Planch. enl. 855. = *Oie bernache.* Temminck, Man. nouv. Edit. II. p. 823. = *Bernacle. (Clakis or Tree-Goose).* Penn. arct. Zool. II. p. 552. n. 479. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 513 n. 397. = Lath. Syn. VI. p. 466. n. 26. — Uiberf. v. Bechstein. III. 2. S. 405. n. 26. = Bewick, brit. Birds. II. p. 307. = *Brand Gans.* Sepp. Nederl. Vog. II. p. t. 197. = Lepechin, Reise. III. S. 221. Taf. 9. = Bechstein, ornth. Taschenb. II. S. 424. n. 12. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S 557. n. 5. = Brehm, Lehrb. II. S. 776. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 847. = Gloger, Schles. Faun. S. 55. n. 249. = Landbeck, Vög. Würtemberg's. S. 74. n. 261. = Hornschuch u. Schilling, Vög. Pommern's, S. 19. n. 254. = E. v. Homeyer, V. Pommern's. S. 71. n. 232. = Gr. Keyserling u. Blasius, Wirbelth. Europas. I. S. 224. n 389. = Frisch, Vög. Deutschlds. II. Taf. 189. = Naumann's, Vög., alte Ausg. (8v.) Nachtr. S. 277. Taf. XXXIX. Fig. 77.

Kennzeichen der Art.

Stirn, Kehle und Kopfseiten weiß; Hals und Schwanz schwarz. Größe der männlichen Bisamente (Anas moschata).

Beschreibung.

Diese Gans ist, selbst nur oberflächlich betrachtet, nicht leicht mit einer andern zu verwechseln. Sie gehört zu den kleinern Arten, ist jedoch unter den einheimischen aus gegenwärtiger Familie die größte, aber auch nur wenig größer als die Ringelgans, dabei jedoch von etwas schlankerem Bau.

Ihre Größe erreicht kaum die der kleinsten Exemplare von Anser albifrons. Dem Rumpfe nach kann man sie allenfalls mit Anas moschata, Linn. vergleichen; doch giebt es unter diesen Männchen, welche sie wenigstens am Gewicht noch übertreffen, das bei diesen Gänsen selten über 4 Pfund kömmt. Sie mißt in der Länge 24 bis 26 Zoll, selten gegen 1 Zoll mehr; in der Flugbreite 50 bis 54 Zoll; die Länge des Flügels, vom Bug zur Spitze, $16^3/_4$ bis $17^1/_4$ Zoll; die des Schwanzes $5^1/_4$ bis fast $5^3/_4$ Zoll. Diese Maaße kommen am öftersten vor, wobei die Weibchen stets eine 1 bis 2 Zoll geringere Länge haben als ihre Männchen. Es giebt aber ausserdem noch bedeutend kleinere, als jene Maaße besagen, unter ihnen; dieses die jüngern Vögel oder einzelne seltne Ausnahmen.

Die Gestalt, gegen andere Gänsegestalten, erscheint etwas hochbeinig, der Kopf sehr klein, auffallend gerundet, mit kurzem, kleinlichem Schnabel. Das Gefieder ähnelt im Ganzen dem der übrigen Gänsearten, ist aber am Halse nur bei ältern Vögeln ganz schwach gerieft, dieses auch bloß am lebenden Vogel bemerklich, bei jüngern ganz geebnet. Auf dem Rücken, den Schultern und dem Mittelflügel sind die Federn an ihren Enden ebenso flach abgerundet und im Leben in Querreihen geordnet, die großen Schwingfedern von der Mitte oder vom letzten Dritttheil gegen ihre Enden ebenso schnell verschmälert oder eingeschnürt, die erste wenig oder nicht kürzer als die zweite, die dritte auffallender und die vierte viel kürzer; dies würde eine abgestumpfte Flügelspitze geben, wenn die Federn nicht sehr schmal zugespitzt und die Schwingen verhältnißmäßig bedeutend länger wären, als sie bei den meisten der Gattung vorkommen. Der Schwanz ist auch länger als bei den Gänsen der vorhergehenden Familie und ganz anders gestaltet; seine Federn, 14 an der Zahl, mit fast, bis zum kurz zugerundeten Ende, gleichbreiten Fahnen und geraden, nicht sehr starken Schäften, von denen auch die äussersten wenig eingebogen, — sind zwar auch nicht von ganz gleicher Länge, die stufenweise Abnahme dieser nach aussen aber so

gering, daß die äußerste Feder nur 6 bis 8 Linien kürzer als eine des mittelsten Paares ist, was ein auf den ersten Blick gerade scheinendes, in der That auch wirklich nur wenig abgerundetes Schwanzende giebt. Dieses wird von den Spitzen der ruhenden Flügel, welche dann immer von den Tragfedern unterstützt werden, gewöhnlich erreicht, in einzelnen Fällen auch wol etwas überragt. Am Flügelbuge erhebt sich nach innen eine stumpfkegelförmige harte Schlagwarze.

Der Schnabel ist nach seinen Umrissen und oberflächlichen Ansichten von allen Seiten ein vollkommener Gänseschnabel, aber diese Form in verhältnißmäßig sehr starker Verkleinerung dargestellt; an der Stirn etwas hoch, nach vorn allmählig abfallend, dies in ziemlich gerader Linie oder mit wenig bemerklichem Eindruck vor dem breiten, sehr gewölbten und abgerundeten Nagel, welcher ihm ein zugerundetes Ende giebt; der Unterschnabel, mit seiner schmalen, vorn gerundeten, sehr weit vorreichenden Kielspalte, viel schwächer gewölbt als der obere; die Ränder dieses merklich übergreifend, daher die kurze, sehr feine, doch scharfe Zahnung der innern Ränder beider Theile, bei geschlossenem Schnabel, von aussen nicht sichtbar. Er nähert sich daher, doch allein in seinem Innern, einem Entenschnabel, während Zunge und Rachen wieder mehr gänseartig gestaltet sind. In der großen, ovalen, doch sehr lang gezogenen Nasenhöhle öffnet sich ganz vorn, also fast in der Mitte des Schnabels, das eirunde, durchsichtige Nasenloch. Er ist 1 Zoll 3 bis 4 Linien lang, wovon auf den Nagel 6 Linien kommen; an der Wurzel 9 bis 10 Linien hoch, und ebenso breit, diese Breite nach vorn allmählich abnehmend, das Ende jedoch noch ziemlich breit zugerundet.

Die Farbe des Schnabels ist von aussen völlig schwarz, nur bei Jungen an den Seiten etwas röthlich durchschimmernd; inwendig ist er lichter gefärbt, Zunge und Rachen fleischfarbig. Durch das Austrocknen bekömmt er eine braunschwarze Hornfarbe.

Das kleine Auge hat einen schwarzbraunen Stern und das Augenlied nach innen ein schmales, nacktes, schwärzliches Rändchen.

Die Füße sind schlanker und die Zehen etwas kürzer als an den Gänsen der ersten Familie. Die Läufe sind im Vergleich zu den kurzen Zehen, besonders lang, doch sehen diese kleinlichen Füße im Ganzen noch immer viel klotziger aus als die der Enten. Ihr Uiberzug ist ausser den schmal geschilderten Zehenrücken überall feiner oder gröber netzartig gemascht, am gröbsten auf dem Spann; die Krallen sind nicht groß, flach gebogen, vorn rundlich, aber mit

scharfen Rändern; an der mittelsten mit einer vortretenden Schneide an der innern Seite. Die Hinterzeh ist kurz, schwächlich und hoch über dem gemeinschaftlichen Zehenballen eingelenkt. Der Lauf (mit dem halben Fersengelenk gemessen) hat 3 bis $3^1/_4$ Zoll Länge, der Unterschenkel ist bis an die Ferse befiedert; die Mittelzeh, mit der 3 bis 4 Linien langen Kralle, 2 Zoll 6 bis 9 Linien lang; die kleinliche Hinterzeh, mit ihrer 2 Linien langen Kralle, 6 bis 8 Linien lang.

Füße und Krallen sind im Leben kohlschwarz, jene nur bei jungen Vögeln mit röthlichem Schimmer. Ausgetrocknet geht die schwarze Farbe, besonders an den Läufen, etwas ins Bräunliche über.

Das Dunenkleid ist annoch unbekannt.

Das Jugendkleid sieht dem nächstfolgenden Kleide sehr ähnlich und unterscheidet sich nur in Folgendem: An den Seiten des Schnabels und an den Füßen schimmert ein röthlicher Schein durch das Schwarz; der Augenstern ist dunkelbraun; das schmutzig gelbweiße Gesicht hat einen braunschwarz gefleckten Zügelstreif und ebenso gefärbte Halftern; der schwarze Hals ist, besonders in der Kropfgegend, bräunlichschwarzgrau statt schwarz; die Tragfedern hell aschgrau mit aus dem Bräunlichen in Weiß übergehenden breiten Kanten; Oberrücken und Schultern im Grunde aschgrau, dies aber von den breiten schwarzbraunen Enden der Federn fast ganz verdeckt, und mit in Grauweiß übergehenden bogenförmigen Endkanten, diese Zeichnung, schon wegen der gerundetern Federenden anders, auch nicht so hervorstechend, lange nicht so scharf als bei den Alten; alles Uibrige wie bei diesen, doch der Oberflügel, welcher dem Rücken ähnlich gezeichnet ist, aber mehr Grau zeigt, mit wenigerem und düstererem Grau, auch alles Schwarz an den Flügeln und dem Schwanze mehr braunschwarz, und die Federenden noch heller gekantet. Dieses Kleid sieht demnach viel düsterer aus als das folgende, am meisten bei weiblichen Individuen, die auch stets kleiner, oft auffallend kleiner als die Männchen von gleichem Alter sind.

Bald im Herbst beginnt ihre erste Mauser, die ziemlich langsam fortschreitet, in welcher sie aber die Schwing- und zum Theil auch die Schwanzfedern vom Jugendkleide behalten, an denen man sie im nächsten Frühjahre, wo alles Uibrige Gefieder dem der Alten ähnlich geworden, noch am leichtesten von diesen unterscheidet. Haben sie dann in den nächstfolgenden Monaten Juli und August ihr ganzes Gefieder abermals, nun auch Schwing- und Schwanzfedern (die ihnen in der Mauser, wie andern Gänsen, zuletzt und

fast alle zugleich ausfallen) mit neuen vertauscht, so ist ihr ausgefärbtes Kleid hergestellt, und dieses verändert sich nun mit zunehmenden oder im höhern Alter nur noch unbedeutend.

In diesem mittlern Kleide, in welchem man die meisten dieser Gänse sieht, ist der Schnabel und Fuß kohlschwarz, der Augenstern schwarzbraun; das Gesicht, d. i. Stirn, Vorderscheitel, Kopfseiten und Kehle weiß, mit einer schwarzgefleckten Halfter um die Schnabelwurzel und einem schwarzen Zügelstreif von der obern Schnabelecke zum Auge; das Hinterhaupt, der ganze Hals mit der Kropfgegend tief schwarz, dieses von dem Weiß der Brust scharf und geradelinicht begrenzt, die Seiten dieser schwach graulich gewölkt, die Tragfedern hellgrau, mit breiten gelblichen in Weiß übergehenden Kanten; die Schenkelfedern schwarzbraun, mit grauweißen Endkäntchen; die Mitte der Unterbrust, der Bauch, die obere und untere Schwanzdecke rein weiß; Bürzel und Unterrücken braunschwarz; Oberrücken- und Schulterfedern im Grunde hell bläulichaschgrau, eine jede vor dem Ende schwarzbraun (wie ein Querband) und dann mit scharf getrennter, wenig gebogener, weißer Endkante*); die Flügeldeckfedern ebenso, doch mit viel mehrerem Aschgrau, diese wie jene in geschlossene Querreihen geordnet, daher die Mantelpartie hell bläulichaschgrau, braunschwarz und weiß in die Quere gebändert, am regelmäßigsten am lebenden Vogel. Die kleinsten Flügeldeckfedern und die des Fittichs sind sehr hell bläulichaschgrau, bloß mit weißen Endenkanten; die hintern und mittlern Schwingfedern wie die großen Deckfedern, aber mit schmälern Endkanten; die Primarschwingen von der Spitze herauf bis gegen die Mitte braunschwarz, gegen die Wurzel hell aschgrau, zumal auf den Aussenfahnen, ihre Schäfte braunschwarz; der Schwanz braunschwarz, ohne hellfarbige Federsäume; die Unterseite des Flügels meist weißlichaschgrau, nur die Spitze schwärzlich, die Schwingenschäfte braun; der Schwanz unten schwarzgrau.

Das stets viel kleinere oder schwächlichere Weibchen hat einen schwächern Kopf und Schnabel, einen kürzern, dünnern Hals, übrigens aber dieselben Farben und Zeichnungen des Gefieders, oder doch erstere kaum etwas weniger lebhaft. — Die weiße Befiederung des Gesichts kömmt bei beiden Geschlechtern mit und ohne rostgelben Anflug vor; dieser ist besonders bald nach der Mauser am bemerklichsten, scheint aber später zu verbleichen.

*) Sowol das schwarze als das weiße Endband haben eine halbmondförmige Gestalt.

Im höhern Alter verändert sich die Färbung des Gefieders in etwas, besonders wird es auf dem Mantel viel dunkler oder schwärzer. Wir haben ein alt eingefangenes Päärchen vor uns, von dem das Weibchen 14, das Männchen 18 Jahr in der Gefangenschaft lebte, das wir beobachten und nach dem Leben zeichnen konnten, und folgende Beschreibung entwarfen. Das ganze Gesicht weiß, mit einem lieblichen, röthlichrostgelbem Anfluge, besonders gegen seine scharfe Umgrenzung über der Mitte des Scheitels, den Schläfen, hinter den Ohren und unter der Kehle herum, wo sich Schwarz anschließt; die Halfter fein schwarzbraun geschuppt; die Zügel etwas schwarz getüpfelt und übrigens vom obern Schnabelwinkel zum Auge mit einem schwarzen Streif; Oberkopf, Genick, der ganze Hals und Kropf glänzend tief schwarz, die Begrenzung dieser Partie von dem Weiß des Kropfes und der Brust scharf abgeschnitten; die Halsseiten ein wenig gerieft; Brust, Bauch und untere Schwanzdecke rein kreideweiß; Brustseiten- und Tragfedern sehr bleich und sanft aschgrau, mit bräunlichen, in reines Weiß übergehenden Endkanten, welche eine sanfte Wellenzeichnung darstellen, aber ohne weißen Seitenstreif längs dem Flügel; die Schenkel braunschwarz, oberwärts weiß geschuppt. Der Oberrücken ist einfarbig glänzend schwarz; auch die Schulterpartie von oben her schwarz, jedoch mit feinen lichtbräunlichen Federsäumen, die abwärts breiter und weißlicher, an den längsten noch breiter und weißer werden, während mit diesen an den letztern auch das helle Aschgrau der Federwurzeln hervorschimmert; die Flügeldeckfedern schön hellaschgrau, mit schwarzen, weißgekanteten Enden, daher in Querreihen geschuppt auf hellbläulichaschgrauem Grunde, aber mit viel mehr Schwarz und weniger Weiß als bei jüngern Vögeln; die hintern Schwingfedern hellaschgrau, gegen die Enden schwarz, mit weißen Endkäntchen; die mittlern noch mehr aschgrau mit ganz schmalem weißen Endsaum, vor ihm bloß schwärzlich; die großen Schwingen, nebst ihren Schäften, braunschwarz, auf den Aussenfahnen von der Mitte zur Wurzel hellaschgrau; die Fittichdecke und die Daunenfedern sehr hell aschgrau, mit schwarzen Schäften und kleinen Fleckchen an den Spitzen; der Unterflügel weißlichaschgrau, am Rande herum schwärzlich und weiß geschuppt, die Schwingenenden schwarzgrau, ihre Schäfte dunkelbraun. Der Unterrücken ist schwarz, die Federn weißgrau gekantet; Bürzel und Schwanz einfarbig kohlschwarz, durch die schneeweißen Oberschwanzdeckfedern scharf getrennt; die Unterseite des Schwanzes mattschwarz.

Demnach unterscheiden sich die ältesten Individuen von den viel häufiger vorkommenden eines mittlern Alters hauptsächlich durch die viel dunklere und weniger auffallend gebänderte Farbe und Zeichnung des Mantels, durch das reinere Weiß des Unterkörpers, das tiefere und glänzende Schwarz des Halses, und durch einen stärkern gelben Anflug des Gesichts. Alles dieses ist am Männchen noch etwas auffallender als am Weibchen, doch nur wenn man beide nebeneinander sieht, wo dann auch die schon bemerkten Verschiedenheiten in der Größe u. s. w. mehr in die Augen fallen.

Am dichten, derben, glattanschließenden und immer schmuck gehaltenen Gefieder bemerkt man im Laufe des Jahres kaum eine geringe Veränderung, durch Abreiben oder Verbleichen, wenn eine neue Mauser heranrückt, welche um die Mitte des Juli beginnt, sich vorerst über das kleine Gefieder erstreckt, wobei sie sich unaufhörlich putzen und wo sie die Federn haufenweise verlieren, bis zuletzt, wenn jenes durch neues ziemlich ersetzt worden, auch die Schwingfedern fast alle auf ein Mal ausfallen, so daß sie nicht fliegen können und bis wieder neue hervorgewachsen, sehr ängstlich sind und sich gern zu verstecken suchen. Der ganze Federwechsel dauert ohngefähr 4 Wochen und ist gewöhnlich um die Mitte des August völlig beendet.

Aufenthalt.

Die weißwangige Gans lebt im hohen Norden des alten wie des neuen Continents. In Europa wohnt sie innerhalb des Polarkreises oder in dessen Nähe, nämlich im nördlichen Rußland, Lappland, Norwegen, Island, und kömmt von dort in nicht geringer Anzahl an das Gestade des südlichen Schwedens und auch an die diesseitigen Küsten der deutschen Ost- uad Nordsee, in sehr großer Menge an die Westküste von Jütland und Holstein, an die von Holland, auch noch des nördlichen Frankreichs, ebenso häufig an einige nördliche uud westliche von England und an die von Irland. Das nördliche Asien scheint sie mehr nach Osten zu zu bewohnen, von wo sie bis Japan herab geht. Häufiger ist sie dagegen wieder im obern Nord-Amerika, und kömmt von dort zur Hudsonsbai und nach Canada, aber selten bis in die Vereinsstaaten herab. — Wenn sie auch an den Küsten von Pommern und Mecklenburg eben nicht zu den

Seltenheiten gehört, so ist sie hier doch ohne Vergleich seltener als die folgende Art. Allein für das innere und südliche Deutschland ist sie eine so seltene Erscheinung, daß zwar hie und da eine Vereinzelte vorkam, dieses aber nur binnen langen Zeiträumen geschahe, so in Schlesien, Thüringen, den Rhein- und Maingegenden, am Bodensee, sogar in Oesterreich, so daß wir solche als lediglich vom Zufall Verschlagene oder als Verirrte betrachten müssen. Selbst von den Küstenstrichen, welche sie alle Jahre besucht, wird über 6 Meilen landeinwärts äußerst selten eine solche Gans gesehen.

Auf ihren Wanderzügen, die immer den Seeküsten entlang gehen, giebt es dennoch nur gewisse Striche, in welchen sie alljährlich und in Menge vorkömmt, so auf der von Holstein und Schleswig, wo sie auf dem Ditmarser Aussendeichen, auf der Halbinsel Deichsand und im Eiderstadt alle Jahr in enormer Anzahl erscheint und auch länger daselbst verweilt; dann wieder so in Holland, u. s. w. Dies ist höchstmerkwürdig und möchte mancher Vermuthung Raum geben; nicht minder der Umstand, daß sie überall der folgenden Art ausweicht, wo sie aber mit ihr zusammentrifft, sich auf besondere Plätze beschränkt, soweit wie möglich von dieser, so daß z. B. auf Deichsand und in der Nachbarschaft von Husum Schaaren von vielen Tausenden, aber fast nie eine Ringelgans, — dagegen auf der nahen Insel Pelvorm Tausende von dieser, aber nie eine Weißwangengans gesehen wird.

Sie wandert aus ihren hochnordischen Wohnsitzen beim Herannahen des unfreundlichen Herbstes südlich, um den Winter in einem mildern Klima zuzubringen, und geht im Frühjahr auf demselben Wege wieder nach jenen zurück. Dieser scheint nie über weite und breite Länderstrecken, wenn nicht große See'n und andere zusammenhangende Gewässer sie durchschneiden, sondern fast nur am Meer entlang seine Richtung zu nehmen, selbst wenn tiefe Buchten und große Landvorsprünge diese sehr abwechselnd machen. Island verläßt sie in der Mitte des October und kehrt im April dahin zurück, verschwindet aber im Mai und brütet wahrscheinlich nicht auf dieser Insel. Herr Dr. Thienemann sahe sie im Herbst in großen Flügen aus der Richtung von Grönland, über das Meer, auf der Nord- und Nordwestküste jener Insel ankommen, aber ihr Wegzug geschieht unmerklicher. Die britischen Sümpfe und Küsten soll sie dagegen schon im Februar verlassen. An der Ostsee erscheint sie gewöhnlich im November; auf der Westküste der Dänischen Staa-

ten, namentlich Jütlands, aber viel früher, schon im September, bleibt den October und November dort, wandert dann südwestlich, und kehrt im April dahin zurück, doch ohne dann länger als ein paar Tage daselbst zu verweilen. In andern Gegenden innerhalb Deutschland kam sie auch nur in der kalten Jahreszeit vor. Da sie längs der nördlichen Küste von Deutschland, Holland, Frankreich u. s. w. in südwestlicher Richtung hinwandert, so überwintert sie, im Verfolg dieser, wahrscheinlich am europäischen Gestade des atlantischen Meeres, zum Theil und in gelinden Wintern gewiß auch schon im nördlichen Frankreich.

Ihre Wanderungen macht sie in Familien und diese zu großen Schaaren vereint, wie die Saatgänse, so am Tage wie in der Nacht; sie fliegt dabei in eben solcher Ordnung und meistens auch sehr hoch.

Daß sie das salzige Wasser dem süßen vorzieht, ergiebt sich schon aus ihrem Aufenthalt am und auf dem Meer. Selbst ihre Lager- und Weideplätze liegen nie weit vom Strande, auf salzhaltigem Boden, und die mir bekannten sind theils Wiesen, theils grüne Vorlande, welche man zur Viehweide benutzt, und solche Stellen, welche meistens viele Salzpflanzen hervorbringen. Auch ihre Sommerwohnsitze sollen Sümpfe und Moräste von gleicher Lage und Beschaffenheit sein. Einzelne, bis in's mittlere Deutschland Verirrte hatten sich gewöhnlich den Schaaren der Saatgänse angeschlossen und zogen mit ihnen abwechselnd auf die bebaueten Felder und auf die Gewässer; selbst ganz Vereinsamten blieb nichts Anderes übrig. Ihre Nachtruhe halten sie in der Nachbarschaft ihrer gewöhnlichen Lagerplätze, auf trocknem oder nur feuchten Boden in der Nähe vom Wasser, in dichten Haufen beisammen.

Eigenschaften.

Die weißwangige Gans, zumal im ausgefärbten Kleide, ist ein sehr hübsches Geschöpf, besonders lebend, wo sie ihr Gefieder höchst reinlich und sauber hält, glatt anliegend trägt und immer wie ganz neu geputzt einherschreitet. Sehr angenehm fallen die hellen und dunkeln Querbänder auf dem schön aschgrauen Grunde des Mantels in die Augen, weil im Leben sich die Federn in sehr regelmäßige Querreihen aneinander schließen und jene nur an den fast geraden Enden ihren Sitz haben; wozu dann der sammetschwarze

Hals mit seinen scharfen Abschnitten vom hellen Weiß der Brust und des Vorderkopfs gar lieblich absticht. Sie steht und geht wie andere, namentlich Saat- oder Bläßen-Gänse, doch viel zierlicher, und der Hals wird, besonders vom Männchen, oft in einer sanften S form getragen. Ihr Gang ist leicht und behende, wenn es nöthig ist, auch ein ziemlich schnelles Laufen. Wenn sie unwillig wird, sträubt sie die Scheitelfedern; im Zorn streckt sie den gerade gehaltenen Hals vor und zischt dazu. Wenn sie schwimmt, trägt sie diesen meistens gerade aufrecht, seltner gebogen und ganz niedergedrückt, den Rumpf ganz horizontal auf dem Wasser liegend und so wenig eingesenkt, daß beim Rudern oft die Fersen zu sehen sind.

Im Fluge machen sie, bei vieler Aehnlichkeit mit andern Gänsen, die großen Partieen ihrer schroffen Farben und in weiterer Ferne ihre langen spitzen Flügel kenntlich, wie denn auch ihr größerer und eckiger Schwanz der ganzen Figur eine sehr eigenthümliche Form giebt. Sie ist sehr flüchtig und macht mit großer Gewandtheit die schönsten Schwenkungen, besonders bei starkem Winde. Gleich andern Gänsen fliegt sie, wenn sie weiter weg will und ihrer nicht viele sind, in einer schrägen Reihe, wenn mehrere, in einer sogenannten Pflugschleife, und ihre großen Heere, aus vielen solcher Familien oder Koppeln zusammengesetzt, diese gesondert aber dicht hinter- und nebeneinander fliegend, entschwinden, auf der Wanderung begriffen, wo sie die Luft leicht und sehr schnell durchschneiden, bald den nachschauenden Blicken. Das Niedersetzen oder plötzliche Aufsteigen eines solchen Heeres ist mit einem polternden und weit hörbarem Geräusch verknüpft.

Sie sind ziemlich scheu, doch lange nicht in dem Grade wie die Meisten der vorigen Gänsefamilie, ebenso gesellig in Bezug auf ihres Gleichen, doch nicht gegen andere Arten, deren Schaaren sie sich bloß anschließen, wenn sie vereinzelt oder ihrer nur wenige beisammen sind. Solche hat man denn am öftersten bei Ringelgänsen, auch wol bei Bläßengänsen, aber viel seltner bei Saatgänsen angetroffen; eine innige Zuneigung zeigen sie jedoch gegen keine von diesen. Sie werden in der Nähe jener geduldet und machen es wieder so, wenn der Fall umgekehrt eintritt und sie die Mehrzahl bilden.

Ihre Stimme ist gänseartig, aber ziemlich einfach. Ein rauhes, etwas gedehntes Kah, und ein heiseres, kurzes Kak, kak, kak, im Unwillen ein Zischen, ist Alles, was man von ihnen hört. Sie schreien dazu auch selten, wiederholen jenen Ruf nicht oft; nur

in Schaaren, wenn Hunderte oder Tausende mitsammen fliegen, lassen sie sich fleißiger hören, besonders beim Schwärmen vor dem Niedersetzen oder wenn sie sich eben erheben.

Sie wird sehr bald und ausserordentlich zahm, und ist dann ein allerliebstes Geschöpf. Bloß auf dem Hofe oder gar im Stalle ist sie indessen nicht wohl aufgehoben; sie verlangt einen größern Raum im Freien, einen Garten mit einem Teiche oder doch nicht zu kleinem Wasserbehälter, und mit Rasenplätzen, damit sie neben dem Körnerfutter sich auch Grünes pflücken, nach Gefallen trinken und baden kann, obwol sie vom Schwimmen nicht viel zu halten scheint und sich viel längere Zeit auf dem Trocknen aufhält. Sie hält auch den Winter im Freien aus, wenn man nur Sorge trägt, daß sie offenes Wasser behält. An einem solchen Orte und sonst gut gepflegt hält sie sich trefflich, viele Jahre und erfreuet den Besitzer durch ihr zutrauliches, stilles und friedliches Benehmen, durch ihre niedliche Gestalt und Haltung, und durch ihr schönes Gefieder, das sie unbeschreiblich sauber und nett zu halten weiß. Auf dem breiten Graben und in den parkartigen Umgebungen des herzoglichen Schlosses zu Cöthen wurden unter mehrern andern seltnen Gänsearten auch einige der weißwangigen gehalten, die sich mit jenen recht gut vertrugen, doch am meisten den Ringelgänsen befreundet schienen. Vor 20 und einigen Jahren aus Holland hieher gebracht (damals aber schon nicht mehr ganz jung), lebte ein Weibchen 14 Jahr, wo man es unvermuthet todt fand, während ein Männchen bis heute sich noch bei bestem Wohlsein befindet, und sehr schön im Gefieder, d. h. auf den obern Theilen sehr dunkel geworden ist. Man sieht daraus, daß auch diese Gänse in der Freiheit ein sehr hohes Alter erreichen mögen.

Nahrung.

Die Hauptnahrung der weißwangigen Gans besteht meistens in grünen Pflanzentheilen, in Blättern und zarten Spitzen, in frischen Strünken, Wurzeln und Knollen, sowol von Land- als Wasserpflanzen. Sie liebt vorzüglich die salzhaltigen, auf mit Meersalz geschwängertem Boden wachsenden, und wählt solche Gegenden besonders zu Weideplätzen, wo Poa distans und Juncus bulbosus prädominiren, wo namentlich auch die Meergrasnelke (Statice Ar-

meria var. maritima*)) häufig wuchert, wo Plantago maritima, Triglochin und andere Meerstrandspflanzen von salzigem Geschmack in Menge wachsen, um alle diese zur Nahrung abzupflücken oder sammt den Wurzeln zu verzehren. Das Grün der Plätze, auf welche diese Gänse alle Jahr wiederkehren und in ungeheuren Schaaren sich versammeln, wird zum größten Theil von jenen Pflanzen gebildet, und sie wechseln nach andern, wo jene sparsamer wachsen, wenn auch in der Nachbarschaft gelegen, nur, wenn sie jene bereits abgeweidet haben oder daselbst zu viel beunruhigt wurden. Uibrigens fressen sie auch andere Gräser, und wo sie keine Salzpflanzen haben, scheint ihnen unsere Poa annua recht wohl zu schmecken und zu bekommen. Auch grüne Roggen- und Weizensaat nehmen sie nicht ungern an, doch nur, wo sie jene nicht in gnügender Menge haben können.

Daß sie auch größere Sämereien und Körner fressen, beweisen in Gefangenschaft gehaltene Gänse dieser Art; sie ziehen indessen den Hafer allen andern Getreidearten vor.

Ausser der vegetabilischen nehmen sie jedoch auch animalische Nahrung zu sich. Sie holen Insektenlarven und Würmer aus dem Moraste oder sonst weichem Boden, fangen Käfer, Fliegen und dergleichen, durchsuchen am Strande die von den Wellen ausgeworfnen oder bei Ebbe auf den Watten zurückgebliebenen Seepflanzen, Meergras (Zostera) und Tang (Fucus), nach kleinen Weichthieren und zarten Conchylien, die sie zuweilen in Menge genießen. Auf seichtem Wasser schwimmend, bemühen sie sich mit eingetauchtem Kopfe und Halse, oder mit köpflings aufgerichtetem, halb eingetauchtem Körper auf den Grund zu langen, oder die unten wachsenden Pflanzen zu durchschnattern, um Genießbares daraus zur Oberfläche zu fördern und zu verzehren.

Zu allen Nahrungsmitteln verschlucken sie stets auch sehr viel groben Sand, welcher nebst den kleinen Muschel- und Schneckengehäusen die Reibungen im Magen befördern mag.

---

*) Diese Pflanze, beiläufig dieselbe, welche wir auch in Gärten als Rabatteneinfassung kultiviren, ist gewiß nicht bloße Spielart (Varietas) von der in Deutschland allenthalben in trocknem Boden, besonders auf Feldrainen wild wachsenden Statice Armeria (Linn.) oder Armeria vulgaris (Wildenow.), sondern als wirkliche Art verschieden, wovon die Zucht aus Saamen beider, in gleichem Boden und Lage, jeden überzeugen wird, wer Lust hat, dies zu versuchen. Deswegen habe ich in diesem Werk unter dem Namen: Armeria maritima stets jene Meerstrandspflanze gemeint, welche in dem vom Meer abgesetzten, auch öfters noch überfluteten, fetten und salzigen Boden ausserordentlich wuchert, und den weißwangigen wie andern Meergänsen eine sehr gesuchte Nahrung bietet.

In der Gefangenschaft fressen sie fast Alles, was man andern Gänsen giebt, Getreide, besonders Hafer, Brod, zerstückelte Rüben, Kartoffeln, Kohl und Grünes, was sie selbst abweiden können, wie jungen Klee (besonders Trifolium repens), zartes Gras, und dergl. So nothwendig ihnen auch Wasser in hinreichender Menge zum Trinken und Baden ist, so oft sie dies auch benutzen, so halten sie sich doch viel öfter und weit anhaltender auf dem Trocknen auf, sonnen sich gern, keuchen aber bei 20 Grad Wärme schon mit aufgesperrtem Schnabel.

Fortpflanzung.

Wir wissen bloß durch Lepechin (s. dessen Reise, a. a. O.), als bis jetzt den einzigen reisenden Naturforscher, welcher ihre Brüteplätze sahe, daß sie an den See'n und in den Sümpfen Lapplands, im Gouvernement Archangel, und auf den morastigen Steppen in Samojedien, längs dem Eismeer hin und in der Nähe dieses in Menge sich fortpflanzt, sonst aber nichts Näheres darüber. — Ob sie im Innern von Island brüte, wie man vermuthet hat, ist bis jetzt ebenfalls unerforscht geblieben.

Sonderbar genug verlassen diese Gänse im Frühling den deutschen Strand viel früher als die folgende Art, wonach man schließen möchte, daß sie in einem Lande brüten müßten, wo es früher Sommer würde, als in dem wo die Ringelgänse sich fortpflanzen wollen. Da nun aber die Brüteplätze der weißwangigen Gänse schon am Eismeer liegen, so würden die Ringelgänse noch höher gegen den Pol hinauf kein schickliches Land zum brüten mehr finden, als Spitzbergen. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß sich diese östlicher halten, um an die sibirische Küste zu gelangen; denn daß letztere eine ganz andere Richtung und muthmaßlich dorthin nehmen, wird uns noch glaubhafter, wenn wir vernehmen, daß die Ringelgänse auf dem Peipussee, durchziehend, alle Jahr in größter Menge erscheinen, dort, wie überhaupt am finnischen Busen und der Ostküste des baltischen Meeres, sich nur diese, und erst am preußischen oder vielmehr pommerschen Strande auch die Weißwangengans sich einzeln, und dann viel weiter nach Westen zu erst in größerer Anzahl zeigt.

Auch an diesen Gänsen bemerkt man in der Gefangenschaft, wenn diese ihnen auch noch so angenehm gemacht wurde, keine Spur eines Begattungstriebes; selbst zwei Männchen mit nur einem Weib-

chen Jahre lang beisammen, verriethen zu keiner Zeit einen Zug von Eifersucht gegeneinander.

Feinde.

Die Adler und andere große Raubvögel stellen ihnen vielfältig nach und begleiten oft ihre Züge. Fr. Boie beobachtete einst im Spätherbst auf Deichsand die ungeheuren Schaaren dieser Gänse, wie sie damals von nicht weniger denn 12 Seeadlern (Falco albicilla) umzingelt waren, die sie gleichsam im Schach hielten. Sie sollen sie besonders in der Morgen- und Abenddämmerung überfallen.

Jagd.

Obgleich die weißwangige Gans lange nicht so scheu als die Saatgans ist, so hält doch die Vereinzelte, an ihr fremden Orten, den frei sich nähernden Schützen nicht leicht aus, noch viel weniger, wenn ihrer mehrere beisammen sind. Sie kann zwar leichter hinterschlichen werden als jene, jedoch auch nur, wenn der Schütze mit möglichster Behutsamkeit zu Werke geht, sich zu verbergen sucht, auf dem Bauche kriechend die Unebenheiten des Bodens zur Deckung benutzt, oder auch, wie auf Deichsand, wo eine Menge kleiner Wasserläufe das Land wie Adern durchziehen, in diese niedergeduckt, wenn auch im Schlamme wadend, sich den Gänsen ungesehen schußrecht zu nähern sucht. Die dortigen Hirten und Bauern, welche dies recht gut verstehen, stellen ihnen häufig mit Schießgewehr nach und warten, da sie im Schießen zu wenig geübt sind, gewöhnlich in aller Ruhe den Zeitpunkt ab, wo sie ihre alten Musqueten in den dichtesten sitzenden Haufen abfeuern können, wo dann nicht selten ein solcher Schuß ein Dutzend dieser schönen Gänse zu Boden streckt. Für den geübtern Flugschützen ist indessen dort der Anstand oder die Lauer, gegen Abend oder am frühen Morgen, wenn die Gänse herumschwärmen, wo er am geeigneten und abgepaßten Platze, in einem dazu gegrabenen Erdloche sitzend, sich gut verborgen hält, eine so interessante als einträgliche Jagd.

In Holland fängt man sie in Menge unter großen Schlagnetzen, deren Einrichtung mir aber nicht bekannt ist.

Nutzen.

Ihr Fleisch oder Wildpret ist, zumal von jüngern Gänsen und im Spätherbst, wo es oft sehr feist, als zart und wohlschmeckend allgemein beliebt; es hat jedoch einen sogenannten wilderichten Beigeschmack, welcher zwar nicht so stark wie bei dem der folgenden Art, doch manchem Gaumen nicht ganz angenehm ist.

Die Federn sind wie von andern Gänsen zu nutzen, und die Primarschwingfedern eignen sich sowol zum Schreiben als zum Zeichnen vortrefflich, obgleich sie viel schwächer als gewöhnliche Gänsespuhlen, dabei aber sehr hart und elastisch sind.

Schaden.

Da diese Gänse selten auf besäete Aecker kommen, so werden sie höchstens nur einzelnen Feldern nachtheilig; ebenso ist das Ausrupfen der Grasstauden zuweilen auf kultivirten und theilweis überschwemmten Wiesen auch von keiner sonderlichen Bedeutung.

321.

Die Ringel-Gans.

Anser torquatus. *Frisch.*

Taf. 292. { Fig. 1. Altes Männchen.
Fig. 2. Junges Weibchen.

Ringelmeergans; Meergans; Brentgans; Brandgans; Baumgans, Baumgansente; schottische Gans; Klostergans, Nonnengans, Mönch; Bernikel, Bernikelgans; (Rothgans); Rotgans, Rotjes, Rotges, Radgaas; Reyhengaas; Horragaas; Hrota; Grauente; Cravant.

Anser torquatus. Frisch, Vög. Deutschlds. II. Taf. 156. = *Anas bernicla.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 513. n. 13. = Retz. Faun. Suec. p. 117. n. 73. = Lath. Ind. II. p. 844. n. 32. = *Anser torquatus.* Nilss. Orn. Suec. II. p. 245. n. 251. = *Le Cravant.* Buff. Ois. IX. p. 87. — Edit. de Deuxp. XVII. p. 102. = Id. Pl. enl. 342. = *Oie cravant.* Temm. Man. n. Ed. II. p. 824, = *Brent- or Brand-Goose.* Penn. arct. Zool. II. p. 551. n. 478. — Uiberf. v. Zimmermann. II. S. 512. n. 396. = Lath. Syn. VI. p. 467. n. 27. — Uiberf. v. Bechstein. III. 2. S. 406. n. 27. = Bewick, brit. Birds II. p. 311. = Wilson, Americ. Ornith. VIII. p. 131. t. 92. f. 1. = *Oca colombaccio.* Stor. deg. Uce. V. tav. 582. = Savi, Orn. tosc. III. p. 180. = *Rotgans.* Sepp. Nederl. Vog. II. p. t. 189. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 911. = Dessen, orn. Taschnb. II. S. 424. n. 11. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 558. n. 6. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlands. S. 260. = Koch, Baier. Zool. I. S. 398. n. 248. = Brehm, Lehrb. II. S. 777. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 849 — 851. = Gloger, Schles. Faun. S. 55. n. 245. = Landbeck, Vög. Würtemberg's. S. 74. n. 262. = Hornschuch und Schilling, Vög. Pommern's. S. 20. n. 255. = E. v. Homeyer, Vög. Pommern's. S. 70 n. 231. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 224. n. 388. = Just, Beobachtgn. d. V. am Eisleber Salz-See. S. 79. = Naumann's Vög. alte Ausg. (8v.) Nachtr. S. 279. Taf. XXXIX. Fig. 78.

Kennzeichen der Art.

Der ganze Kopf, Hals und Schwanz schwarz; die weißen obern und untern Schwanzdeckfedern sehr lang; an den Seiten des

schwarzen Halses ein weißgeschuppter Halbring, welcher nur dem Jugendkleide fehlt. Größe wie eine starke Haus-Ente.

Beschreibung.

Die Ringelgans unterscheidet sich auffallend genug von der vorigen und folgenden Art, und möchte deshalb wol schwerlich mit einer von diesen zu verwechseln sein. Sie ist nicht nur bedeutend kleiner als die Weißwangengans, sondern auch gedrungener von Gestalt, besonders Hals und Kopf an ihr stärker, und die Flügel etwas kürzer.

Obwol die größere Länge des Halses, der Flügel und der Beine ihr den Anschein giebt, als sei sie größer, so erreicht sie doch kaum die Größe einer starken Haus-Ente; am Gewicht 2 bis 3 Pfund, selten etwas mehr. Sie mißt in der Länge nur 23 bis 24 Zoll; die Flugbreite 46 bis 49½ Zoll; die Länge des Flügels 14 bis 14½ Zoll; die Schwanzlänge gegen 4 Zoll, auch etwas drüber. Die Weibchen sind immer etwas kleiner, messen in der Länge meistens 1 Zoll, auch wol 1½ Zoll weniger, und die jungen Vögel erreichen jene Maaße noch weniger, man findet sogar völlig erwachsene von nur etwas über 21 Zoll Länge.

Ihre Gestalt ist völlig gänseartig mit etwas kleinem, sehr gerundetem Kopf und kurzem Schnabel, etwas starkem Hals, langen Flügeln, breitem Schwanz und etwas höhern Beinen, wenn man sie denen aus der vorigen Familie gegenübersieht. Am Gefieder ähnelt sie der Vorhergehenden, doch sahe ich keine, an welcher die Halsfedern sich in Riefen gelegt hätten; an allen war das Halsgefieder glatt und eben. Auch die Schwingfedern sind von der nämlichen Gestalt, die vordersten am letzten Drittheil stark eingeschnürt, die erste Primarfeder ein Wenig kürzer als die zweite, diese die Längste, die dritte auch nur ½ Zoll kürzer als diese, die vierte aber schon viel kürzer, die folgenden noch schneller an Länge abnehmend wie sie wurzelwärts um so breiter werden. Am Flügelbuge tritt nach innen eine harte Schlagwarze vor, und die ruhenden Flügel, stets unter den Tragfedern gehalten, reichen mit ihren Spitzen an das Ende des Schwanzes. Dieser hat ungewöhnlich lange, bis fast an sein Ende reichende Oberdeckfedern, ist etwas groß, gewöhnlich aus 16, seltner aus 18, ziemlich gleichbreiten, am Ende abgerundeten Federn zusammengesetzt, die nach aussen allmählich so an Länge

abnehmen, daß das äußerste Paar 1 bis $1^1/_4$ Zoll kürzer als eins der mittelsten ist, was ein flach abgerundetes Schwanzende giebt.

Der kleine Schnabel hat die Gestalt wie bei andern Gänsen, ist aber gegen die Stirn nicht sehr erhaben, übrigens walzenförmig und kurz, vorn abgestumpft, mit kurzem, breitem, gewölbtem und rundlichen Nagel. Auch an ihm greift der Seitenrand des Oberschnabels so weit über, daß man, wenn er geschlossen, in der Seitenansicht von seiner feinen Zahnung an den innern Rändern nichts bemerkt. In der sehr großen Nasenhöhle öffnet sich das ebenfalls große langovale (zuweilen gegen 3 Linien lange und 1 Linie hohe) Nasenloch ganz vorn nach unten, und ist wenig durchsichtig. Der Schnabel ist oft nur 17, meistens 18, selten bis $19^1/_2$ Linien lang, 9 bis $10^1/_2$ Linien hoch, und 7 bis 8 Linien breit, von Farbe durchaus schwarz, nur bei jüngern gegen den Nagel mit etwas röthlichem Schimmer.

Das kleine Auge hat eine sehr dunkel braune oder schwarzbraune Iris und das nach innen nackte Augenlidrändchen eine röthlichschwarzgraue Farbe.

Die Füße haben etwas hohe Läufe, sind übrigens nebst den Krallen von gleicher Gestalt wie bei der vorigen Art, auch ihr Uiberzug ähnlich netzartig gekerbt, vorn grob, hinten fein, noch feiner an den Schwimmhäuten und nur auf den Zehenrücken schmal geschildert. Die Länge der Zehen wechselt individuell, die der Mittelzeh zuweilen zwischen 3 Linien; die hochgestellte Hinterzeh ist ziemlich kurz und schwächlich. Der Lauf mißt gewöhnlich 2 Zoll 6 bis 8 Linien; die Mittelzeh, mit der gegen 3 Linien langen Kralle, $2^3/_8$ bis $2^5/_8$ Zoll, die Hinterzeh, mit der $1^1/_2$ Linien langen Kralle, nur $^1/_2$ Zoll.

Füße und Krallen sind dunkel schwarz gefärbt; nur bei jüngern Vögeln schimmert etwas Röthliches durch die Schwärze, besonders an den Läufen und Zehen; auch sind bei diesen die Zehensohlen röthlichgrau. Ausgetrocknet werden sie, ausser einem röthlichbraunen Schein an den Läufen, wenig verändert.

Das Dunenkleid ist nicht bekannt. Das Jugendkleid sieht dem ausgefärbten ziemlich ähnlich, hat jedoch eine weniger dunkle und mehr mit hellern Federkanten gelichtete, doch schmutzigere Färbung, auch fehlt ihm der weiße Seitenfleck am Halse ganz oder seine Stelle ist nur schwach angedeutet. Der mattschwarze Schnabel zeigt nach vorn einen schwachen röthlichen Schimmer, die schwarzgrauen Füße schimmern ebenfalls ins Röthliche und der Augenstern ist dunkelbraun, etwas heller als bei den Alten. Kopf und Hals

haben eine einfache grauschwarze Färbung, die gegen den Anfang des Rumpfes, wo sie, von der angrenzenden rundum scharf getrennt, etwas lichter wird; Brust, Tragfedern, Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern sind düster aschgrau, mit aus dem Graubraunen in Weißgrau übergehenden Federkanten, eine geschuppte, schmutzige Zeichnung, die an der Unterbrust in einförmiges Braungrau übergeht; Schwing- und Schwanzfedern schwarz, mit hell braungrauen Endkanten, die zum Theil undeutlich, nur an den hintersten Schwingfedern stärker gezeichnet sind; der Unterrücken und die Mitte des Bürzels dunkelbraungrau; die Seiten des letztern nebst der obern und untern Schwanzdecke und der Bauch weiß.

Das kleinere Weibchen ist in diesem Kleide noch lichter gefärbt, am Halse abwärts noch mehr grau, als das gleichalte Männchen, und dieses hat an den Seiten des Halses, an der Stelle, wo im ausgefärbten Kleide der weiße Halbring steht, einige weiße Federspitzchen, welche jenem fast immer fehlen.

In der ersten Herbstmauser erhalten sie ihr ausgefärbtes Kleid, das sich im zunehmenden Alter wenig verändert oder bloß verschönert, und folgendergestalt aussieht: Schnabel und Füße sind kohlschwarz, der Augenstern ist schwarzbraun; Kopf und Hals, nebst dem Kropf, und hier ringsum gerade und scharf begrenzt, sind tief schwarz; an jeder Seite des Oberhalses, hoch oben, steht ein querovaler odrr halbmondförmiger, halsbandartiger, hellweißer Fleck, welcher hinten und vorn nicht zusammenreicht und aus den breiten schneeweißen Kanten der übrigens schwarzen Federn gebildet ist, daher oft eine schuppenartige Zeichnung giebt. Brust, Seiten, Schenkel, Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern sind düster aschgrau, mit hellbraunen, schmutzig bräunlichweiß gesäumten Federkanten, welche an den Tragfedern am deutlichsten und auf dem Flügel am schwächsten gezeichnet sind, weshalb fast der ganze Rumpf ein dunkles, aschgraues, hellbraun gewölktes Aussehen erhält; Unterrücken und Mitte des Bürzels tief braungrau; die Seiten des letztern, die sehr langen obern und die untern Schwanzdeckfedern, der Bauch und dessen Seiten rein weiß; Schwing- und Schwanzfedern schwarz, mit braunschwarzen Schäften; die Unterflügel an den Deckfedern dunkel röthlichaschgrau, an den Schwingen glänzend schwarzgrau.

Auffer der etwas mattern, kaum lichtern Färbung im Allgemeinen und dem kleinern weißen Halbring an den Halsseiten, unterscheidet sich das Weibchen von gleichem Alter durch seine geringere Größe, den kürzern und schwächern Hals, und kleinern

Kopf und Schnabel ziemlich leicht vom Männchen, wenn man beide nebeneinander sieht, besonders lebend, wo das letztere auch eine stolzere Haltung annimmt.

Im höhern Alter verschönern sich die Farben des Gefieders auf folgende Weise: Alles Schwarz wird viel dunkler und glänzender und das am Halse bekömmt einen dunkelblauen Seidenschimmer; der weiße Halsfleck wird etwas größer und noch klarer; das dunkle Aschgrau des Rumpfes viel reiner, von oben ganz rein, nur an der Brust noch mit zarten braunen Säumchen, aber die Tragfedern erscheinen dagegen mit breitern und deutlichern braungrauen, in Grauweiß übergehenden Kanten. — Das Weibchen unterscheidet sich, wie im vorigen Kleide, durch mindere Schönheit und geringere Größe; das Männchen von ihm aber auch noch durch seinen auffallend dickern Hals.

Ihre Mauser, nach Zeit und Umständen, stimmt mit der der weißwangigen Gans genau überein, welches wir behaupten dürfen, weil wir beide Arten mehrere Jahre in gleichen Verhältnissen neben einander beobachten konnten.

Aufenthalt.

Die Ringelgans ist auf dem alten, wie dem neuen Continent, eine Bewohnerin des hohen Nordens und hat ihre Sommerwohnsitze innerhalb des arctischen Kreises. Sie ist im obern Nordamerika sehr häufig, einerseits namentlich in Grönland, an der obern Hudsonsbai, und kömmt in der rauhen Jahreszeit von da nach Canada und einzeln bis in die Vereinsstaaten, doch nicht ins Innere jener großen Länderfläche, soll aber ebenso auf der andern Seite dieser und in den östlichen Theilen von Nordasien vorkommen. Wie weit sie an der Nordküste von Sibirien, nach Westen her, verbreitet sei, ist nicht bekannt. Sie bewohnt ferner mehrere in der Nähe und unter dem Polarkreise gelegene Länder von Europa, namentlich Rußland längs den Küsten des Eismeeres, sogar Spitzbergen. Island scheint sie andrerseits meistens nur auf dem Zuge zu durchstreichen und im Herbst von Grönland herüberzukommen, bleibt auch nicht da, sondern geht bald über das Meer nach Süden zu, und langt dann nachher an einigen Küsten Schottlands, besonders aber auf Ireland in größter Anzahl an, um daselbst zu überwintern. Sie ist also ein hochnordischer,

für uns zum Theil auch nordöstlicher Vogel. Um ihre kalte Heimath mit einem mildern Winteraufenthalt zu vertauschen, muß sie überall weite Reisen machen, kommt dann auch an die großen See'n des europäischen Rußlands, bis zum Peipus herab, hin und wieder in großer Anzahl; so auch an die Küsten des finnischen Meerbusens, in Schweden aber nur an die südliche Küste, von Schonen und Blecking. An der diesseitigen Küste der Ostsee, von Preußen, Pommern u. s. w. ist sie dann alle Jahr, hin und wieder in ziemlicher Menge, versammelt sich aber in ungeheuern Schaaren besonders am westlichen Gestade der dänischen Staaten, vorzüglich auf einigen Inseln an der Westküste Jütlands. Die deutsche Küste der Nordsee besucht sie weniger häufig, dagegen wieder in ungeheurer Anzahl Holland und das nördliche Frankreich, wo sie in manchen Jahren in Milliarden überwintert. An dem Gestade des Letztern soll sie gewöhnlich mit Nordwind ankommen und wenn er sich ändert wieder verschwinden.

Aus diesem Allen ergiebt sich, daß sie Zugvogel sei und als solcher nur wenige Monate oder so lange in ihrer eigentlichen Heimath verweilt, als zur Erledigung ihrer Fortpflanzungsgeschäfte unumgänglich nöthig ist, und daß sie ihre Wanderungen, zu uns und dorthin zurück, theils über das Meer, theils an den Küsten entlang mache, und nie große Flächen Festland durchreise, wenn nicht tief einschneidende Meerbusen und andere zusammenhängende große Wassermassen dasselbe gewissermaßen durchschneiden. In das Innere von Ost- und Nord-Deutschland verirrt sie sich wahrscheinlich nur von der Ostsee her, was darum öfterer vorkommen muß, als bei der vorigen Art, weil diese dort schon an sich seltner ist. Einzelne sind in den Rhein- und Main-Gegenden, am Bodensee, in Oesterreich, sogar in Italien gesehen und erlegt worden, doch öfter noch in Schlesien und in Mitteldeutschland, obwol sie auch hier zu den seltensten Erscheinungen gehört. Vor vielen Jahren sahen wir unbezweifelt eine solche Gans am ofterwähnten sogenannten Eisleber Salzsee, und sie ist dort auch von andern mehrmals beobachtet und erlegt worden. Hr. Just (s. dessen Beobachtungen a. a. O.) sahe ein früher dort erlegtes Exemplar, traf zu verschiedenen Zeiten eines Jahres daselbst zwei Mal ein Päärchen dieser Gänse an, und in einem spätern Jahr wieder eine Einzelne, die fast alle erlegt wurden.

Auf dem Peipus-See langen sie schon mit Anfang des Herbstes, an der pommerschen Küste Ende des October und Anfangs

November, an der dänischen Westküste noch etwas später an, hier unter allen Zuggänsen am spätesten. An letzterer überwintert sie aber nicht, sondern verläßt sie sobald zu heftige Kälte eintritt, und kehrt nicht vor dem Mai dahin zurück, ja ich sahe selbst in den letzten Tagen dieses Monats noch eine wolkenähnliche Schaar dieser Gänse auf Pelworm, und nicht selten wurden sogar noch im Juni Einzelne in dieser Gegend bemerkt. — Bei manchen Inseln am pommerschen Strande bleiben sie ebenfalls bis sie der Frost vertreibt, sollen aber schon wieder zurückkehren, sobald es nur Anschein zum Thauwetter giebt und dann oft noch viel Eis finden. — Auf dem Eisleber-Salzsee zeigten sie sich im October, eine schon am 19ten d., oder im März und April, wovon eine noch am 12ten d. M.

Sie ist so ganz Seevogel, daß wir alle landeinwärts bis zu uns gelangte Gänse dieser Art als zufällig Verirrte zu betrachten haben, die auch hier nicht ausschließlich Saatfelder und Brücher, wie die Gänse der ersten Familie, sondern vorzüglich große freie Gewässer aufsuchen. Ihre natürlichen Wohnplätze liegen am Meer und in dessen Nähe, und wenn sie solche zu verlassen gezwungen ist, so weicht sie lieber über Meer aus, als dem Lande zu, wenn es auch mit Umwegen geschehen müßte. Auf der Wanderung fliegen sie in eben der Ordnung wie andere Gänsearten, sehr hoch durch die Luft, und sowol bei Tage wie des Nachts.

Bei vieler Aehnlichkeit mit der vorigen Art, auch hinsichtlich ihres Aufenthalts, zeigt die Ringelgans auch ganz sonderbare Eigenthümlichkeiten, namentlich die, daß allenthalben, wo beide Arten in einerlei Gegend zu verweilen pflegen, jedwede ihre besondern Lagerplätze hat, doch nicht etwa, weil eine die andere nicht leiden mag; denn beide treffen daselbst zu verschiedenen Zeiten ein; so auf Deichsand und Pelworm, wo die Weißwangengans im Herbst sich immer viel früher einstellt als die Ringelgans, und diese dagegen im Frühjahr wieder länger verweilt, sondern wahrscheinlich aus andern Gründen. Jene beide Orte trennt nur ein Raum von einigen wenigen Meilen, welcher kein Hinderniß sein kann, und ihre Schaaren begegnen sich sogar vielfältig; allein jeder hat nur eine von beiden Arten und die andere nicht, Deichsand keine Ringelgänse und Pelworm keine weißwangigen, obgleich die Lagerplätze der einen oder der andern einen wesentlichen oder in die Augen fallenden Unterschied nicht zeigen. Dies sind nämlich eben solche Salzwiesen und Viehweiden wie die Letztgenannte liebt, und woraus fast die

ganze, einige Geviertmeilen große Halbinsel Deichsand, dies Asyl der Weißwangengans, besteht, nur in andrer Lage; so die großen Aussendeiche, der Puphever genannt, auf der Nordseite der Insel Pelworm, ein paar Meilen vom Festlande, wo die Ringelgänse sich alle Jahr so ansammeln, daß ihre Schwärme die Luft verfinstern, aber eine weißwangige Gans nie gesehen wird. Aehnliche Plätze mag sie in jener Gegend mehrere haben, z. B. bei Ripen auf Jütland, wo nach Fr. Boie (s. Isis. 1822. St. VIII.) am 26ten September 1817. auf einem Acker ein Blitzschlag unter die Schaar gefahren und ausser mehreren in geringer Entfernung einzeln herumliegenden, 22 Ringelgänse, in einer Reihe neben einander hingestreckt hatte. — Es kömmt indessen dort dazu, daß man die Ringelgans viel häufiger auf dem nackten Strande, besonders auf dem Schlick, unmittelbar am Wasser, auch auf den Watten umher laufen, auch wol öfter auf dem seichten Wasser selbst schwimmen und Nahrung suchen sieht, was bei jener viel seltner bemerkt wird; doch geht sie in andern Gegenden auch wieder viel häufiger auf Saatfelder und andere Aecker als die Weißwangengans. Jedenfalls mag also wol der Grund von Alledem in uns unbekannten Verschiedenheiten ihrer Ernährungsweise zu suchen sein.

Die am salzigen See im Mansfeldischen (dem sogenannten Eisleber-Salzsee) vorgekommenen Ringelgänse hielten sich meistens auf einer kleinen Sumpfwiese dicht am See, oder auf dem Wasser selbst auf; ein Individuum lief auch bloß auf dem sandigen Ufer herum und bohrte oft mit dem Schnabel in den Sand; noch ein anderes hielt sich gar in der Nähe eines dicht am See liegenden Dorfes, 8 Tage lang, unter den zahmen Gänsen und Enten auf, so daß man versuchte, es mit diesen einzutreiben, und es erst erlegte als dies nicht gelingen wollte.

Eigenschaften.

Ein so niedliches Geschöpf die lebende Ringelgans auch ist, so steht sie an Schönheit doch der Weißwangengans weit nach, weil ihr Gefieder düstrere Farben trägt, obwol ihr das blendend weiße Mondfleckchen, dem mancher Tauben ähnlich, auf dem tiefen Schwarz des Halses recht nett ansteht. Sonst hält sie sich eben so schmuck, steht und geht in gleicher Weise, bewegt sich ebenso leicht und zierlich, und kann auch ziemlich schnell laufen.

Im Schwimmen hat sie ebenfalls ganz die Manieren jener.

Auch im Fluge ist sie ihr ähnlich, doch an der kleinern, kürzern und dickern Figur in einer Entfernung schon kenntlich, in welcher sich das viel dunklere Gefieder von dem mehr durch hellere und weiße Zeichnungen gehobenen jener, nicht mehr gut unterscheiden läßt, was dagegen in der Nähe einen sehr in die Augen fallenden Unterschied giebt. Sie bewegt im Fluge die weit von sich gestreckten Flügel weit schneller als die großen Gänsearten, doch lange nicht so schnell als die meisten Enten, fliegt in größern Gesellschaften sehr dicht beisammen, auf kurzen Strecken niedrig und ohne Ordnung durcheinander, auf dem Zuge viel höher, theils in einer schrägen Reihe, die oft sehr lang, theils in zwei solchen, vorn im spitzigen Winkel vereinigten. Ihr Flug fördert sehr und ist von einem hörbaren Sausen begleitet, das beim Aufsteigen oder Niedersetzen einer Schaar zu einem polternden Geräusch wird. Wo sich eine solche niedergelassen, bildet sie Anfangs einen dichten Haufen; dieser entwickelt und verbreitet sich erst nach und nach auf einer größern Fläche, wenn die einzelnen Glieder zu weiden anfangen, zerstreuet sich aber nie sehr weit vom Hauptlager oder seinem Mittelpunkt, und läßt sich mit gehöriger Behutsamkeit vor dem Auffliegen auch wieder zusammentreiben.

Es sind friedfertige und schüchterne Geschöpfe, die sich zwar nicht gern andern Schwimmvögeln anschließen, doch, wo sie mit ihnen zusammenkommen, auch mit keinem hadern, vielmehr vor andern, selbst kleinern, sobald sie unfreundlich behandelt werden, sich fürchten. Sie lieben fast nur die Gesellschaft ihres Gleichen, zeigen große Anhänglichkeit zu einander und schlagen sich deshalb oft zu vielen Tausenden in Schaaren zusammen, welche nicht selten beweglichen Wolken ähneln. Vom großen Haufen zufällig abgekommene, irren so lange ängstlich suchend umher, bis sie ihn wieder aufgefunden haben, und wenn ihnen dies nicht glückt, verlieren sie zum Theil die Fassung, benehmen sich sehr einfältig und verfliegen sich in Gegenden, welche sie sonst nicht zu sehen bekommen. Gegen alle andere Gänsearten zeigen sie sich ganz gleichgültig, und wenn sie auch der Weißwangengans noch die meiste Zuneigung schenken, so ist dies doch nur für den Nothfall, so daß man ebensowol eine vereinzelte Ringelgans einer Schaar von weißwangigen, oder eine Einzelne von diesen einer Schaar von Ringelgänsen folgen, aber sich doch nie zutraulich unter sie mischen sieht.

Gegen den Menschen zeigt sie, im Vergleich mit den größern Gänsearten, sehr wenig Furcht, so daß man sie gegen jene einfältig

nennen darf, obwol hieran Ort und Umstände auch große Verschiedenheit bewirken mögen. Es wird gesagt, daß sie den Menschen so wenig scheue, daß sie zuweilen mit Steinen oder Knitteln todt zu werfen sei, oder daß man eine ganze Familie mit einzelnen Schüssen aufreiben könne, ohne daß eine wegzufliegen suchte. Wir halten jedoch, wenigstens das Erstere, für etwas übertrieben, obgleich nicht zu leugnen ist, daß sich etwas davon auch an manchen von denen zeigte, die bis in unsere Gegenden verschlagen wurden. Die Schwärme, welche ich und meine begleitenden Freunde auf Pelworm sahen, wichen uns Schützen weit genug aus, und ein Schuß war damals nicht unter sie anzubringen; allein diese waren damals auch ungewöhnlich unruhig, weil sie fort nach der Heimath wollten, wie sie denn nach wenigen Tagen auch alle von dort verschwanden.

Ihre Stimme klingt gänseartig, hat aber wenig andere Modulationen als solche, welche aus individuellen Verschiedenheiten der Kehlen entspringen und bald in etwas höhern oder tiefern Ton, bald heiserer oder gellender anschlagen oder auch überschlagen. Ein ziemlich starkes Knang oder Knäng als Hauptruf, ein tiefes, kurzes, rauhes Rot, rot, oder auch wie Kroch, kroch klingend, mit dem sie sich in Schaaren wechselseitig fleißig unterhalten, das aus vielen Kehlen fast wie ein Grunzen, jenes wie Hundegebleff klingt, und das gewöhnliche Zischen, wie bei andern Gänsen, wenn sie böse, sind die ganzen Abwechslungen. Die Einzelne schreiet selten, ein Gatte nur, wenn der andere abhanden gekommen ist, auch wenn viele versammelt sind läßt sich zuweilen eine Einzelne darunter hören, doch alles dieses sitzend; im Fluge schreien sie dagegen desto mehr, zumal wenn eine Schaar von einem Weideplatze zum andern schwärmt, auffliegt oder sich niederläßt, wo man dann ihren Lärm weithin vernimmt.

Sie halten sich in Gefangenschaft, auf einem umschlossenen Platze, mit größerm Wasserbehälter, Teich oder Graben, mit grünem Rasen und dergl. versehen und im Freien, ebenso gut wie die vorige Art, werden ebenso zahm und zutraulich, und gewähren dem Besitzer als ruhige, friedliche, immer äußerst sauber sich haltende Geschöpfe viel Vergnügen. Beim Herzoglichen Schlosse zu Cöthen wurde unter mehreren andern seltnern Gänsearten auch ein Päärchen Ringelgänse gehalten, die mit den andern vor vielen Jahren von einem holländischen Vogelhändler erkauft waren, wo ich sie so oft beobachten konnte als ich wünschte. Im Betragen glichen sie ganz den Weißwangengänsen und hielten sich auch am meisten zu

diesen, besonders das Weibchen, als es allein war, weil sein Männchen ein paar Jahre früher mit Tode abgegangen. Die Anhänglichkeit der Gatten zu einander scheint überhaupt groß; als im Frühjahr 1825 am Eisleber-Salzsee von einem Päärchen das Männchen weggeschossen war, flog das Weibchen nicht weit weg auf den See, schrie unaufhörlich und blieb noch drei Tage an jener Stelle, an welcher es die Annäherung eines Fischerkahns nicht scheuete und leicht zu schießen gewesen sein würde.

Nahrung.

Die Ringelgans nährt sich zwar auf ähnliche Weise wie die Weißwangengans, hat aber wahrscheinlich doch auch in der Auswahl der Nahrungsmittel Eigenthümlichkeiten, welche uns nicht bekannt sind, weil sie, wie oben erwähnt, wol auf ähnlichen, doch nicht auf denselben Plätzen zu weiden pflegt. Auf Salzwiesen und den grünen Aussendeichen nahe am Meer, wo Poa distans und Juncus bulbosus dichte Rasen bilden, die sie nebst andern Salzpflanzen, als Triglochin maritimum, Plantago maritima u. a. m. desgleichen Armeria maritima, abweiden oder sammt den Wurzeln verzehren, so wie auf nacktem Strande oder bei Ebbe auf den Watten, um hier allerlei Seegewürme und kleine Conchylien aufzulesen, oder aus den ausgeworfnen Seegewächsen zu suchen, sahe ich große Heerden gelagert. Ebenso lagern sie sich im Angesicht der See auf Saatäckern, um das junge Getreide abzuweiden, dies namentlich wenn es schon stark friert oder hin und wieder Schnee gefallen ist. Sogar auf nahen Stoppelfeldern hat man sie zuweilen bemerkt. — Auf der See schwimmen sie an seichten Stellen, wo viel Seegras (Zostera marina) wächst und angeln, mit Kopf und Hals, und wo dies nicht gnügt, köpflings mit halbem Leibe untergetaucht, nach den zarten Blättern desselben und nach den zwischen demselben sich aufhaltenden Weichwürmern und andern kleinen Geschöpfen. In ihrem rauhen Vaterlande sollen sie sich von allerlei Land- und Wasserpflanzen, namentlich von Polygonum viviparum und Empetrum nigrum nähren, von diesem und andern auch die Beeren genießen und dazu mancherlei Seegewürm aufsuchen. Zu alledem verschlucken sie noch viel groben Sand, welcher vermuthlich nebst den mitverschluckten Conchylienschalen die Reibungen im Magen und so mittelbar die Verdauung befördern soll.

Es fehlt an bestimmten Nachrichten, ob diese Gänse auch nach

Getreidekörnern und andern Samen auf die Aecker fliegen; aber wir sehen an Gezähmten, daß sie jene gern genießen und daß sie ihnen recht wohl bekommen. Man füttert sie in der Gefangenschaft hauptsächlich mit Hafer, welchem sie vor den übrigen Arten den Vorzug geben, nebenbei auch wol mit Brod, zerstückelten Kartoffeln, Rüben und Kohl; doch genügt es ihnen, wenn sie neben dem Körnerfutter nur junges Gras in beliebiger Menge abzuweiden haben, besonders Poa annua; auch Trifolium repens sahe ich sie mit Wohlbehagen verzehren. Sie sind daher ebenso leicht als andere Gänsearten zu unterhalten, und befinden sich bei dieser Nahrung so wohl, daß sie zuletzt sehr fett davon werden. Für den bloßen Hof und Stall taugen sie freilich nicht, und ein angemessener Aufenthalt trägt wol am meisten zu einem dauerhaften Wohlbefinden bei, das dann auch ihr ungemein schmuckes Aussehen bezeugt. — Daß sie jedoch in ihrer freien Lebensweise wichtige Eigenthümlichkeiten haben mögen, die von der der vorigen Art sehr abweichen, möchte man schon daraus muthmaßen, daß sie sich in gleicher Gefangenschaft und bei derselben Behandlung weniger dauerhaft zeigen; von den Obenerwähnten haben sich wenigstens die Weißwangengänse alle viel länger gehalten als die Ringelgänse.

Fortpflanzung.

Es ist schon bei der vorhergehenden Art bemerkt, daß die Ringelgänse muthmaßlich in einer noch kältern Region ihren Fortpflanzungsgeschäften obliegen als jene. Man weiß darüber leider nur wenig und bloß im Allgemeinen, daß, ausser in Nordamerika, wo sie an den obern Küsten und Inseln der Hudsonsbai in großer Menge nisten, eine kleine Anzahl an den Küsten des europäischen Eismeeres unter den Weißwangengänsen bleibe, von hier aber bei Weitem die Meisten, um zu brüten, hinüberziehen, über das Meer, dem Pole zu, nach Spitzbergen und der Ostküste Grönlands mit ihren Inseln. Auf Island brütet sie vielleicht in den unbesuchtesten Gegenden im Innern nur dann und wann in einzelnen Paaren. Weder Faber noch Thienemann waren Augenzeugen, und dem erstern wurde (s. Prodrom. d. isl. Orn. S. 80.) von einem Einwohner bloß von einer Gans erzählt, die ganz zahm um das Nest gelaufen sei und, der beigefügten Beschreibung nach, eine andere Art nicht wohl gewesen sein konnte, wie die 6 aus diesem Neste erhaltenen Eier, die denen der Anas mollissima an Größe

und Gestalt sehr ähnlich waren, auch zu bezeugen schienen. Ziemlich verschieden hiervon ist freilich das Ei, was in Thienemann's Eierwerk, Taf. XXII. Fig. 6. abgebildet ist, von dem der Verfasser weiter keine Beschreibung giebt und auch nicht sagt, woher er es habe.

Wunderbar genug herrschte in alten Zeiten, namentlich in Holland und England, der Glaube, diese Gänse, — nach einigen auch die vorige und folgende Art, — entständen nicht aus Eiern, sondern aus einer Art Conchylien, der sogenannten Bernakelmuschel (Lepas anatifera. L.), die im faulenden Holze, an Wurzeln und Zweigen, welche ins Wasser hingen oder darin liegen, sich festsetzt, und nannten sie deshalb Baumgänse und Bernakelgänse. Allein schon Barenz, ein holländischer Seefahrer, traf am 21ten Juni 1595. in dem Meerbusen Wibe-Janzwater auf Spitzbergen eine so große Menge brütender Ringelgänse über den Eiern, daß er seine Landsleute darauf aufmerksam machte und sie über jenen veralteten Irrthum zurecht wieß.

Feinde.

Wir wissen hiervon weiter nichts, als daß auch den Ringelgänsen von dem Seeadler und den großen Jagdfalken sehr hart zugesetzt wird, daß diese ihren Zügen folgen und sie oft zur Beute machen.

Jagd.

Sie ist nach Aller Versicherung so wenig scheu, daß man es ihr anmerkt, ihr Geburtsland müsse ein von Menschen völlig unbewohntes sein. Wenn sie auf dem Peipussee ankommt, ist sie nach glaubwürdigen Nachrichten so einfältig, daß man von derselben Gesellschaft eine nach der andern todtschießen kann, ohne daß die andern wegfliegen, und daß dies nicht selten aus den Fenstern der dicht am See gelegenen Wohnungen geschehe. Es scheint indessen, je weiter sie auf ihren Zügen in kultivirte Länder vorrücken, desto mehr werden sie durch böse Erfahrungen belehrt, vorsichtiger zu sein. Am deutschen Gestade angelangt, sind sie so einfältig schon nicht mehr, obwol auch hin und wieder doch noch Beispiele davon vorkommen. So erzählt Meyer (Taschenb. S. 560.), daß einst im Winter 5 solche Gänse auf den Main kamen, die von zwei Schützen alle, und zwar eine nach der andern, ohne daß sie einen Ver-

such zur Flucht gemacht hatten, aufgerieben wurden. Ebenso erhielt Hr. Just (a. a. O.) eine vom Salzsee, auf welche zwei Mal vergeblich geschossen war, die dennoch immer wieder auf denselben Platz zurückkam und erst mit einem dritten Schusse erlegt wurde; desgleichen noch eine, welche sich eine Woche lang dicht bei einem, am Ufer jenes See's gelegenen Dorfe unter den zahmen Gänsen und Enten aufhielt, die man, wie schon erwähnt, erst schoß als man mehrmals vergeblich versucht hatte, sie mit jenen einzutreiben und lebendig zu fangen. Dagegen mußte ein anderes Mal an jenem See ein Päärchen sorgfältig und ungesehen hinterschlichen werden, und bei noch einem andern schlug sogar dieses fehl, vermuthlich weil es den Schützen vorher schon ins Auge gefaßt hatte, ehe er das eigentliche Anschleichen begann.

Die Schützen auf den Inseln und an der Küste der dänischen Westsee suchen sich den großen Schaaren, — die stets scheuer sind als Vereinzelte, — auf dem Bauche fortrutschend zu nähern oder sonst ungesehen anzuschleichen, oder stellen sich, gut verborgen, nach ihnen an, um einen tüchtigen Schuß, wo möglich in den dichsten Haufen, im Sitzen, anzubringen, wo dann freilich zuweilen mehr als ein Dutzend solcher Gänse mit demselben einen Schusse zu Boden gestreckt werden. Aber dem frei hingehenden Schützen hält so eine Schaar nicht schußrecht aus. Die, welche ich gesehen, waren mindestens ebenso scheu, wie fast alle andere größere Strandvögel. Die Anstandsjagd, wo man, in einem Hinterhalt verborgen, sie früh Morgens oder gegen Abend erlauert, möchte auch hier die empfehlenswertheste sein.

In Holland fängt man sie alljährlich in Menge in großen Netzen, deren Einrichtung wir aber nicht kennen, und es soll Zeiten gegeben haben, wo alle Speisehäuser mit diesem Geflügel angefüllt waren.

Nutzen.

Ihr Fleisch oder Wildpret, besonders von Jungen zart und saftig, wird für sehr wohlschmeckend gehalten und als Braten, oder auf andere Weise zugerichtet, sehr gern gegessen; doch hat es einen etwas ranzigen oder sogenannten wilderichten Beigeschmack, welcher wenigstens zu manchen Zeiten stärker als bei dem der vorigen Art, und nicht Jedermann angenehm ist. Wie bei andern Schwimmvögeln rührt er hauptsächlich vom häufigen Genuß von Conchylien

her, und ist daher weit schwächer, wenn diese Gänse, wie zu manchen Zeiten, länger und mehr Pflanzenkost genießen. Deshalb werden die Eingefangenen in Holland häufigst lebend verkauft, wie andere Gänse mit Getreide und dergl. gefüttert und gemästet, weil sie davon sehr fett werden, und sind dann für die Küche eine ausgesuchte Waare.

Die Federn nutzt man wie von andern Gänsen, die Fittiche zu Flederwischen und die Spulen zu Schreibfedern; doch sind diese, weil sie etwas zu schwach, nicht für Jedermann beliebt.

Schaden.

Wo diese Gänse in Schaaren überwintern und zu ungeheuern Massen sich ansammeln, wie in Holland, auch im nördlichen Frankreich und anderwärts, sollen sie auf den in der Nachbarschaft der See und der Flußmündungen gelegenen Getreidefeldern an der grünen Saat, durch Abbeißen und Ausrupfen derselben, oft recht bedeutenden Schaden thun. Büffon (a. a. O.) erzählt, daß sie an den Küsten der Picardie zuweilen fast zur Landplage geworden, und daß sie dann durch fortwährendes Beschießen so wenig zu vertreiben gewesen wären, wie durch die den Bauern ertheilte Erlaubniß, mit Knitteln gegen sie zu Felde zu ziehen, um theils mit diesen, theils durch Steinwürfe zu tödten, soviel sie wollten, oder sie wenigstens fortzuscheuchen. Dies soll besonders in harten Wintern und da vorkommen, wo wenig oder kein Schnee die Saaten bedeckt, wo die Gänse dort gewöhnlich mit Nordwind ankommen und so lange bleiben als dieser anhält, aber beim Umsetzen desselben sogleich wieder verschwinden; so wird der Schaden um so ärger, je länger oder anhaltender er aus Norden wehet.

322.

Die Rothhals-Gans.

Anser ruficollis. *Pallas.*

Taf. 293. Altes Männchen.

Rothhalsmeergans; Rothhals; rothbrüstige Gans; Gans mit dem Halsbande; Spiegelgans; Nordgans, bunte Nordgans, Meernordgans; Mopsgans, Möppelgans; Kasarka; Morskaja; Tschackwoi.

Anser ruficollis. Pallas, Spic. VI. p. 21. t. 4. = Lepechin's Reise. II. S. 184. Taf. 5. = *Anas ruficollis.* Gmel. Linn. syst. I. 2. p. 511. n. 67. = Retz. Faun. suec. p. 114. n. 69. = Lath. Ind. II. p. 841. n. 23. = *Anas torquata.* Gmel. it. II. p. 181. t. 14. = Gmel. Linn. l. c. p. 514. n. 70. = *Anser ruficollis.* Nilss. Orn. suec. II. p. 246. n. 252. = *L'Oie á cou roux.* Sonn. nouv. Edit. de Buff. Ois. XXV. p. 224. = Temminck, Man. nouv. Edit. II. p. 826. = *Red-breasted Goose.* Penn. arct. Zool. II. p. 571. C. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 532. n. C. = Lath. Syn. VI. p. 455. n. 17. — Uiberf. v. Bechstein. III. 2. S. 396. n. 17. = Bewick, brit. Birds. II. p. 289. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 916. = Dessen, orn. Taschenb. II. S. 425. n. 13. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S 561. n. 7. = Brehm, Lehrb. II. S. 779. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 852. = Hornschuch u. Schilling, Vög. Pommern's, S. 20. n. 256. = E. v. Homeyer, V. Pommern's. S. 72. n. 237. = Gr. Keyserling u. Blasius, Wirbelth. Europas. I. S. 224. n. 390. = Frisch, Vög. Deutschlds. II. Suppl. Taf. 157.

Kennzeichen der Art.

Scheitel, Rücken, Brust und Schwanz schwarz; Vorderhals und Kropf rostfarbig, mit weißem Brustgürtel. Größe wie männliche Haus-Ente.

Beschreibung.

Diese schöne Gans gehört zu den kleinsten Arten. Sie ist kleiner als die Ringelgans, auch wenig schlanker gebauet, aber an Färbung und Zeichnung des Gefieders auffallend genug verschieden, zumal am Halse, und daher, vorzüglich auch noch ihres ungemein kurzen Schnabels wegen, nicht zu verwechseln.

In der Größe gleicht sie nur der Haus-Ente, ist 21 bis $22^1/_4$ Zoll lang; von einer Flügelspitze zur andern 51 bis $52^1/_2$ Zoll breit; der Flügel, vom Bug zur Spitze, $15^1/_4$ Zoll lang; die Schwanzlänge $4^1/_4$ bis $4^1/_2$ Zoll.

Ihre Gestalt ist völlig gänseartig, nur der ungewöhnlich kleine und zugleich außerordentliche kurz Schnabel macht, daß der Kopf noch viel kleiner aussieht als bei den beiden vorhergehenden Arten, wobei die Beschaffenheit ihres Gefieders dem dieser ganz gleich kommt; doch haben die Flügel eine etwas längere Spitze, die, wenn sie in Ruhe liegen, zuweilen $^3/_4$ Zoll über das Schwanzende hinausragt. Der Schwanz ist ebenfalls wie bei jenen, am Ende fast gerade oder nur flach abgerundet, und aus 16 Federn zusammengesetzt.

Sie ist die einzige unter den in diesem Werke aufgeführten Gänsearten, welche mir nicht in mehreren Exemplaren zu Handen war, und welche ich, nebst der Schneegans, nicht frisch untersuchen oder lebend beobachten konnte.

Das als Gänseschnabel ungemein kleine, kurze Schnäbelchen ist verhältnißmäßig, oder im Vergleich zu seiner geringen Länge, ziemlich dick, ganz walzenförmig, vor der Stirn nur wenig erhaben, vorn kolbig zugerundet; die drei Bogen, welche die Begrenzung des Oberschnabels mit der Stirnbefiederung bildet, sehr tief ausgeschnitten; der Nagel groß, stark gewölbt (wie die Hälfte einer kleinen Haselnußschale); die Seitenränder des Oberschnabels weniger übergreifend als bei der vorigen Art, daher in der Seitenansicht, wenn er geschlossen, die Spitzen der Zähne etwas bemerklich, die Zahnung überhaupt auch etwas stärker. Die etwas breite Kielspalte geht sehr weit vor, und ist an der vordern Hälfte mit nackter schwarzer Haut überspannt. Die langovale, sehr große Nasenhöhle reicht über die Mitte der Schnabellänge vor und das sehr niedrige aber länglichte, vorn und hinten gerundete Nasenloch, öffnet sich ganz vorn nach unten in ihr.

Der Schnabel ist nur 1 Zoll 2 Linien lang, wovon 5 Linien auf den Nagel abgehen, an der Wurzel im Durchschnitt gute 7

Linien hoch und ebenso oder nur ein Wenig breiter. Er sieht sammt dem Nagel schwarz aus, nur in getrocknetem Zustande zieht er an den Seiten etwas ins Hornbraune.

Das Auge hat einen dunkelbraunen Stern und nach innen nackte schwarzgraue Lider.

Die Füße sind wie die der Ringelgans gestaltet, auch die Krallen und der Uiberzug jener ist ebenso netzartig gegittert und bloß auf den Zehenrücken geschildert. Sie haben folgende Maaße: Länge des Laufes, mit dem halben Fersengelenk, 2 Zoll 4 Linien; die der Mittelzeh, mit der 3 Linien langen Kralle, kaum 2 Zoll; die der hochgestellten, sehr kleinen Hinterzeh, mit ihrer ansehnlichen, fast $2^1/_2$ Linien langen Kralle, nur 4 Linien. Von Farbe sind sie, nebst den Krallen, ganz schwarz.

Von den ersten Ständen dieser Art ist nur bekannt, daß das Jugendkleid vom ausgefärbten ziemlich abweiche, aber eine genauere Beschreibung oder Abbildung giebt es davon nicht; auch habe ich es in keiner Sammlung gefunden.

Der alte Vogel im ausgefärbten Kleide hat einen ganz schwarzen Schnabel und Fuß; Stirn, Scheitel, Genick und Nacken, bis an den Anfang des Rückens, sind schwarz, in einem fingerbreiten Streifen, welchen auf beiden Seiten ein schmaler weißer begrenzt, der aber an den Schläfen bedeutend breiter ist und zwischen Schnabel und Auge einen noch größern, ovalen Fleck bildet; das Auge umgeben schwarze Fleckchen, an welche jederseits, unter demselben, sich die eine Spitze des dreieckigen schwarzen Feldes anschließt, das Kinn und Kehle einnimmt, welches unten, am Anfange der Gurgel, auf jeder Seite, in kleinen Fleckchen als ein Flügel ausläuft; ein braunes, etwas schwarzgeflecktes, ringsum breitweiß umkränztes Feld nimmt die Wangen und Seiten des Hinterkopfs ein; der übrige Hals und Kropf, bis an den Anfang der Brust, rein rostfarbig, doch etwas matt, an letzterer ringsum von einem scharf gezeichneten, hellweißen Bande begrenzt, das aufwärts gegen den Nacken etwas schwarz schattirt ist. Die Brust ist schwarz, an den Seiten am dunkelsten, an den hintern Tragfedern mit mondförmigen, weißen Kanten, die an der obern Reihe, nach oben, so breit sind, daß sie einen weißen Streif am ruhenden Flügel entlang bilden, welcher jedoch nicht viel über die Hälfte reicht und nach vorn sich verliert; die Mitte der Unterbrust, der Bauch, nebst den Seiten desselben, und die untere Schwanzdecke sind rein weiß; die Schenkel weiß, schwarz geschuppt; Rücken, Schultern und Bürzel einfarbig

schwarz; die obern Schwanzdeckfedern (die nicht so lang als bei der vorigen Art), in Gestalt eines großen Hufeisens, rein weiß. Die Flügeldeckfedern sind schwarz, etwas matter als der Rücken, die mittlere und große Reihe mit mondförmigen, braunweißlichen Endkanten, welche zwei lichte Querstreife über den Flügel bilden; der übrige Flügel ganz schwarz; die Schwingenschäfte dunkelbraun; der Unterflügel ebenfalls schwarz, an den Schwingen schwarzgrau; der Schwanz tief schwarz, mit weißer Endkante.

Das Weibchen ist merklich kleiner, alles Schwarz etwas matter, auf dem Oberflügel mit lichtern, ins Weißbräunliche übergehenden Federkanten, an der Stirn und in dem Fleck vom Auge abwärts ins Braungraue ziehend; die Wangen mit mehr Graubraun und an der Grenze dieses Feldes mit schmälerm Weiß; die Rostfarbe am Vorderhalse und Kropfe bräunlicher und weniger schön, als am gleichalten Männchen.

Aufenthalt.

Die Rothhalsgans ist ebenfalls eine hochnordische und für uns eine aus Nordosten kommende, äußerst seltene Art. Ihre Heimath liegt unter dem arctischen Kreise im nördlichen Asien, wie es scheint, nur in dem Striche von Sibirien und am Eismeer, zwischen den Mündungen der Flüsse Ob und Lena. Im nördlichen und zum Theil nordwestlichen Europa ist sie nur in langen Zeitläufen einzeln vorgekommen; vom mittlern hat man gar kein Beispiel. Sie wurde ein Mal bei Lund in Schweden, einige Mal in England, dann eine an der Küste der Normandie und noch eine andere in Belgien gefangen oder geschossen. Nur von den dänischen Staaten weiß man bis jetzt, daß sie an einigen Orten, namentlich bei Ulrichsholm auf Fühnen und bei Ripen in Jütland, — wo man sie „Spiegelgans" nennt, — nicht ganz einzeln, vielmehr fast alle Jahr in kleinen Gesellschaften zu 4 bis 6 Stücken auf dem Zuge gesehen worden sein soll. Dann wurde in früherer Zeit auf der Insel Koos an der pommerschen Küste eine solche Gans und später noch ein Exemplar in dieser Gegend geschossen. Dies sind jedoch alle bis jetzt bekannten Beispiele von ihrem Vorkommen in unsrer Nachbarschaft; bis zu uns ins mittlere Deutschland scheint sich aber noch nie eine solche Gans verflogen zu haben.

Sie entfernt sich auf ihren Wanderzügen wahrscheinlich nie weit vom Meer, ausser in ihrer eigentlichen Heimath, welche sie beim Eintritt der rauhen Jahreszeit, mit Ende des August, in Schaaren gegen Süden ziehend, verläßt, um in einem mildern Klima zu überwintern, wo sie dann bis zum caspischen Meer und andern großen See'n des südlichen Sibiriens, der Tartarei und nach Persien herabkömmt, und im Frühjahr auf denselben Wegen wieder zurückwandert, dann in der ersten Hälfte des April, in kleinen Haufen, auch längs der Wolga hinauf nach Norden steuernd bei Zarizyn u. s. w. bemerkt wird.

Vermuthlich liebt sie ähnliche Gegenden und Lagen, in welchen man die Ringelgans antrifft; wenigstens scheint ihr Vorkommen in Dänemark und anderwärts, wo sie in den nämlichen Gegenden, am Seestrande oder in dessen Nähe, auf grasreichen Fluren und auch auf Aeckern sich aufhält, dies anzudeuten.

Eigenschaften.

Die Rothhalsgans ist ein kleines niedliches Geschöpf und die Vertheilung der dunkeln und hellen Farben, mit den scharfen weißen Abzeichen ihres Gefieders machen sie zu einem wirklich schönen Vogel. Das viele Schwarz, die lebhafte Rostfarbe des Halses und das helle Weiß, zum Theil in Bänder vertheilt, so ihre Kleinheit und ihre langen spitzen Flügel mögen sie gewiß schon in großer Ferne vor allen andern Gänsen kenntlich machen.

Uiber ihr Betragen können wir nicht viel mehr berichten, als daß sie darin der Ringelgans sehr ähneln, aber scheuer und vorsichtiger sein, jedoch eingefangen auch bald und sehr zahm werden soll. In England wurde eine gehalten, welche mit anderem Geflügel sich sehr gut vertrug und meistens zu Enten hielt, ja mit einer von diesen sogar in sehr vertrautem Umgange lebte. Diese war sehr munter, hielt sich viele Jahre und ging endlich durch Zufall zu Grunde; obgleich von Andern behauptet wird, daß sie, als hochnordischer Vogel, die Sommerwärme eines mildern Klimas nicht vertragen könnte. Auf dem Zuge soll sie, gleich andern Gänsen, in langen Reihen oder in einem hinten offnen Dreieck fliegen, ihre Stimme wie Tschackwoi klingen und sie diese dabei fleißig hören lassen.

Nahrung.

Auch hierin mag sie am meisten der Ringelgans ähneln, weil man sie an gleichen Orten sich aufhalten und Nahrung suchen sieht; doch scheint sie einerseits darin abzuweichen, daß Conchylien ihr ein Lieblingsnahrungsmittel gerade nicht sein mögen, was man wenigstens aus dem gänzlichen Mangel eines ranzigen Geschmacks ihres Fleisches schließen darf, so wie andrerseits, wenn nicht Alles täuscht, auch Manches in ihrem Aeußern einen mehr von Vegetabilien als animalischen Stoffen lebenden Vogel andeutet. Die Eingefangenen, welche man längere Zeit lebend unterhielt, fraßen Alles, womit andere Gänse und Enten gefüttert wurden; nur eine wollte kein Getreide fressen, — vielleicht bloß aus individuellem Eigensinn, — nahm dagegen klein geschnittenen Kohl gern an. Sie verschlucken auch viel Sand und Erde; mehrmals fand man gar nichts Anderes in den Magen Getödteter.

Fortpflanzung.

Man weiß bloß, daß sie in den Niederungen, großen Sümpfen und Flußmündungen am Eismeer, von der Grenze des europäischen Rußlands bis zur Lena hin, in großer Anzahl sich fortpflanzen. Uiber Nest, Eier u. s. w. hat noch kein Reisender Nachricht gegeben.

Feinde.

Wir dürfen vermuthen, daß diese ohngefähr die nämlichen sind wie bei der Ringelgans, wissen aber nichts Bestimmtes darüber.

Jagd.

In größern Vereinen soll sie scheu sein und auf dem Freien nicht schußrecht aushalten, Vereinzelte dagegen sich leicht schießen und fangen lassen; dies also vermuthlich auch wie bei erwähnter Art. Wo sie häufig sind, werden sie auch gefangen, in Luftnetzen (?), wahrscheinlich im Fluge.

Nutzen.

Ihr Fleisch wird als zart und sehr wohlschmeckend ganz beson-

ders gerühmt; es soll von jenem thranichten (ranzichten, wildernden oder wilderichten) Beigeschmack Conchylien fressender Schwimmvögel nicht eine Spur verrathen.

Ihre Federn rühmt man als außerordentlich weich nnd elastisch.

Schaden.

In einem europäischen Lande kann sie, ihrer großen Seltenheit wegen, weshalb sie auch nur wenige Sammlungen besitzen, nirgends schädlich werden; ob in Asien, ist nicht bekannt.

Dritte Familie.

Entenartige Gänse. Anseres anatinae.

Der kurze, hellfarbige Schnabel halb enten-, halb gänseartig; die Zähne an den Seiten der Oberkinnlade bei geschlossenem Schnabel nicht sichtbar. Bei den meisten Arten haben die Männchen vor der Stirn auf der Schnabelwurzel eine knorpelige Erhabenheit. Die hellfarbigen Füße schlank, ihr Lauf anderthalb Mal so lang als der Schnabel. Der Flügel groß und breit, seine Spitze an oder über das Schwanzende reichend; am Buge eine harte Schlagwarze.

Das Gefieder ist sehr weich, ohne scharfe Umrisse, aber knapp anliegend, mehr enten- als gänseartig, am Halse etwas, aber undeutlich gerieft; entenartig gezeichnet, schöner als bei den vorhergehenden Familien, mit vieler Rostfarbe vermischt, auf dem Flügel ein metallisch glänzender Spiegel ausgezeichnet.

Sie nähren sich abwechselnd aus dem Pflanzen- und aus dem Thierreiche, bald wie wahre Gänse, von Körnern und Grünem, bald wie die nichttauchenden Enten von kleinen Geschöpfen aus den niedern Ordnungen. Sie leben an Flüssen und stehenden Gewässern, oft in dürren Gegenden, wo wenig Wasser, und können dieses überhaupt lange entbehren; betragen sich wie ächte Gänse, schwimmen auch so, selbst ihre Stimme ist anderm Gänsegeschrei ähnlich.

In warmen und heißen Ländern einheimisch verfliegt sich in's südliche Europa und noch seltener nach Deutschland zuweilen nur

Eine Art.

323.

Die ägyptische Entengans.

Anser aegyptiacus. *Briss.*

Taf. 294. { Fig. 1. Männchen. Fig. 2. Weibchen.

Aegyptische Gans, ägyptische Gansente, ägyptische Ente; bunte Gans, bunte Ente; Fuchsgans.

Anser aegyptiacus. Briss. Orn. VI. p. 284. n. 9. tab. 27. = *Anas aegyptiaca.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 512. n. 10. = Lath. Ind. II. p. 840. n. 21. = *Anser varius.* Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 562. = *Anas varia.* Bechstein, ornith. Taschenb. II. S. 454. n. 39. = *Oie d'Egypte et du Cap de bonne Espérence.* Buff. Ois. IX. p. 79. — Edit de Deuxp. XVII. p. 91. t. 3. f. 2. = Id. Planch. enl. 379. = *Oie égyptienne.* Temm. Man. IV. p. 523. = *Egyptian Goose.* Lath. Syn. VI. p. 453. n. 16. — Uiberf. v. Bechstein, III. 2. S. 395. n. 16. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 1043. = Brehm, Lehrb. II. S. 780. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 855. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 225. = Naumann's Vög. alte Ausg. III. S. 329. Taf. LIII. Fig. 78. Weibchen (in 8v. nebst Männchen); Nachtr. S. 174.

Kennzeichen der Art.

Der halb gänse- halb entenartige Schnabel und die gänseartigen Füße roth oder röthlich; das Gefieder entenartig gezeichnet; der große Spiegel stahlgrün, über ihn Weiß mit einem schwarzen Querstreif; Tertiarschwingen rostroth. Mittlere Gänsegröße.

Beschreibung.

Dieser große, schöne Schwimmvogel hat nur unter den Ausländern einige nahe Verwandte; unter den Innländern steht er ziemlich

abgesondert, auf einer Mittelstufe zwischen Gans und Ente, ist daher nicht leicht zu verkennen.

In der Größe kömmt sie im männlichen Geschlecht unsrer Saatgans, im weiblichen der Mittelgans gleich. Ihre Länge beträgt beim Männchen 30½ Zoll; die Flugbreite 56 bis 58 Zoll; die Schwanzlänge 6½ Zoll; beim Weibchen jene 28 Zoll, die Breite 52 bis 54 Zoll, der Schwanz 5⅞ Zoll.

Die Gestalt ist völlig die einer Gans; der kleine Kopf und Schnabel, der lange dünne Hals und seine Haltung, ferner: der starke eiförmige Rumpf, getragen von gänseartigen, nur etwas höhern Füßen, machen dies sogleich augenfällig, während an der Bekleidung Vieles an Enten erinnert, die sehr großen, breiten Flügel, nebst den hohen Beinen, derselben aber etwas Eigenthümliches geben.

Kopf und Hals sind gänseartig kurz befiedert; an den Seiten des letztern bei alten Vögeln etwas, doch nicht sehr deutlich, in Längeriefchen gelegt; am Rumpf ist dagegen das Gefieder ganz entenartig, weich, sehr dicht und glatt anschließend, aber nicht so hart oder derb als bei Gänsen, alle Federconturen undeutlicher und die Bekleidung der Mantelpartie weder in geregelte Reihen geordnet, noch an den Federenden abgestutzt. Es fühlt sich daher viel sanfter an als bei Gänsen. Der Flügel ist sehr groß, länger und breiter als bei andern Gänsen; am Flügelbuge tritt nach innen eine kleine hornharte Schlagwarze vor; von den Schwingfedern, welche besonders groß und breit, sind die Fahnen der vordersten am letzten Drittheil schnell verschmälert, die allererste wenig kürzer als die zweite, welches die längste, die der zweiten und dritten Ordnung auch sehr lang und breit, so daß bei zusammengefaltetem Flügel die Spitze des Fittichs nicht weit über die der dritten Ordnung hinausragt, aber dennoch etwas über das Ende des Schwanzes hinaus geht, dessen 14 Federn breite Fahnen, ein flach gerundetes Ende und bis auf die beiden äußersten (welche etwas kürzer) gleiche Länge haben, wodurch das Ende des ziemlich breiten Schwanzes fast gerade oder nur schwach abgerundet erscheint.

Der etwas kleine Schnabel ähnelt in der Seitenansicht allerdings einem Gänseschnabel, an welchem aber der Seitenrand des obern so weit übergreift, daß man von seiner Zahnung, die überhaupt aus feinern, kaum in Spitzen ausgehenden Querlamellen besteht, nichts sieht. Er ist kurz, halbwalzenförmig, an der Stirn sehr erhaben, nach vorn aber viel niedriger und flacher gewölbt, am Ende in einen nicht großen, rundlichen, stark gewölbten Nagel über-

gehend, welcher die ganze Breite des Kiefers einnimmt, die hier allmählich viel schmäler geworden als an der Wurzel; von dem ziemlich niedrigen, flachen Unterschnabel, dessen Kinnkante wenig geschweift, greift ein großer Theil in den obern ein. Die nicht sehr große, eirunde Nasenhöhle öffnet sich vorn nach unten in das ovale, durchsichtige Nasenloch, höher und auch nicht so weit vorliegend als bei den vorhergehenden Arten. Die Zunge ist wie bei andern Gänsen, nur am Seitenrande feiner gezahnt.

An der Schnabelwurzel, dicht vor der Stirn, erhebt sich beim alten Männchen eine kleine, dreieckige, nackte Protuberanz, welche ihm in der Begattungszeit stärker anschwillt, aber auch ausser ihr bemerklich genug bleibt.

Der Schnabel ist gewöhnlich gegen 2 Zoll lang, selten 1 bis $1^1/_2$ Linien darüber, nämlich beim Männchen um etwas größer als am Weibchen; an der Wurzel 1 Zoll 2 Linien hoch und hier 1 Zoll breit, nach vorn so abnehmend, daß er vor den Nasenlöchern noch $^7/_8$ Zoll und in der Nähe des Nagels $^5/_8$ Zoll breit bleibt. Von Farbe ist er roth, in der Jugend bleich und ins Gelbliche ziehend, im Alter fast scharlachroth, bis auf den schwarzen Nagel einfarbig, oder auch, besonders beim Männchen, ausser dem Nagel auch noch in einen schmalen Streifen längs dem Rande des Oberschnabels, an der Begrenzung der Stirn, und die erhöhete Stirnwulst schwarz. An ausgetrockneten Bälgen bekömmt er eine schmutzige, gelbe, mehr oder weniger ins Rothe ziehende Färbung, mit den schwarzen Abzeichen, wenn er im Leben solche hatte.

Das kleine, aber lebhafte Auge hat in der Jugend einen braunen, später einen gelbbraunen, im Alter einen gelben Stern, das Gelb desselben ist aber nicht sehr lebhaft, meistens ein etwas trübes Zitronengelb; der nach innen nackte Augenlidrand gelbröthlich.

Die ziemlich robusten Füße zeichnen sich besonders durch ihre hohen Schenkel und Läufe, und durch eine auf dem Spann etwas anders gekerbte Bedeckung aus, ähneln aber im Uibrigen wahren Gänsefüßen, auch hinsichtlich der schwächlichen oder schlanken Hinterzeh, nach Stellung und Gestalt dieser, so wie nach der der Krallen, welche kurz, dick, vorn zugerundet sind und scharfe Schneiden haben, von denen die der Mittelzeh auf der Innenseite pflugscharartig vortritt. Der Unterschenkel (das Wadenbein) ist noch ein Stückchen über die Ferse hinauf nackt, die gefärbte Haut hier wie vorn auf den Läufen quer getäfelt, an den Seiten kleiner geschildert, hinten feiner netzförmig gegittert, die Zehenrücken quer geschildert, ihre

Sohlen fein warzig, die Schwimmhäute sehr fein gegittert. Die Nacktheit des Unterschenkels, mit dem halben Fersengelenk, mißt gegen 1 Zoll; der Lauf $3^1/_2$ bis $3^3/_4$ Zoll; die Mittelzeh, mit der fast 6 Linien langen Kralle, $3^1/_4$ Zoll, oft auch, wo die Kralle kürzer, nur 3 Zoll; die Hinterzeh, mit der fast 4 Linien langen Kralle, 1 Zoll.

Die Füße haben in früher Jugend eine gelbliche, dann fleischröthliche, im Alter hochrothe Farbe, die sich in der Begattungszeit bis zum Karmin- oder Blutrothen steigert. Die Krallen sind hornschwarz, spitzwärts in Braun oder Grau übergehend. Im ausgetrockneten Zustande der Beine wird die Fleischfarbe in hellgelbliche Hornfarbe, die rothe mehr oder weniger ins Braunröthliche verwandelt.

Das Dunenkleid ist sehr hübsch, von oben mit grauweißen und dunkelbraunen Längestreifen abwechselnd gezeichnet, am Unterrumpfe weiß, also von denen andrer Gänsearten sehr verschieden.

Das Jugendkleid ist dem Kleide der ältern Weibchen ganz ähnlich, nur fehlt ihm der rostbraune Fleck auf der Brust (beim Weibchen) gänzlich, oder er ist nur durch einige dunkle Federn (beim Männchen) schwach angedeutet. Der Schnabel ist in ihm gelbröthlich, der Augenstern braun und die Füße fleischfarbig.

Das ausgefärbte Kleid hat sehr schöne Farben und Zeichnungen. Am alten Männchen sind Stirn und Scheitel weiß; die Halftern rostfarbig gefleckt, durch einen ebenso gefärbten Zügelstreif mit einem großen rundlichen Felde, das Auge umgebend, von gesättigter Rostfarbe, verbunden; unter ihm gehen Wangen und Kehle aus dem Weißen in trübes Rostgelblichweiß über; der Hals schwach rostgelb, nach hinten dunkler und auf dem Nacken sehr dunkel rostgelb; den Unterhals, gleich über dem Kropfe, umgiebt ein schön dunkelrostrothes Band, das nach oben sanft verläuft, nur unten schärfer begrenzt ist; der Kropf vorn gelbbraunlichweiß, an den Seiten und nach hinten diese Färbung allmählig stärker, und überall dicht mit sehr zarten braunen Wellenlinien und Punkten durchschlängelt, wovon erstere an den Brustseiten und Tragfedern auf etwas dunklerm Grunde, dunkler gefärbt und stärker gezeichnet, sich fortsetzen, gegen die Mitte der Brust aber Alles in das Weiß derselben sich sanft verliert. Auf der Brustmitte, oben, wo der Brustbeinkamm anfängt, steht ein ziemlich großer Fleck, ein Brustschild, vom lebhaftesten Kastanienbraun oder Rostrothbraun. Die Schenkel sind vorn weißlich, nach hinten ins Gelbbräunliche übergehend, und dunkelbraun fein bespritzt; am Bauch gegen den After ist eine schwärz-

liche Stelle; von da an, auf der Mitte entlang, bis unter den Schwanz die weißen Federn mit einem ziemlich starken, sanft verlaufendem Anflug von röthlichem Rostgelb; der Oberrücken und Anfang der Schulterpartie schwach röthlichweißgrau, mit dunkelbraunen zarten Wellenlinien dicht durchzogen, weiter abwärts auf der letztern diese Zeichnung stärker, dann abnehmend, nach und nach aber röther werdend, so daß das Ende derselben oder die längsten Schulterfedern ohne Wellenzeichnungen in reines Rostroth übergehen, und dieses sich den gleichgefärbten Tertiarschwingfedern anschließt, welche auf den Innenfahnen jedoch in einfaches Grau übergehen oder so angeflogen sind; die Secundarschwingen auf den Innenfahnen grau, auf den äußern schwarz, metallisch grün und violett glänzend und einen großen, prächtig grün, blau und violett schillernden Spiegel bildend, welcher oben weiß eingefaßt ist, mit einem schmalen, schwarzen Querbändchen im Weißen, weil sämmtliche Flügeldeckfedern rein weiß sind und die Reihe der größten in ihrer Mitte eben von jenem geraden und gleichbreiten Bändchen quer durchzogen werden; die Deckfedern am vordern Flügelrande und des Fittichs, wie die Primarschwingen schwarz, auch die Schäfte dieser schwarz, der Unterflügel weiß, an der Spitze und am Rande schwarz; Unterrücken schwarz, fein weiß bespritzt; Bürzel und Schwanz glänzend schwarz, dieser auf der Unterseite mattschwarz.

Das alte Weibchen hat im Ganzen ein ganz ähnlich gefärbtes Gefieder, und auch dieselben Zeichnungen, doch alles minder schön, so die Rostfarbe am Augenfleck und dem schmälern Halsbande, dem kleinern und bleichern Brustschilde, auf dem Hinterflügel und den Schultern, hier besonders schwächer, bräunlicher, mit mehr durchschimmerndem Grau; am After ist es ohne Schwarz und an den bloß grauweißen Unterschwanzdeckfedern ohne rostgelben Anstrich; auch der Hals, vom weißen Kinn und Anfang der Wangen abwärts, ist grauer, ebenso Kropf- und Brustseiten; von den weißen Flügeldeckfedern haben die kleinen und mittlern graubräunliche Endkanten und der schwarze Querstreif auf den großen ist breiter; oft ist auch der ganze obere Flügelrand grau; die den ebensogroßen, metallisch glänzenden Spiegel nach hinten begrenzenden rostrothen Tertiarschwingen haben ganz aschgraue Innenfahnen; alles Schwarz ist weniger dunkel und glänzend, sonst weiter kein erheblicher Unterschied. Indessen machen es nicht allein die mattern und schmutzigern Farben, als auch seine geringere Größe, der kürzere Hals und kleinere Kopf, sehr leicht kenntlich, zumal neben dem Männchen.

Auch haben die Füße ein matteres Roth, bei jüngern sind sie sogar nur fleischfarbig, wie die der einjährigen Männchen.

Mit zunehmendem Alter steigert sich zwar die Schönheit des Gefieders bei beiden Geschlechtern, doch sind uns sehr wesentliche Veränderungen in Farbe und Zeichnung nicht vorgekommen, ausser daß die kleine Wulst vor der Stirn des Männchens, zumal in der Begattungszeit, sich deutlicher erhebt und die Fußfarbe noch schöner und dunkler roth wird. — Eine Doppelmauser scheinen sie auch nicht zu haben, wenigstens ist uns an lebenden Gänsen dieser Art nichts davon bemerklich geworden. Sie mausern im Juli.

Aufenthalt.

Das Vaterland dieser Gans ist Afrika, und zwar in seiner ganzen Ausdehnung, von Aegypten bis zum Kap der guten Hoffnung, so wie in seiner ganzen Breite. Auch in Syrien und Natolien hat man sie angetroffen, und von daher kamen wahrscheinlich die, welche an den Donaumündungen und auf einigen Inseln des Archipel sich zuweilen zeigten. Sie ist ferner auf Sicilien erlegt worden; ein Exemplar sogar an der Maas, ein anderes bei Lüttich in Belgien vorgekommen, und so sind auch einige Beispiele hiervon aus einigen Gegenden des westlichen Deutschlands bekannt geworden. Daß solche nur Verirrte sind, ist wol gewiß; aber man hat daran gezweifelt, daß sie sich aus ihrer südlichen Heimath so weit nach Norden verfliegen könnten und dies gewiß mit Unrecht, da wir ja auch dergleichen von andern afrikanischen und asiatischen Vögeln erfahren haben (man denke an Phoenicopterus antiquorum, Otis houbara, Pterocles arenarius, Cursor europaeus, Cuculus glandarius, u. a.), welche eben nicht besser fliegen als diese Gänse. Daß diese Gänseart hin und wieder in Menagerien und offnen Parks gehalten wird, sich hier fortpflanzt, auch Junge und Alte gern entfliehen, wenn man sie durch Lähmung des einen Flügels nicht daran verhindert, ist bekannt, und es könnten unter den in Deutschland und andern Ländern von ähnlichem Klima, auf der Jagd geschossenen oder gefangenen Exemplaren wol auch ein aus der Gefangenschaft entflohenes mit untergelaufen sein; jedoch waren es schwerlich lauter solche. Wir verweisen darauf, was unter andern auch Meyer (s. Zusätze oder III. Thl. zu W. u. M. Taschenb. S. 232. u. f.) von einem Päärchen sagt, von dem

das Weibchen am 24ten Dezember 1818 bei Werth 3 Stunden von Karlsruhe auf einem Entenfange gefangen wurde.

Den Meeresstrand scheint sie nicht besonders zu lieben, weil man sie viel öfterer nicht an diesem, sondern weit gewöhnlicher an den Gewässern im Innern der Länder, in großer Entfernung von jenem, an fließenden und stehenden Gewässern, ja in den dürren Gegenden der heißen Erdstriche an einzelnen Quellen angetroffen hat. Wie andere Gänse sind auch diese mehr und längere Zeit auf dem Trocknen als auf dem Wasser.

Eigenschaften.

Die ägyptische Entengans ist ein gar stattliches, schön gezeichnetes Geschöpf, und wird darum von Liebhabern gern lebend unterhalten. Wer sie hier nur eines prüfenden Blickes würdigte, selbst ohne entschiedener Vogelkenner zu sein, wird sich sogleich überzeugt halten müssen, daß sie sehr wenig oder nur am Gefieder einiges mit den Enten gemein habe, in allem Uibrigen aber vollkommen Gans sei. Obgleich sie hochbeiniger dasteht, so trägt sie sich doch ganz gänseartig, den Rumpf ziemlich wagerecht, den geraden Hals senkrecht aufgerichtet, doch öfter noch in sanfter Skrümmung, das Männchen sogar oft schwanenartig, wozu es im Unwillen die Kopffedern sträubt. Sie schreitet zwar auch wankend einher wie andere Gänse, und dies wird dann am auffallendsten, wenn man sie vor sich hin treibt und von hinten sieht; geht aber recht leicht und läuft auf glattem Boden auch ziemlich schnell.

Im Schwimmen ähnelt sie mehr der ersten als zweiten Gänsefamilie, senkt dabei die Vorderbrust und den Kropf ungemein tief in's Wasser und hält den Hinterleib so hoch, daß man bei ihrem Fortrudern die Ferse beständig über dem Wasser sieht; sie giebt dazu den Anschein als schwämme sie ungern und nur mit Anstrengung. Ist sie ängstlich, verfolgt und ermüdet, so schwimmt sie noch anders; dann nämlich mit tief bis an die Flügel und ganz horizontal eingesenktem Rumpf, so daß der Schwanz schleppt, wobei der Hals schräg vorgestreckt wird. Wo es sein kann, sucht sie, z. B. vor einem sie verfolgenden Kahn, ihr Heil viel lieber auf dem Ufer, durch Verstecken im Grase oder unter Gebüsch, als auf dem Wasser, und wenn sie vom Trocknen auf dasselbe flüchtet, geschieht es gewöhnlich nur, um sich auf das entgegengesetzte Ufer zu begeben. Man

erkennt daran, daß sie mehr für das Land, als für das Wasser geschaffen sei.

Ihr Flug ist der großen und breiten Flugwerkzeuge wegen ganz besonders, so daß sie darin eine Gestalt zeigt, welche von denen andrer Gänse und Enten ganz abweicht. Er ist von einem starken Rauschen begleitet, beim Erheben etwas schwerfällig, nachher aber leicht genug, um weite Reisen zu gestatten, auf denen auch diese Gänse, wie man sagt, in Reihe und Glied fliegen.

In ihrem Betragen zeigt sie sich wild, ungestüm und sogar boßhaft, bei Verfolgungen scheu und furchtsam, gewöhnt sich daher nicht sobald an die Gefangenschaft und Nähe des Menschen, wird aber dennoch mit der Zeit recht zahm. Eingefangene Wilde verkrochen sich am Tage und waren sehr ängstlich, des Nachts aber desto unruhiger, und machten vorzüglich dann allerlei Versuche zum Entkommen. Einmal gezähmt, halten sie sich zwar in einer nicht umschlossenen Gegend, z. B. einem offnen Park, an dem ihnen angewiesenen Wasser und gewohnten Futterplatze, anfänglich immer auf; da sie aber mit anderm ihnen beigesellten Geflügel sich nie recht befreunden, dessen Gesellschaft nicht lieben, manche Männchen sogar oft feindselig gegen jenes auftreten, wobei sie mit dem Schnabel tüchtig kneipen und dazu Flügelschläge austheilen, die der harte Knoll am Buge um so wirksamer macht, überhaupt auch bei bester Behandlung und Aufenthalt einen unbezwinglichen Hang zur vollen Freiheit nicht zu unterdrücken vermögen, so suchen sie gern das Freie, zumal in der Fortpflanzungszeit, begeben sich am Wasser entlang an abgelegene stille Orte weit hinweg, um da ihre Brut zu machen, so daß, wenn solchen kein Schaden zukommen soll, eine tägliche Beaufsichtigung nöthig wird.

Auch der Stimme nach ist diese Art völlig Gans, und sie ähnelt darin sogar der Hausgans fast am meisten von Allen. In ebenso gellenden, nur etwas höhern Trompetentönen läßt sie ihr Kahk! und ihr lockendes Täng, — täng! hören, so wie ein leiseres Kak, kak in ruhiger Unterhaltung; aber aus voller Kehle trompetet oft das Männchen in der Begattungszeit, besonders wenn sich sein Weibchen von ihm zufällig entfernt hat und es sich nach ihm sehnt, sein schmetterndes Täng, Tängterrrrängtängtängtäng! Denn die Gatten hängen in unbegrenzter Liebe aneinander. Uiberall zeigt sich das Weibchen stiller, bescheidener, aber auch furchtsamer und verzagter, das Männchen dagegen wilder und muthvoller; weshalb sich auch dieses öfter hören läßt als jenes. Ein

Zischen, besonders im Unwillen, haben sie mit andern Gänsen gemein.

Nahrung.

Diese Gänse werden in Gefangenschaft, gleich andern, mit Getreide, namentlich Gerste und Hafer gefüttert, wovon ihnen letzterer am meisten zusagt, und befinden sich ganz wohl dabei, wenn sie mitunter auch Grünes, zerschnittenen Kohl, Rüben und dergleichen bekommen, namentlich junges Gras abweiden können. Ein Aufenthalt im trocknen Hofe oder Stalle würde ihnen auf die Dauer freilich nicht zusagen, was man schon daraus sieht, daß ihnen das Einsperren bei zu starken Frösten und Schnee, so lange bei uns Winter ist, ganz schlecht behagt. Dagegen befinden sie sich desto wohler, wo man diesen Freiheit liebenden Geschöpfen gestattet, auf einem recht großen Raum von Buschwerk, Wiesen, Rasenplätzen, mit stehendem und fließendem Wasser versehen, nach Belieben sich aufzuhalten, wo man dann bemerkt, daß sie ausser jenem Futter, zudem sie sich wohl gewöhnen, es auf einem bestimmten Platze zu finden, noch sehr viele Leckereien aufsuchen, diese aber weniger aus dem tiefern Wasser, als an dessen Rändern hervorholen, die Ufer durchschnattern, Wurzeln benagen, Würmer, kleine Gehäuseschnecken und Insektenlarven fangen, und auf Wiesen, selbst im langen Grase, auf den Insektenfang ausgehen.

Fortpflanzung.

In ihrem wilden Zustande, in den heißen Erdstrichen ihrer Heimath, sollen sie ihr Nest nahe am Wasser oder auf demselben, zuweilen auch weit davon auf dem Trocknen anlegen, selbst an den einzelnen Quellwassern mitten in den Wüsten nistend vorkommen. In Lichtenstein's Reisen, II. S. 559. u. f., — wo beiläufig gesagt wird, daß diese Art auf dem Oranjefluß im Innern der Südspitze von Afrika häufig vorkommen soll, auch da erlegt wurde, — ist ein Nest beschrieben, das auf dem Wasser einer Quelle (der Löwenquelle, ziemlich weit südlich von jenem Flusse) gleichsam schwamm, indem nur einige im Boden festgewurzelte Wasserpflanzen, an welche es einigermaßen befestigt war, das Fortschwimmen desselben verhinderten, auf einer dichten Grundlage von stärkern

Rohrstengeln, aus Schilfhalmen und Blättern gebauet, inwendig mit Pflanzenwolle und Federn trocken und weich ausgeführt.

Im gezähmten Zustande und bei einem angemessenen Aufenthalt im Freien pflanzen sie sich auch bei uns leicht fort und erziehen unter menschlichem Schutze eine zahlreiche Nachkommenschaft. Einmal gepaart, sind die Gatten einander sehr zärtlich zugethan, für immer unzertrennlich und namentlich das Männchen, wenn es sein Weibchen vermißt, höchst unruhig, mit unaufhörlichem Rufen sich abmühend, bis jenes wieder erscheint, und wenn es gänzlich verschwunden, einige Zeit fast untröstlich. Immer ist es in seiner Nähe, bewacht und begleitet dasselbe allenthalben; auch wenn es den Nestplatz wählt, das Nest bauet, oder während dem Legen eines Eies, steht es immer in seiner Nähe, Wache haltend, um es gegen schwache Feinde zu vertheidigen, oder bei überlegenen es zu warnen, um zu rechter Zeit mit ihm zu entfliehen. Ebenso hilft es nachher ihm auch, als muthvoller Beschützer seiner Familie, auf das Sorgfältigste die Jungen führen und erziehen. Sein Nest legt das Weibchen, in der Nähe vom Wasser, im langen Grase der Wiesen, unter einem Büschchen oder sonst unter Gesträuche, wenig versteckt an, indem es in eine vorgefundene oder selbst aufgekratzte seichte Vertiefung trockne Pflanzenstengel, Schilf, Laub, und was es sonst dem Aehnliches in der nächsten Umgebung auffindet, zusammenträgt, dies zu einem kunstlosen Neste formt, zu dem es, während ein Ei gelegt wird, noch alle Materialien herbei zieht, die es im Umkreise mit ausgestrecktem Halse erlangen kann, und dadurch jenes gelegentlich noch bedeutend verstärkt. Sobald es gelegt hat, fügt es dem Innern dieses Nestes von den eignen, selbst ausgerupften Dunen bei; dies bei jedem Legen eines Eies, so daß diese weich und warm liegen und beim jedesmaligen Abgehen während der Zeit des Brütens auch so lange damit bedeckt werden, bis es sich von Neuem auf sie legt. Die Eier, an der Zahl 6 bis 8, sind wenig kleiner, als die kleinsten von Hausgänsen, von schmutzig grünlichweißer Farbe, und werden 26 bis 28 Tage vom Weibchen allein bebrütet.

Seit zwei Jahren besitzt H. Kammerr. Frege auf Abtnaundorf bei Leipzig ein Päärchen dieser Gänse, welchen der Park zum Aufenthalt angewiesen war, die sich aber mehr in den angrenzenden, vom Partheflüßchen durchschlängelten Wiesen aufhielten, mehrmals Eier gelegt, aber noch keine Jungen aufgebracht haben, weil sie in den zu weiten Umgebungen ihr Nest immer an Orte anbrachten, wo es von Unbefugten entdeckt und ihnen die Eier ge-

raubt wurden. Ich hatte hier Gelegenheit sie öfter zu beobachten und nach dem Leben zu zeichnen.

Feinde.

Vermuthlich werden die Meisten andrer Arten dieser Gattung auch diesen Gänsen zuweilen gefährlich.

Jagd.

Wir wissen hierüber nichts weiter, als daß sie, als scheuer Vogel, mit aller Vorsicht und ungesehen hinterschlichen werden muß, um sie schießen zu können. Daß man sie auch auf einem Entenfange erwischte, ist oben schon bemerkt.

Nutzen.

Das Fleisch soll von sehr angenehmem Geschmack, deshalb wohl zu verspeisen, die Federn wie von andern Gänsen zu benutzen sein.

Schaden.

Hiervon wissen wir gar nichts zu berichten.

Wir wollen uns schließlich nur noch eine Bemerkung erlauben, eine Angabe meines sel. Vaters, in der alten Ausgabe dieses Werks, III. S. 332. betreffend, welcher vor langen Jahren (im Jahr 1770 oder 1771.) in seiner jugendlichen Unerfahrenheit, in einem nahen Bruche, ein Päärchen sehr großer, wunderschöner, rothschnäblicher Enten, aus einer Gesellschaft von mehrern, schoß, von einer Art, die er bis dahin nie gesehen hatte, und da er in spätern Jahren unsere ägyptische Entengans, durch ein ausgestopftes Exemplar, kennen lernte, verleitet wurde zu glauben, jene beide müßten von dieser Art gewesen sein. Als ihm indessen in seinem noch höhern Alter die Kolbenente (Anas rufina) bekannt wurde, erhoben sich über jene frühere Muthmaßung Zweifel in seinem sonst treuen Gedächtniß, und er war zuletzt der Meinung, daß jenes damals erlegte Entenpaar dieser letztern Art angehört haben könnte, zumal auch der bemerkte Geschmack des Fleisches eher mit dieser als mit dem der ägyptischen Gans überein kömmt.

Nachträgliches

zur Gattung: Anser.

Unsere Forschungen wegen weiterer Feststellung der oben unterschiedenen Arten immer noch fortsetzend, überschickte mir am 10ten October d. J., als jene Bogen schon gedruckt waren, mein Bruder abermals 4 eben erlegte Saatgänse, 2 diesjährige Junge, wovon eine etwa nur 1 Monat älter als die andere, 1 im zweiten Lebensjahr stehende, und 1 recht alte (ohne weiße Stirnfleckchen). — Bei alle diesen bestätigte sich das oben S. 306. u. f. Festgestellte, über die Abweichungen im Bau des Schnabels unsrer Saatgans (Anser segetum), dem unserer Ackergans (A. arvensis) gegenüber, wiederum aufs Neue und Vollkommenste, bei den 3 ersten Stücken auch die Maaße, nebst Farbe und Zeichnung; das vierte Individuum zeigte jedoch so viel Ungewöhnliches, besonders in den Letztern, daß wir es, als eine uns so noch nicht vorgekommene Abweichung oder Spielart, nicht unerwähnt lassen dürfen. — Sein Schnabel war zwar von der S. 307. angegebenen Länge und Breite, dabei aber an der Wurzel über 2 Linien höher; dieses und die sehr starken Aeste der Unterkinnlade, deren Sohle oder Kinnrand (Margo mentalis. Illig.) namentlich einen ungewöhnlich starken Bogen nach unten beschrieb, so wie auf der Firste die hinterwärts etwas buckelige Nasenscheidung (Mesorhinium), machten, daß dieser Schnabel ungemein dick und kurz aussah. Noch ungewöhnlicher und abweichender als die Form war seine Färbung, welche wir in der That noch nie so sahen. Er war nur etwa zu drei Fünftheilen schwarz, das Uibrige gelbroth und röthlichgelb, nämlich von letzter Farbe oder fast gelblichfleischfarbig die ganze Nasenhöhle bis in die Nähe der Stirn hinauf, hier mit einigen schwarzen Tüpfeln, und am obern und untern Rande des Nasenlochs mit einem kleinen schwarzen Strich; unter jenem, der Seitenkante näher, bis gegen den schwarzen Mundwinkel ziehend, auch noch ein abgesonderter Tüpfel in diesem, ebenfalls von jener blassen Färbung, bloß ein Strich auf der Kante dicht über den gleichfalls schwarzen Zähnen, bis gleich dem Ende des Nasenlochs vorreichend, dann die Wurzel an den Seiten des Oberschnabels in einer fleckigen Spitze bis gegen Anfang des Nasenloches vorgehend, und von der Stirn ab bis zu Ende des Letztern die ganze Firste schwarz; vor dem unten wie oben schwarzen Nagel ein schön gelbrother Ringfleck, welcher unter der Nasen-

gegend in jenes blasse Röthlichgelb verlief, am Unterschnabel aber schmäler und vom Schwarzen scharf abgeschnitten war, welches von da an bis zur Wurzel dessen ganze Seiten bis zum Kinnrande bedeckte; die Kinnhaut rothgelb, hinterwärts nur grauschwärzlich gefleckt und gemischt, nicht schwarz. Man darf diesen Schnabel, hinsichtlich seiner sonderbaren Färbung, wohl für nichts Anderes als eine Schäcke oder bunte Spielart halten; denn er ist nicht auf beiden Seiten ganz gleich gezeichnet, und die abnorme gelbliche Fleischfarbe steigt auf der rechten Seite, von der Nasenhöhle nach der Stirn zu, weiter hinauf und nimmt hier auch eine breitere Stelle ein, als auf der linken.

Der ebenbeschriebene Schnabel gleicht also, seiner Farben und deren Vertheilung wegen, — als seltne Ausnahme, — einigermaaßen den Schnäbeln mancher Ackergänse, namentlich junger, wenn man die Beschreibung derselben, S. 286. vergleichen will; allein es bleibt in ihm deshalb doch keineswegs die Art zu verkennen, welcher er zukömmt, wegen seiner Gestalt, die von der jener sogar noch entfernter abweicht als gewöhnlich. Es kann indessen dieses abnorme Gefleckt sein des Schnabels, das uns, wie gesagt, in diesem Individuum unsrer Saatgans, so sehr auffallend zum ersten Male vorkam, die oben S. 304. festgestellte Regel nicht aufheben, als höchstseltene Abnormität nicht einmal modificiren; aber ihr Vorkommen durfte, wegen Vollständigkeit und zur Zurechtweisung für Mindergeübte, nicht unerwähnt bleiben. — Merkwürdig genug erhielten wir ein paar Tage später (am 13ten October) noch ein Exemplar, das Anlage zu diesem Gefleckt sein der Wurzelhälfte des Oberschnabels zeigte. Dies stand im mittlern Alter, welches die weißen Stirnfleckchen bezeugten; vielleicht wär bei ihm im höhern Alter die hellgefärbte Zeichnung deutlicher oder auf einem größern Raume ausgebreitet geworden; bis jetzt war sie nur schwach angedeutet.

Zu S. 339. wäre noch zu bemerken: Daß die fettesten Saatgänse gegen Ende des April und Anfangs Mai geschossen werden, weil sie dann die Frühlingsaussaat gehörig benutzt, und sich am ausgesäeten Sommergetreide förmlich gemästet haben.

Sieben und achtzigste Gattung.

Schwan. Cygnus. *Briss.*

Zwischen dem Schnabel und Auge ist die Haut an einer breiten Stelle nackt.

Schnabel: Von der Länge des Kopfs oder wenig länger, gerade, gleichbreit, vorn abgerundet, mit einem rundlichen Nagel, welcher etwas mehr als ein Dritttheil, doch noch nicht die Hälfte der Kieferbreite einnimmt; nach vorn sehr flach gewölbt, viel niedriger als breit; gegen die Stirn sanft erhöhet, viel höher als breit; die Grenze an den Kopfseiten meistens undeutlich; die Seitenränder an der Endhälfte so übergreifend, daß man vom Unterschnabel hier wenig sieht; dieser sehr flach, unten weit vor gespalten, die Haut, womit die Kielspalte überspannt, nach vorn nackt; der Oberkieferrand inwendig, der des untern nach aussen mit aufeinander passenden, scharfen Querlamellen besetzt, deren äußere Enden an jenem etwas zugespitzt sind, aber lange nicht die Länge und Stärke erreichen als bei Gänsen. Die fleischige Zunge füllt den innern Schnabel fast ganz aus.

Nasenlöcher: In der Mitte der Schnabellänge, in einer großen, mit der weichen Haut des Schnabels überspannten Nasenhöhle ganz vorn geöffnet, länglich eiförmig, durchsichtig.

Füße: Weit nach hinten liegend, niedrig, stämmig, der Lauf

etwas kürzer als die Mundspalte und weit kürzer als die Mittelzeh, seitlich ziemlich zusammengedrückt; die drei Vorderzehen lang, mit breiten, vollen Schwimmhäuten, die innere, längs der freien Seite, mit breiten Hautlappen, daher die Spur sehr groß; die höher gestellte Hinterzeh kurz und den Boden kaum mit der Spitze berührend, klein und schwächlich, ohne Hautlappen. Die nackte Haut der Füße auf dem Spann sechseckig und etwas gröber, an den Seiten feiner und hinten (die Laufsohle) noch feiner getäfelt oder genetzt; die Zehenrücken quer geschildert, ihre Sohlen warzig, die starken Schwimmhäute sehr fein gegittert. Die Krallen nicht groß, stumpf, die der Mittelzeh nach innen mit vorstehender Schneide, die gerundeten Spitzen scharfrandig.

Flügel: Sehr groß, doch mit etwas kurzen Schwingfedern, aber sehr langen Armknochen; weshalb am zusammengefalteten Flügel die von den Tertiarschwingen gebildete hintere Flügelspitze fast so lang als die vordere ist; die erste Primarschwinge etwas kürzer als die zweite, und diese die längste. Die Schwingfedern sind rücksichtlich der Körpergröße etwas kleiner als bei den Gänsen, haben aber sehr lange Spulen und starke Schäfte, die spitzwärts sich etwas einwärts biegen, und breite Fahnen, die am Enddrittheil der vordersten schnell verschmälert (eingeschnürt) in die Spitze auslaufen, an den übrigen aber bis zum ab- oder zugerundeten Ende gleiche Breite haben.

Schwanz: Nicht lang, doch etwas länger als bei den ächten Gänsen, aus 18 bis 24 Federn zusammengesetzt, die nach aussen stufenweise an Länge abnehmen, weshalb das Ende desselben entweder zugerundet oder stumpf keilförmig zugespitzt ist.

Die Befiederung ist sehr reich, das kleine Gefieder ungemein dicht, weich, sanft anzufühlen, ohne Glanz, am Kopfe und Halse klein, ohne sehr deutliche Umrisse, an den untern Theilen des Rumpfs dick und pelzartig, auf den obern die Umrisse deutlicher, die Federenden gerundet (aber nicht abgestutzt und nicht in geregelte Querreihen gelegt), die ruhenden Flügel von starken Tragfedern unterstützt. An den Wurzeln der Federn und zwischen ihnen ist

die Haut noch mit einem ungemein zarten, weichen, elastischen Flaum dicht besetzt.

Ihre Gestalt wird, Gänsen und Enten gegenüber, besonders durch ihren verhältnißmäßig kleinen Kopf und ausserordentlich langen, dünnen Hals, welchen sie ausgestreckt, meistens Sförmig, seltener gerade, tragen, sehr ausgezeichnet; denn ihr Hals ist viel länger, als der übrigens auch sehr gestreckte, sehr länglich eiförmige, von oben und unten wenig zusammengedrückte Rumpf, welcher von kurzen, stämmigen, unten sehr breiten Füßen unterstützt wird, die aber etwas weit nach hinten liegen, daher zwar einen schwerfälligen Gang, ihre starken Schenkelmuskeln aber eine wagerechte Haltung des Rumpfes beim Stehen und Gehen gestatten, am zweckmäßigsten jedoch für das Schwimmen eingerichtet sind.

Die Schwäne sind sämmtlich große oder sehr große, schwerfällige Vögel. Sie gleichen in dieser Hinsicht, wie in mancher andern, den Pelekanen, und gehören unter den Schwimmvögeln zu den größesten.

Diese ausgezeichnete Gattung ist zwar nicht sehr zahlreich an Arten, doch sind in neuern Zeiten mehrere entdeckt oder von schon bekannten, weil sich viele untereinander sehr ähneln, unterschieden worden und die Zahl auf 7 bis 8 gestiegen, die sich bei fortgesetztem Forschen wahrscheinlich noch vergrößern wird.

Die herrschende Farbe der Gattung ist ein einfaches, reines Weiß (das zum Sprüchwort geworden), welches bei den meisten Arten über das ganze Gefieder, ohne anders gefärbtes Abzeichen, verbreitet ist, und auf ein schmutziggraues Jugendkleid folgt, das durch einfache Mauser, im zweiten Lebensjahr, aber im sehr langsamen Fortschreiten, in das ausgefärbte, rein weiße, übergeht. — Ausser den ganz weißen Schwanarten giebt es auch eine mit schwarzem Kopf und Hals, und der neuholländische Schwan ist sogar ganz schwarz. — Beide Geschlechter sind gleichgefärbt, die Weibchen nur wenig kleiner und ihr Hals kürzer als beim männlichen Geschlecht, dazu der knorpelige Höcker oder Auswuchs vor der Stirn, wodurch manche Arten ausgezeichnet sind, beim Männchen stets größer und mehr ausgebildet, auch die Farbe der nackten Theile, wenn sie eine helle, viel lebhafter. — Die graue Färbung des Jugendkleides ist im Laufe der Zeit merkwürdigerweise sehr veränderlich, weil das bräunliche Grau nur auf der Endhälfte der Federn verbreitet ist, das Uibrige derselben aber weiß aussieht, wes-

halb jenes das Weiße nur deckt, wenn das Gefieder neu und der Körper noch nicht erwachsen ist. Bei fortgesetztem Wachsen und Vergrößern des letztern muß aber in der Folge nothwendig der weiße Grund des Gefieders immer mehr und mehr hervortreten, weil die Federn gleich von Anfang ihre beständige Größe haben und am Umfang nicht zunehmen, so wie das Grau später sehr verbleicht, auch die Federränder sich abscheuern. Daher sehen junge Schwäne im dritten Monat ihres Lebens ganz anders aus als etwa im zehnten, obgleich sie noch das nämliche Gefieder tragen.

Das zarte, weiße Gefieder der Schwäne nimmt an den wenig geschlossenen Federkanten leicht fremdartigen Schmutz an, besonders am Kopfe, Halse und am Unterrumpfe, am stärksten jedoch am Vorderkopfe. Am gewöhnlichsten ist dies ein mehr oder weniger starker, schön rostfarbiger Anflug, welcher beim Durchwühlen des mit Ocher oder eisenhaltigen und mineralsauern Auflösungen vermischten Schlammes, wie er im Moor- und Torfboden sehr gewöhnlich, sich anhängt und so festsetzt, daß er sich nicht abwaschen läßt und eine ursprüngliche Färbung der Federn zu sein scheint, jedoch nach und nach, obwol (ehe nicht eine neue Mauser mit reinem Gefieder erfolgt) sich selten ganz wieder verliert, wenn dem lebenden Schwan, statt des ocherhaltigen, reines Wasser zum dauernden Aufenthalt angewiesen wurde. Den Beweis, daß dem so sei, haben alle an bezeichneten Theilen mit jener Farbe gebaitzten weißen Schwäne gegeben, als man sie lebend bekam und dann in Gefangenschaft unterhielt, bis sie sich aufs Neue gemausert hatten, wo jene nie wieder zum Vorschein kam und das junge Gefieder immer im reinsten Weiß erschien.

Die Schwäne bilden unter den übrigen Schwimmvögeln eine so gut gesonderte Gruppe, daß sie mit mehr Recht in eine eigene Gattung zu vereinigen sind, als manche in jüngster Zeit aufgestellte. Nach Linnées Anordnung waren sie mit Gänsen und Enten in eine Gattung, Anas, zusammengestellt. Sie stehen jedoch, nach unsrer Uiberzeugung, beiden nicht nahe genug, um dies beizubehalten, was sich schon an ihrer Gestalt, selbst Größe und Farbe, auffallend genug, zum Theil aber, zumal in manchen Fällen, auch in ihrer Lebensweise und im Betragen zeigt. Von den Gänsen unterscheiden sie sich hauptsächlich darin, daß sie ihre Nahrung eben so selten auf dem Trocknen, als diese auf dem Wasser, deshalb fast immer nur auf dem letztern und meistens schwimmend suchen, auch neben den vegetabilischen mehr von animalischen Stoffen leben.

Daß sie aber nicht nach ihr untertauchen, sondern bloß ihren langen Hals einsenken und, wo dieser nicht auslangt, den Rumpf rücklings so aufkippen, daß er von den Schenkeln bis zur Schwanzspitze, durch Plätschern mit den Füßen, senkrecht über der Wasserfläche erhalten wird, daß so die lothrecht eingetauchte, größere Vorderhälfte die Halslänge vergrößern hilft, um mit dem Schnabel auf den Grund des Wassers zu reichen, und den Schlamm wie die Wurzeln der Wasserpflanzen zu durchschnattern, und mit dem feinfühlenden Schnabel Genießbares heraufzufördern, macht sie gewissermaßen den nichttauchenden Enten noch mehr als jenen ähnlich; allein ihre Sitten und Betragen sind von diesen wieder ganz verschieden. Mit ganzem Körper völlig unter die Fläche tauchen können sie nur in höchster Noth und wenn sie der Flugkraft beraubt, oder wenn sie spielen, oder ihre Jungen so lange sie im Dunenkleide sind, doch nie tief, niemals bis auf den Boden des Wassers, und auch nur ganz kurz, also höchst unvollkommen, weil sie der große Umfang ihres dichten Federpelzes daran verhindert.

Der alljährlich nur ein Mal wiederkehrende Federwechsel geht in den Sommermonaten und sehr langsam vor sich, nur nicht, wenn die Reihe an die Schwingfedern kömmt, die fast alle zugleich ausfallen, so daß die Schwäne dann und so lange, bis die neuen wieder völlig erwachsen sind, nicht fliegen können, deshalb sich aber weniger verstecken, als auf große, weite Wasserflächen begeben, um den vielen Gefahren, denen sie dann ausgesetzt sind, wenigstens schwimmend ausweichen zu können.

Man findet allgemein die Gestalt dieser großen Vögel, ihre stolze Haltung, ihre graziösen Bewegungen, mit dem einfachen blendenden Weiß ihres Gefieders, schön und anziehend, zumal wenn sie auf dem Wasser schwimmen, den Hals höchst zierlich in die Form eines lateinischen S biegen, die Flügel hinterwärts lüften und auf eigenthümliche Weise aufblähen, bald bedächtig hin rudern, bald schnell auf der Fläche hinrauschen, Alles mit einer Würde als geschähe es in der Absicht, um geflissentlich damit auf den Beschauer zu imponiren. Sie waren daher von jeher und für jedermann ein Gegenstand der Bewunderung, Dichter alter und neuer Zeit priesen ihre einfach erhabene Schönheit, verkündigten ihr Lob, in Versen wie in Prosa, schmückten ihre Naturgeschichte aber auch mit mancher Uibertreibung aus. Nicht allein auf den anspruchslosen Naturfreund, sondern auch auf die Mächtigen der Erde machte die Majestät dieser Vögel Eindruck, so daß sie in manchen Ländern

religiöse, in andern polizeiliche Anordnungen in Schutz nahmen, sie zu verfolgen oder zu tödten verboten, so wie man, um sie immer in der Nähe zu haben, nicht unterließ, an geeigneten Orten sie in einer Art von halbzahmem Zustande zu halten. Namentlich ist dies bei einer Art der Fall, die wahrscheinlich auch von allen am längsten und schon im grauen Alterthum den civilisirten Nationen bekannt war.

Die Schwäne bewohnen in der alten und neuen Welt mehr die kalte und gemäßigte Zone, als die warme. Nordamerika hat allein 4 bis 5 Arten, von denen 2, vielleicht 3, auch im nördlichen Asien und Europa vorkommen. Die im Sommer unter hohen Breiten leben, sind Zugvögel, wandern gegen den Winter heerdenweise südlich, überwintern in mildern Gegenden, wo ihnen offnes Wasser bleibt, und kehren im Frühjahr, sobald es gelindere Witterung erlaubt, wieder in die nördliche Heimath zurück. Auf dem Zuge sind Alte und Junge meistens getrennt, und die letztern halten sich auch im nächsten Frühjahr, wo sie noch nicht brüten, in andern von den Nistorten entfernten Gegenden auf. Wo die Schwäne den Winter zubringen, versammeln sie sich oft in bedeutender Anzahl, doch findet man sie nirgends in so großer Menge wie viele Gänsearten. Warum die Schwäne nirgends in so großer Anzahl als manche Gänsearten anzutreffen sind, dürfte wol noch in etwas Anderem zu suchen sein, als im Legen einer geringern Eierzahl; ihre geringere Klugheit, ihre den Feinden noch mehr in die Augen leuchtende und anreizende Größe und Farbe, ihre südlicher und in mehr von Menschen bewohnten Gegenden liegenden Brüteorte, mögen einer größern Vermehrung wol auch im Wege stehen. — Wie jene fliegen sie auf weiten Reisen in einer schrägen Reihe, aber sehr selten in einer doppelten, ein hinten offnes Dreieck bildenden, und wandern bald bei Tage, bald des Nachts. Ihren Aufenthalt haben sie auf großen stehenden Süßwassern und in wasserreichen Sümpfen, weniger auf Flüssen, oft auch auf dem Meer, aber nicht auf hoher See, sondern immer in der Nähe des Strandes, auf stillen Meeresbuchten und nahen Binnenwassern. Sie sind Tagvögel, schlafen des Nachts, in langen Tagen auch in den Mittagsstunden, dann oft schwimmend, die Füße seitwärts auf den Schwanz gelegt, den Schnabel unter die Schulterfedern versteckt, auf festem Boden auf einem Beine stehend oder auch ganz auf die Brust niedergelegt.

Im Stehen haben die Schwäne, bis auf den viel längern Hals, die niedrigern Beine und den nach hinten spitzern Rumpf,

Aehnlichkeit mit den Gänsen, aber sie gehen noch wankender, viele sehr schwerledig, andere besser, und manche können sogar ziemlich laufen. Doch sind sie weniger hierzu, als hauptsächlich zum Schwimmen auf der Oberfläche des Wassers geschaffen, wo sie auch nicht allein ungemeine Kraft und Ausdauer, sondern auch große Geschicklichkeit und Anmuth entwickeln, deshalb auch die meiste Zeit ihres Lebens auf dem Wasser zubringen und sich nie weit von demselben entfernen. Sie können nicht allein mit einem Fuße, den andern über das Wasser haltend, rasch fortrudern, sondern mit beiden schnell wechselnd auch das Wasser treten, um sich auf demselben hoch aufzurichten, aber, wie schon gesagt, nicht tauchen oder dieses nur auf eine höchstmangelhafte Weise. — So ungern sie gehen, fliegen sie auch, erheben sich nur mit einem langen, anstrengenden und lärmenden Anlauf vom Wasser, streichen aber nach dem Erheben, den Hals wagerecht lang vorgestreckt, in geradem Striche, mit nicht sehr starken Schwingungen der lang ausgespannten Flügel, noch ziemlich schnell, oft hoch durch die Luft, und lassen sich schwebend und eine Strecke auf der Fläche hingleitend auf dem Wasser nieder, wobei sie zugleich, um den Schuß zu hemmen, die Füße dem Wasser entgegen stemmen. Vom festen Boden ist ihr Aufschwingen sehr schwerfällig, ihr Niederlassen auf solchem gefährlich, weshalb sie auch beides möglichst zu vermeiden suchen. Ihren Flug begleitet ein eigenthümliches, heulendes und so starkes Sausen, daß es in weiter Entfernung noch vernommen wird.

Wo die Schwäne sich nicht eines besondern Schutzes erfreuen, sind sie fast so mißtrauisch und scheu wie die Saatgänse, zumal wenn mehrere beisammen, nur an den Brüteorten etwas dreister; an kluger Umsicht für ihre Sicherheit stehen sie ihnen jedoch nach Bloß für die eigene Art gesellig und manchmal ziemlich große Vereine bildend, schließt sich keiner einer andern Art an, und der Vereinzelte irrt lieber einsam umher. Auch mit Vögeln anderer Gattungen machen sie sich nichts zu schaffen. Die in Freiheit lebenden Schwäne dulden allenfalls ihre Nähe, aber nicht die halbgezähmten; diese sind gegen alles andere Geflügel unfreundlich und hämisch, verfolgen es, tödten sogar das ihnen zu nahe kommende schwächere zuweilen, und verstehen überall sich als Oberherrn zu behaupten. Freilich liegen bei ihnen die Mittel, sich jenen furchtbar zu machen oder doch in Achtung zu setzen, schon in ihrer Größe und Stärke; aber sie beißen dazu nicht allein tüchtig, sondern theilen hauptsächlich mit ihren starken Flügeln und dem harten Knoll am Bug der-

selben so gewaltige Schläge aus, daß diese sogar den Menschen, wo nicht gefährlich, doch sehr schmerzhaft werden können. Kämpfen zwei Schwäne mit einander, wie oft die Männchen um ein Weibchen oder um den Brüteort, weil jedes Paar sein Standrevier behauptet, so packen sie sich mit den Schnäbeln fest, umschlingen sich dazu oft mit den Hälsen und schlagen nun mit den Flügeln so furchtbar und so lange auf einander los, bis beide ermatten und endlich der Zaghafteste den Platz räumt. Ihre Gemüthsart hat überhaupt nicht viel lobenswerthe Seiten; ein bedächtiger Hochmuth, ein aufgeblasenes, zurückstoßendes Wesen, düsterer Ernst, Neid und Heimtücke treten darin sehr hervor, und eignen sich nicht, andere Vögel in ihre Nähe zu ziehen, selbst nicht andere Arten der eigenen Gattung. Ihre Stimme hat Aehnlichkeit mit Gänsegeschrei, doch auch viel Eigenthümliches; aber einen eigentlichen Gesang hat keiner; die Sage von ihm gehört meist in das Reich der Dichtungen. — Sie nähren sich hauptsächlich von Vegetabilien, die im Wasser oder Sumpfe wachsen, von Wurzeln, Blättern und Samen, und von Wasserinsekten, Insektenlarven, Würmern und ganz kleinen Conchylien, von kleinen Fröschen und, wo sie es haben können, nehmen sie gern Getreide, am liebsten Gerste und Hafer an, und gewöhnen sich in der Gefangenschaft auch an Brodt und gekochte Kartoffeln. Diese verschlucken auch vorgeworfene kleine Fische, was die wilden schon darum nicht thun, weil sie zum Fange derselben zu langsam sind. Die meisten Nahrungsmittel angeln sie mittelst des langen Halses und wo dieser nicht ausreicht, durch gleichzeitiges Aufkippen des Rumpfes aus der Tiefe herauf, oder durchschnattern, wie Enten, die Ufer und seichten Stellen, oder graben und zerren, wie Gänse, die Pflanzen aus dem weichen Boden, um Wurzeln und Strünke derselben zu genießen.

Die meisten Schwäne finden in nördlichen Ländern, viele auch unter gemäßigten Himmelstrichen, auf einsamen, weit ausgedehnten, stehenden Gewässern, auf Landsee'n und großen Teichen, in wasserreichen, tiefen Sumpfgegenden ihre Brüteplätze, und jedes Paar hat sein abgesondertes Revier, in welchem es das Ansiedeln keinem andern gestattet und, so lange es lebt, dasselbe alle Jahr wieder bezieht. Die einmal gepaarten Gatten trennen sich durch das ganze Jahr nicht und ihre Ehen werden für die ganze Lebenszeit geschlossen. Die Gatten lieben sich zärtlich, tändeln mit einander und schnäbeln sich oft, besonders vor der Begattung, die schwimmend, auf dem Wasser und auf eine ganz eigene Weise vollbracht wird,

indem sich die Hälse umschlingen, sie senkrecht sich aufrichten, Brust an Brust, Bauch an Bauch schmiegen und nun schnell den Act vollziehen. Die Umstände bei der Begattung sind also auf gleiche Weise von dem gewöhnlichen Betreten anderer Vögel abweichend, wie bei den Lappentauchern (Thl. IX. S. 678. d. W.) — Das Weibchen holt eine Menge Wasserpflanzen mit den Wurzeln, theils auf dem Grunde wachsende, theils in den Umgebungen schwimmende, zusammen und häuft sie aufeinander, zuletzt trocknes Rohr, Schilf und dergl., um ein Nest daraus zu verfertigen; ein sehr großer aber kunstloser Bau, welcher bald auf dem Wasser schwimmt und dann nur an einigen Wasserpflanzen eine schlechte Stütze findet, bald auf festem Boden, einem kleinen wasserfreien Hügel oder Inselchen, oder dicht am Ufer ruhet, aber nie weit vom Wasser gefunden wird. Sehr häufig wird das vorjährige Nest wieder benutzt und neu ausgebauet, oft mehre Jahre nach einander. Beim Bau des Nestes, wie beim Legen eines Eies behält der Gatte die Gattin unausgesetzt unter Obhuth und bleibt als Beschützer in ihrer Nähe. Die 6 bis 8 Eier sind von angemessner Größe, eiförmig, doch oft etwas kurz; sie haben eine starke, wenig rauhe Schale und diese eine schmutzigweiße oder ganz blasse, schmutziggrünliche Farbe, ohne Flecke. Sie werden zwar binnen 5 bis 6 Wochen vom Weibchen allein ausgebrütet, welches auch beim Brüten das Innere des Nestes mit vielen sich selbst ausgerupften Dunen und Federn auslegt, wodurch es selbst einen großen Brütefleck auf der Unterbrust und dem Bauche bekömmt; allein auch hier läßt es das Männchen, als treuer Wächter und tapferer Beschützer, nicht aus den Augen, bleibt stets in seiner Nähe oder kömmt schnell herbei, wenn ihm Gefahr drohet, ja es setzt sich nicht selten, dicht angeschmiegt, zu ihm aufs Nest und verweilt so einige Zeit in seiner unmittelbaren Nähe. — Die Jungen, nachdem sie nach dem Ausschlüpfen noch einen Tag lang im Neste von der Mutter durchwärmt worden, werden gleich nachher aufs Wasser und zum Aufsuchen der Nahrungsmittel angeführt, von beiden Aeltern beschützt, bei Stürmen von der Mutter sogar auf den Rücken, Nachts aber stets unter die Flügel genommen, bis sie Federn bekommen, und erst wenn sie völlig fliegen können sich selbst überlassen. Sie begeben sich dann vom Geburtsorte hinweg und werden auch, wenn sie im nächsten Jahr dahin zurück kommen von den Alten in der Nähe selbst nicht gelitten.

Von äußern Feinden haben die Schwäne nur die größern Raubthiere und Raubvögel zu fürchten, während sie sich den schwächern

widersetzen und sie in die Flucht schlagen. Man zählt sie zur hohen Jagd, und weil sie zugleich im völlig wilden Zustande und auf ihren Wanderungen sehr vorsichtig und scheu sind, erlegt man sie gewöhnlich mit der Kugelbüchse, an den Orten, wo sie die Mauser abhalten und einige Zeit nicht fliegen können, zum Theil aber auch wol ohne Schießgewehr. Das Fleisch der Alten ist zähe und unschmackhaft, das der Jungen dagegen zarter und wohlschmeckender. Noch mehr Nutzen geben ihre Federn, namentlich ihre herrlichen weißen Dunen, die man auch auf der Haut läßt, diese dann gerbt und so ein ungemein zartes, angenehmes Pelzwerk erhält, das aber von wenig Dauer ist. Die Gezähmten nutzt man durch öfteres Ausrupfen der Federn. Die Schwäne sind übrigens eine wahre Zierde der Gewässer, reinigen die Fischteiche von übermäßig wuchernden Gewächsen und schaden den Fischen nicht, vertreiben aber gern anderes Geflügel von solchen Orten, gutes und nützliches, jedoch auch den Fischereien nachtheiliges, und tödten sogar die Jungen von zahmen Gänsen und Enten. Manche Männchen der gemeinen Art werden auch nicht selten durch ihre Bosheit gegen Menschen lästig, andere, besonders Weibchen, benehmen sich dagegen oft wieder sehr zutraulich.

Anatomische Charakteristik

der

Gattung Cygnus,

nach den von **Nitzsch** hinterlassenen Untersuchungen zusammengestellt von

Rudolph Wagner.

Die Schwäne haben in ihrem Skelet wie in ihrem inneren Bau eine sehr große Aehnlichkeit mit den Enten und Gänsen und nur sehr wenige charakteristische Unterschiede.

Am Schädel zeigen sie jedoch eine auffallende Abweichung von den übrigen Gattungen dieser Familie; es fehlen ihnen nämlich die beiden, sonst auch bei anderen Sumpf- und Wasservögeln vorkommenden Oeffnungen am Hinterhaupt, über dem Hinterhauptsloch.

Ferner zeigen die drei untersuchten Schwanenarten (Cygnus musicus, olor und plutonius) den sehr bestimmten Unterschied von Gänsen und Enten, daß der kleine Brustmuskel nicht die Länge des Brustbeins ausmißt und keine geraden äußern Grenzlinien hat, sondern eine schiefe nach der Crista sich hinziehende, die in der Mitte der Brustbeinlänge, oder wenig unter derselben sich endet.

Außerdem zeichnet sich die Gattung Cygnus von den verwandten Gattungen durch die große Anzahl der Halswirbel aus, 23 (bei C. musicus und olor), 24 bei Cygnus plutonius. Es finden sich 10 Rückenwirbel, aber noch eine hintere 11te Inselrippe, welche blos im Fleische liegt, die sich aber zuweilen an die Beckenecke ansetzt; 9 Schwanzwirbel.

Brustbein und dessen Kamm ist dem der Gänse sehr ähnlich, nur etwas länger; die beiden hinteren Hautbuchten scheinen sich nie zu Inseln abzuschließen, wie dieß bei mehrern Enten der Fall ist. Schlüsselbein und Schulterblatt sind ähnlich, wie bei den Gänsen, so auch die Gabel, welche nur bei C. musicus mit dem untern Winkel hakenförmig rückwärts gebogen und zugleich vom oberen Ende des Brustbeinkammes entfernt ist.

Das Oberarmbein ist pneumatisch und viel länger, vielmehr als noch einmal so lang als das Schulterblatt, und reicht über das

Hüftgelenk hinaus; eben so lang sind auch die Vorderarmknochen und die Hand, deren Knochen alle sehr schmächtig und langgezogen sind bis auf den kleinen Finger, welcher kurz ist. Der Daumen hat ein ansehnliches Klauenglied.

Das Becken gleicht ganz dem der Enten und ist ohne alle Eigenthümlichkeit, dasselbe gilt von den hinteren Gliedmassen.

Die Eingeweide haben nichts Eigenthümliches vor der Bildung der ganzen Familie voraus. Der sehr starke Fleischmagen und die ansehnlichen Blinddarme verhalten sich ganz wie bei den Enten. Auch das Divertikel ist klein und unbeständig.

Die Nasendrüsen sind sehr groß, liegen aber nicht in wirklichen Gruben, da der Rand des Stirnbein's allmählig in den Orbitalrand übergeht. Weder C. olor, noch plutoinus (?) haben im Bau der Luftröhre etwas auffallendes, welche dagegen bei Cygnus musicus*) in beiden Geschlechtern eingenthümlich gebildet ist. Die aus sehr harten Ringen gebildete Trachea liegt nehmlich hier, ähnlich wie beim Kranich, doch nur eine einfache Windung bildend, in einer Kapsel der Crista sterni. Im unterm Kehlkopf zeigen sich merkliche spezifische Verschiedenheiten.

---

*) Außer Cygnus musicus hat auch die kleinere, in Europa vorkommende Art (C. Bewickii Yarrell.? islandicus Br.?), eine ganz ähnliche, jedoch spezifisch nüancirte Luftröhrenmündung im Kamme des Brustbeins. Naumann hat von beiden Arten sehr gute Abbildungen dieser Eigenthümlichkeit in Wiegmann's Archiv. Jahrg. 1838. Tab. VIII. gegeben. Der Herausgeber hat ferner auf Tab. IX. die von Yarrell in Linneau Transact. Vol. XVI. gegebene Abbildung des Brustbeins seines Cygnus Bewickii kopiren lassen. So vorsichtig man nun nach dem vorliegenden sparsamen Material vom anatomischen Standpunete über Artidentität nur urtheilen darf, so ist doch die Abbildung von Yarrell so sehr verschieden von der Naumann's, daß ich glauben muß, es handle sich hier um zwei verschiedne Arten. Cygnus musicus (C. xanthorhinus. N.) und die Naumann'sche Art (C. melanorhinus. N.) sind sich hiernach viel näher verwandt und, da ich leider die Alters- und Geschlechtsdifferenzen in der Form der Trachea und der Brustbeinkapsel bei C. musicus nicht kenne, so wage ich vom anatomischen Standpunkt kein Urtheil über die Identität oder Verschiedenheit der Spezies. Man müßte eine Reihe von Präparaten besitzen; beim Kranich weiß ich, daß individuelle und geschlechtliche Differenzen vorkommen; vom Singschwan habe ich nur einige wenige Exemplare von Brustbeinen untersucht, die sich sehr ähnlich waren. In Nitzsch's Papieren findet sich nichts darüber; derselbe erwähnt auch einer solchen Bildung von C. plutonius nicht, während nach Yarrell der schwarze neuholländische Schwan eine Mittelbildung zwischen dem stummen und dem Singschwan zeigen soll. Es soll nehmlich hier die Luftröhre zwischen den beiden Seitenstücken der Gabel eine nicht sehr beträchtliche Biegung machen, welche nicht ins Brustbein eindringen, sondern noch vor dem Ende desselben in die Brusthöhle treten soll. Giebt es nun auch vielleicht zwei schwarze Schwan-Arten? Nach den von Herrn Dr. Naumann mir gütigst mitgetheilten Brustbeinen der deutschen Schwanarten läßt sich eine bestimmte Entscheidung vom anatomischen Standpunkt nicht geben, außer, daß die kleinere deutsche Art und die Yarrell'sche spezifisch verschieden zu sein scheinen.

Der Fächer im Auge hat 10 bis 12 Falten (so bei verschiedenen Individuen von C. musicus). Der Knochenring in der Sklerotika besteht aus 15 Knochenstücken.

Die Harder'sche Drüse ist sehr ansehnlich, wie bei den Gänsen, aber ohne Nebenlappen.

* * *

Von dieser Gattung sind bis jetzt in Deutschland gefunden worden:

Drei Arten.

324.

Der Höker-Schwan.

Cygnus Olor. *Illig.*

Taf. 295. { Fig. 1. Altes Männchen.
Fig. 2. Jugendkleid im Spätherbst.
Fig. 3. Nestkleid.

Der Schwan; stummer Schwan, gemeiner Schwan, zahmer Schwan, schwarzstirniger — und rothschnäbliger Schwan; Schwanente.

Cygnus. Briss. Orn. VI. p. 288. n. 11. = *Cygnus mansuetus.* Rai, Av. p. 136. = *Cygnus gibbus.* Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 815. = Nilss. Orn. suecc. II. p. 190. n. 226. = *Cygnus sibilus.* Pall. Zoogr. II. p. 215. n. 317. = *Anas Cygnus mansuetus.* Linn. Syst. edit. 12. I. p. 194. n. 1. β. = *Anas Olor.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 501. n. 47. = Lath. Ind. II. p. 834. n. 2. Retz. Faun. Suec. p. 109. n. 63. = *Le Cygne.* Buff. Ois. IX. p. 3. t. 1. — Edit. d. Deuxp. XVII. p. 5. t. 1. f. 1. (mit C. xanthorhinus vermengt.) = Id. Pl. enl. 913. = Gerard. Tab. élém. II. p. 333. = *Cygne tuberculé* ou *domestique.* Temm. Man. II. p. 830. et IV. p. 529. = *Tame* — or *mute* Swan Penn. arct. Zool. II. p. 543. n. 470. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 505. n. 388. = Lath. Syn. VI. p. 436. n. 2. — Uiberf. v. Bechstein, III. 2. S. 382. n. 2. = Bewick, brit. Birds II. p. 277. = *Cygno reale.* Stor. deg. Ucc. V. tav. 553. = Savi, Orn. tosc. III. p. 172. = Bechstein, orn. Taschnb. II. S. 404. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 501. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlands. S. 241. = Koch, baier. Zool. I. S. 422. n. 268. = Brehm, Lehrb. II. S. 759. = Dessen. Naturg. a. V. Dtschlds. S. 829—830. = Gloger, Schles. Faun. S. 56. n. 252. = Landbeck, Vög. Würtemberg's. S. 73. = Hornschuch und Schilling, Verz. pomm. Vög. S. 19. n. 247. = E. v. Homeyer, Vög. Pommern's. S. 72 n. 240. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 222. n. 381. = Frisch, Vög. Taf. 152. = Naumann's Vög. alte Ausg. III. S. 205. Taf. XXXIX. Fig. 57. Männchen (in 8v. a. jung., b. alt. M.) und Nachtr. S. 88.

Kennzeichen der Art.

Die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge schwarz oder schwarzgrau; ausgefärbt: der Schnabel roth, mit einem schwarzen Knoll an der Stirn; 22 bis 24 Schwanzfedern.

Beschreibung.

Der königliche Schwan, in seiner hohen Gestalt und blendenden Weiße des Gefieders, ist als einer der größten Schwimmvögel so allgemein gekannt, daß ihn wol Niemand mit einer der folgenden Arten verwechseln kann, wenn er auch nur einen ganz oberflächlichen Vergleich anstellen will. Auch von den ausländischen weißen Schwanarten stehen einige den letztern viel näher als unserm Höckerschwan, von dem man indessen in neuester Zeit, in England, eine zweite Art entdeckt haben will, die mir aber nie zu Gesicht gekommen ist. S. Yarrell, Brit. Birds. I. p. 511.

Seine Größe, mit der einer Hausgans verglichen, wird gewöhnlich doppelt so groß genannt. Hierbei dürfen wir aber weder hinsichtlich der Maaße noch des Gewichts, an die größte Rasse von diesen denken; wovon oft eine gegen 18 Pfd. und darüber wiegt (wobei freilich wieder sehr viel ankömmt, ob fett oder mager), wonach denn unser Höckerschwan etwa nur anderthalb Mal so groß wäre, da die ältesten oder stärksten Männchen (in gutem Zustande, ohne gerade fett) selten über 27 Pfd. wiegen und das Gewicht der Weibchen nicht viel über 20 Pfd. kömmt, und die Maaße folgende sind, bei Ersteren: Länge (ohne Schnabel), 65 Zoll oder 5 Fuß 5 bis 6 Zoll; Flugbreite: 100 Zoll oder 8 Fuß 4 Zoll; Flügellänge (vom Bug zur Spitze): 27 Zoll oder 2 Fuß 3 Zoll; Schwanzlänge: 10 bis 11 Zoll; — beim Weibchen: die Länge 62 Zoll; Flugbreite: 92 Zoll; Flügellänge: 24 Zoll; Schwanzlänge: $9^3/_4$ Zoll. — Von der Körperlänge kommen auf den Hals allein $28^1/_2$ bis gegen 32 Zoll.

Diese enorme Länge des übrigens auch dünnen, drehrunden, äußerst biegsamen Halses, ist zugleich das Auffallendste in der Gestalt unsres Höckerschwans, worin er auch die andern Arten übertrifft, von welchen auch keine ihm so sehr abwechselnde und schöne Windungen zu geben vermag. Das kleine Gefieder ist wie oben beschrieben und dem der andern sehr ähnlich; aber der Flügel hat weniger Schwingfedern (30 bis 31), von welchen ebenfalls die zweite wenig länger als die erste und die längste ist; der Schwanz hat dagegen mehr, nämlich 22 bis 24 Federn. Dieser ist zugleich länger, zugespitzter und in der Mitte keilförmig verlängert, weil hier die Federn am letzten Dritttheil ihrer Länge sehr schmal werden und in eine zugerundete Spitze enden, während die nach aussen stufenweis an Länge so abnehmen, daß wenn das mittelste Paar, als das längste,

$9^3/_4$ bis 11 Zoll mißt, das äußerste nur $6^1/_4$ bis 7 Zoll lang erscheint. Am Flügelbuge tritt nach innen ein harter Knoll vor, und die Spitzen der in Ruhe liegenden Flügel reichen nur bis auf das erste Dritttheil der Schwanzlänge.

Der Schnabel ist verhältnißmäßig größer als bei Gänsen, hat aber eine ganz andere Gestalt, die denen der ächten Enten gleicht. Er ist an der Wurzel nur mäßig erhaben, nach vorn sehr flach gewölbt, der Unterschnabel ganz flach; im Ganzen von gleicher Breite, vorn kurz zugerundet und mit einem ansehnlichen, flachgewölbten Nagel versehen, so daß das rundliche aber scharfe Ende des obern Theils das des untern etwas überragt. Der Unterschnabel schlägt in der vordern Hälfte ganz in den obern und die Ränder beider sind inwendig mit scharfen, ineinandergreifenden Querlamellen besetzt, deren obere Reihe an den Spitzen nach aussen etwas, doch nur wenig verlängert sind. Die ziemlich weite Kielspalte endet weit vorn und ist mit einer nackten Haut überspannt. Der ganze Schnabel, den Nagel ausgenommen, ist, wie bei andern naheverwandten Gattungen, mit einer weichen, sanft anzufühlenden Haut überzogen, welche auch die große, länglichte, hinten spitze, vorn zugerundete Nasenhöhle überspannt, in welcher sich ganz vorn, aber lange nicht in der Schnabelmitte, das länglichovale, durchsichtige Nasenloch öffnet. Die fleischige Zunge füllt den ganzen Unterschnabel, hat oben in der Mitte einen vertieften Längenstrich, an den Seiten Franzen und Säckchen, am Hinterrande zwei Querreihen Zähnchen, wie bei den nichttauchenden Enten.

Der Schnabel ist $5^1/_4$ bis $5^3/_8$ Zoll lang, an der Wurzel $1^3/_4$ Zoll hoch und hier $1^1/_2$ Zoll breit, hinter dem Nagel kaum 9 Linien hoch. Zunge und innerer Schnabel sind fleischfarbig, die äußere Schnabelfarbe aber verschieden, in frühester Jugend bleischwärzlich, später hell bleifarbig, dann blauröthlich, endlich bei den Alten und für das übrige Leben schön gelbroth; dabei stets der Unterschnabel, der schmale Rand des obern, der Nagel und die Nasenhöhle schwarz. Im ausgetrockneten Zustande wird das Gelbroth mehr oder weniger schlecht, doch nicht unkenntlich, das Bleiblau junger Vögel schmutzig hornweißlich.

Vor der Stirn an der Schnabelwurzel befindet sich ein rundlicher nackter Wulst, von dem sich die nackte Haut abwärts bis zum Mundwinkel zieht, als Basis eines großen Dreiecks, dessen hintere Spitze bis zum Auge geht und sich den ebenfalls nackten Augenlidern anschließt. Diese nackten Häute, auch die des Kinns, sind

tief schwarz. In der Jugend ist das nackte schwarze Dreieck zwischen Schnabel und Auge noch etwas kleiner, der Wulst oben auf der Schnabelwurzel nur schwach angedeutet; beides nimmt mit den Jahren zu, und letzterer erhebt sich im höhern Alter, besonders beim Männchen, zu einem starken Knoll, wie eine niedergedrückte oder länglichte Kirsche, so daß er dann in dieser Gestalt nicht selten $1^1/_2$ Zoll lang und fast 1 Zoll hoch vorkömmt. — Nur im Dunenkleide ist nichts von ihm, auch am Zügel nur ein bedeutendes nacktes Streifchen nicht bemerklich. — Das Auge hat stets einen braunen Stern, im höhern Alter nur dunkler, von einem tiefen Nußbraun.

Die Füße sind zwar groß und unten sehr breit, doch beides viel weniger als bei der folgenden Art. Sie haben starke Gelenke, ziemlich zusammengedrückte Läufe, lange Vorderzehen und sonst Alles wie bei den Singschwänen, nur in etwas verschiedenen Verhältnissen der Theile gegen einander, namentlich etwas kürzere Zehen, daher eine kleinere Spur. Sie sind auf gleiche Weise über der Ferse kaum 1 Zoll hoch nackt, ihr Uiberzng auf dem Spann und den Zehenrücken bloß in etwas gröbere, übrigens in feine sechs- und achteckige Täfelchen zerkerbt, hinten und gegen die warzigen Sohlen noch feiner genetzt, die Schwimmhäute gegittert, die Krallen nicht groß, aber stark, flach gebogen, am Vorderrande scharfschneidig u. s. w. wie bei jenen. Der Lauf mißt $4^1/_2$ Zoll; die Mittelzeh 6 Zoll, wovon fast $^3/_4$ Zoll auf die Kralle kommen, welches die größte und auf der innern Seite mit einer Schneide versehen ist; die Hinterzeh, mit der $^1/_2$ Zoll langen Kralle, $1^1/_4$ Zoll. Dies sind die Maaße von einem alten Weibchen; bei einem besonders großen alten Männchen war der Lauf 4 bis 5 Linien länger, ebenso die Mittelzeh 8 bis 9 Linien und die Hinterzeh fast 3 Linien länger.

Die Farbe der Füße ist in der Jugend blasse Bleifarbe, dann Bleischwarz und auch bei ganz Alten nur ein mattes Schwarz, zuweilen etwas röthlich durchschimmernd, doch nicht immer; die der Krallen glänzend schwarz.

Das Dunenkleid besteht in einem etwas kurzen, aber sehr dichten, weichen Flaum, welcher im Gesicht, an der Kehle, Gurgel und dem Unterrumpf trübe weiß, an den obern Theilen und auf dem Scheitel weißgrau, etwas ins Staubfarbige übergehend, aussieht. Es ist viel heller als bei jungen Gänsen, hat nichts von Gelb, und wird von Luft und Sonne nach und nach noch mehr in Weißgrau abgebleicht. Der Schnabel ist dann bleischwärzlich, die Füße aschgrau, anfänglich an den Gelenken und Schwimmhäu-

ten ins Gelbliche spielend, der Augenstern braun. Ein Zeichen einer nackten Stelle zwischen Schnabel und Auge ist nicht vorhanden. Nach ein paar Wochen haben Schnabel und Fuß eine lichte Bleifarbe, jener mit schwarzem Rändchen und Nagel.

In der dritten Woche nach dem Ausschlüpfen zeigen sich bei den Jungen die ersten wirklichen Federn auf der Brust und den Schultern; es gehet indessen noch ein voller Monat hin, ehe sie völlig mit Federn bekleidet erscheinen oder diese die Dunen verdrängt haben, worauf zuletzt auch die Schwingfedern sich ausbilden, aber ebenfalls langsam, nach etwa noch zwei Wochen, so daß diese Jungen vom Entschlüpfen des Eies bis zum völligen Flugbarwerden gegen dritthalb Monat bedürfen. Nach und nach bilden sich auch die Nacktheiten zunächst der Schnabelwurzel, indem die Dunen abbrechen und kleine weiße Stoppeln hinterlassen, welche auf der schwarzen Haut als erhabene weiße Pünktchen erscheinen. In der ersten Hälfte dieses Zeitraums sind Männchen und Weibchen nicht zu unterscheiden, da auch die verschiedene Größe (meistens noch von der der Eier abhängig) hier trügen kann; gegen Ablauf der zweiten wird es erst leichter an der breitern nackten Stelle auf der Stirn und den Zügeln, das Erstere vom Letztern zu unterscheiden.

Nachdem nun die Jungen flügge geworden, hat das Jugendkleid folgende Farben. Der Schnabel und die Füße sind hell bleiblau, ersterer am untern Theile, am Rande des obern, am Nagel und der Nasenhöhle schwarz; eine ganz kleine Protuberanz vor der Stirn, die nackte Haut zwischen Schnabel und Auge, beide mit den Stoppeln der vormaligen Dunen als erhöhete weiße Pünktchen reihenweis besetzt, und die zwischen den Gabeläsien des Unterkiefers ebenfalls schwarz; der Augenstern dunkelbraun; der vordere Theil des Gesichts, die Kehle und Gurgel weiß; Wangen und Ohrgegend licht braungrau; ebenso Scheitel und Hinterhals, doch etwas dunkler; die Brust weißgrau, an den Federkanten, besonders den Tragfedern in Braungrau übergehend, wodurch eine lichter und dunkler gewölkte Zeichnung entsteht, die aber nur bei stärker verschobenem Gefieder deutlicher hervortritt, weil das Gefieder hier wie an allen andern Theilen gegen die Federwurzeln in reines Weiß übergeht. Oberrücken, Schultern und Oberflügel haben dieselbe Farbe, nach Maaßgabe des Zunehmens der Größe dieser Federn aber noch dunklere und das Weißliche des Grundes ganz verdeckende Enden, deren Farbe auch mehr ins Braune fällt, während die kleinen Flügeldeckfedern gegen den Flügelrand ganz in Weiß übergehen; die hintern

Schwingfedern fast ganz braungrau; die mittlern weiß, von der Mitte an gegen das Ende aber auch in Braungrau übergehend; die vordern oder großen Schwingen letztern ähnlich, doch mit mehr Weiß, an den Aussenfahnen oft bis fast zur Wurzel braungrau bespritzt und an den blaßbraungrauen Spitzen weißlich gekantet, ihre Schäfte lichtbraun; der Unterflügel glänzend weiß, an den Deckfedern mit bräunlichen Spitzen; Unterrücken und Bürzel weiß, mit größern oder kleinern, blaßbraungrauen Spitzenfleckchen der Federn, die an den längsten Oberschwanzdeckfedern am bemerkbarsten; der Bauch und die Unterschwanzdecke weiß; die Schwanzfedern weißgrau, gegen den Schaft weiß, gegen Kante und Spitze braungrau, oder auch umgekehrt, am Schafte dunkler und nach aussen weiß.

Männchen und Weibchen unterscheiden sich in diesem Alter schon etwas leichter, obgleich nicht in der Farbe des Gefieders, als vielmehr an der nackten Stelle vor der Stirn, die beim letztern noch sehr unbedeutend und kaum etwas erhöhet, beim Männchen aber schon bedeutend größer ist, und eine merkliche Erhöhung bildet. Größe und allgemeine Färbung können zwar individuell etwas verschieden sein, doch ohne Bezug auf das Geschlecht.

Dies düstere Jugendkleid erleidet im Laufe eines Jahres, als so lange sie es tragen, sehr große Veränderungen; es wird viel weißer, gefleckter, die Flecke bleicher und bräunlicher, so daß es schon im nächsten Frühjahr gar nicht mehr dasselbe zu sein scheint. Daß das Gefieder viel weißer geworden, kömmt daher, weil es zu der Zeit, als die jungen Schwäne eben flugbar wurden, seinen bestimmten Umfang und seine Größe erreicht hatte, die völlig hinreichte, daß die grauen Enden der Federn die weißen Wurzeln verdecken konnten, nun aber zu wachsen aufhört; aber nicht so der Körper mit seinen Theilen. Während dieser nun bis zur ersten Mauser im folgenden Sommer nach und nach an Größe zunimmt, die Federn aber an Umfange nicht mehr zu- sondern vielmehr etwas abnehmen, weil sie sich an ihren Endkanten abreiben und abstoßen, so kann eine die andere auch nicht mehr so weit bedecken als früher, folglich muß auch das Weiß der Wurzeln mehr sichtbar werden. Ferner bleicht die Witterung die braungraue Farbe so sehr ab, daß an den Enden der Federn nur ein ganz blasses, schmutziges Braun übrig bleibt und alles Grau kaum noch einen schwachen Schein zurücklässt. Der dreivierteljährige junge Schwan erscheint daher in einem schmutzigweißen, an den Enden aller größern Federn mit bräunlichen Mondflecken bestreueten, auf dem Kopfe und Hinterhalse nur schmutzig-

bräunlich überflogenem oder schwach gefleckten, auf dem Mantel aber ziemlich buntem Gewande. Jetzt fängt aber auch schon die Mauser an, so daß zu Ende des März, bei Manchem wol gar noch einen oder zwei Monate früher, auf dem Mantel schon neue, ganz weiße Federn einzeln hervorkommen, wovon im Mai bereits ganze Haufen zu sehen sind, obgleich erst im nächstfolgenden Juli die volle Mauser eintritt und zuletzt auch neue Schwing- und Schwanzfedern die alten vom vorigen Jahr verdrängen. Das reine Weiß der neuen Federn sticht gewaltig gegen das schmutzige der alten ab und macht in der Mauser stehende junge Schwäne oft sehr schäckig. Vom Frühjahr und dem Anfang des Federwechsels an bekömmt auch der Schnabel eine andere, oft sehr angenehme Farbe, indem das Blau einen röthlichen Schein erhält, wodurch ein blasses Violett oder Lilla entsteht, bis nach und nach das Roth das erstere überwältigt, und nun Fleischfarbe wird, und wenn diese Schwäne etwa fünfvierteljährig, in ein blasses Gelbroth verwandelt ist. Gleichzeitig mit Veränderung der Schnabelfarbe, geht auch die der Füße in Bleischwarz über, die nackten Theile an und neben der Stirn erhalten eine größere Ausdehnung, die weißen Stippchen, als Reste der vormaligen Dunen, verlieren sich, die Haut wird glatt und einfarbig, und der Knoll oben an der Schnabelwurzel, erhebt sich sichtlich, dieser doch noch viel mehr beim Männchen als beim Weibchen.

Im zweiten Herbst ihres Lebens sind sie nur noch an dem kleinern Höker und der blassern Farbe des Schnabels von ältern Individuen zu unterscheiden, und beides wird im nächsten Frühjahr, dem dritten ihres Lebens (das der Geburt wie immer mitgerechnet), wo sie erst zeugungsfähig sind, dem der alten noch ähnlicher.

Im ausgefärbten Kleide ist das ganze Gefieder, nebst den Dunen und Federschäften, rein und blendend weiß. Der hochrothe, kaum etwas ins Gelbrothe ziehende Oberschnabel hat ein schwarzes Rändchen, auch die Nasenhöhle, der Nagel, der Unterschnabel nebst Kinnhaut, die breiten nackten Zügel und der Knoll vor der Stirn sind tief schwarz, letzterer beim Männchen viel größer und von den Stirnfedern gerade, der kleinere des Weibchens hier mit einer kleinen Einbuchtung oder Federschneppe getrennt, die Füße matt schwarz, der Augenstern tief nußbraun. Ausser jenem und dem etwas schwächlichern Rumpf, unterscheidet sich das Weibchen auch noch durch den dünnern Hals.

Wie schon erwähnt, kommt bei wilden Schwänen gar nicht selten am Kopfe und dem Anfange des Halses ein rostgelber Anflug

vor, welcher am Vorderkopf, besonders auf dem Vorderscheitel am stärksten ist und hier die Federspitzen oft rosibraun und ziemlich dunkel färbt. Allein er ist den Federn dieser Theile nicht von Natur einverleibt, sondern hängt ihnen nur als fremder Schmutz an, sitzt jedoch so fest, daß er sich nicht abwaschen läßt. Das neue Gefieder hat ihn niemals; auch sieht man ihn bei halbgezähmten Schwänen nicht oder doch nur höchst selten. Uiber sein wahrscheinliches Entstehen ist schon oben das Nöthige gesagt.

Die Zeit des Federwechsels ist der Juli, doch mehr die letzte Hälfte desselben und der Anfang des Auguſt. Anfänglich, wenn sie noch fliegen können, sitzen sie oft Stunden lang an einer Stelle, arbeiten unabläſſig mit dem Schnabel zwischen dem Gefieder und die Stelle, wo sie stehen, bedeckt sich mit den ausfallenden Federn. Kömmt aber zuletzt, wenn das kleine Gefieder sich schon größtentheils erneuert hat, die Reihe an die Schwingfedeen, welche ihnen gewöhnlich binnen zwei Tagen alle ausfallen, wodurch sie zum Fliegen untüchtig werden; dann begeben sie sich auf große weite Waſſerflächen, um da das Wachsen der neuen abzuwarten, und die zwei Wochen, welche ohngefähr darüber vergehen, mögen ihnen gewiß sehr peinlich sein. Sie fliehen dann den Menschen noch mehr als sonst, sogar die halbgezähmten betragen sich in dieser Periode sehr ängstlich, und die wilden Schwäne begeben sich schon vor Eintritt derselben auf größere See'n und, wo sie nicht weit von der Küste wohnen, noch gewöhnlicher auf das Meer, um Tag und Nacht auf dem freien Wasser und weit vom Lande zu verweilen.

Aufenthalt.

Der Höckerschwan ist weniger dem hohen Norden, als einem gemäßigtern Klima eigen. Er bewohnt das nördliche Europa und Asien nicht in so hohen Breiten als die beiden folgenden Arten, breitet sich dagegen aber weiter nach Süden hin aus. In den südlichen Theilen von Scandinavien, dem europäischen und asiatischen Rußland, namentlich auf den großen See'n des gemäßigten Sibiriens ist er sehr gemein, doch nirgends in so großer Anzahl als die folgende Art, vermuthlich weil er in mehr von Menschen bewohnten Länderstrichen sich fortpflanzt und da häufigern Verfolgungen ausgesetzt ist als jene. — Auf seinen jährlichen Wanderungen aus dem Norden gegen Süden kömmt er dann häufig nach

Dänemark, weniger bis zu den britischen Inseln und Nordfrankreich, auf der andern Seite nach Ungarn, Polen, Preußen und längs der Ostsee an die Küsten Deutschlands, weniger häufig in das Innere dieses, doch einzeln selbst bis zu den südlichsten Grenzen und über sie bis zum Mittelmeer hinaus. Die Länder, welche er am zahlreichsten bewohnt, liegen uns östlich und ausser unserm Erdtheil; er überwintert in größter Anzahl am südlichen Gestade des kaspischen Meeres, auf See'n und großen Gewässern in Persien und Kleinasien, in Griechenland und auf Sardinien. Doch bleiben auch viele von den aus Rußland zu uns eingewanderten in gelindern Wintern an den norddeutschen Küsten, viel seltner auf großen Landsee'n, weil diese gewöhnlich früher mit Eis bedeckt werden, dem sie dann nach mildern Gegenden hin ausweichen.

Nicht bloß auf der Wanderung, sondern auch nistend, kömmt unser Hökerschwan in vielen Gegenden eines gemäßigten Himmelsstriches vor, als: in Polen, Preußen, Pommern, Mecklenburg und einigen wenigen Strichen des mittlern Deutschlands. Es hat sich jedoch rücksichtlich des Letztern seit einem halben Jahrhundert gewaltig verändert; die steigende Bodenkultur hat auch auf dieses Geflügel einen so wesentlichen, nachtheiligen Einfluß geübt, daß wir es für nicht überflüssig halten, unsere desfallsigen Erfahrungen hier mitzutheilen. — Noch in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts verging kein Herbst, kein Frühjahr, wo man nicht Schwäne von dieser Art auch hier in Anhalt und den Nachbarländern, in kleinerer oder größerer Anzahl, zuweilen sogar bis zu 50 und 60 beisammen, durchwandern sahe, wovon, trotz des Verbotes, Mancher erlegt wurde. Ein mir nahgelegenes, ausgedehntes, wasserreiches Bruch hatte alle Jahr welche aufzuweisen, in besonders nassen Zeiten auch daselbst nistende. Seitdem dies Bruch aber nach und nach, durch verständige Ableitung des Wassers, großentheils in Wiesen und Aecker verwandelt wurde, wird dort ein Schwan nie mehr gesehen. Vorzüglich reich daran aber waren damals die herrlichen Landsee'n, der salzige und der süße genannt, zwischen Halle und Eisleben im Mannsfeldischen, und die großen Teiche in ihren nächsten Umgebungen; sie hatten regelmäßig alle Jahr in beiden Perioden Zugschwäne in Menge und 4 bis 5 Paare (in frühern Zeiten noch mehrere) brüteten in einem Umkreise von ein paar Meilen, brachten alle Jahr Junge aus, mit denen sie im Herbst wegzogen und im Frühjahr wiederkamen, und ich war mehrmals Zeuge, wie

von den dort ausgekommenen jungen wilden Schwänen, ehe sie flugbar wurden, sich Liebhaber welche einfingen, um sie zu zähmen. Als man aber einen großen Teich nach dem andern trocken legte und die Schwäne bloß auf jene Geschwisterseen beschränkte, von welchen sie endlich nur noch den salzigen, als den größesten, für bewohnbar hielten, hier aber auch nur ein Päärchen blieb, das kein zweites dulden wollte, verblieb es mehrere Jahre nach einander nur noch bei diesem einzigen. Da man endlich, als das Land „Westphalen" hieß, und in den Kriegsjahren das frühere Verbot des Schießens auf Schwäne ungescheuet übertrat und die Alten todt schoß, nahmen keine andern deren Stelle wieder ein, sogar Zugschwäne zeigten sich nach und nach immer seltner, und im Januar 1823 wurde noch einer, vielleicht der letzte, am See erlegt; denn, wie man versichert, sieht man heutigen Tages auch in der Zugzeit dort nur noch äußerst selten einen solchen Schwan. — Dieses Factum stützt sich auf beinahe funfzigjährige eigene Beobachtungen und beweist nur zu gewiß die allgemeine Abnahme der Vögel von Jahr zu Jahr, und die Abhängigkeit derselben vom Steigen der Kultur des Bodens und der Bevölkerung. Die Betriebsamkeit der Menschen hat ihnen im Laufe der Zeit, bis in die allerjüngste, so manches Asyl zerstört, ihre Habsucht sie schonungslos verfolgt und getödtet, und über beides haben Wasser- und Waldvögel sich wol am meisten zu beklagen.

Dadurch, daß man diese Schwanart in Deutschland und mehrern andern Ländern Europa's, bis tief in den Süden hinab, auf größern und kleinern Gewässern in einem halbgezähmten Zustande hält, ist sie Jedermann bekannt und gewissermaßen gemein geworden. Man pflegt zu dem Ende ihre Flugkraft zu lähmen und sie dadurch an den bestimmten Aufenthaltsort zu fesseln, welcher indessen mit dem, welchen sie in der Freiheit bewohnt, einige Aehnlichkeit haben muß. Diese Gewohnheit ist schon Jahrhunderte alt und ihr Anfang verliert sich im grauen Alterthum; doch hat man es nicht dahin zu bringen gesucht, den Schwan, wie Gänse und Enten, völlig zum Hausthiere zu machen. Seitdem er aber auf obige Weise auch bei uns sehr häufig und allgemein wurde, ist er, sonderbar genug, im wilden und völlig freien Zustande, wenigstens für das innere Deutschland, nur desto seltner geworden. Seit langen Jahren sich des Schutzes der Landesregierung erfreuend, sind die vielen Gewässer zwischen Berlin und Brandenburg, sowol der Spree und Havel und der vielen Landseen dieser Gegend, höchstgroßartig, mit einer solchen Menge von Schwänen dieser Art besetzt, daß man

wol schwerlich irgendwo auf gleichem Raum eine größere Anzahl beisammen sieht. Uibrigens wird man auch an unzähligen andern Orten, in Deutschland, wie in Holland, Frankreich, England und anderwärts, nicht leicht einen nur einigermaßen bedeutenden Park, kein herrschaftliches Schloß, kein schönes Landhaus, keine größere Stadt oder sonst einen Sitz des Luxus und guten Geschmacks, sobald es ihm nicht am Nothwendigsten dazu, am Wasser, fehlt, ohne diese belebende Zierde desselben finden.

In unbeschränkter Freiheit ist er Zugvogel, seine Zugzeit im Herbst der October und November, im Frühjahr der März. Nur wenige verweilen so lange, als ihnen noch offene Stellen auf den Gewässern bleiben, oder sie sich diese, durch Zerschlagen des Eises mit den Flügeln, offen zu erhalten im Stande sind; bei zu anhaltend heftiger Kälte wandern auch sie südlicher oder vielmehr südwestlich weg und kehren mit den andern, sobald der Winter nur eben vorüber, meistens im März, wieder zurück. Sie machen ihre Wanderungen gewöhnlicher bei Tage als des Nachts, doch kommen sie an dem Nistorte fast immer in der Nacht an und man hört auch das Sausen ihres Fluges oft genug zur Nachtzeit. Fast immer reisen sie gesellig, paar- oder familienweise oder auch in Vereinen von 30 bis 60 und noch mehr Individuen, fliegen dabei ziemlich hoch und in einer schrägen Reihe.

Er liebt nicht das hohe Meer und sucht es nur als einen Zufluchtsort, wenn er hart verfolgt wird, oder in der Mauser, wenn er nicht fliegen kann. Ausserdem hält er sich viel gewöhnlicher in stillen Buchten und Flußmündungen, in der Nähe der Küsten auf, und entfernt sich selten über eine halbe Meile davon, ausser bei kleinen niedrigen Inseln. Wo große stehende Gewässer in der Nähe des Meeres liegen, sind ihm jene lieber als dieses, wie überhaupt ruhiges Wasser; deshalb liebt er auch nur langsam fließende Ströme, mit schlammigem Boden und schilfreichen Ufern, so wie Landsee'n und große Teiche von letzterer Beschaffenheit. Indessen liebt der große weiße, darum weithin bemerkbare Vogel das Verstecken nicht, gleichsam als wüßte er, daß ihm dies, wegen grellen Abstichs seines Gefieders gegen die dunkeln Umgebungen, doch keinen besondern Vortheil gewähren würde. Er kriecht daher nicht zwischen hohem, dichtem Rohr und Schilf herum, durchsucht es aber im Frühjahr gern, so lange es noch niedrig ist und sein langer Hals dasselbe überragt, und wo es nicht zu dicht steht, es ihn folglich nicht am Rudern verhindert und zugleich die Annäherung von Gefahren zeitig genug

bemerken läßt. Findet er es an solchem Orte nicht mehr recht sicher, so wendet er sich stets dem großen, freien Wasserspiegel zu, um jenen vorerst gemächlich schwimmend auszuweichen, oder im Nothfall wegzufliegen, weil ihm dieses da leichter wird, als auf kleinem Raum. In den Brüchern geht er nur dahin, wo es viele große freie Wasserflächen giebt, weil er viel lieber auf solchem Wasser ist, welches das Schwimmen gestattet, als wo er waden muß; wenigstens ist ihm letzteres für ein längeres Verweilen nicht angenehm. Hierin unterscheidet er sich merklich von den folgenden Arten, liebt aber im Frühjahr gleich diesen auch die über Wiesen ausgetretenen Gewässer vorzugsweise. Klare Gewässer, deren Boden Sand oder Kies, zumal schnellfließende, sind nicht für ihn, so wenig wie solche, deren Oberfläche sich mit schwimmenden Pflanzen, wie Nymphea, Trapa, Potamogeton, Hippuris, Acorus u. a. m. zu dicht bedeckt, zumal wenn dazu noch viel untergetauchte, wie Ceratophyllum, Myriophyllum, Chara und dergl. in solchem Wasser wachsen, weil ihn die Stengel und Ranken derselben zu sehr am Rudern verhindern; aber er macht sich, wo er länger verweilt, gern Platz durch Ausziehen derselben, weil er zugleich viel Nahrungsmittel an ihnen findet. Ebensowenig scheinen ihm die zu dicht mit Entengrün (Lemna) bedeckten zu behagen, am allerwenigsten solches Wasser, das im Sommer der grüne Wasserpelz (Conferva) überzieht. Alles, was ihm das gewöhnliche Schwimmen behindert, ist ihm zuwider, deshalb auch die Wogen des Meeres und überhaupt Sturm, weshalb er dann stillere Orte aufsucht und so lange hinter Ufervorsprüngen, hohem Rohr, Gebüsch und dergl. bleibt, bis es auf dem Freien wieder ruhiger geworden ist.

Auf das Trockene geht er selten und nie weit; doch haben wir selbst den wilden Höckerschwan seine Jungen eine Viertelstunde weit über Aecker, von einem Wasser zum andern, führen sehen. Gewöhnlich ist er jedoch nur kurze Zeit auf dem Lande, am Ufer oder auf einem Inselchen, immer dicht am Wasser, um sich auszuruhen und sein Gefieder zu ordnen; doch zieht er oft genug vor, auch dieses schwimmend zu thun. Nur die Jungen ruhen öfter und lieber stehend oder liegend, als schwimmend aus, und wo es an zweckmäßigen natürlichen Sitzen dazu fehlt, wissen sie sich solche durch Umknicken des Rohrs, Schilfes und dergl. zu bereiten, die ihnen dann auch als Schlafstellen für die Nacht dienen. Auch erwachsene und alte Schwäne haben solche Schlafstellen, auf welche sie sich spät am Abend begeben und sie mit dem Grauen des Morgens wieder ver-

lassen; sie ruhen und schlafen aber auch oft am Tage, doch viel leiser, und dann fast immer auf freiem Wasser, wobei sie sehr flach schwimmen, die Füße auf den breiten Schwanz legen und den Kopf bis an die Augen unter den Schulterfedern verstecken; so namentlich bei stillem Wetter; doch treiben sie auch bei ganz gelindem Luftzuge öfters vor demselben und erschrecken dann nicht wenig, wenn sie plötzlich an einer ihnen nicht gelegenen Stelle erwachen, zumal wenn dies durch unvermuthetes Stoßen an einen über die Wasserfläche ragenden Gegenstand bewirkt wurde.

Eigenschaften.

Der Höckerschwan zeigt vor allen andern Arten der Gattung die imposanteste und zugleich zierlichste Gestalt, und ist seit undenklichen Zeiten für das Muster schöner Verhältnisse unter den Schwimmvögeln gehalten, deshalb von Dichtern aller Zeiten gerühmt und von Bildnern als Zierde aufgestellt worden. In der Mythologie der Alten spielte der Schwan eine hohe Rolle und es ist kein Zweifel, daß damit unsere Art gemeint ist. Keine andere trägt den langen, schlanken Hals so schön gebogen, so oft und vollkommen in der Form eines lateinischen S; keine weiß ihn ausserdem in so gefälligen Biegungen und in so zierlichen Abwechslungen zu bewegen, selbst in Perioden und Lagen, wo eine Aufregung des Gemüths nicht Statt findet. Wenn bei dieser dagegen die höchste Steigerung eintritt, wie sehr gewöhnlich in der Begattungszeit und vorzüglich beim Männchen, wenn die Krümmung des Halses hinterwärts bis auf den Rücken niedergedrückt wird, die Flügel von hinten sich lüften und hochgewölbt erheben und der vortreffliche Schwimmer mit Anstand und Würde, kraftvoll und schnell auf der Wasserfläche vorüberrauscht, dann verfehlt der majestätische Schwan gewiß nicht, selbst auf das gleichgültigste Gemüth einen vortheilhaften Eindruck zu machen. Seine Gravität, sein Stolz, durch überragende Körpergröße noch mehr gehoben, würde oft an Aufgeblasenheit erinnern, wenn sie nicht zugleich von einer unvergleichlichen Anmuth begleitet würden, wenn namentlich das sanftere, bescheidenere Weibchen nicht gewöhnlich zugegen wäre und weniger anmaßend erschien. Unleugbar bleibt daher unser Schwan eine hohe Zierde der Gewässer, und seines Gleichen, in dieser Hinsicht, giebt es in der Vogelwelt nicht mehr.

Seine höchste Schönheit entwickelt jedoch ohne Vergleich der schwimmende Schwan; der stehende sieht einer Gans ähnlich, und

jener Stolz, jene Hoheit kömmt ihm nur, wenn er so eben aufs Wasser hinabsteigt. Stillstehend hat der Rumpf eine ganz wagerechte Lage, der Hals eine senkrecht aufgerichtete, ohne starke Biegungen, Kopf und Schnabel wieder eine wagerechte. In dieser Stellung ähnelt er ganz den folgenden Arten. Aber er geht nicht so gern als sie, wenn es aber sein muß, in bedächtigen Schritten, der Rumpf bei jedem nach der Seite des eben fortschreitenden Fußes wankend, wie bei Enten, und schwerfällig, daher selten, langsam und, wenn er gejagt wird, ungeschickt watschelnd.

Im Schwimmen zeigt er die größte Meisterschaft und Anmuth. Den schlanken Rumpf nicht tief in's Wasser gesenkt, doch vorn etwas tiefer als hinten, Steiß und Schwanz wenig über der Horizontallinie gehalten, rudert er mit seinen breiten Füßen, auch wohl nur mit einem, bald langsam und sanft vorüber, bald in kräftigen Stößen rauschend dahin, kann auch auf einer Seite liegen, den einen Fuß außer Wasser, mit dem andern rudernd, oder beide Füße aus dem Wasser heben und auf den Schwanz legen, wenn er ordentlich schwimmt, aber nicht von der Stelle will. Dazu wird in ruhiger Stimmung der Hals aufrecht getragen und nur sanft gebogen, der Schnabel etwas hängend oder gegen das Wasser gesenkt; jene niedergedrückte Sform des Schwanenhalses aber am häufigsten im Frühjahr und in der Fortpflanzungszeit gezeigt, ebenso das solche Aufregungen fast immer begleitende Aufblähen der Flügel. Merkwürdig genug stellen diese nicht selten Segel vor, da es doch sonst andere Vögel nicht leiden mögen, wenn ihnen der Wind unter die Federn bläst. Der Schwan segelt dann vor dem Winde, zugleich auch rudernd, mit reißender Schnelle vorwärts, und es nimmt sich prachtvoll aus, wenn ein Paar so vorüber rauscht, noch besser, wenn eins das andere verfolgt und einzuholen sucht, wobei sich jedoch die Weibchen weniger aufblähen, den Hals weniger gebogen tragen und sich dadurch leicht von den muthigern Männchen unterscheiden lassen. Auch Wassertreten kann der Schwan; er richtet dabei den Körper gerade auf und sucht ihn durch heftiges Strampeln mit den Beinen eine kurze Zeit (etwa 20 Secunden) in aufrechter Stellung zu erhalten. Dies geschieht nicht allein von beiden Gatten als Vorläufer zum Begattungsact, sondern auch wenn ein eifersüchtiges Männchen ein anderes aus seinem Revier schlagen will, es auch fliegend verfolgt und dann sich beide auf's Wasser niederlassen; hier steht der Rumpf auch kerzengerade, der Hals beschreibt aber einen solchen Bogen, daß der Schnabel fast die Wasserfläche berührt, und wenn

sie darin ein Weilchen verharrt haben, schwimmt jedes, mit verbissener Wuth in den Gebehrden und sichtlich erschöpft zu seinem Weibchen, welche dem Hader in einiger Entfernung zuschaueten.

Dieser große schwere Vogel fliegt auch recht gut, schnell genug, doch meistens nur gerade aus, wenn es sein muß auch ziemlich hoch und auf die Dauer. Er streckt im Fluge den langen Hals gerade vor, nur nach vorn ein Wenig gesenkt, den Rumpf völlig wagerecht gehalten, die ganz ausgespannten Flügel in etwas langsamen, aber kräftigen, doch nicht weit ausholenden Schwingungen bewegend, und jeder Flügelschlag ist von einem so starken Sausen begleitet, daß man dies bei stillem Wetter eine Viertelmeile weit hört, wo es wie ein heiseres, heulendes Hundegebell klingt, oder den Tönen ähnelt, welche zwei Zimmerleute mit der sogenannten Schrotsäge hervorbringen, wenn sie einen Balken quer durchsägen, die sich wie die Sylbe: Grau, grau, grau u. s. w. vernehmen lassen. So vom einzelnen Schwan; von einer Heerde klingt es dagegen fast wie fernes Glockengeläute. — Sehr schwerfällig und anstrengend scheint ihm das Aufschwingen zu sein; es ist ebenfalls sehr geräuschvoll. Er streckt dabei den Hals gerade aus, hält jedoch den Schnabel so tief, daß er damit fast das Wasser berührt, schlägt mit den Flügeln und Füßen (einen Fuß um den andern, wie wenn er lief) heftig gegen die Fläche und verursacht damit ein tösendes Geklapper, das man auf weiter Wasserfläche oft in der Entfernung von einer Viertelmeile noch deutlich vernehmen kann, und bedarf zu solchem Anlauf wol 40 bis 80 Fuß, ehe er sich völlig erhebt, dann aber mit jenem Sausen leicht und schnell genug fortstreicht. Dieses vorhergehenden Anlaufs wegen mag es ihm noch schwerer werden, sich vom Trocknen zu erheben; allein wir haben auch dieses oft genug von ihm gesehen. — Das Niederlassen ist weniger geräuschvoll; er gleitet dann ohne Flügelschlag allmählich aus der Luft, schräg gegen das Wasser und fährt, wo er Raum genug dazu hat, eine lange Strecke zischend auf der Fläche hin; wo jener mangelt, stemmt er dagegen dieser die vorgestreckten Füße entgegen, um dadurch den Schuß zu hemmen; dieses ist dann wieder von einem stärkern Rauschen begleitet als jenes sanfte Hingleiten. — So ungern er sonst zu fliegen scheint, so wenig zeigt er dies in der Begattungszeit, zumal wenn er mit Nebenbuhlern zu kämpfen und ehe nicht jedes Paar sein Nistrevier behauptet hat; hier wollen lange Zeit das Hin- und Herfliegen und die Prügeleien der Männchen kein Ende nehmen. Auf kurzen Strecken fliegt er nicht hoch, auf der Wanderung viel

höher, bei einem Päärchen gewöhnlich das Weibchen voran, das Männchen schräg hinter ihm her, und wenn viele beisammen, bilden alle, mit dem ältesten Männchen an der Spitze, eine einzige schräge Reihe, wenigstens bei 60 Stücken noch keine Doppelreihe oder Pflugschleife. Ein solcher Zug, nicht leicht höher als 400 bis 500 Fuß durch die Luft streichend, nimmt sich sehr schön aus, und die großen weißen Gestalten ziehen so rasch vorüber, daß man sie aus den Augen verliert, ehe noch das Sausen ihrer Flügel in den Lüften verhallt.

Der wilde Höckerschwan ist ein sehr vorsichtiger und scheuer Vogel, und darf hierin unbedingt den größern wilden Gänsen an die Seite gestellt werden. Wenn er auch dem friedfertigen Fischer und Hirten mehr trauet, so merkt er es doch bald, wer böse Absichten gegen ihn hegt, selbst am Brüteorte, wo er übrigens viel von seiner Wildheit ablegt und da, wo man ihm von jeher nichts zu Leide that, oft so zutraulich werden kann, daß er sogar nicht fortfliegt, wenn einzelne Schüsse in seiner Nähe fallen, und nur bei vielem Knallen, auf einem wo möglich größern nahen Wasser einstweilen eine Zuflucht sucht, und wiederkehrt, sobald der Lärm sich gelegt hat. Aber schon viel mißtrauischer wird er bei den Jungen, führt diese an ruhigere Orte und kömmt oft erstnach längerer Zeit, auch wol gar nicht wieder an den beunruhigten Nistplatz mit ihnen zurück. Auf der Wanderung weicht er allen Menschen weit genug aus, um nicht in Gefahr zu kommen; selbst auf kurzen Strecken und beim unruhigen Umherschwärmen im Anfange der Begattungszeit hütet er sich wohl einem Menschen (wenn sich dieser nicht gut versteckt hält) zu nahe zu kommen, selbst Hirten und Landleuten weicht er aus. — So viel Aufsehen übrigens der große, stattliche Vogel macht, so wenig lobenswerthe Eigenschaften besitzt er. Kalter Ernst ist ein Hauptzug in seinem Betragen; dieser geht in Stolz und häufig in Uibermuth, in Neid und mürrischen Eigensinn über, oder artet gar in Heimtücke aus, die er andern in seiner Nähe wohnendem Geflügel häufig fühlen läßt. Doch darf man in dieser Hinsicht nicht voreilig von den zahmen auf wilde Schwäne schließen, indem diese viel duldsamer sind als jene, und kleinern Wasservögeln, weder in der Nähe ihres Nestes, noch an andern Orten etwas zu Leide thun, wenn sie auch nahe mit ihnen zusammen kommen, z. B. bei einzelnen offnen Stellen im Spätherbst, wo sich, wenn anderwärts das Wasser bereits mit Eis bedeckt ist, oft vielartiges Geflügel um die Schwäne versammelt; während die zahmen Schwäne Gänse und Enten gar

nicht um sich dulden, sobald ihnen nicht ein sehr großer Raum zum Aufenthalt angewiesen ist und sie nebenbei Futter vollauf bekommen, wo bei manchen, namentlich Männchen, ihre Herrschsucht so in Bosheit ausartet, daß sie schwächeres Geflügel oder Junge von Gänsen und Enten todt beißen, Hunde verfolgen und Menschen zu Leibe gehen.

Ihr Geselligkeitstrieb erstreckt sich nur auf die eigene Art und leidet, wie bemerkt wurde, zu manchen Zeiten noch Ausnahmen, namentlich an den Brüteorten. Hier lebt jedes Paar sich selbst, und wenn ein anderes Männchen in die Nähe zu kommen wagt, so entspinnt sich alsbald Zwist mit dem ansässigen, welcher sogleich in fürchterliche Prügelei übergeht, wobei beide Kämpfer sich mit den Schnäbeln packen, mit den Hälsen umschlingen und nun einander mit den Flügeln so heftige Schläge versetzen, welche der harte Knoll am Flügelbuge desto wirksamer macht, daß das begleitende Gepolter und die heftigen Puffe weithin erschallen, und dabei wol vorkömmt, wenigstens bei zahmen, daß einer der Kämpfer gänzlich unterliegt, oder auch daß einer den andern ersäufte, indem er ihm den Kopf lange genug unter Wasser drückte. An solchen Kämpfen nehmen jedoch die Weibchen nie Theil; sie sehen ihnen aus der Nähe ruhig zu. Erst zur Zeit der Mauser und besonders wenn ihnen das Wegwandern bald bevorsteht, einigen sich alle friedlich in Schaaren; wenn diese aber im Frühjahr wiederkehren und bei den Männchen der Begattungstrieb zu erwachen anfängt, fehlt es selbst unter bloß durchziehenden Schwänen nicht an Streitigkeiten.

Man nennt diesen Schwan gewöhnlich den „stummen," aber ganz mit Unrecht; denn er hat eine ebenso starke Stimme als der sogenannte Singschwan. Er läßt sie aber nie im Fluge — und im gezähmten Zustande, merkwürdigerweise, auch schwimmend nur äußerst selten hören, und beides mag Ursache sein, daß man ihn für stumm gehalten hat. Wer ihn aber in seinem wilden Zustande, namentlich am Brüteorte, beobachten konnte, wird gewiß ganz anderer Meinung sein. Nicht bloß ein leises Gequakel oder zuweilen ein helles, feines Krick, wie Bechstein (a. a. O.) sagt, und ihm vielfältig nacherzählt ist, — sondern einen sehr lauten, trompetenartigen Ton, dem des gemeinen Kranichs in jeder Hinsicht sehr ähnlich, läßt der im freien Zustande lebende Höckerschwan besonders im Frühjahr, vorzüglich aber wenn sein Nest oder seine Jungen in Gefahr gerathen, oft genug hören, und wenn Störungen vorfallen, welche die Gatten von einander entfernt hal-

ten, rufen sie sich wechselsweise damit zu. Bei beiden gleich stark und weit tönend, beim Männchen nur in viel tiefern, beim Weibchen höhern Ton, ruft jenes sein Kgiurrr, dieses sein Keiorr, einzeln, abwechselnd, oder in längern oder kürzern Zwischenräumen, nur langsam und nicht oft wiederholt, bis sie sich wieder beruhigt haben*). Ausser diesen lassen sie einige dumpfe, murmelnde Töne, die bei der Begattung auch wol etwas lauter werden, und im Unwillen ein starkes Zischen, dem der Gänse ähnlich, hören, und die Jungen, so lange sie das Dunenkleid tragen, piepen fast wie junge Gänse, doch ist der Ton darin verschieden, tiefer und kürzer abgebrochen.

Wir können nicht umhin hier mit einigen Worten des Schwanengesangs, dieser uralten Sage der Dichter, zu gedenken. Man hat zwar in neuern Zeiten zu zweifeln angefangen, ob damit unser Höckerschwan gemeint sei, und sich bemüht, sie der folgenden Art anzupassen; allein eine mir gewordene Mittheilung durch eine hohe Person, deren Namen zu nennen mir Ehrfurcht verbietet, darf wenigstens nicht unerwähnt bleiben, da sie wirklich bei dieser Schwanenart (nicht vom Singschwan) und ganz so beobachtet ist, wie sie von den Dichtern geschildert wird. Zwar nicht die Erzählerinn selbst, sondern eine hochbejahrte nahe Anverwandte derselben, hat jener versichert, von einem gezähmten sehr alten Schwan einstmals so vielerlei unbekannte, traurigangenehme, zu einer Art von Singen zusammengesetzte Töne gehört zu haben, die mehrere Personen herbeigezogen hätten, welche sie allesammt hörten, die nach und nach schwächer geworden, bis sie endlich nach fast einer halben Stunde mit dem Ableben des Sängers für immer verhallten. Diese Begebenheit habe sich vor wenigen Jahren auf einer der gräflich Malzahnschen Besitzungen in Schlesien zugetragen, woselbst sie noch bei mehrern Augen- und Ohrenzeugen im frischen Andenken sei. Hier hatte sich also der Schwanengesang ganz so dargestellt, wie ihn die alten Poeten geschildert haben. Wäre es nun auch nur ein bloßes Stöhnen und Todesröcheln gewesen, so muß solches wenigstens

*) Schon mein sel. Vater (in der alten Ausg. d. Ws. III. S. 210.) beschrieb diese Stimme, wie wir sie am Eisleber-Salzsee von den damals in mehrern Paaren dort nistenden wilden Höckerschwänen unzählige Mal hörten. Man scheint jedoch nicht daran geglaubt zu haben, wenigstens ist sie ihm, außer von Meyer a. a. O., nicht nachgeschrieben worden, vermuthlich weil nach ihm Niemand hier zu Lande andere Schwäne als gezähmte beobachten konnte, an denen man jene Bemerkung nicht bestätigt fand. Die gezähmten Höckerschwäne lassen in der That auch so selten jene weitschallenden Töne hören, daß ich mich dessen nur einige wenige Mal erinnern kann.

aus nicht unangenehmen und aus sehr abwechselnden Tönen bestanden haben, um auffallend geworden zu sein und die Idee eines Gesangs erweckt zu haben, wenigstens bei der Bedienung, die es zuerst hörte und die Herrschaft darauf aufmerksam machte.

Es ist schon oben gesagt und sonst bekannt genug, daß man diesen Schwan in Deutschland und manchen andern europäischen Ländern viel häufiger in Gefangenschaft als im ursprünglich wilden Zustande antrifft. Bei einiger Aufmerksamkeit und geringer Wartung eignen sich alle ausgedehntere, tiefere Wasserflächen, mit schilfreichen Ufern, zu einem Aufenthalte für den gezähmten Schwan, wenn er an einem Flügel gelähmt ist, weil er zu Fuß und über Land nicht zu entrinnen versucht, er sich auch schwimmend nicht leicht wegbegiebt, sobald er sich nur erst an den Ort und an seinen Futterplatz gewöhnt hat. Durch Gewöhnung an bestimmte Futterplätze wird auch jene große Menge von Schwänen bei Berlin, Potsdam u. s. w. an so verschiedene, aber doch meistens zusammenhangende, großartige Wasserpartien, in gehöriger Vertheilung, gefesselt. Auf zu kleinen Wasserflächen ist er weniger gut aufgehoben; denn er bedarf hier nebenbei zu viel Futter, das seinen Unterhalt kostbarer macht, wie er denn hier aus Futterneid auch alles andere Geflügel wegscheucht, aber auch selbst leichter eine Beute der Raubthiere oder diebischer Menschen wird. Um diese herrliche Zierde der Gewässer möglichst zu schonen und ihre Vermehrung zu befördern, haben die Regierungen sie in Schutz genommen, die Jagd der wilden Schwäne den Regalien zugezählt, die zahmen bei Geld- und Gefängnißstrafe zu tödten verboten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie bei Berlin u. s. w. sich so sehr vermehren konnten, wenn man bedenkt, daß schon in den frühesten Zeilen Schwäne dort gehegt wurden und jenes Verbot, sie zu tödten, schon seit mehr als einem Jahrhundert besteht und von allen auf einander folgenden Regenten in Kraft erhalten wurde. — Daß der sogenannte zahme — eigentlich nur halbzahme — Schwan, auch wenn ihm die Flügel gelähmt, sich fortpflanze und dabei verhalte wie der wilde, kann auch nur auf größern Wasserflächen im ganzen Umfange Statt finden; auf kleinern und wenn diese zu wenig Schilf haben, muß ihm der Mensch zu Hülfe kommen, ihm künstliche Inselchen schaffen, oder Häuschen bauen, auf oder in welchem er sicher nisten kann*).

*) Solche Häuschen dürfen nicht größer sein als zum Bergen einer Schwanenfamilie ausreicht, im Lichten etwas über 4 Fuß lang, ebenso breit und nicht viel höher, mit

So werden auf diese Weise viel Junge gezogen, die man, damit sie nicht fortfliegen, zu rechter Zeit ebenfalls an einem Flügel lähmt, die deshalb aber auch nicht zahmer als ihre Aeltern werden, wie es denn überhaupt zu verwundern ist, daß die Zähmung des Schwans von einer Generation zur andern und bis in unsere Zeiten noch nicht weiter vorgeschritten ist, wonach er, wie Gänse und Enten, längst zum Hausthiere geworden sein könnte. Das Haupthinderniß liegt aber gewiß darin, daß er sich nur auf dem Wasser begatten kann. So leicht er sich auch an die Nähe der Menschen gewöhnt, auf gewissen Ruf herbeikömmt und das Futter aus der Hand, nicht allein seines bekannten Wärters, sondern auch fremder Personen nimmt, so ist er doch nicht dahin zu bringen, im Stalle Eier zu legen und zu brüten. Er verlangt dazu mehr Freiheit auf einer größern Wassermasse und befindet sich überhaupt auf trocknem Hofe und im Stalle so unwohl, daß man zu seinem bessern Befinden für die Dauer sehr beiträgt, wenn man ihn selbst im Winter draussen läßt und ihm nur größere Stellen im Eise offen zu erhalten sucht, wozu er selbst schon nach Möglichkeit beiträgt und von der Winterkälte keinen Schaden leidet.

Will man die Jungen wilder Schwäne einfangen, um sie zu zähmen, so geschieht es, wie ich selbst mehrmals mitgemacht, am besten auf folgende Weise: Man treibt sie, wenn sie ohngefähr 2 Wochen alt, mit Hülfe einiger Kähne auf's Ufer, fängt sie mit der Hand oder unter kleinen Decknetzen, lähmt ihnen einen Flügel und läßt sie nun wieder zu den Alten schwimmen; erst wenn diese wegziehen wollen, erhascht man sie abermals, gewöhnlich auf dem Eise, und bringt sie an den Ort ihrer Bestimmung. Auch früher, etwa um Michaelistag, wenn man jenen Zeitpunkt für unsicher hält, kann man sie mittelst einiger geschickt geführter Kähne auf offnem Wasserspiegel einfangen, weil sie durch Tauchen sich nicht zu retten verstehen. Sie gewöhnen sich ungemein leicht oder bald an die Gefangenschaft und an die Menschen, eben so leicht als die von halbzahmen Aeltern ausgebrüteten und erzogenen Jungen, welche man übrigens auf ähnliche Weise einfängt, wenn man sie lähmen will,

---

einer 2 Fuß breiten und 2½ Fuß hohen Thüröffnung. Gleichviel ob von Holz oder Steinen gebaut, müssen sie fest und nicht hoch über dem Wasserspiegel stehen, und vor dem Eingange mit einer schräg aus dem Wasser sich erhebenden, breiten Stiege, ohne eigentliche Stufen, zum bequemen Aufsteigen der alten und jungen Schwäne, versehen sein; wenn sie dem Neste und den Jungen Obdach und Sicherheit gewähren, ist ihr Aeußeres gleichgültig; dies kann aber auch ohne Nachtheil recht elegant sein.

was geschehen muß, weil sie sonst zuletzt fortfliegen würden, um nie wieder zu kommen. Das Lähmen geschieht am besten, wenn sie noch klein sind, auf folgende Weise: Man zerquetscht mit einer stumpfen Kneipzange das Handgelenk des einen Flügels, und unterbindet die Stelle recht fest mit gut gepichtem Schuhdrath oder auch ausgeglühetem dünnen Messingdrath, damit es vertrockne und abfalle, was sehr bald erfolgt, ihnen keinen Blutverlust und gewiß die wenigsten Schmerzen macht. Hierdurch sind sie für immer zum Fliegen untüchtig, weil sie bei jedem Versuch auf die gelähmte Seite überkippen. Beide Flügel zu lähmen ist unnütz; man würde ihnen damit nur die Schmerzen verdoppeln und auch nicht verhindern, daß solche immer etwas, wenn auch nicht hoch und nicht weit, zu fliegen vermögen, was für den Besitzer nicht angenehm sein kann.

Unser Schwan erreicht auch als halbzahmer Vogel ein sehr hohes Alter. Man hat Beispiele von 50 bis zu 100 Jahren und darüber.

Nahrung.

Der Höckerschwan lebt von vielerlei Wasser- und Sumpfpflanzen, oder deren Wurzeln, Blättern und Samen, auch von Getreide, von Insekten und Insektenlarven, welche im Wasser leben, von ganz kleinen Schnecken und Würmern, mitunter auch von Fröschen, vielleicht auch von Fischlaich, aber nicht von Fischen, weil er zum Fangen derselben viel zu langsam ist, obgleich er sie, offenbar aus Futterneid, nicht verschmähet, wenn mit ihm eingesperrten anderartigen Geflügel kleine Fische vorgeworfen werden.

Langsam und bedächtig auf der Wasserfläche sanft hingleitend, fischt er obenauf schwimmende Pflanzentheile oder Insekten auf, oder taucht den Kopf und langen Hals unter, um dergleichen von unten heraufzuholen, und kippt dazu auch, wo dies nicht ausreichen will, noch den Hinterkörper auf, damit die vordere Hälfte desselben sich köpflings eintauche und die Halslänge vergrößern helfe. Nur auf diese Weise und nicht durch wirkliches Tauchen, das er nicht vermag, zieht er die unter'm Wasser wachsenden Gewächse oft zu ganzen Haufen herauf, meistens um sie oben nach genießbaren Theilen oder nach lebenden Geschöpfen zu durchsuchen, zerrt die Strünke der Schilf- und Binsenarten aus dem Boden, um sie zu genießen, und durchschnattert die grün bewachsenen Ufer, von denen er auch wol junges Gras, Klee und dergleichen Landpflanzen gelegentlich

abpflückt, aber sich selten die Mühe giebt, ihretwegen aufs Ufer zu steigen. An den Wurzelstöcken des über Winter abgemäheten Schilfes ist er im Frühjahr, wenn es neu aufkeimt, vielfältig beschäftigt; er dringt deshalb zuweilen tief in die größern, noch unterm Wasser befindlichen Büsche ein, was man später, wenn das Schilf ihm über den Kopf gewachsen, nicht mehr bemerkt, wo er sich mit dem Durchschnattern der Buschränder, auswärts an der Wasserseite, begnügt. Noch mehr kann man dies beim Rohr (Arundo) wahrnehmen, wo er schon nicht mehr in die Büsche eindringt, wenn sich die jungen Halme gegen $1^1/_2$ bis 2 Fuß über die Wasserfläche erheben, weil sie ihm dann schon zu sehr am Rudern verhindern, weshalb er sich auch nie in hocherwachsenes und dichtstehendes Rohr wagt, es auch niemals, selbst in höchster Noth nicht, zum Verkriechen benutzt. Wo das Wasser sehr klar und der nackte Boden sandig ist, weilt er nicht gern, weil er an solchen Stellen etwas Genießbares nicht findet; es muß schlammigen Boden haben, mit vielem Pflanzenwuchs, in welchem sich dann auch wieder viele ihm zur Nahrung dienende Insekten und Gewürme aufhalten, wo er dann anhaltend Beschäftigung findet, aber durch das Benagen und Ausrupfen der Pflanzen auch das übermäßige Wuchern dieser merklich beschränkt. Dies wird bei zahmen Schwänen, auf einen kleinern Raum beschränkt, oft so arg, daß sie nach und nach selbst Mangel daran leiden, weil sie fast allen Pflanzenwuchs vertilgen. Recht schnell werden sie auf kleinen Teichen mit dem Entengrün (Lemna) fertig, wenn dies auch die ganze Oberfläche des Wassers bedeckte, namentlich ist dies eine Lieblingsspeise der Jungen. Auch auf großen Gewässern, welche früher von wilden Schwänen bewohnt waren, bemerkte man damals kein Erweitern und Ausbreiten der Rohr- und Schilfbüsche, namentlich im Nistbezirk, wo sie, gleich den sie umgebenden freien Wasserflächen, sich immer in denselben bekannten Gestalten erhielten; seitdem aber dort keine Schwäne mehr hauseten, hat sich nach und nach die oberflächliche Ansicht dieser Gewässer so sehr verändert, Rohr und Schilf so ausgebreitet, daß man die ehemaligen einzelnen und wohlbekannten Büsche nicht mehr herausfindet. Die heutige Ansicht des sogenannten Seeteichs, dicht am Eisleber-Salzsee, mit der vor c. 40 Jahren verglichen, giebt einen offenbaren Beleg hierzu.

Von den grünen Wasserfröschen sahen wir ihn oft kleinere Exemplare fangen, todtkneipen und verschlingen; daß er aber auch erwachsene nicht verschonen mag, zeigt die Furcht dieser, sobald er

sich ihnen nähert. Ihre bekannten Konzerte verstummen bei seinem Herannahen, sie stieben auseinander und suchen sich durch schnelles, tiefes Tauchen zu retten, der Schwan sie aber nicht eifrig zu verfolgen. Eben so mögen ihm kleine Fische viel zu flink sein; große beachtet er gar nicht.

Zu reifem Getreide gelangt der im wilden Zustande lebende Schwan nur selten, bloß dann, wenn es nahe am Wasser zu haben ist und er nicht weiter als höchstens 100 Schritt darnach zu gehen braucht, wo wir es indessen einige Mal um die Mittagszeit, wenn keine Menschen auf dem Felde waren, von den Alten in Gesellschaft der Jungen gesehen haben; aber nie sahen wir Erstere darnach ausfliegen. Er müßte dies, weil er nicht Nachtvogel ist, frei am Tage thun, wozu er aber zu furchtsam, zu unbeholfen im Gehen, wie im Niedersetzen und Auffliegen ist, weshalb ihn, bei vorkommenden Störungen, ein schnelles Entfliehen zu sehr in Verlegenheit setzen würde. Hierdurch unterscheiden sich die Schwäne sehr von den meisten Gänsen und manchen Entenarten. Selbst zahme Schwäne gehen äußerst selten in nahes reifes Getreide, auch in Gartenanlagen nicht oft auf die nahen Gemüsebeete, obgleich sie aufs Wasser geworfenen Sallat, Kohl und dergl. nicht verschmähen. Sie entfernen sich ungern weiter als einige Schritte vom Wasserrande, suchen auch nur dann Nahrungsmittel auf dem Trocknen, wenn diese nahe genug am Ufer liegen, damit sie bei störenden Vorfällen sich sogleich wieder aufs Wasser werfen können. Sie fressen übrigens Getreidekörner sehr gern, auch Erbsen, am liebsten aber Gerste und Hafer, weniger Waitzen oder Roggen, und jene bekommen ihnen auch so wohl, daß sie, bei häufigem Genuß, fett davon werden und sich ordentlich mästen lassen. Sie fressen auch Obst aller Arten und Eicheln, wenn diese oder jenes von naheſtehenden Bäumen ins Wasser fallen oder nahe am Ufer aufzulesen sind. Sand und kleine Steinchen verschlucken sie, neben den Nahrungsmitteln, auch in Menge und der geöffnete Magen Getödteter enthält nie diese ohne jene, oft genug auch bloß jene allein.

Die zahmen Schwäne bedürfen reines Wasser in gehöriger Menge, um sich recht oft baden zu können, was sie dann fast täglich und mit sichtlichem Wohlbehagen thun, sich dabei wie Gänse benehmen, mit dem Kopfe und Halse das Wasser über sich schöpfen, das Gefieder schütteln, mit den Flügeln aufs Wasser schlagen, zuweilen auch etwas tauchen, mit einem kleinen Anlauf, ganz kurz und flach. So lange sie reines Wasser genug und Platz zum Baden

haben, halten sie sich ungemein reinlich und nett; wo ihnen aber beides zu knapp zugemessen ist, verlieren sie an Schönheit wie am Wohlbefinden. Schon deshalb ist es nicht rathsam, auf zu kleinen Teichen oder Gräben zahme Schwäne halten zu wollen, zumal sie hier auch viel Futter kosten, weil das in dem wenigen Wasser vorhandene nicht hinreichend ist. Auf größern Wasserflächen bedürfen sie dagegen vom Frühjahr bis zum Herbst wenig anderes Futter, als das sie sich selbst im Wasser suchen, womit man sie auch fast den ganzen Tag beschäftigt sieht, doch gemüthlich und nicht mit solchem Heißhunger, wie ihn Enten gewöhnlich zeigen. Später füttert man sie nebenbei aber täglich ein bis zwei Mal mit Körnern, Hafer oder Gerste, satt, von welchen der große Vogel ziemlich viel auf ein Mal verzehren kann. Sie angeln es sich vom Grunde herauf, wenn man es ihnen nicht in zu tiefes Wasser wirft, wodurch man es zugleich vor ungebetenem Zuspruch andrer Gäste sichert. Auch in verschlingbare Bissen zerstückeltes Brod, Semmel und anderes Backwerk nehmen sie lieber vom Wasser als vom Trocknen auf, wo sie auch zerkleinerte Kartoffeln, Rüben, Kohl und dergl. oder vegetabilische Abfälle der Küche, wenn sie etwas Anderes nicht haben, ebenfalls als Nahrung annehmen. Manche wissen die ihnen zugeworfenen Brodbrocken geschickt in der Luft aufzufangen, Andere nehmeu sie dem Darreicher aus der Hand; doch artet solche Vertraulichkeit von Seiten des Empfängers nicht selten in Unverschämtheit oder wol gar in Tücke aus. Unter so vielfach gehätschelten Schwänen werden die Männchen im höhern Alter noch viel häufiger hämisch als die Weibchen, und dann oft unleidlich. — Muß man zahme Schwäne im Winter nothgedrungen im Stalle haben, so darf dieser nicht zu enge sein, der Boden mit Stroh belegt, sehr reinlich gehalten und mit einem hinlänglich großen Wasserfäßchen versehen werden, sie oft frisches Wasser und ausreichendes Futter bekommen, und der engere Gewahrsam so kurze Zeit, wie nur die Witterung erlauben will, bestehen.

Fortpflanzung.

Der wilde Höckerschwan liebt zu seinem Sommeraufenthalt namentlich stehende Gewässer, frei liegende sehr große Teiche und Land, see'n, auf welchen neben vielen weiten Wasserflächen, an den Rändern wie in abgesonderten Büschen, viel Schilf und Rohr wächst, auch große weitschichtige Sümpfe, wenn sie zugleich ausgedehnte-

tiefe und freie Wasserflächen einschließen. Auf den großen Landsee'n in der Nähe der Ostseeküsten nisten überall noch viele Höckerschwäne und auch in Schlesien giebt es noch einige solcher Orte. Vor einem halben Jahrhundert gab es aber auch im Innern von Deutschland noch viel Orte, wo diese Schwäne im Frühjahr einwanderten, den Sommer blieben und sich fortpflanzten, im Herbst nach Süden zogen und so alle Jahr wiederkamen. Wir erwähnen von entferntern nur den längst auch abgezapften Schwanensee bei Erfurt, weil wir in der Nähe noch viel mehrere hatten, die wir viele Jahre selbst beobachteten. Damals nisteten, wie früher bemerkt, noch auf dem in diesem Werk ofterwähnten Eisleber-Salzsee alljährlich ein Paar; ein anderes auf dem großen Teiche, dicht an diesem See; ein drittes auf dem Süßsee; ein viertes auf einem großen Teiche, eine Viertelstunde östlich vom salzigen See, die Witschke genannt; ein fünftes Dreiviertelstunden östlich auf dem großen Mühlteiche bei Kölme; noch früher auch eins zwischen den beiden letztern auf den ehemaligen Teichen beim Dorfe Langenbogen; zuweilen wol auch eins auf den Teichen, die Dömicken genannt, beim Dorfe Wannsleben; diese alle in einem Umkreise von wenigen Stunden, ohngefähr 5 Meilen von meinem Wohnorte. Endlich brütete in sehr nassen Jahren zuweilen auch ein Paar, kaum halb so weit von hier, in den großen Brüchern, südlich vom Einfluß der Saale in die Elbe. Nicht ein einziges Paar von allen diesen ist heutigen Tags hier noch anzutreffen, sogar durchziehende Schwäne zeigen sich auf jenen herrlichen Geschwisterse'n nur äußerst selten noch, obgleich diese noch ganz so verblieben wie sie damals waren, alle andern Teiche und Brücher aber trocken gelegt sind, den einen, dicht am Salzsee gelegenen oder fast mit ihm verschmelzenden, ausgenommen, welcher noch bis gegen das Jahr 1813. das einzige in der ganzen Gegend allein noch nistende Paar besaß, das damals todt geschossen und nachher von einem andern nicht wieder ersetzt wurde. Ausser daß nach Brehm (a. a. O.) auf den Hasselbacher-Teichen im Altenburgschen noch wilde Höckerschwäne nisten sollen, hat die fortschreitende Bodenkultur alle aus unsrer Nähe vertrieben. Nur noch in wenigen nördlich und östlich von uns gelegenen Theilen Deutschlands, in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Preußen, Schlesien und weiter nach Osten gelegenen Ländern kommen sie regelmäßig und an einigen Orten noch in Menge vor, während bei uns die halbgezähmten Schwäne, stets nur an ihren kleinen Bezirk gefesselt, zum Theil die Stelle jener eingenommen

haben, wenigstens jetzt häufiger gehalten werden als früherhin. Wir dürfen uns glücklich schätzen noch die Fortpflanzungsgeschichte jener wilden Schwäne selbst genügend beobachtet zu haben, wozu sich in jetziger Zeit eine so nahe Gelegenheit nicht mehr finden möchte, um sie aus eigner Erfahrung mittheilen zu können. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß die halbzahmen, bis auf den wichtigen Umstand, daß sie nicht fliegen können, sich auch mehr an die Menschen gewöhnt haben und zutraulicher geworden sind, im Uibrigen mit jenen sehr übereinstimmen.

Sobald im Frühjahr die wilden Schwäne aus ihrem Winteraufenthalt zurückkommen, setzen sich die einzelnen Paare auch gleich an den erwählten Nistorten fest. Nur junge Schwäne, welche sich zum ersten Male fortpflanzen wollen, haben damit mehr Mühe, weil sie sich jetzt erst paaren, d. h. das Männchen sich eine Gattinn aus den Durchreisenden wählen und sich einen Nistplatz erkämpfen muß, indem alte Paare, die für ihre ganze Lebenszeit unzertrennlich sind, mit einander wegwandern und wiederkommen, in ihrem, alle Jahr innehabenden Nestbezirk, kein anderes leiden und andere auch aus der Nähe zu vertreiben suchen. Es giebt für diese dann des Haderns und der Kämpfe gar viele und heftige, da sie ihre Eifersucht selbst über die Heerden durchziehender Schwäne ausdehnen, sie wüthend anfallen und fortzujagen trachten, wenn auch nicht einer von diesen Lust zum Dableiben bezeigte. So lange daher der Durchzug dauert, und bis jedes Paar festen Stand gefaßt und ihn gegen andere kämpfend behauptet hat, sind sie ausserordentlich unruhig, schwärmen von einem größern Wasser, auf welchem andere Paare sich niedergelassen haben, zum andern, immer wieder an den eigenen Nistort zurückkehrend, um nachzusehen, ob unterdessen nicht ein fremdes sich eingeschlichen, u. s. f., so daß sie in dieser Periode von ihrer Flugkraft mehr Gebrauch machen als zu jeder andern, der ihres Zuges ausgenommen, und mehr als man ihnen sonst zutrauen möchte. Nicht aus Geselligkeit oder Freundschaft, sondern um einander zu bekriegen, besuchen sich Paare an den verschiedenen Nistplätzen, im Anfange oft täglich mehrere Male, und machen damit viel Aufsehen. So flogen ehedem die vom Kölmischen-Teich zu denen auf der Witschke, oder diese zu denen auf dem See, oder umgekehrt, diese zu jenen, und gaben dem Beobachter häufigst Gelegenheit sich an ihren großartigen Balgereien zu belustigen. — Hat ein Teich oder See nicht einen sehr großen Umfang, so ist er nur von einem einzigen Paar besetzt und dieses leidet ein anderes

nicht. Da jedoch vorzüglich die Männchen so unduldsam und die ältesten die eifersüchtigsten und zugleich hartnäckigsten Kämpfer sind, so hat man zuweilen durch Wegschießen eines solchen dem andern Luft verschafft und erlangt, daß es sich ansiedeln durfte, worauf sich zum verwidweten Weibchen auch bald wieder ein Männchen fand, und nun zwei Paare dort nisteten. Solche stecken sich dann aber eine gewisse Grenzlinie ab, deren Uiberschreiten abermals die heftigsten Balgereien herbei führt, die erst seltener werden, wenn bereits Eier oder Junge da sind.

Schon im März macht der wilde Schwan Anstalt zum Bau seines Nestes, für welches er sich einige hundert Schritt vom Ufer ein Plätzchen wählt, entweder auf einer kleinen Insel oder in einem Schilf- oder Rohrbusche, stets nahe am Rande der Wasserseite oder vom Wasser umgeben, nie sehr tief im Rohr und immer von einer Seite freie Aussicht auf den größern Wasserspiegel habend. Zuweilen, namentlich im Anfange, ehe noch das junge Schilf oder Rohr hoch genug aufgeschossen, kann man es schon von Weitem und öfter auch vom Lande aus sehen, zuweilen auch nicht; doch ist es auch niemals eigentlich versteckt und dies große Gebäude leicht zu entdecken. Das Weibchen allein ist der Baumeister, und während es sich mit Herbeischaffen der Baumaterialien emsig beschäftigt, stolziert sein Männchen schwimmend neben ihm her, aufgeblasen wie ein Puterhahn, bloß als Wächter und Beschützer. Wo das Nest auf festem Grunde ruhet, bedarf es weniger Material; wo aber erst ein fester Boden gewonnen werden muß, wie oft auf alten Schilfstorzen oder auf umgeknicktem Rohr, braucht es viel mehrerer Zuthaten ehe es ein so fester Bau wird, daß es, ohne zu wanken, die schweren Vögel trägt. Wo jedoch das Paar im vorigen Jahr glücklich ausbrachte und sonst nicht heftig gestört wurde, bauet es wieder auf die alte Stelle und nimmt das vorjährige Nest zur Grundlage, woher dann manche Schwanennester, wie das Storchsnest, von Jahr zu Jahr an Höhe und Haltbarkeit zunehmen. Ein solches kann dann, ohne daß es sich auf den Erdboden stützt, so fest werden, daß es, ohne einzusinken, einen erwachsenen Menschen trägt*). Zur Anlage des Nestes holt das Weibchen (häufig auch „Schwäninn"

*) Mein sel. Vater benutzte einst, auf der sogenannten Witschke, ohnfern des Eisleber-Salzsee's, ein solches Schwanennest, wegen seines zweckmäßigen Standortes, sehr oft zum Anstande nach Enten und dergl., indem er mit dem Kahn hinfuhr, und wenn er das Nest bestiegen, jenen einstweilen in das dahinter befindliche Schilf und Rohr schob, bis er ihn zur Abfahrt wieder brauchte und dann an sich zog, u. s. w.

genannt) ganze Klumpen Wasserpflanzen, sammt deren Strünken, Wurzeln und Ranken vom Boden des Wassers herauf, fischt die in den nächsten Umgebungen schwimmenden auf und häuft sie ohne besonderes Geschick zusammen, jedoch auch etwas im Kreise aufeinander, bis es ein dichter Klumpen von 3 bis 4 Fuß Durchmesser und mindestens 1 Fuß Höhe geworden ist. Zu unterst sind gewöhnlich die stärksten Schilfstöcke, Rohrwurzeln und Stengel, auch wol einzelne Holzreiser, in der Mitte meist lauter trockne Halme, Blätter u. s. w., obenauf noch etwas feinere Stengel, Halme, dürre Binsen, abgestorbene Grasstöckchen und andere trockene Pflanzentheile, die trockensten und feinsten zu alleroberst, wo das Nest aber fast gar keine Vertiefung bildet und deshalb die Eier sehr frei liegen. Die zufällig in den nächsten Umgebungen verstreueten Materialien zieht es nachher beim Legen und Brüten, aus Langerweile, herbei, wodurch dann der Aussenrand, welchen der schwere Vogel sehr bald niedertritt, immer wieder ausgebessert, von Neuem erhöhet und im Stande erhalten wird.

Die Gatten sind unzertrennlich und einander mit inniger Liebe zugethan; der eine ist nicht ohne den andern, und wenn er sich zufällig ein Mal entfernt, hat der andere eher keine Ruhe bis er wieder mit ihm vereint ist. Sehr zärtlich tändeln sie oft mit einander und schnäbeln sich, schlingen auch wol die Hälse in einander, richten sich dann gerade auf, die Brüste aneinander geschmiegt, und vollziehen die Begattung indem sie zuletzt auch die Bäuche gegeneinander drücken, dann nach schnell vollzogenem Act mit dem Unterrumpf sich wieder aufs Wasser werfen und auf gewöhnliche Weise nebeneinander schwimmen. In dieser Zeit kömmt das Männchen nicht aus seiner aufgeblasenen Haltung, gerade wie der Truthahn zu seiner Zeit, und man muß sich wundern, wie der große Vogel in dieser Periode so viel Zeit damit verschwendet und wie wenig ihm dadurch für das Aufsuchen seiner Nahrung bleibt. Alles dieses kommt ebenso auch beim zahmen Höckerschwan vor, und dieser zeigt sich in seinen hochmüthigen und übermüthigen Gebehrden, weil er mehr an den Menschen gewöhnt ist, noch mehr in dessen Nähe, ja viele Männchen werden in dieser Epoche sogar bösartig und kühn genug, dem am Ufer Gehenden zu folgen oder ihn wol gar anzufallen, gleichsam als geschehe es aus Eifersucht.

Um die Mitte des April giebt es schon Eier, und wenn das Weibchen eins legt, schwimmt das Männchen in seiner Nähe und läßt es nicht aus den Augen, um bei möglichen Angriffen gleich

bei der Hand zu sein; seine wüthenden Blicke und drohenden Gebehrden folgen der vorüberfliegenden Krähe, wie dem schwebenden Raubvogel, und keiner wagt es, sich gegen solche Wächter aufzulehnen oder einen Kampf mit ihm einzugehen. Die zuerst gelegten Eier liegen gewöhnlich ganz frei auf dem Neste, später werden sie beim Abgehen jedes Mal mit Materialien vom Rande des Nestes bedeckt, wozu bei den letztgelegten schon Dunen kommen, die sich das Weibchen auf der Unterbrust und dem Bauche ausrupft, diese beim Brüten ansehnlich vermehrt und die Eier darin einhüllt, wenn es, um seinen Hunger zu stillen, täglich ein paar Mal davon abgehen muß. Es erhält durch das Ausrupfen der Dunen und beiläufig vieler Federn einen großen Brütefleck auf der Mitte der Unterbrust. Jüngere Weibchen legen gewöhnlich nur 5 bis 6, alte 7 bis 8 Eier; wenn ihnen das erste Gelege genommen wird wol noch ein Mal, aber eine kleinere Anzahl; waren die ersten aber schon einige Wochen bebrütet, in diesem Jahr keine mehr. Diese Eier sind sehr groß und mögen an kubischem Inhalt wol doppelt so viel als eins der größten von der Hausgans enthalten. Sie messen (mit dem Bogenzirkel genau nach Leipziger Maaß) in der Länge $4^1/_4$ bis $4^1/_2$ Zoll, auch wol noch 1 Linie drüber, in der größten Breite, die etwas Weniges von der Mitte gegen das stumpfe Ende liegt, gegen 3 Zoll bis zu 3 Zoll $1^1/_2$ Linien, und weichen demnach in der Größe untereinander nicht viel mehr ab als in der Form, die sich stets wenig von einer richtig eiförmigen entfernt. Die etwas schlankere Gestalt unterscheidet sie schon ziemlich von denen der folgenden Arten, noch mehr und untrüglich aber ihre Farbe. Die sehr feste und starke Schale ist nämlich von einem groben Korn mit sehr sichtbaren Poren, doch glatt, aber mit sehr wenigem Glanz, von einer blassen schmutziggraugrünlichen Färbung, die durch das Bebrüten noch düsterer wird; inwendig sind sie blaß meergrün.

Zwar wird das Weibchen beim Brüten von seinem Männchen nicht abgelöset, doch weicht das Letztere währenddem nicht aus seiner Nähe, um gelegentlich schwache Feinde abschlagen oder es vor überlegenen zeitig genug warnen zu können. In dieser Zeit sind auch die wilden Schwäne viel dreister und halten den behutsam herannahenden Kahn mit seinen Führern wol auf 60 und noch weniger Schritte aus, zumal wo sie, wie schon in jenen Zeiten im preußischen Staat, bei namhafter Strafe nicht geschossen werden durften und auch nicht muthwillig beunruhigt werden sollten, wodurch ihre ursprüngliche Wildheit schon merklich geschwächt war.

Vertreibt man sie dann vom Neste, so schwimmen sie ängstlich mit gerade empor gehaltenen Hälsen nebeneinander, den Ruhestörer auf 50 bis 60 Schritt umkreisend, und hier ist es namentlich, wo beide Gatten ihre starke Stimme oft und laut erschallen lassen, abwechselnd und viel schreien und dies erst nach und nach einstellen, wenn sich die Gefahr wieder weit genug entfernt hat. Geht ihnen bei solcher Gelegenheit der Kahn selbst zu Leibe, so weichen sie ihm immer weiter, doch fortwährend schwimmend aus, und wenn sie endlich dennoch zum Fluge zu erheben sich gezwungen sehen, so geht dieser doch nur eine ganz kurze Strecke, um bald nachher wieder schwimmend zurückzukehren. Wenn in den Umgebungen Alles in Ruhe, stellt sich das zärtliche Männchen oft neben das auf dem Neste brütende Weibchen, oder es legt sich wol gar, dicht angeschmiegt, auf einige Zeit selbst mit auf das Nest, doch ohne eigentlich brüten zu helfen. Auch des Nachts schmiegt es sich dicht an seine Gattinn; aber es begleitet sie auch, wenn sie vom Neste geht um sich Nahrung zu suchen, wobei jedoch beide dieses nicht aus den Augen lassen, sich nie weit entfernen und gleich wieder bei der Hand sind, sobald demselben Gefahr drohet. — Wenn man sich dem Neste zahmer Schwäne nähert, hört man dagegen selten einen andern Ton von ihnen als ein unwilliges dumpfes Knurren und Zischen, ist aber auch nicht sicher vom sehr reizbaren und oft tollkühnen Männchen thätlich angefallen zu werden.

Die Brütezeit dauert über 5, zuweilen fast gegen 6 Wochen, oder 36 bis 39 Tage. Bei den wilden Schwänen wird selten ein Ei, bei den zahmen oft mehrere faul gebrütet; doch kommen auch bei diesen nicht selten 6 bis 7 Junge aus einer Brut. Diese werden am ersten Tage ihres Daseins von der Mutter noch ununterbrochen bebrütet oder durchwärmt, und verlassen erst am folgenden Tage das Nest, um sich sogleich mit den Aeltern aufs Wasser zu begeben und, von ihnen angewiesen, sich schwimmend Futter zu suchen. Kleine Wasserthierchen und zarte Pflanzentheile, besonders oben schwimmende und darunter vorzüglich gern sogenanntes Entengrün (Lemna minor, L. trifulca, L. gibba u. a.) sind gewöhnlich ihre erste Nahrung. Schwimmend halten sie sich anfänglich immer sehr nahe beisammen, der Mutter folgend oder sie umgebend, während der Vater die Nachhut bildet. Bei stürmischem Wetter besteigen sie zuweilen den Rücken der Mutter und suchen hinter deren Flügel- und Schulterfedern Schutz und Ruhe, oder die Alten führen sie hinter schützende Rohrbüsche oder hohe Ufer. Alle Abend kehren

sie mit den Aeltern zum Neste zurück und werden von der Mutter unter die Flügel genommen, indessen der Vater Wache bei seiner Familie hält, und dies wiederholt sich so lange, bis sie zu groß werden, um sich alle unter jener hinlänglich bergen zu können, oder im Neste selbst Raum zu haben. Jetzt verfertigen sie sich in der Gegend des Nestes durch Einknicken und Niedertreten des Schilfes oder Rohres, wo dieses dicht beisammen steht, und auf der Wasserseite solcher Büsche eigene Stände, die sie mit abgezupften und aufgelesenen Stengeln, Halmen und Blättern von jenen dicht belegen, auf welchen sie sich nun dicht zusammen kauern, in Häufchen zu 2 bis 4 Individuen, wovon auch jetzt noch zuweilen Einzelne unter die Mutter kriechen, bis sie so weit herangewachsen sind, daß sich schon eigentliche Federn bei ihnen zeigen, wo sie, wegen anwachsender Schwere, ihre Stände verstärken müssen und allein, doch nicht vereinzelt und auch nicht ganz aus der Obhut der Alten entlassen, übernachten. Diese hört erst auf wenn sie flugbar werden, wenn ihre piepende Stimme allmählich in eine knurrende verwandelt ist und sie im Unwillen ein dumpfes Uha ausstoßen und zischen gelernt haben; jetzt entfernen sich jene nach und nach ganz von ihnen, so daß auch die meisten Jungen im Herbst in eigenen Gesellschaften früher und ohne die Aeltern wegziehen und diese ihnen viel später erst folgen.

Wenn ein Paar wilder Schwäne auf einem kleinen Teiche in der Nähe eines größern Gewässers gebrütet hat und es seine Jungen dort nicht sicher glaubt, bleibt es mit ihnen nur so lange da, bis sie kräftig genug zu einer Fußreise über Land nach dem großen Wasser geworden sind, um sie dann auf dieses zu führen. Ein solches beobachtete ich einstens mit meinem Vater auf der sogenannten Witschke*), hinter hohen Aeckern, östlich ein Viertelstündchen vom Eisleber-Salzsee gelegen, das seit langen Zeiten alljährlich dort brütete und immer seine Jungen auf den See führte, weil es wußte, daß am Brüteorte im Sommer immer das Wasser etwas knapp wurde, so daß hin und wieder die Hirten mit dem Vieh hindurch trieben. Wir bemerkten eines Tags an diesen Schwänen eine ganz

*) Dieses herrliche Asyl so vieler Tausende jenen See besuchender Wasservögel, zwischen den Dörfern Langenbogen und Wanneleben, 2 kleine Meilen von Halle, im Saalkreise, gelegen, ist jetzt kaum noch dem Namen nach bekannt. Es wurde ihm vor etwa 40 und einigen Jahren, wegen der Nähe eines damals beginnenden, jetzt höchst wichtig gewordenen Braunkohlen-Bergwerks, mit vielem Kostenaufwand das Wasser abgezapft, und der Platz zu Acker und Weideland trocken gelegt. Es war in seiner frühern Gestalt einer unsrer belohnendsten Jagdplätze.

ungewöhnliche Unruhe, und daß in den Mittagsstunden, als das Feld leer von Menschen war, das alte Männchen mehrere Mal von seinem Teiche zum See und von da wieder zurückflog. Als es nun auf diese Weise den zu nehmenden Weg untersucht und sicher genug befunden hatte, trat die ganze Familie mit starken Schritten die beschwerliche Fußreise an, die Mutter voran, dann die Kinder zusammengedrängt folgend und der Vater in geringer Entfernung und unter unausgesetzter ängstlicher Wachsamkeit den Zug beschließend; und so hatten sie in kurzer Zeit den beschwerlichen Weg über Aecker und einen ziemlich hohen Hügelrücken glücklich zurückgelegt und ihren mangelhaften Aufenthaltsort mit dem herrlichen See vertauscht. Mein sel. Vater hatte schon früher auf noch weitere Entfernungen solche Schwanenfamilien auswandern sehen; aber nirgends wählten die Alten die Morgen- oder Abendstunden, sondern stets die Mittagszeit dazu, weil sie diese vermuthlich für sicherer hielten als jene. — Auch die halbzahmen Schwäne führen ihre Jungen zuweilen über Land, natürlich mit viel mehr Dreistigkeit als jene, von einem kleinern Gewässer auf ein nahes größeres. Von ihnen ist noch zu bemerken, daß manche Männchen aus übergroßer Fürsorge und bei Vertheidigung ihrer Familie in blinder Wuth zuweilen über ihre eigenen Kinder herfallen und sie tödten.

Feinde.

Den Hökerschwan schützt meistens seine Größe und Stärke vor den Anfällen der Raubvögel. Der Alte soll sich sogar dem Seeadler widersetzen, ihn von sich abhalten oder gar Herr über ihn werden; der flugbare Junge ihm dagegen gewöhnlich unterliegen. So lange die Aeltern bei den kleinen Jungen sind, werden alle Anfälle auf diese durch die Alten abgeschlagen. Daß dem Fuchs nach ihrem Fleische lüstert und er zuweilen einen Schwan über Nacht erwischt, wissen wir von gezähmten Schwänen gewiß und auch, daß er sich die angeschossenen wilden zu eigen macht. Ob noch kleinere Raubthiere den Eiern oder Jungen nachstellen, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, weil man auch bei der zahmen Zucht häufig klagen hört, daß von Mardern, Iltissen, Wieseln oder Ratten die Alten auf den Nestern gestört und die zarten Jungen weggefangen wurden. Raben, Krähen und Elstern dürfen sich weder dem Neste noch den Jungen nähern. Wir haben indessen einstmals selbst gesehen, daß bei zufälliger Abwesenheit der Alten, eine Rohr-

weihe (Falco rufus) sich auf die unbedeckten Eier eines Nestes von wilden Schwänen setzte und dort darauf loshackte, jedoch unverrichteter Sache abziehen mußte, weil die feste Schale der Eier ihren Hieben mit Erfolg widerstand und zugleich auch die Alten zum Vertreiben des Eierdiebes schnell herbei geschwommen kamen.

Im Gefieder wohnen Schmarotzerinsekten, denen der Gänse ähnlich, wie Liotheum conspurcatum und Philopterus jejunus, Nitzsch; in ihren Eingeweiden Würmer, nämlich Echynorhynchus striatus und Taenia aequabilis.

Jagd.

Sie werden zur hohen Jagd gezählt und meistens mit der Kugelbüchse erlegt, weil sie für den Flintenschuß nie nahe genug aushalten, wenn man sie nicht ungesehen beschleichen oder erlauern kann, wo sie dann noch immer einen tüchtigen Schuß groben Hagels bekommen müssen, theils ihrer Größe und starken Lebenskraft (zumal in der Begattungszeit und die Männchen) theils ihres dicken, das Eindringen der Hagelkörner sehr schwächenden Federpelzes wegen. Auf den Gewässern der Länder, in welchen sie seit langen Zeiten unter dem Schutz des Gesetzes standen, wo vor 50 Jahren auch noch in hiesigen Gegenden wilde Höckerschwäne sich alljährlich fortpflanzten, waren diese beim Nest und so lange die Jungen noch nicht fliegen konnten zwar zutraulicher als zu andern Zeiten, doch lange nicht genug, um, einzelne Fälle ausgenommen, mit der Flinte erlegt werden zu können, aber für eine Büchsenkugel immer erreichbar. Im Spätherbst, wenn sich die Jungen von den Alten getrennt hatten, und diese sich dann meistens an einsamen und abgelegenen Stellen des See's und fast immer fern vom Ufer aufhielten, waren sie noch viel scheuer, so scheu wie die Durchziehenden, welche in dieser Hinsicht nur mit den Saatgänsen zu vergleichen sind. Nur ein Mal in meinem Leben erinnere ich mich, daß meinem sel. Vater von vielen Versuchen einer glückte, ein durchziehendes Paar auf einer überschwemmten Wiese, nahe bei hiesigem Orte, so weit zu beschleichen, daß er das Männchen mit der Büchse erlegen konnte. Auch die durch die Luft streichenden Schwäne weichen den Menschen, besonders dem Schützen, den sie recht wohl zu unterscheiden wissen, sehr vorsichtig aus, und es ist, sobald man das weithörbare Sausen ihres Fluges vernimmt und nicht gleich ein anderes Versteck in der Nähe hat, das Beste, sich platt auf den Rücken niederzuwerfen und

es dem glücklichen zu Zufall überlassen, ob ihr Zug gerade denselben Strich nehmen wird.

Auf vielen Landsee'n und tief einschneidenden Meeresbuchten an den Küsten von Pommern, Mecklenburg und Holstein nistet der Höckerschwan noch in großer Anzahl, und man macht an den meisten Orten alljährlich Jagd auf die Jungen, ehe sie völlig fliegen können. Diese ist nicht unbedeutend, z. B. auf dem Klostersee bei Cismar im letztgenannten Lande, wo bei einer abgehaltenen Schwanenjagd zuweilen wol gegen 100 Stück erlegt werden sollen. Ferner sucht man die Alten auf, wenn sie sich mausern und wegen der ausgefallenen Schwingfedern, etwa von Jacobi bis Bartholomäi, nicht fliegen können, zu welcher Zeit sie sich meistens auf das Meer begeben und in Gesellschaften vereinigt haben, wo man sie mit Booten verfolgt, einzuholen sucht und sie dann gewöhnlich mit Stangen todt schlägt. Im Winter, wo diese Art Schwäne an den deutschen und dänischen Ostseeküsten hin und wieder sehr häufig und in großen Schaaren vorkommen, ist die Schwanenjagd auch dann sehr üblich und giebt viele Ausbeute, doch ist mir die Art und Weise, wie sie betrieben wird, nicht bekannt.

Nutzen.

Das Fleisch oder Wildpret alter Schwäne ist zähe, saftlos und von einem unangenehmen, ranzigen Beigeschmack, so daß es nur durch künstliche Mittel genießbar gemacht werden kann; man sagt aber, daß es in Pasteten besser schmecke und diese machten wol sonst nur auf fürstlichen Tafeln Parade. Das Fleisch der halbjährigen Jungen wird dagegen als recht wohlschmeckend gerühmt, und diese sollen einen ganz vorzüglichen Braten geben, wenn sie lebend eingefangen und förmlich gemästet werden. Die schwärzliche Haut des Schwans, die sich zugleich sehr mühsam von den vielen kleinen Dunen reinigen läßt, giebt dem Braten eben kein hübsches Aussehen. In manchen Gegenden werden die Brüste geräuchert, wie Gänsebrüste, und sollen sehr gut schmecken.

Viel nutzbarer sind die Federn, von denen ein Schwan wenigstens noch ein Mal so viel hergiebt als die größte Hausgans, besonders hochgeschätzt die ungemein weichen, elastischen, schneeweißen Dunen. Sie dienen zum Ausstopfen der Betten und weicher Kissen besser als alle andere, und die letztern sind mindestens ebensogut wie Eiderdunen. Aus dem südlichen Rußland und Polen kom-

men sie (vermuthlich auch mit den ebenso vortrefflichen der folgenden Arten vermischt) zentnerweise in den Handel und auch auf den deutschen Markt, wo sie hohen Preis halten. — Wenn dem todten Schwan das Konturgefieder sorgfältig abgepflückt ist, so daß allein die Dunen noch auf der Haut bleiben, die dann abgezogen und gegerbt wird, so erhält man ein Pelzwerk, das an Zartheit, Sauberkeit und erwärmender Beschaffenheit von keinem andern übertroffen wird, nur leider nicht sehr dauerhaft ist, daher meistens nur zu einem so eleganten und feinen als erwärmenden Putz für Damen, nämlich zu Halskragen, Palatinen, Müffen und dergl., weniger zu Unterfutter verarbeitet, sehr hoch geschätzt und theuer bezahlt wird, und seiner Vortrefflichkeit wegen, sich auch fortwährend in Mode erhalten hat. Auf erkältete Glieder gelegt, erwärmt es diese schneller und besser, als alles andere Pelzwerk. Auch zu feinen Puderquasten wurde es sonst sehr häufig verwendet.

Die Schulter-, hintern Schwing- und die Schwanzfedern werden zu allerlei Federschmuck verarbeitet. Die großen Schwingfedern dienen aber nicht so wohl zu Schreibfedern, weil sie für eine leichte Hand zu dick und zu hart sind, als viel besser zu Hülsen für größere Haarpinsel; die ganzen Fittiche zu dauerhaften Flederwischen. Diese sind, ihrer Größe und Dauer wegen, besonders zum Anfachen des Kohlenfeuers feiner Metallarbeiter sehr gesucht.

Es ist allgemein bekannt, welche hohe Zierde der halbgezähmte Schwan Teichen und andern Gewässern gewährt. Auch der Gefühlloseste geht nicht ganz gleichgültig an ihm vorüber und würdigt den majestätischen Vogel gelegentlich wenigstens eines beifälligen Blickes. Die Sucht der Reichen und Mächtigen mit Schwänen zu prunken, hat ihm auch einen hohen Preis gestellt, so daß bei uns ein gesunder und wenigstens über ein Jahr alter, lebender Schwan, nicht unter 5 Thlr., ein Päärchen nicht unter einem Doppel-Louisd'or werth gehalten, sehr oft dieser Preis auch bis fast auf das Zweifache erhöhet wird, je nach den Verhältnissen zwischen Käufer und Verkäufer. Aber nicht allein eine Zierde, sondern auch sehr nützlich sind die zahmen Schwäne den Gewässern, indem sie das Wasser von nutzlosen Pflanzen und lästigen Geschöpfen reinigen, namentlich aber dem übermäßigen, die Fischerei beschränkenden Wuchern der Wasserpflanzen Einhalt thun, manche ganz vertilgen und andere, wie Rohr, Schilf und Binsen in Schranken halten, damit sie nicht die ganze Wasserfläche überziehen. So machen ein Paar Schwäne in kurzer Zeit einen kleinen Teich von allen unter und über dem

Wasser wachsenden Pflanzen leer; am längsten wiedersteht ihnen allein das Rohr (Arundo), wegen seiner weitverzweigten, tiefgehenden und immer wieder aufkeimenden Wurzeln. Ausser diesem nutzen sie den Fischereien auch noch dadurch, daß sie Reiher und andere Fischräuber anfallen und sie fortjagen.

Man kann die zahmen Schwäne auch jährlich ein paar Mal rupfen wie zahme Gänse, wodurch man der köstlichen Federn eine große Menge erhält; aber man muß es damit niemals zu arg machen, weil sie es weniger vertragen als Gänse; ein Mal vor Johannis, wenn sie eben zu mausern anfangen, das andere Mal gleich nach Michaelis ist genug und dann darf man sie auch nicht zu kahl rupfen wollen. Von den vielen Schwänen auf den Gewässern bei Berlin, Potsdam u. s. w., bei denen es regelmäßig geschieht, zieht man auf diese Weise einen sehr bedeutenden Gewinn.

Schaden.

Der Schwan schadet den Fischereien wenig oder gar nicht, weil man ihn nie Fische fangen sieht; doch möchten wir ihn vom Fressen des Fischlaichs nicht ganz frei sprechen. Manche haben sogar behauptet, daß man in Teichen, so lange Schwäne darauf gehalten wurden, mehr Fische gefangen habe, als früher, was wir jedoch für Uibertreibung halten müssen. Naheliegendes Obst und Gemüsepflanzen sind, als Näscherei, nicht vor ihnen sicher, wenn sie einmal davon gekostet haben. — Daß zahme Schwäne sich herrisch und unduldsam gegen anderes Geflügel benehmen und, wo nicht viel Platz zum Ausweichen vorhanden, es gänzlich vertreiben, ist eine bekannte Sache. Auf kleinen Teichen, wo sie überhaupt viel Futter nebenbei verlangen und kostspielig zu unterhalten sind, beissen sie nicht allein kleineres Geflügel, sondern auch Gänse und Enten fort, besonders in der Begattungszeit, und erwürgen wol gar die Jungen derselben. Hier geschieht es auch am öftersten, daß alte Männchen durch Neckereien und aus Langerweile böse gegen Menschen werden, sie am Ufer anfallen oder gar auf demselben beschleichen, sich mit dem Schnabel hoch oben an ihnen fest packen und nun mit den Flügeln so gewaltige Schläge versetzen, daß diese mindestens blaue Flecke geben. Man hat Beispiele genug, daß so boßhafte Schwäne Frauen oder Kinder unversehends überfielen und sie so zurichteten, daß sie nachher eine Zeit lang das Bette hüten mußten. Ob unser Schwan aber im Stande sei, einem Menschen Arme oder Beine entzwei zu schlagen, wie auch behauptet worden ist, scheint übertrieben.

325.

Der gelbnasige Schwan.

Cygnus xanthorhinus. *N.*

Taf. 296. { Fig. 1. altes Männchen.
Fig. 2. Jugendkleid, dreivierteljährig.

Wilder Schwan, Wildschwan; Singschwan, großer Singschwan; Gelbschnabel- —, Schwarzschnabel-Schwan; schwarzschnäbliger —, glattschnäbliger Schwan.

Cygnus ferus. Briss. Orn. VI. p. 292. n. 12. t. 28. = *Cygnus musicus.* Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 830. = *Cygnus melanorhynchus.* Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 498. = Nilss. Orn. suec. II. p. 189. n. 225. = *Anas Cygnus ferus.* Linn. Syst. edit. 12. I. p. 194. n. 1. a. = *Anas Cygnus.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 501. n. 1. = Lath. Ind. II. p. 833. n. 1. = Retz. Faun. Suec. p. 109. n. 62. = *Le Cygne sauvage.* Buff. Ois. IX. p. 3. — Edit. d. Deuxp. XVII. p. 5. (mit C. Olor vermengt.) = Gerard. Tab. élém. II. p. 337. = *Cygne a bec jaune* ou *sauvage.* Temm. Man. nouv. edit. II. p. 828. = *The wistling* or *wild Swan.* Penn. arct. Zool. II. p. 541. n. 496. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 502. n. 387. = Lath. Syn. VI. p. 433. — Uiberf. v. Bechstein, III. 2. S. 379. n. 1. = Edw. Glan. t. 150. = Bewick, brit. Birds II. p. 272. = *Cigno silvatico.* Stor. deg. Uce. V. tav. 554. = Bechstein, ornith. Taschnb. II. S. 411. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlands. S. 240. = Meisner und Schinz, Vög. der Schweiz. S. 283. n. 250. = Koch, baier. Zool. I. S. 421. n. 267. = Brehm, Lehrb. II. S. 761. = Dessen, Naturg. a.V. Deutschlds. S. 831. n. 1. = Gloger, Schles. Faun. S. 56. n. 251. = Landbeck, Vög. Würtemberg's. S. 73. n. 257. = Hornschuch und Schilling, Verz. pomm. Vög. S. 19. n. 248. = E. v. Homeyer, Vög. Pommern's. S. 72 n. 239. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 222. n. 379. = Naumann's Vög. alte Ausg. Nachtr. S. 89. Taf. XIII. Fig. 27. alt. Männchen. = J. Fr. Naumann, in Wiegmanns Archiv, IV. Jahrg. (1838.) I. S. 361. Taf. VIII. Fig. 1. a. bis d. Schnabel und Brustbein darstellend.

Kennzeichen der Art.

Die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge gelb oder fleischfarbig, und diese Farbe bis unter die Nasenlöcher vorgehend, die

Kinnhaut ebenso gefärbt, nur die vordere Schnabelhälfte und die Ränder schwarz; 20 bis 22 Schwanzfedern.

Beschreibung.

Dieser Schwan wird beim dermaligen Stande der Wissenschaft wol schwerlich mehr mit dem Höckerschwan verwechselt, oder gar für die wilde Stammrasse desselben gehalten werden, wie noch zu Buffon's Zeiten geschehen. Man muß ihn in der That ganz unerhört oberflächlich und nachlässig beschauet haben, um zu verkennen, daß zwischen beiden wirkliche Artverschiedenheit Statt finden müsse, was allein schon aus dem höchstaugenfällig abweichenden Schnabelbau zu vermuthen oder zu schließen gewesen wäre. Auch in andern wesentlichen Dingen liegen soviel Unterschiede, wie im Betragen u. s. w., daß die sogenannten Singschwäne als eine eigene Abtheilung in der Schwanengattung betrachtet werden können, weil die Arten derselben einander wieder viel näher stehen als jenem. Darum ist auch namentlich die folgende Art lange übersehen worden, obgleich sie sich durch ihre weit geringere Körpergröße, durch abweichenden Schnabelbau und durch einen viel kleinern Umfang der gelben Färbung der Schnabelwurzel noch leicht genug unterscheiden läßt.

Unser gelbnasiger Schwan bewohnt auch das obere Nordamerika mit noch drei oder gar vier sehr ähnlichen Arten, von denen bekannt ist, daß die größte, Cygnus buccinator. Richards., mit 24 Steuerfedern und anders verschlungener Luftröhre im Brustbeinkamm, sich leicht von ihm an dem einförmigen Schwarz des Schnabels und des nackten Zügeldreiecks unterscheiden läßt, während Cygnus Bewickii, Yarrel, sich äußerlich ohngefähr ebenso von ihm unterscheidet wie unsere hier folgende Art; endlich steht Cygnus americanus, Rich., mit 20 Schwanzfedern und nur einem sehr kleinen gelben Fleck an der Schnabelwurzel, der Größe nach, zwischen Letztern und unserm C. xanthorhinus in der Mitte. Wir zweifeln nicht, daß auch unsere nächstfolgende Art dort vorkomme, können aber nicht glauben, daß sie mit der genannten (C. Bewickii vielleicht ausgenommen) identisch sein solle.

In der Größe gleicht unser gelbnasiger Schwan dem Höckerschwan vollkommen, ist eigentlich aber nicht größer, wie man sonst wol annahm; denn es giebt unter beiden Arten individuelle Abweichungen für ein geringes Mehr oder Weniger, wie bei andern Vögeln, die aber bei so großen immer mehr in die Augen fallen.

Sein Gewicht wechselt nach Verhältniß der Beschaffenheit seines Zustandes, ob fett oder mager, von 18½ bis gegen 27 Pfund, wobei die Weibchen stets auch viel weniger (alt und nicht fett 18½ Pfund) als die alten Männchen, und junge Vögel stets auch weniger als alte wiegen. Seine Länge beträgt 53½ Zoll, oder 4 Fuß 5 bis 6 Zoll, wovon auf den Hals 2 Fuß 3 Zoll, auf den Schwanz 7 Zoll abgehen; die Flügellänge, vom Handgelenk zur Spitze, 2 Fuß; die Flugbreite 89½ Zoll, oder 7 Fuß 5 bis 6 Zoll. Dies sind die am häufigsten vorkommenden Größenverhältnisse unter den alten Männchen, die seltner um einige Zoll in der Länge und um mehrere in der Flugbreite übersliegen werden, aber viel öfter einige Zoll geringer sind, dies besonders immer bei den zugleich auch etwas schwächlichern Weibchen.

Der Hals ist etwas kürzer und stärker als beim Höckerschwan und die Gestalt des Vogels im Ganzen etwas mehr gänseartig, obwol der Rumpf doch noch viel schlanker und gestreckter als bei Gänsen. Das kleine Gefieder ist wie bei jenen. Die Flügel haben lange Armknochen, sind ziemlich groß, vor dem Handgelenk nach innen mit einem harten Knoll versehen; die Primarschwingfedern mit nach innen gebogenen Schäften, die erste, zweite und dritte, welche ziemlich von gleicher Länge und die längsten, mit breiten, am Enddrittheil plötzlich verschmälerte Fahnen, die übrigen mit gleichbreiten Fahnen und einem nach und nach stumpfer werdenden Ende; die gleichbreiten Secundarschwingen am Ende fast gerade; die Tertiarschwingen mit etwas spitz zugerundetem Enden und so verlängert, daß am ruhenden Flügel die hintere Flügelspitze mit der vordern fast gleiche Länge hat. Der kurze, breite Schwanz besteht aus 20 gleichbreiten, nur am Ende spitz zugerundeten Federn, von denen das äußerste Paar 2 Zoll kürzer als das mittelste, die übrigen abgestumpft sind, wodurch ein zugerundetes Schwanzende gebildet wird. Seine untern Deckfedern reichen bis an die Schwanzspitze, die obern nicht ganz so weit. Die unter den großen Tragfedern ruhenden Flügel reichen mit ihren Spitzen bis auf zwei Dritttheile der Schwanzlänge.

Der Schnabel, von oben oder unten gesehen, ist dem von C. Olor, selbst auch in der Größe, sehr ähnlich, in der Seitenansicht aber gegen die Stirn schneller aufsteigend und hier bei weitem höher als jener. Er ist nach vorn sehr flach gewölbt, gleich hinter dem großen, ziemlich breiten, aber undeutlich umgrenzten Nagel besonders sehr niedergedrückt, dann nach und nach etwas, aber erst unfern der Stirn sehr viel höher und hier zu beiden Seiten der

breiten Firste eine schwache Andeutung einer unbedeutenden Erhöhung vortretend; sein Seitenrand, mit einer fast doppelten Leiste deutlich eingefaßt, greift nicht weit über den Unterschnabel, so daß er nur das Enddrittheil desselben verdeckt, wenn man ihn von der Seite und geschlossen sieht. Die Sohle des Unterschnabels macht eine sanfte Biegung nach unten, doch nur wenig von der geraden Linie abweichend, und die Kielspalte reicht in wenig abnehmender Breite bis an den Nagel vor. An der Zahnung und dem Bau der Zunge ist keine sehr auffallende Verschiedenheit von dem jener Art zu bemerken. Desto mehr unterscheidet sich aber der ganze äußere Schnabelbau von dem unsres schwarznasigen Schwans, indem er viel länger, an der Wurzel viel höher, nach vorn aber verhältnißmäßig viel flacher ist, den Unterschnabel nicht so tief in sich aufnimmt und am Seitenrande eine deutliche Leiste zeigt, wie denn auch der schmälere und längere Nagel des Oberschnabels fast mit den Umgebungen verschmilzt. Auch der Umfang der sehr großen, ovalen Nasenhöhle ist undeutlich gezeichnet und das länglich-ovale Nasenloch öffnet sich ganz vorn, unterwärts, auf der Mitte der Schnabellänge in ihr; es liegt parallel mit dem Seitenrande und gestattet von der Seite eine freie Durchsicht. Durch diese beiden Beschaffenheiten unterscheidet es sich sehr von dem der folgenden Art.

Vom äußersten Bogen des Nagels oder der Schnabelspitze bis zur Stirn ist dieser Schnabel $4^1/_2$ Zoll lang, an der Wurzel $1^5/_8$ Zoll breit und 2 Zoll hoch, vorn gleich hinter dem Nagel $1^3/_8$ Zoll breit und nur 7 Linien hoch; das Nasenloch ist 5 Linien lang und $1^1/_2$ Linien weit, 2 Zoll von der Stirn und ebenso weit von der Schnabelspitze entfernt.

Die nackte Haut an der Schnabelwurzel und zwischen dieser und dem Auge, hier ganz schmal in die nackten Augenlieder übergehend, bildet oben zur Begrenzung der Stirn eine ziemlich weite Bogenhöhlung, die an den Wangen gegen den Mundwinkel eine geschwungene Linie. Diese große, nackte, hellfarbige Fläche reicht auf der Firste von der Stirn 1 Zoll 3 bis 4 Linien vor, hier einen kleinen converen Bogen bildend; ihre Grenze läuft ferner neben der $^1|_2$ Zoll breiten Firste bis zum Nasenloch, unter diesen mindestens von der Mitte seiner untern Fläche an schräg vorwärts gegen den schwarzen Seitenrand. Bei manchen Individuen geht die hellgefärbte Fläche sogar so weit vor, daß sie das ganze Nasenloch überragt und gegen den Schnabelrand sich ebenfalls schräg vorwärts zieht, so daß hinter dem Nagel nur ein sehr kleiner Theil schwarz bleibt, wel-

cher jedoch auf der Firste stets bis über die Nasengegend hinaufsteigt. Ausser einem kleinen Fleck an der Wurzel und der ganzen Kinnhaut, die beide hellfarbig, ist am Unterschnabel bloß der Nagel und der Rand schwarz. An diesem Schnabel ist also, wenn man sich ihn nach beiden Theilen als eine einzige Fläche denkt, die helle Farbe mindestens auf die Hälfte verbreitet, während sie beim schwarznasigen Schwan kaum den vierten Theil einnimmt.

Der vordere Theil des Oberschnabels nach der oben bezeichneten Begrenzung, gegen die Wurzel ein schmales Ränddchen, beide Nägel und die Gabel des Unterschnabels, einen kleinen Fleck an der Wurzel der Letztern ausgenommen, sind bei alten Vögeln tief blauschwarz, alles Uibrige, nebst den Zügeln, orangegelb; bei etwas jüngern beide Farben blasser, bei jungen im ersten Herbst noch blasser und die helle Farbe anstatt gelb, bloß fleischfarbig. Im getrockneten Zustande bleiben, wie bei der folgenden Art, diese Farben wenigstens kenntlich. — Die Zunge und der Rachen sind fleischfarbig, der innere Schnabel nach vorn schwärzlich gemischt.

Die nackten Augenlieder sind ebenfalls orangegelb; der Stern im Auge tief braun, bei den Alten sehr dunkel. Die gerundetere Stirn und überhaupt die größere Höhe des Vorderkopfs geben, gegen die der folgenden Art, unserm gelbnasigen Schwan sehr unterscheidende Gesichtszüge.

Die Füße sind stark, zwar nicht hoch, aber größer als beim Höckerschwan, die Spur besonders von auffallend größerm Umfang. Der Unterschenkel ist bis an's Fersengelenk befiedert, dieses, wie auch das Fußgelenk stark, der stämmige Lauf ziemlich zusammengedrückt, die Vorderzehen sehr lang und durch volle Schwimmhäute verbunden; die Hinterzeh schwächlich, kurz und so hoch eingelenkt, daß die Spitze ihres Nagels kaum den Boden berührt. Ihr weicher Uiberzug ist auf dem Spann in etwas gröbere sechs- oder achteckige Täfelchen zerkerbt, die nach hinten viel kleiner werden, die Gelenke grob genetzt; die Zehenrücken etwas gröber aber schmäler getäfelt als der Spann, die Schwimmhäute gegittert, die Sohlen der Zehen grobwarzig, die der Schwimmhäute sehr feinwarzig. Die Krallen sind stark, nicht sehr krumm, stumpf, unten flach, die der Mittelzeh mit einer vorstehenden Schneide auf der Seite nach innen. Der Lauf mißt $5^3/_8$ bis $5^1/_2$ Zoll; die Mittelzeh, mit der $^7/_8$ Zoll langen Kralle, $7^3/_8$ bis $7^1/_2$ Zoll; die äußere Zeh, mit der $^5/_8$ Zoll langen Kralle, $6^1/_2$ Zoll; die Hinterzeh $1^1/_4$ Zoll, wovon $^3/_8$ Zoll auf die Kralle abgehen.

Die Farbe der Füße ist im Leben ein mattes Schwarz oder Grauschwarz, die der Krallen hornschwarz. Bei den erwachsenen Jungen ist jene noch matter und spielt ein Wenig ins Röthliche.

Das Dunenkleid ist dem der vorigen Art sehr ähnlich, aber von Niemand beschrieben und mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Daß es bei diesen Jungen mit der Bildung der nackten Zügelhaut ebenso gehe, wie wir es bei jenen beobachtet und beschrieben haben, zeigen sie, wenn sie flugbar zu uns kommen und wenn sie von da an bis zu ihrem Uibergang in das ausgefärbte Kleid lebend erhalten wurden.

Gegen die Jungen der vorigen Art zieht bei den jungen Singschwänen (der gegenwärtigen wie der folgenden Art) die graue Färbung im Allgemeinen mehr in's Bläulichgraue, wenn sie bei jenen mehr bräunlichgrau ist. Wenn diese jungen Schwäne, als völlig flugbar, im Spätherbst zu uns kommen, ist die Haut an der Schnabelwurzel, an den Zügeln und dem Kinn nur fleischfarbig, und an der Stirn und den Seiten der Zügel sind die Wurzeln der abgebrochnen Dunen, in einander verschränkten Reihen, als kleine weißliche Wärzchen bemerkbar, die sich erst nach und nach abreiben und endlich die Fläche eben machen, so wie die Farbe der Haut in gleichen Schritten allmählich gelblicher und endlich über Winter schwefelgelb und noch später, wenn sie ein volles Jahr alt, zitronengelb wird, womit sich dann jene Stoppeln auf ihr völlig verloren haben und die Fläche eben und glatt geworden ist. — Im Spätherbst sind an diesem Jugendkleide Kopf und Hals blaßgrau, an der Kehle und Gurgel am lichtesten, der Mantel und die Tragfedern an den Brustseiten hell bräunlichaschgrau, mit dunkeln Schäften und weißlichen Kanten, der Flügelrand in Weiß übergehend; die hintern und mittlern Schwingfedern grauweiß, spitzwärts lichtgrau; die Primarschwingen innen und gegen die Wurzel zu weiß, aussen und gegen die Spitze in lichtes Grau übergehend, ihre Schäfte schwarzgrau; die untere Seite des Flügels weiß, mit silbergrauer Spitze und grauen Schäften der größern Federn; der Unterrücken grauweiß, der Bürzel etwas grauer; die obere Schwanzdecke und der Schwanz lichtgrau, die Federschäfte dunkelgrau; die Mitte des Unterrumpfs, Schenkel und untere Schwanzdecke weiß. — Alle diese Jungen haben am Kopfe und einem Theil des Halses, am meisten aber auf der Stirn und dem Vorderscheitel, rostfarbige oder rostbraune Spitzen oder Ränder an den Federn, die, nach oben ausgesprochener

Ansicht, nicht ursprünglich dem Gefieder angehören, sondern als Baitze, von im Wasser und Moraste enthaltenden Eisentheilen, sich in die Federn eingefressen haben.

Wenn im nächsten Frühjahr, dem zweiten ihres Lebens, die Schnabelwurzel die weißen Stippchen verloren und rein gelb geworden, ist ihr Gefieder nicht allein sehr abgebleicht, sondern das Weiß an den Wurzeln der Federn auch viel stärker hervorgetreten, weil der Körper, aber nicht die Federn, währenddem am Umfang zugenommen hat. Kehle und Augenkreis, Brust, Bauch, Schenkel und untere Schwanzdecke sind rein weiß; die grauen Federn oben und an den Seiten des Kopfs haben weiße Kántchen; der Hals ist sehr blaßgrau, auf der Gurgel fast ganz weiß; alles übrige Gefieder ist wie oben beschrieben, aber das Grau viel lichter und die abgescheuerten und weißer gewordenen Federkanten auf dem Mantel und an den Tragfedern stechen viel deutlicher von der Grundfarbe ab, während zugleich die weißen Federwurzeln sichtbarer geworden, wodurch eine Art von schuppiger Zeichnung entstanden ist, die wegen der mehr grauen als braunen Mischung viel hübscher aussieht, als bei den gleichalten Jungen des Höckerschwans, wozu auch hier noch der kleinere Umfang und dabei eine engere Stellung der einzelnen Federn beiträgt. — In dieser Zeit, nämlich im März, zeigt sich auch bei diesen Jungen schon der Anfang ihrer ersten Mauser, oder rein weiße Federn, einzeln oder zu mehreren beisammen, zwischen den grauen, deren Zahl mehr und mehr zunimmt und ihnen im Juli das rein weiße und dem der Alten völlig ähnliche giebt, in welchem sie für das dritte Frühjahr ihres Lebens (das der Geburt mitgerechnet) zeugungsfähig werden.

Die Grenzen der röthlichen oder gelben Färbung der Haut an und auf der Schnabelwurzel erweitern oder verengern sich nicht mit dem Alter, zeigen aber manche individuelle Verschiedenheiten, hauptsächlich am Oberschnabel. Wie sie am Gewöhnlichsten sind, ist schon oben bezeichnet, und es ist mir kein Exemplar vorgekommen, an dessen Schnabelseiten das Gelbe unter dem Nasenloch nicht wenigstens bis auf dessen Mitte vorgereicht hätte, wol aber mehrere, bei denen es noch weiter vor ging, ja eins, wo es sich dem Schnabelende sogar bis auf $^1/_2$ Zoll näherte. Bei dem Letztern war also die Fläche des Oberschnabels merkwürdigerweise nur zum vierten Theile schwarz, nämlich vom schwarzen Nagel auf der Firste nur bis zwischen die Nasenlöcher aufsteigend, an den Seiten aber sehr wenig und von hier in das schmale Rändchen bis zum Mundwin-

kel auslaufend. Bei diesem war auch der gelbe Fleck an der Wurzel der Unterkinnlade größer.

Im ausgefärbten Kleide ist das sämmtliche Gefieder dieses Schwans rein und wirklich blendend weiß, dies vorzüglich, wenn er eben eine neue Mauser überstanden hat. Es erhält sich auch in dieser Reinheit, wenn dem zahmen Singschwan ein reinlicher Aufenthalt und klares Wasser angewiesen bleibt, nicht so beim wilden, welcher oft in brackichtem Wasser und metallsaurem Moraſt herumwühlt, wovon sich an den Federenden des Unterkörpers ein rostgelber Anflug ansetzt, welcher gegen den Kopf herauf am stärksten wird und an den Federspitzen des Vorderkopfs, namentlich auf der Stirn und dem Vorderscheitel, in Rostfarbe und lebhaftes Rostbraun übergeht, an den äussersten Spitzchen der Federn hier oft wie angebrannt aussieht und so fest sitzt, daß er sich durch kein Waschmittel wieder aus den Federn bringen läßt. Er ist am stärksten, wenn das Individuum sich einer neuen Mauser nähert, und die mit dieser kommenden neuen Federn stechen in ihrer blendenden Weiße gewaltig gegen jene ab.

Die Farbe der Schnabelwurzel ist beim lebenden alten Vogel ein reines Orangegelb, wie die einer reifen Pomeranze, wenn diese alle grünliche Beimischung verloren hat, doch noch nicht reif zum Abfallen ist. Wie diese Frucht überreif aussieht, wird jene einige Zeit nach dem Ableben des Vogels. Da sie im Tode, besonders nach dem Austrocknen, sehr an Lebhaftigkeit verliert, so hat man sie bald „wachsgelb," bald „waitzen-" oder „maisgelb" genannt, aber mit Unrecht, weil sie eine weit schönere Farbe als diese Dinge hat. Bei den ältesten Vögeln ist sie ein wahres Pomeranzengelb, bei jüngern mehr Zitronengelb; auch findet man sie bei den Männchen immer etwas lebhafter als bei den Weibchen. Diese unterscheiden sich übrigens in keinerlei Alter durch irgend etwas im Gefieder; aber das Weibchen ist seinem Männchen gegenüber, d. h. wenn beide von gleichem Alter, stets etwas kleiner oder schwächlicher und kürzer vom Halse, weshalb es ihm auch gewöhnlich um mehrere Pfund am Gewicht nachsteht.

Sie mausern, wie andere Schwäne, im Juli und August, und verlieren am Ende dieser Periode alle Schwingfedern binnen wenigen Tagen, so daß sie, bis die neuen völlig erwachsen sind, mehrere Wochen lang nicht fliegen können. Der Wechsel des kleinen Gefieders, bei denen welche zum ersten Male mausern, geht ebenso langsam wie bei voriger Art, und man hat im Januar Junge

erlegt, an denen schon einzelne neue weiße Federn zwischen den grauen sich zeigten. Bei den Alten fängt er oft auch schon im Juni an.

Aufenthalt.

Der gelbnasige Singschwan gehört, wie die verwandten Arten, den etwas gemäßigtern Theilen der kalten Zone an; denn die Schwäne gehen im Sommer nicht so hoch nach dem Pole hinauf wie viele Gänse, und überschreiten den Polarkreis nur in einzelnen Strichen um Etwas. Unsere Art ist zwar auch in den nördlichen Theilen des Festlands von Europa, vom obern Schweden und Lappland durch Rußland zu Hause, doch viel häufiger noch östlich von uns durch das ganze nördliche Asien, oder Sibirien in seiner ganzen Ausdehnung bis nach Kamschatka hin, ebenso unter gleicher Breite in Nordamerika, und hier besonders häufig in den Hudsonsbailändern. Mit dem Anfange rauher Witterung im Herbst verläßt er jene hohen Breiten und wandert südlicher, in dem letztern Erdtheil durch Kanada, die Unionsstaaten, zum Theil bis an den mexicanischen Meerbusen hinab, in Asien bis Japan, China, Persien, selbst bis Syrien und Aegypten, ist dann besonders um den caspischen und Aral-See sehr gemein und überwintert zum Theil schon in großen Schaaren am Ausfluß der Wolga, viel häufiger jedoch noch an den südlichen Theilen des caspischen Meeres und noch weiter nach Süden. Auch das schwarze Meer besucht er dann in Menge und kömmt von dieser Seite nach der Türkei, Griechenland, der Moldau, Galizien, Ungarn und einzeln selbst bis nach Italien, so wie er aus dem mittlern Rußland an die Ostseeküsten, nach dem südlichen Schweden, durch Dänemark und selbst in nicht geringer Zahl bis nach England, auf der andern Seite von Livland und Polen durch Preußen zu uns und bis nach Holland und Frankreich wandert, in den südlichsten der genannten Länder freilich nur noch einzeln und nicht jedes Jahr vorkommend. In Deutschland ist er auch nur in der nördlichen Hälfte und besonders an den Küsten der Ost- und Nordsee fast alle Jahr in bedeutender und zuweilen in sehr großer Anzahl, wie am Strande von Pommern, Holstein, Oldenburg, bis Holland und von da in abnehmender Zahl bis zu den Küsten des nördlichen Frankreichs, und streift in manchen Jahren von dieser langen Meereskante zwar auch südlich

tiefer landeinwärts, so zuweilen bis in die mittlern Theile von Deutschland und im westlichen selbst bis zu den See'n der Schweiz, namentlich dem Bodensee, doch meistens nur in geringer Anzahl, und es vergehen auch oft wieder viele Jahre, in welchen man nicht einen einzigen bemerkt. In Westphalen und einigen Rheingegenden erschien er zuweilen nicht ganz einzeln und wir haben einst am Salzsee bei Eisleben unter mehrern auch ein Mal eine Schaar von 32 Stücken beisammen durchwandernd angetroffen. Ausser daß in frühern Zeiten auch hier in Anhalt von dieser Art einige, namentlich zwischen Dessau und Wörlitz, erlegt, selbst flügellahm geschossene längere Zeit lebend unterhalten wurden, brachte uns der Winter $\frac{18}{18}\frac{37}{38}$ wieder einige, so 4 Stück in die Gegend zwischen Jesnitz und Raguhn, von denen 3 Stück erlegt wurden. In diesem Jahr kamen sie auch zahlreich ins Oldenburgsche und in die Gegenden von Paderborn, bis nach Hessen, von denen viele erlegt wurden; dort sind sie überhaupt weniger selten als in hiesiger Gegend.

Wenn sie in den genannten mittlern Ländern ankommen und den Winter erträglich finden, gehen sie nicht weiter, weshalb wir sie auch bei uns nur in oder gleich nach harten Wintern sehen, wo sie denn nach noch milderen Gegenden ausgewandert sind und die unsrige wenigstens auf dem Rückzuge treffen. Ihren Zug nehmen alle hier in mitteleuropäischen Ländern vorkommenden nicht vom Norden nach Süden, sondern von Ost nach Westen, oder ihr Strich hat mindestens eine südwestliche Richtung, wie sie ihnen jener Küstenstrich vorzeichnet. Die allermeisten überwintern auf dem Meer, nämlich in der Nähe des Strandes und in stillen Buchten, eine geringere Zahl auf den nächsten Sümpfen, Quellwassern und ausgetretenen Flüssen, wo sie offene Stellen finden. Erst wenn diese sich zu sehr mit Eis bedecken, wandern die Schwäne weiter und dann ist es besonders die Zeit, wo manche von ihnen sich noch tiefer landeinwärts verfliegen. So kommen sie an der pommerschen Ostseeküste schon im October schaarenweise an, bei uns aber nie früher als im November und Dezember oder mitten im Winter. Im März halten sie ihren Rückzug durch unsere Gegenden; dort und an den dänischen Ostseeküsten verweilen sie dagegen häufig bis in den April. Man vermuthet deshalb, daß manche gar nicht weit von dort ihren Sommeraufenthalt nähmen, doch kann der kräftige Flug dieser großen Vögel, den sie, wenn es Noth thut, hoch durch die Lüfte nehmen, sie auch in sehr kurzer Frist ein paar Breitegrade

nordöstlicher und in Gegenden versetzen, in denen der Frühling dann erst so eben beginnt, um ihnen Nistplätze zu gewähren. Sie reisen am Tage und auch zuweilen des Nachts, meistens gesellig, mindestens paar- oder familienweise, noch öfterer in kleinern oder größern Schaaren, ja bis zu 60 oder 80 Individuen in einer einzigen beisammen, doch die Jungen gewöhnlich in eigenen Gesellschaften abgesondert. An manchen Orten der Küsten sammeln sie sich zuweilen zu vielen Hunderten in eine Schaar, wogegen in ungewöhnlichen Gegenden auch einzelne Individuen vorkommen, die man als Verirrte betrachten darf. Wenn zwei solche Schwäne mitsammen fliegen, folgt einer dem andern in geringer Entfernung und schräger Richtung; wenn mehrere beisammen sind, bilden sie eine einzige schräge Reihe, die aus vielen bestehend, oft eine gewaltige Länge hat und sich sehr schön ausnimmt, wenn diese großen Vögel, mit einem fernem Geläute ähnlichen Sausen hoch durch die Lüfte seegeln.

Obwol eigentlich nicht Seevogel, liebt er doch auf seinen Reisen den Meeresstrand und hält sich in dieser Zeit auch viel auf dem Meer, doch immer nicht weit vom Lande und nur auf seichtern Stellen und Untiefen auf, wo das Wasser ruhiger ist und auf seinem Boden viel Pflanzenwuchs hat. Auch auf Landsee'n oder großen Strömen ist er lieber an den Rändern, besonders wo diese in Sumpf und Wiesen verlaufen, wie er denn überhaupt seichtes, morastiges Wasser, mit vielem Graswuchs und niedrigem Schilf, sehr liebt, daher gern in großen Brüchern verweilt, im Frühjahr aber besonders auf überschwemmten Wiesen sich aufhält. In großen Niederungen trifft man ihn dann auf überschwemmten Flächen oft in großen Gesellschaften beisammen. Auch seine Sommeraufenthaltsorte sind mehr ausgedehnte Sumpfflächen als freie und tiefere Gewässer. Bei uns im Winter sucht er freilich alle vom Eise freien Stellen selbst auf Flüssen, aber auch nicht selten einsam gelegene, kleine, offene, morastige Quellwasser auf, zumal der Vereinzelte. Auf solchen und andern kleinen sumpfigen Teichen mit offnen Stellen ist in dieser Jahreszeit auch in hiesiger Gegend mancher erlegt, vor nicht langer Zeit auch einer auf freiem Stoppelfelde, wo er von dem Schützen anfänglich für einen Trappen (er war noch im Jugendkleide) gehalten wurde, hier sich aber wol nur aus Ermattung niedergelassen hatte. Uibrigens haben wir auch an den Zugschwänen von dieser Art, welche ehedem in manchen Jahren den Eisleber Salzsee besuchten, bemerkt, daß sie selten auf diesem See sich

niederließen, sondern dazu immer das oben (S. 472.) erwähnte Wasser, die Witschke genannt, dazu wählten, weil dies nur wenig tiefe Stellen, aber meistens in Sumpf verlaufende Ufer hatte. Sie übernachten auch gewöhnlich an den Ufern der Gewässer, auf einem Beine stehend, den Schnabel unter den Schulterfedern versteckt.

Eigenschaften.

So ein schönes Geschöpf auch der alte gelbnasige Schwan ist, so steht er an Zierlichkeit seiner Gestalt doch dem Höckerschwan bedeutend nach, dies besonders darum, daß der weniger schlanke oder etwas kürzere Hals der Biegung in die gefällige Form eines S nicht fähig ist oder sie vielmehr nur selten so zeigt. Zu allen Zeiten trägt er ihn nämlich gestreckter, obwol auch nie ganz gerade, aber auch fast eben so selten so tief zusammengedrückt wie jener. Nur zur Begattungszeit, neben seinem Weibchen schwimmend, giebt ihm das Männchen zuweilen jene schöne Biegung, die man sprichwörtlich „schwanenhalsig" nennt; sonst trägt er ihn meistens so, wie ihn unsere Abbildungen zeigen. Ruhig, mit wenig gebogenem Hals und horizontal gehaltenem Rumpf dastehend, hat er viel Aehnliches mit einer Gans, doch herrschen bei ihm viel schlankere Verhältnisse. Er geht weder so wankend, noch so schwerfällig als jener, auch viel öfter, sucht Stunden lang seine Nahrung gehend und kann sogar so rasch und auf die Dauer laufen, daß ihn ein Mensch kaum einzuholen im Stande ist, selbst den flügellahm Geschossenen.

Er schwimmt zwar sehr fertig, doch nicht mit so stolzem Anstande wie der Höckerschwan, meistens mit viel weniger gebogenem, doch selten ganz geradem Halse, letzteres nur wenn er Gefahr ahnet und bald entfliehen will. Er versteht es auch nicht, sich so unmäßig aufzublähen wie jener, lüftet jedoch in höchster Aufregung, namentlich in der Fortpflanzungszeit, die Flügel auf gleiche Weise, aber weder so hoch noch so anhaltend. Daß er nicht so anhaltend auf großen und tiefern freien Flächen schwimmt, lieber die Nähe der Ufer sucht und hier weit öfter im seichten Wasser und Moraste herumwadet, auch gern von einem nahen Wasser zum andern wandelt, unterscheidet ihn sehr von jenem. Es macht ihn dies den Gänsen noch ähnlicher, während diese jedoch auch schlechter und mit der Vorderbrust viel tiefer eingesenkt schwimmen.

Im Fluge ähnelt er ganz dem Höckerschwan, und auch das Aufschwingen und Niederlassen geschieht auf gleiche Weise und ist

eben so geräuschvoll, ganz wie es S. 456. beschrieben ist, beides, sowol auf dem Wasser, wie vom Trocknen, jedoch mit mehrerer Leichtigkeit. Ein ebenso laut tönendes heulendes Sausen begleitet die Flügelschläge durch die Luft, und weder dieses, noch seine Figur, oder seine Bewegungen haben etwas Unterscheidendes, sobald eine Gesellschaft dieser Schwäne stillschweigend durch die Luft streicht; nur wenn sie ihre lauttönende Stimme hören lassen, unterscheiden sie sich von jenen, weil der Höckerschwan bekanntlich im Fluge stets stumm bleibt. Aber auch den vereinzelten Singschwan haben wir im Fluge nie schreien hören. — Wenn er sich einmal erhoben, geht sein Flug gerade aus und recht schnell vorwärts, auf weiten Strecken so hoch durch die Luft, daß er stets außer dem Bereich einer abgefeuerten Büchsenkugel bleibt. Daß er in Gesellschaft in einer schrägen Reihe fliegt ist schon bemerkt. Das Sausen der Flügelschläge, vom Einzelnen wie Grau grau grau u. s. w. klingend, einem fernen heulenden Hundegebell nicht unähnlich, von Vielen in dem mannichfaltigsten Zusammentreffen oder Abwechseln allein schon wie fernes Glockengeläute vernehmbar, mit ihrem Ruf, der sich manchmal, öfter oder einzelner, dazwischen mischt, in halben und Viertel-Tönen schwankend und fernen Posaunentönen vergleichbar, geben eine in Molltönen sich bewegende rohe Musik, von welcher man die Benennung: Singschwan, ableitet. Beides zusammen, — nicht die Stimme allein, — bilden jene Musik, welche den hochnordischen Völkern, nach langem traurigen Winter, zum ersten Mal wieder von den zurückkehrenden und den Frühling verkündenden Schwänen gehört, allerdings wol eine sehr angenehme sein mag; sie ist jedoch schwerlich dieselbe, welche die alten Poeten unter ihrem Schwanengesang, wobei zugleich auch vom Sterben die Rede war, verstanden haben. Doch möchte man auch glauben, jenes luftige Verhallen dieser melancholischen Töne, beim allmähligen Entfernen einer vorüberziehenden Schwanenschaar, was man auch wol ein Ersterben nennt, könne von den Dichtern damit gemeint gewesen sein.

Auch dieser Schwan ist sehr vorsichtig und mißtrauisch, und sucht den Menschen immer auf mehr als Schußweite auszuweichen. Es scheint ihm jedoch an kluger Umsicht in so weit zu fehlen, daß er sich manchmal an Orte begiebt, wo er leicht hinterschlichen werden kann. Sonst und auf dem Freien ist er sehr scheu. In seinem übrigen Betragen ähnelt er zwar dem Höckerschwan, steht ihm jedoch an Klugheit, aber auch an Bosheit nach, ist auch weniger

streitsüchtig, obgleich es im Frühjahr unter den Männchen manche derbe Prügelei giebt. Er weicht den Angriffen des Höckerschwans, welcher ihn nicht leiden mag, lieber furchtsam aus, ehe er sich mit ihm in den Kampf einläßt. Gesellig ist er auch nur auf der Wanderung und gegen seines Gleichen.

Unser gelbnasiger Singschwan hat eine gänseartige, gellende Stimme, die, wenn er gereizt wird, wie Kilkliih klingt, ohngefähr wie wenn eine ähnliche unsres Hausgänserichs durch die Fistel überschlägt. Ich habe sie von beiden Geschlechtern manchmal oft wiederholen gehört, so wie eine andere, sanftere, welche wie Ang oder Ahng klingt, beim Weibchen in etwas höherem Ton, womit sich beide wieder zusammen rufen, wenn sie zufällig getrennt waren. Ausserdem zischen sie im Unwillen, wie Gänse. Alle diese Töne, welche kaum so weit schallen als die des Höckerschwans, lassen diese Schwäne sitzend und schwimmend, aber nur bei außergewöhnlichen Aufregungen hören. Gänzlich verschieden von ihnen ist der erwähnte Ton, welchen sie bloß im Fluge hören lassen, wo er sich unter das heulende Gesause der Flügel mischt; er läßt sich mit der Sylbe Klung versinnlichen, ist in der Höhe und Tiefe bei verschiedenen Individuen verschieden, und klingt, da man ihn nicht nahe hört, wie ein sanfter oder ferner Posaunenton, und zwischen jenen durch die Flügelschläge hervorgebrachten nicht unangenehm. Man hört ihn aber nur, wenn eine Schaar Lust bezeigt, sich niederzulassen, oder bald nach dem Aufschwingen und wenn sie die Gegend mit einer andern vertauschen will, im ungestörten Zuge begriffen aber nichts als das läutende Sausen der Flügel.

Er ist ebensoleicht zu zähmen als der Höckerschwan. Wir haben dies zwar nicht mit eingefangenen Jungen versuchen können, es aber von flügellahm geschossenen alten und jungen Vögeln mehrfach gesehen. Sie gewöhnten sich in wenigen Tagen an die Nähe der Menschen und wurden bald sehr zahm und zutraulich, dies viel mehr noch als jene jemals. Sie zeigten zwar ebensoviel Ernst und Würde, aber viel mehr Gutmüthigkeit in ihrem Benehmen, waren zwar etwas tölpisch, hielten sich jedoch in einem engern Gewahrsam besser und reinlicher als jene. Ihre Behandlung kann übrigens ganz die nämliche sein, und in nördlichen Ländern, namentlich in Rußland, soll man daher noch viel häufiger diesen Schwan auf Teichen und andern Gewässern zur Zierde halten, als den Höckerschwan, und er sich wie dieser in angemessener Gefangenschaft alle Jahr fortpflanzen. Ob er so viel Lebensdauer als jener habe, möchte

man fast bezweifeln; wenigstens haben alle flügellahm Geschossenen, welche ich gekannt habe, nur einige Jahr am Leben erhalten werden können; doch hat es vielleicht nur daran gelegen, daß man ihnen einen zu beschränkten Aufenthalt angewiesen hatte.

Nahrung.

Diese ist im Ganzen wenig von der des Höckerschwans verschieden und besteht in allerlei grünen Pflanzentheilen, Samen, Früchten und Wurzeln, in Wasserinsekten und im Wasser lebenden Insektenlarven, in allerlei Gewürmen und kleinen Conchylien, in kleinen Fröschen, aber auch schwerlich in kleinen Fischen. Zu dem allen wird viel grober Sand und kleine Steinchen von Erbsengröße und darüber verschluckt, und oft findet man bloß diese allein in dem Magen auf dem Zuge Getödteter.

Er mag wol in der Auswahl der Nahrungsmittel nicht immer mit jenem genau übereinstimmen, was schon daraus hervorgeht, daß er sie weniger im tiefern Wasser und schwimmend, als an den Ufern und im Moraste aufsucht, wo er nicht zu schwimmen braucht, daher viel längere Zeit im Sumpfe herum watet und sich anhaltender auf diese als auf jene Weise beschäftigt. Auch das Aufgraben und Durchwühlen des morastigen Bodens nach Pflanzenwurzeln und Gewürm ist ihm noch weit eigenthümlicher als jenem, weshalb er sich auch noch lieber auf überschwemmten Wiesen aufhält, auf die einmal angegriffenen Stellen immer wieder zurückkehrt, und wenn dies von mehreren und oft geschieht, große Strecken umwühlt und verdirbt. Auch die quelligen und in Sumpf auslaufenden Uferstellen sieht man ihn Stunden lang sorgfältig durchwühlen und durchschnattern, nach abgelegenern sogar zu Fuß über trocknes Land wandeln; aber wo er schwimmen muß, wie jener, Kopf und Hals untertauchen, wo das Wasser noch tiefer, auch wol den Hinterkörper aufkippen, um mit dem Schnabel tiefer hinab zu langen. Welche Binsen-, Gras- oder Schilf-Arten er aber besonders liebt und andern vorzieht, ist nicht bekannt. Von einigen Kleearten, namentlich Trifolium repens und T. fragiferum, fand ich mehrmals viele Uiberbleibsel in seinem Kropfe. Wo er dazu gelangen kann, ohne weit darnach zu fliegen, sucht er auch das reife Getreide auf, von welchem ihm Gerste und Hafer die liebsten sind; ebenso auch Eicheln und Obst, besonders Pflaumen, woher zu vermuthen steht, daß er

in seiner wahren Heimath sich mitunter auch wol von Beeren nähren möge.

Im gezähmten Zustande nährt er sich wie der Höckerschwan und frißt alles, womit man dieser zu futtern pflegt, Getreide, Erbsen, Rüben, Kohl, Obst, und dergl., verlangt daher eine ganz gleiche Wartung, und hält dann sein Gefieder fast noch reinlicher und schmucker.

Fortpflanzung.

Man sagt, daß er sich häufig in den großen Sümpfen von Lapp- und Finnland und andern nördlichen Provinzen Rußlands fortpflanze, dies aber im mittlern Sibirien und ebenso in Nordamerika an der obern Hudsonsbai und auf den unter gleicher Breite liegenden See'n und Sümpfen im Innern jenes weiten Landes in noch weit größerer Anzahl thue. Diese Nachrichten sind jedoch ziemlich oberflächliche, zum Theil auch wol unsicher, weil man erst in neuern Zeiten entdeckte, daß es unter den sogenannten Singschwänen mehrere verschiedene Arten gebe. So gehört der auf Island brütende Singschwan mit ziemlicher Bestimmtheit nicht zu dieser, sondern viel wahrscheinlicher zur folgenden Art. Unser gelbnasiger Schwan soll übrigens schon in Curland und in Lithauen, ebenso im südlichen Schweden nisten und man hat starke Vermuthung, daß dies von einzelnen Paaren sogar in den dänischen Staaten geschehe. Sonderbar genug schickte sich (wie Meyer im Taschenbuch, S. 499. erzählt) von den vielen Schwänen dieser Art, welche sich im Jahr 1809, vom Januar bis tief in den März hinein, in den Rhein- und Maingegenden herumtrieben, sogar ein Päärchen an, in der Gegend von Geinsheim am Rhein, in einem überschwemmten, großen Wiesengrunde, auf einer mit Gebüsch bewachsenen, sandigen Erhöhung ein Nest zu bauen, in welches das Weibchen 4 Eier legte, welche man einer zahmen Gans ausbrüten lassen wollte, welche sie aber auffraß.

Die einmal gepaarten Gatten sind es für ihre ganze Lebenszeit, und unzertrennlich. Jedes Paar hat sein eigenes Nistrevier, in welches es ein anderes einzudringen nicht gestattet und die abgesteckte Grenzlinie muthig vertheidigt, woher es dann unablässig Streit und harte Kämpfe mit den Nachbarn giebt. Nach Allem, was wir darüber erfahren konnten, ist das Betragen dieser Art am Nistorte dem der vorigen sehr ähnlich und auch die Begattung wird auf

gleiche Weise auf dem Wasser vollzogen. Auch vom Nestbau ließe sich ziemlich dasselbe sagen; doch soll das große, aus Reisern, trocknem Rohr, Schilf und Binsen gebauete, beim Brüten inwendig mit den eigenen Dunen ausgefütterte Nest häufiger auf nicht tiefem, doch oft unzugänglichem Moraste, als auf tieferm Wasser stehen, so daß sich die Alten mehr wadend als schwimmend zu demselben begeben müssen. Der Nestbau soll gegen Ende des März beginnen und sie ein paar Wochen beschäftigen, dann das Weibchen täglich ein Ei und so nach und nach deren 5 bis 7 Stück legen und sie 5 Wochen lang bebrüten, währenddem das zärtliche und fortwährend Wache haltende Männchen nicht aus seiner Nähe weicht und sich sogar zuweilen dicht neben ihm mit auf das Nest setzt, doch ohne eigentlich brüten zu helfen. Diese Eier haben eine etwas kürzere Gestalt, aber dieselbe Größe wie die des Höckerschwans, unterscheiden sich aber von diesen durch eine weißere, nur sehr schwach ins Grünliche ziehende Färbung und durch eine glattere und mehr glänzende Oberfläche. Die Erziehung der Jungen ist wie bei vorgenannter Art. Weil die Sümpfe in der wärmern Jahreszeit nach und nach, wenigstens stellenweise, verdunsten und gegen den Sommer die Umgebungen des Nestes oft trocken werden, so führen die Alten ihre Jungen dann auf die tiefern Stellen oder wol gar über Land weg nach größern Gewässern, wo sie weniger Gefahren ausgesetzt sind, wo es angeht, sogar aufs Meer, dies jedoch erst dann, wenn sie Federn bekommen.

Feinde.

Die großen Adler verfolgen diese Schwäne auf ihren Wanderungen und an den Brüteorten werden sie häufig von Füchsen und Wölfen beunruhigt.

In ihrem Gefieder hausen Schmarotzerinsekten, wahrscheinlich von einer nur ihnen eigenthümlichen Art.

Jagd.

Er ist auf dem Freien eben so scheu als eine der größern Gänsearten und muß daher vorsichtig hinterschlichen werden, was eher für Büchsenschußweite gelingt, zumal auch bei diesem großen, mit dickem Federpelz beschützten Vogel die einzelne größere Kugel wirksamer bleibt, als ein Schuß aus der Schrotflinte. Da er jedoch bei der Wahl des Platzes zum Niederlassen unvorsichtiger als die

Gänse ist, und die Umgebungen öfter als bei diesen das Anschleichen begünstigen, so ist der Erfolg solcher Jagd meistens sicherer. Zudem kehrt er im Winter auch gern wieder an den Platz zurück, wo er Nahrung fand und noch nicht mit Schießgewehr in Furcht gesetzt wurde, und kann da auch aus einem Versteck erlauert werden. In manchen Gegenden an der Ostsee, so auch bei der Insel Fehmern und am Ausflusse der Schlei, werden in harten Wintern viele von diesen Schwänen erlegt. Man stellt ihnen überhaupt in den nördlichen Gegenden, theils ihres Fleisches, theils ihrer Federn wegen, sehr nach, besonders wenn die Alten in der Mauser stehen und nicht fliegen können, und die Jungen ehe sie völlig flugbar sind, hetzt sie dann in den Sümpfen mit Hunden oder verfolgt sie auf offenem Wasser in leichten Fahrzeugen und schlägt sie mit Knütteln todt.

Man soll sie an manchen Orten auch am Angelhaken fangen, woran ein verschluckbares Stück Obst, eine Pflaume und dergl. zum Köder dient, an deren Schnur ein etwas großer Stein befestigt ist, welcher lose auf einem niedrigen Pfahl ruhet, vom gefangenen Schwan herabgerissen, den Kopf dieses in die Tiefe zieht und ihn ersäuft.

Nutzen.

Das Fleisch alter Schwäne dieser Art ist ebenfalls zähe und unschmackhaft. Wenn man indessen vom Gegentheil sprechen hört, so müssen dies wol jüngere Individuen gewesen sein und auch die Zubereitungsart ihr gutes Antheil daran gehabt haben. Junge, unter ein halbes Jahr alt, geben allerdings einen recht wohlschmeckenden Braten, doch mit einem etwas wildernden Beigeschmack, und jedenfalls dem unverwöhnten Gaumen nordischer Völker besser zusagend, als uns, wie denn jene auch die Eier aufsuchen und für ihre Küche sehr nutzbar finden.

Von großem Werth sind seine Federn, die man denen der vorigen Art ganz gleich und besser als Gänsefedern hält, und zu jedem Gebrauch vortrefflich findet. Sie sind daher für manche nördliche Gegenden ein bedeutender Handelsartikel und werden zu hohen Preisen verkauft. Am höchsten schätzt man die Dunen. Auch wird das Leder mit diesen, wenn man zuvor die sogenannten Conturfedern sorgfältig abgepflückt hat, gahr gemacht und zum köstlichsten Pelzwerk verarbeitet. Dieses und jene werden in großer Menge durch die Hudsonsbai-Compagnie, auch aus Rußland, auf unsere

Märkte gebracht und bleiben stets eine sehr gesuchte Waare. Ihre Benutzung ist ganz der der vorigen Art gleich, und es bleibt bloß zu bemerken, daß die meisten der zu uns gebrachten Schwanenfedern, Schwanendunen und Schwanenpelze vom gelbnasigen Singschwan, weniger von der vorigen und der folgenden Art kommen, daß aber ausser diesen, in Nordamerika auch noch andere Schwanarten dazu beitragen.

Die Flügelfedern und ganzen Fittiche werden wie von andern Schwänen benutzt.

Auch diese Art, gelähmt und im halbzahmen Zustande unterhalten, belebt die Gewässer auf eine angenehme Weise und giebt ihnen eine hohe Zierde. Wenn sie darin der vorigen auch etwas nachsteht, so läßt sie sich, wenn man sie im Sommer einige Mal rupft, doch auch ebenso nutzbar machen.

Schaden.

Wo diese Schwäne in bedeutender Anzahl auf überschwemmte Wiesen kommen, rupfen sie an solchen Stellen, wohin sie öfter wiederkehren und mit den Schnäbeln auf den Grund langen können, alle Gras- und Pflanzenwurzeln beieinander aus und durchwühlen den Boden so, daß dieser nachher, wenn das Wasser wieder weg ist, ganz kahl und wie von Schweinen zerwühlt aussieht, wodurch große, nackte, vom Graswuchs völlig entblößte Stellen entstehen, die, wenn ihnen nicht durch Ansäen nachgeholfen wird, sich nicht sobald wieder mit Pflanzenwuchs bedecken. Das Graben in weichem Boden ist diesen Schwänen überhaupt so eigen, daß sie sich dadurch allenthalben bemerklich machen, im Torf- und Moorboden, im Sumpfe, sogar im Sande oft tiefe Löcher aushöhlen, welche zur Vermuthung führten, sie thäten dies, damit sich Insekten und Würmer in denselben ansammeln sollten, weil man die Schwäne oft wieder auf dieselben Stellen zurückkehren sahe.

326.

Der schwarznasige Schwan.

Cygnus melanorhinus. *N.*

Taf. 297. { Fig. 1. altes Männchen.
Fig. 2. Jugendkleid, halbjährig.

Kleiner Singschwan, isländischer Singschwan; kleiner Schwan.

Cygnus islandicus. Brehm, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 832. n. 2. = *Cygnus minor.* Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 222. n. 380. = *Cygnus Olor, β minor.* Pallas, Zoogr. II. p. 214. n. 316. = J. Fr. Naumann, in Wiegmanns Archiv, IV. Jahrg. (1838.) I. S. 361. Taf. VIII. Fig. 2. e bis g. Schnabel und Brustbein darstellend.

Da es noch unentschieden ist, ob *C. musicus*, Faber, Prodrom. d. isländischen Ornith. S. 81. — und *Cygnas Bewickii*, Yarrel, Transact. of the Linn. Society XVI. 2. (1830.) p. 445. = Eyton, Hist. of the rar. Birds. p. 86. = *Cygne de Bewick.* Temm. Man. IV. pag. 527. — identisch mit unserm C. melanorhinus sind, so werden diese Synonymen hier nur zum Vergleichen citirt.

Kennzeichen der Art.

Die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge gelb oder fleischfarbig; dieses nur auf ein Viertheil des Oberschnabels ausgebreitet und lange nicht an die Nasenlöcher reichend; die übrigen drei Viertheile des Schnabels, nebst der Kinnhaut, schwarz; 18 bis 20 Schwanzfedern.

Beschreibung.

Unser schwarznasiger Schwan war früher für identisch gehalten mit dem gelbnasigen Singschwan, oder als eigene Art ganz

unbeachtet geblieben. Im Jahr 1823 wurden (für uns) die ersten in hiesiger Gegend erlegt und beim Vergleichen mit letzterm als artverschieden gehalten, worin wir durch Brehms Beobachtungen von 1827 (s. Isis 1830. S. 1125) bestärkt wurden, zumal ich im Jahr 1835 in Ungarn ein lebendes und 1838 wieder drei hier erlegte Individuen der großen (gelbnasigen) Art mit jenen abermals vergleichen konnte. Die erste Vermuthung für Artverschiedenheit kam uns damals durch einen etwa um dasselbe Jahr aus der Nähe erhaltenen jungen Vogel der großen Art, in seinem grauen Jugendkleide, gegen welchen der alte ausgefärbte, schneeweiße Vogel der kleinen Art als ein wahrer Zwerg dastand.

H. P. Brehm (Naturg. a. V. Deutschlds. S. 832.) hat unserm schwarznasigen Schwan den Namen: Cygnus islandicus beigelegt und, da Faber und Thienemann nur eine Art Schwäne auf dieser Insel angetroffen, damit die von diesen Forschern beschriebene gemeint. Wir dürfen voraussetzen, daß Hrn. Brehm triftige Gründe und sichere Nachrichten davon überzeugt haben, daß nur diese und nicht unser C. xanthorhinus auf Island lebe. Es bleibt uns indessen, wenn wir auch dies mit Gewißheit annehmen dürften, noch ein anderer Zweifel, nämlich ob der Island bewohnende Schwan nicht die im Jahr 1829 von Yarrel in England entdeckte und später in Ireland häufiger gefundene, unsrer schwarznasigen höchstähnliche, kleine Art sei, welche er Cygnus Bewickii genannt und von welcher, nach einer Mittheilung von Fr. Boie (Isis. 1835. III. S. 262.) auch ein Exemplar bei Dünkirchen erlegt worden sein soll. — So viel Anschein auch vorhanden ist hier an Identität zu glauben, sowol der äußern Aehnlichkeit als auch des Aufenthalts wegen, indem diese Schwanenart leichter von Island als anderswoher im Winter nach England und Ireland herüber wandern könnte, so macht doch, wie S. 440. bemerkt, der etwas verschieden gefundene Bau der Luftröhre die Sache auch wieder ebenso ungewiß, und es wird nicht eher unumstößlich festgestellt werden können, ob unser C. melanorhinus eine von C. Bewickii verschiedene Art oder beide identisch seien, bis man von jeder der beiden Arten eine hinlängliche Anzahl hat anatomisch untersuchen und den Luftröhrenbau beider vielfältig hat vergleichen können, zumal man schon auf die Spur bekommen, daß dieser mit steigendem Alter Veränderungen erleidet, oder wol gar individuell variirt. Gewiß würde sich, wenn beide spezifisch verschieden wären, auch wol im Aeußern etwas Abweichendes finden, von dem ich indessen dermalen gar nicht sprechen kann, weil mir niemals

ein aus England mit dem Namen C. Bewickii bezeichnetes Exemplar zum Vergleichen zu Händen gekommen ist*).

Sehr wahrscheinlich, doch nicht erwiesen, kommt unser C. melanorhinus auch in Nordamerika vor, oder steht dem C. americanus, *Rich.*, mit 20 Steuerfedern und nur einem kleinen gelben Flecken an der Schnabelwurzel, sehr nahe; doch soll Letztgenannter etwas größer sein und darin das Mittel halten zwischen C. xanthorhinus und C. Bewickii.

Vom gelbnasigen Singschwan ist unser schwarznasiger, nach allen Körpertheilen, in der Größe schon so gewaltig verschieden, daß dies auch dem Ungeübten auffallen muß, wenn er auch die abweichende Gestalt des Schnabels übersähe. Es giebt recht große Hausgänse (namentlich unter den Hamburger sogenannten Seegänsen viele), welche er an Größe des Rumpfs nicht übertrifft und an Schwere ihnen noch lange nicht gleich kommt. Sein Gewicht, in einem mittlern Zustande, beträgt selten über 11 Pfund und die Weibchen wiegen mehrentheils 1 Pfund weniger als die Männchen. Die Maaße dieser sind folgende: Länge (von der Schnabelwurzel bis zur Schwanzspitze): 45½ Zoll, wovon auf den Hals 21½ Zoll und auf den Schwanz 7¼ Zoll abgehen; Flügellänge (vom Carpus zur Spitze) 21 Zoll; Flugbreite: 82 Zoll. Die Weibchen messen in der Länge ein paar Zoll, in der Breite 3 bis 4 Zoll weniger. Um die Verschiedenheit der Maaße dieser und der vorigen Art recht augenfällig darzustellen, mögen die wichtigsten von beiden hier neben einander stehen, wie ich sie an frischen Exemplaren gefunden:

	Cygnus xanthorhinus.		Cygnus melanorhinus.	
	Männchen.	Weibchen.	Männchen.	Weibchen.
Gewicht:	24—27 Pfund	18½ Pfund	11 – 12 Pfund	10 Pfund.
Länge:	56—58 Zoll.	52—54 Zoll.	45½ Zoll.	43 Zoll.
Flugbreite:	96—99 =	90—92 =	82 =	79 =
Flügellänge:	24 =	23 =	21 =	20 =
Schnabellänge:	4½ =	4¼ =	3¹⁰/₁₂ =	3⅔ =
Lauf:	5½ =	5⅜ =	4½ =	4⅜ =
Mittelzeh:	7½ =	7⅜ =	5¼ =	5⅛ =

*) Nach bloßen Vermuthungen darf man in solchen Angelegenheiten nichts feststellen. Ich mag daher auch weiter keine berühren, kann jedoch nicht verschweigen, daß ich mich mehr und mehr der Meinung hingebe, Cygnus Bewickii, Yarrel, Cygnus islandicus, Brehm und mein Cygnus melanorhinus gehören zu einer und derselben Art.

In der Gestalt ähnelt diese Art der vorhergehenden, doch hat ihr Aussehen fast noch mehr Gänseartiges, wozu der kleinere Kopf und Schnabel beitragen, während auch die Beine kleiner, der Schwanz aber verhältnißmäßig etwas länger und spitzer als beim gelbnasigen Schwan ist. Das Gefieder ist von derselben Structur und Textur, nur die Primarschwingen sind an den schmälern Enden etwas verlängerter, besonders auch die Schwanzfedern länger und spitzer, das Schwanzende auch etwas spitzer zugerundet. Am Flügelbuge nach innen steht ebenfalls ein harter Knoll oder Schlagwarze und die Spitzen der ruhenden Flügel reichen ohngefähr auf die Mitte der Schwanzlänge.

Der Schnabel ist nicht nur nach Verhältniß zu den übrigen Theilen kleiner als bei der vorigen Art, sondern auch kürzer und breiter, und im Profil besonders verschieden; der Nagel größer und deutlicher umgrenzt, von ihm zur Stirn die Firste in einer fast geraden Linie sehr sanft aufsteigend und vor den Nasenlöchern nicht niedergedrückt oder vor und auch über denselben mehr gewölbt; der Seitenrand am Oberschnabel fast ohne vertiefte Linie und mehr über den untern greifend als dort; der Unterschnabel mit seiner weiten bis an den Nagel vorreichenden Kielspalte daher, von der Seite gesehen, nur am Wurzeldrittheil vorstehend, die Ladenränder fast ganz gerade. Die Zahnung der innern Theile und der Bau der Zunge sind wenig verschieden; die Nasenhöhle, am frischen Schnabel nicht sehr deutlich gezeichnet, in ihr das länglichovale Nasenloch etwas schräg oder nach vorn höher und so geöffnet, daß es eine rechtwinkelige Durchsicht nicht gestattet, dieses aber in etwas schräger Richtung zuläßt; es öffnet sich genau in der Mitte der Schnabellänge, aber in der Breite der Firste etwas näher und vom Seitenrande entfernter als bei voriger Art. Vor der Stirn, deren Befiederung als ein vom obern Augenliede ausgehender großer Bogen angrenzt, ist die hellfarbige Haut etwas uneben, doch eigentlich nicht buckelig; diese Haut vom vordern Augenwinkel in grader Linie zum Mundwinkel herab an die Befiederung der Wangen grenzend, den Winkel kurz umkreisend, dann in einem großen convexen Bogen an den Schnabelseiten sich vordrängend, doch kaum bis an die Nasenhöhle, (nicht Nasenloch, von dem sie noch 6 bis 7 Linien entfernt bleibt) sich dann wieder zurückziehend und von der Stirn aus ganz schmal bleibend, schließt sich mit einer kleinen Schneppe auf der Firste.

Vom äußersten Bogen oder Spitze des Nagels bis an die Stirnfedern beträgt die Schnabellänge nur 3 Zoll 8 bis 10 Linien;

seine Breite an der Wurzel $1^3/_8$ Zoll, nach vorn kaum 1 Linie weniger, in der Rundung eines Halbkreises endend; seine Höhe an der Wurzel $1^3/_4$ Zoll, vor dem Nasenloch noch 10 bis 11 Linien; der Nagel ist etwas über 8 Linien lang und kaum 6 Linien breit. Alle diese Maaße sind an frischen Schnäbeln genommen.

Die Farbe des Schnabels bei alten Vögeln ist ein tiefes und glänzendes Blauschwarz; dies nimmt den ganzen Unterschnabel nebst der Kinnhaut ein, reicht am Oberschnabel, außer dem Mundwinkel, auch an den Seiten weit hinter das Nasenloch zurück und auf der Firste in einer breiten Schneppe noch weiter rückwärts, so daß es hier von der Stirn nur noch $^3/_4$ Zoll entfernt bleibt; von hier an bis zu den Stirn- und Wangenfedern ist das große, nackte Zügeldreieck mit der Wurzel des Oberschnabels hochgelb, ins Orangegelbe spielend, dem sich die eben so gefärbten nackten Augenlieder anschließen. Die Fläche des Schnabels und der angrenzenden nackten Theile ist, wenn man auch den Unterschnabel dazu nimmt, kaum zum vierten Theil gelb und alles übrige schwarz. — Die Zunge ist fleischfarbig, der innere Schnabel eben so, aber schmutziger. — Beim jungen Vogel ist die Schnabelfarbe ein weniger tiefes Schwarz oder Bleischwarz, und Alles, was bei den Alten gelb ist, erscheint hier, doch in den nämlichen engen Grenzen, zuerst fleischfarbig, später gelblich, dann blaßgelb, bis es mit dem ausgefärbten Kleide in Hochgelb übergeht.

Das kleine lebhafte Auge hat einen dunkelbraunen, bei den Alten sehr dunkel nußbraunen Stern. Graulich oder gar gelb, wie man ihn bei C. Bewickii angegeben findet, habe ich ihn bei keinem Exemplar gefunden. Die flachere Stirn und der überhaupt niedrigere Vorderkopf geben unserm schwarznasigen Schwan ganz andere, von denen der vorherbeschriebenen Art sehr verschiedene Gesichtszüge.

Die Füße sind, auch im Verhältniß zur Körpergröße, um Vieles kleiner als beim gelbnasigen Schwan; dies wird besonders höchst auffallend an der Spur, deren Umfang um Vieles geringer ist. Uibrigens haben sie im Bau, auch hinsichtlich ihres Uiberzugs und der Krallen, nichts, was sie auffallend von jenen unterschiede, und daß die Nacktheit über der Ferse ein Wenig höher hinaufreicht, ist oft nur scheinbar, eben so daß die Krallen etwas schwächlicher aussehen. Die Fläche von der Mitte des Fersengelenks bis an die ersten Schenkelfedern mißt meistens 1 Zoll; der Lauf von jenem ab nur $4^1/_2$ Zoll; die Mittelzeh, mit der $^3/_4$ Zoll langen Kralle, nur

$5^1/_4$ Zoll; die äußere Zeh, mit der $^1/_2$ Zoll langen Kralle, $4^3/_4$ Zoll; die Hinterzeh 11 Linien, wobei auf die Kralle kaum 3 Linien kommen.

Die Farbe der Füße ist ein mattes Schwarz, das bei jungen Vögeln ein Wenig ins Röthliche zieht, an den Zehensohlen schwarzgrau; die Krallen hornschwarz. Jene werden, wenn sie ausgetrocknet, dunkler schwarz.

Das Dunenkleid ist nirgends beschrieben und auch uns nicht zu Gesicht gekommen.

Das Jugendkleid, wenn diese Vögel etwa ein halbes Jahr alt, sieht dem der vorigen Art ähnlich, ist aber etwas dunkler gefärbt. Der Schnabel ist bleischwarz, die nackte Haut an seiner Wurzel den Zügeln gelblich fleischfarbig, später blaßgelb; der Augenstern dunkelbraun; die Füße röthlichgrauschwarz. Kopf und Hals sind bläulichgrau, am dunkelsten der Scheitel, am lichtesten die Gegend um das Auge, vorn auf der Wange und auf der Gurgel, an der Kehle fast ganz weiß; Kropfgegend und Brust in der Mitte grauweiß, an den Seiten mit blaßgrauen Federenden, daher schwachgrau gewölkt; die Tragefedern und die des ganzen Mantels an den Wurzeln weiß, sanft in Grau übergehend und an den Enden ziemlich dunkel bläulichgrau, so daß die letztere Farbe jene meistens deckt oder eine wolkichte Zeichnung darstellt, auf welcher sich noch dunkelgraue Federschäfte auszeichnen; der Flügelrand geht in weiß über, und die weißen Schwingfedern, mit ihren braungrauen Schäften, die sie auch auf der untern Seite haben, gehen an den Rändern und Spitzen in blasses Blaugrau über, während der ganze Unterflügel meistens weiß ist; der Unterrücken und Bürzel grauweiß, dieser etwas dunkler als jener; die Oberschwanzdecke nebst dem Schwanz schwach blaugrau, gegen die Federwurzeln weiß, ihre Schäfte dunkelgrau; die Mitte der Unterbrust, Schenkel, Bauch und Unterschwanzdecke weiß.

Auch bei diesen Jungen findet sich jener fremdartige rostbraune Anstrich an den Federenden des Vorderkopfs und an denen der Brust auch oft ein rostgelblicher Anflug.

Das herrschende Grau wird auch bei ihnen gegen das Frühjahr lichter, die abgescheuerten Federspitzen weißlich, und das Weiß der Wurzeln tritt, aus gleicher Ursache wie bei den vorherbeschriebenen Arten, von Zeit zu Zeit immer mehr hervor. Dann hat sich auch die Farbe der nackten Schnabelwurzel und Zügel, an denen sich jene schwachen Reste der Wurzeln vormaliger Dunen vollends

verloren, bereits in ein blasses Zitronengelb verwandelt, und hin und wieder zeigt schon die beginnende erste Mauser einzelne neue reinweiße Federn zwischen den grauen.

Im ausgefärbten Kleide hat das ganze Gefieder ein reines und blendendes Weiß, doch zeigen sich an den größern Schulterfedern und auch wol auf dem Mittelflügel einige dunkelfarbige Federschäfte. Der Schnabel ist dann dunkel blauschwarz, seine Wurzel und die Zügel nebst den Augenlidern hoch orangegelb; der Augenstern tiefbraun; die Füße mattschwarz.

Der alte wilde Schwan von dieser Art beschmutzt sein ungemein zartes Gefieder auf gleiche Weise wie die vorhergehenden, weshalb die Federn am Vorderkopfe, besonders auf der Stirn und dem Scheitel, bald bloß rostgelbe, bald rostfarbige Spitzen, an der Brust aber nur schwach rostgelbe Enden zeigen, ja nicht selten findet sich ein sehr schwacher gelblicher Anflug auch an den obern Theilen des Mantels. Daß er ebenfalls von fremdartiger Beschaffenheit ist, obgleich er sich nicht abwaschen läßt, zeigen die in der Mauser hervorkommenden neuen Federn, welche rein und wirklich blendend weiß aussehen.

Männchen und Weibchen unterscheiden sich in der Farbe nicht, aber letzteres ist, wie oben bemerkt, stets kleiner oder etwas schwächlicher und hat einen etwas kürzern und dünnern Hals.

Aufenthalt.

Auch der schwarznasige Singschwan soll östlichere Länder unter hohen Breiten bewohnen, in mehreren Theilen Sibiriens gemein sein, und, wenn er mit dem Bewicks-Schwan der Engländer eine Art ausmacht, auch in Nordamerika häufig sein.

Wenn wir als ausgemacht richtig annehmen dürfen, was wir durch Hrn. P. Brehm (a. a. O.) wissen und zugleich unsre im Vorigen bemerkte Vermuthung über Identität unsres schwarznasigen mit dem Bewicks-Schwan sich bestätigte, so würden wir auch Island als Heimath desselben annehmen müssen, welches nur von einer Schwanart bewohnt wird, die zahlreich dort anzutreffen ist, zum Theil auch den ganzen Winter dort bleibt, und höchst wahrscheinlich dieselbe ist, die als Bewicksschwan bei strenger Winterwitterung zuweilen in bedeutender Anzahl nach England und noch häufiger nach Ireland herüberwandert, um da zu überwintern,

und einzeln bis an die Küsten des nordwestlichen Festlandes von Europa kömmt, wie denn ein solcher bei Dünkirchen erlegt worden sein soll. Es wird auch bemerkt, daß auf Mainland, einer der Orcaden, Singschwäne nisten, und dann könnte dies ebenfalls wol nur die gegenwärtige Art sein.

Gewiß wissen wir von seinem Vorkommen, daß er im Winter 1822—1823 in unsere Gegenden kam, wo wir 4 Stück zum ersten Mal selbst beobachteten und sogleich für artverschieden vom gelbnasigen Singschwan hielten, ehe wir noch einen davon erlegen konnten; daß in demselben Winter, im Januar, von 3 solchen einer bei Möckern, ohnweit Leipzig, erlegt, am 14ten März desselben Jahres 13 Stück auf dem großen Teich bei Pöplitz, im Muldenthale, 2 Meilen von hier, sich aufhielten und davon ein altes Männchen geschossen wurde; wie denn damals mehrere auch in andern Gegenden Deutschlands bemerkt worden sind. Auch Brehm erwähnt vom Jahre 1827 (Isis. 1830. S. 1125.) eines bei Mühlhausen, im Entenfange, gefangenen Paares, das lebend nach Gotha kam, aber nicht lange am Leben blieb und dann ausgestopft wurde. Auch im Winter 1837—1838 sind wieder Schwäne dieser Art im Anhaltischen bemerkt worden.

Seine Zugzeit ist ohngefähr dieselbe, wie bei voriger Art, auch macht er seine Wanderungen bald bei Tage, bald des Nachts. Auf Island verläßt er im October die nördlichen Gegenden, um den Winter an den warmen Gewässern und in den offnen Meeresbuchten des Südlandes zuzubringen, und kehrt erst im März wieder zu jenen zurück. Gegen Ende des Februar besucht er in den südlichsten Gegenden schon die kleinern süßen Gewässer und Sümpfe, und vertheilt sich im April paarweise auf die in den höhern Bergebenen vorkommenden und nach dem Nordlande. In strengen Wintern wandern indessen auch viele gänzlich aus und solche kehren dann erst mit Anfang des April zurück.

Man bemerkt an ihm, dem gelbnasigen Schwan gegenüber, eine noch größere Vorliebe für Sümpfe, morastige und quellige Ufer, und für kleinere Gewässer überhaupt. Wenn er sich auch auf die Mitte größerer freier Wasserflächen niederläßt, so schwimmt er doch bald dem ihm zusagenden Ufer zu, wo er bloß zu waden braucht und mit dem Schnabel im Moraste wühlen kann. Die seichten Stellen auf großen überschwemmten Wiesenflächen scheinen ihm ganz besonders zu behagen und er kehrt, nach Störungen, gern wieder auf solche zurück. Zerstreutes niedriges Gebüsch scheuet er so wenig

wie jener, aber tief in waldige Sümpfe, mit hohen Bäumen, wagt er sich nicht leicht. Er verkriecht sich ebensowenig zwischen hohes Rohr und Schilf, beschäftigt sich aber gern in solchem, das sein langer Hals noch überragt.

Eigenschaften.

Dieser kleine Schwan hat noch mehr Gänseartiges, im Uibrigen seiner Gestalt aber große Aehnlichkeit mit der gelbnasigen Art; er trägt seinen Hals und Rumpf im Stehen, Gehen und Schwimmen wie diese, bewegt sich wie diese, ist aber noch besser zu Fuß und kann wirklich recht schnell und anhaltend laufen, so daß man ein guter Läufer sein muß, um den flügellahm Geschossenen einzuholen.

Schon im Fluge fällt dem Geübten seine geringere Größe, der etwas kürzere Hals, sowie die spitzern Extremitäten der Flügel und des Schwanzes auf. Er fliegt auch leichter, bald niedrig, bald auch sehr hoch, doch ebenfalls mit einem weit durch die Lüfte schallenden, heulenden Ton der einzelnen Flügelschläge, welcher von mehreren durcheinander wie fernes Geläute klingt. Auch er fliegt in Gesellschaft stets in einer schrägen Reihe und fast immer geradeaus, erhebt sich mit großem Geräusch vom Wasser, läßt sich mit geringern auf dasselbe nieder, beides aber mit mehr Leichtigkeit als die große Art, und steigt auch von festem Boden mit einem kleinen Anlauf ziemlich leicht in die Höhe. Sein Flug schien uns überhaupt rascher, die Flügelschwingungen schneller auf einander zu folgen, als bei andern Schwänen, doch nicht so sehr, daß darin die Gattung zu verkennen gewesen wäre.

Er ist eben so scheu, wie die andern und ebensowenig gesellig, sobald dies über die eigne Art ausgedehnt werden soll, so daß man ihn nie in Gesellschaft andrer Schwäne, aber auch selten vereinzelt antraf. Letzteres waren dann meistens unerfahrne Junge, welche überdem nicht in den Flügen Alter gelitten werden, daher eigene Gesellschaften bilden.

Von Einzelnen hört man auch selten eine Stimme, während, wenn mehrere beisammen, dies öfter vorkömmt. Jene 13 Individuen schwammen auf dem obenerwähnten Teiche einige Zeit immer in einer bedeutenden Entfernung vom Ufer, gegen 200 Schritt weit, und unterhielten sich dabei mit mancherlei Tönen, und von einer geringern Zahl, niedrig durch die Luft streichend, hörten wir selbst

eine Stimme, welche der mancher Saat- oder Ackergänse sehr ähnlich war, sanft, wie kuck kuck kuck, von einigen, wahrscheinlich den Weibchen, höher, wie kück kück kück u. s. w. klang. Schwimmend vernimmt man auch ein lauteres Ang, beim Männchen in tieferm Ton, fast wie Ong klingend, womit sich die Gatten zusammenrufen, das sie auch in größern Gesellschaften auf dem Wasser öfters ausstoßen, besonders wenn sie erschreckt und ängstlich werden. Auf dem Zuge und hoch durch die Luft streichend lassen sie außerdem, wie vorige Art, einen ebenso wohlklingenden Ton, klung! wie ferntönende Posaunen, der Eine höher, der Andere tiefer, aber nur in halben oder viertel Tönen wechselnd, zwischen den läutenden Tönen ihrer Flügelschläge vernehmen, was zusammen, durch die Lüfte modulirt und in ihnen sanft verhallend, eine ganz eigenthümliche, melancholische und nicht unangenehme Musik giebt. In wiefern indessen diese von der des gelbnasigen Singschwans verschieden sei, wissen wir nicht, weil wir beide Arten nie nebeneinander hörten. Das gänseartige Zischen hat er mit den Andern gemein.

Auch dieser Schwan wird sehr leicht zahm, scheint aber noch weniger dauerhaft als die vorige Art.

Nahrung.

Diese ist der andrer Schwäne gleich, wenn man sie im Allgemeinen betrachtet, und mag wol der des gelbnasigen Schwans am nächsten kommen. Er sucht sie ebenso gern wie dieser im morastigen, quelligen Boden, wo das Wasser so seicht ist, daß er bloß zu waden braucht und den Boden recht tief durchwühlen kann, um Wurzeln, Pflanzenknollen, nebst Insektenlarven und Würmern daraus hervorzuholen, durchschnattert ebenso gern die sumpfigen Ufer der Süßwasser, See'n, Teiche und Brücher, und geht deshalb auch vorzüglich gern auf überschwemmte Wiesen; sucht jene aber ungleich seltner auf freiern und zugleich tieferm Wasser, wo er schwimmen muß, wenn er nicht mit dem Schnabel auf den Grund reichen kann, ohne sich dabei auch auf den Kopf stellen zu müssen. Im Winter trifft man ihn oft auf ganz kleinen sumpfigen Quellen, welche nicht zufrieren, zu denen, wenn sie in der Nähe von größern offnen Wassern liegen, er sich von hier öfters zu Fuß begiebt. Auch in waldigen Gegenden hat man ihn an solchen Orten angetroffen.

Wir haben den kleinen, starkmuskeligen Magen öfter bloß mit Sand und Kies, ein Mal aber den Vormagen und Schlund

mit grünen Pflanzentheilen ziemlich angefüllt gefunden und darunter ganze Ranken mit Blättern und Wurzeln von Trifolium repens (kriechenden Weiß-Klee) deutlich unterschieden.

Im gezähmten Zustande muß er grüne Pflanzen- und Insektennahrung sich selbst suchen können und nicht bloß auf trocknes Futter, Getreide, Brod, Rüben und dergl. beschränkt sein, wenn er sich länger halten soll. Gewiß hat es hieran gelegen, daß einige Gefangene oder flügellahm Geschossene nicht länger dauerten.

Fortpflanzung.

Wenn wir annehmen dürfen, daß unser schwarznasiger Singschwan mit dem auf Island lebenden zu Einer Art gehört, so sind wir durch Faber und Thienemann im Besitze zwar nur kurzer, doch sicherer Nachrichten über seine Fortpflanzungsgeschichte. Ob der auf den Orkaden-Inseln brütende Singschwan auch zu dieser Art gehöre, bleibt vor der Hand so ungewiß, wie die Identität oder Verschiedenheit des unsrigen mit dem Bewicks-Schwan der Engländer.

Nach obigen Beobachtern nähert er sich auf Island gegen Ende des April seinen Brüteplätzen, den höher zwischen den Bergen, in einsamen Gegenden liegenden, tiefern Sümpfen, morastigen Teichen und andern stehenden Süßwassern. Sie kommen meistens gepaart daselbst an, weil die ein Mal Gepaarten für die ganze Lebenszeit unzertrennlich sind, die zum ersten Mal nistenden zweijährigen Männchen sich zwar auch meistens schon ein Weibchen erkämpft haben, um den Brüteplatz jetzt aber neuen Kämpfen entgegen gehen; denn es nisten wol mehrere Paare in derselben Gegend, aber jedes hat in einem beschränkten, doch nicht eben kleinen Umkreis sich festgesetzt und vertheidigt dies Nistrevier hartnäckig gegen fremde Eindringlinge, wenn sie sich über die abgesteckte Grenze wagen. Im Anfang des Mai wird das Nest bald auf den Grund des vorjährigen angelegt, oder, wo kein solches vorhanden, auf ein kleines Inselchen, auf eine Graskufe, oder bloß auf dichtstehende Sumpfpflanzen, in öden Gegenden auch am Ufer, ein vom Grund aus neues gebauet. Dürre Ruthen und Blätter der nordischen Weidenarten, Binsen und mancherlei Pflanzenstengel und Blätter, wie von Comarum palustre, Menyanthes trifoliata u. a. sind dick auf einander geschichtet, aber nachlässig verflochten, doch so, daß dieses Nest Wind und Wetter ein Jahr lang widersteht, um dann

bloß von oben her eines neuen Anbaues zu bedürfen, wo ihm indessen nie eine bedeutende Vertiefung gegeben wird. In dieses Nest legt das Weibchen im Mai seine 5 bis 7 Eier, welche kaum etwas kleiner als die des Höckerschwans*) sind, sich aber im Uibrigen sehr von diesen unterscheiden. Sie sind gewöhnlich, nach Leipziger Maaß, 4 Zoll $6^1|_2$ Linien lang und 3 Zoll 2 Linien breit, und diese ihre größte Breite liegt beinahe in der Mitte ihrer Länge; sie sehen daher kürzer und bauchichter aus als jene; ihre Schale ist von viel feinerem Korn, die Poren kaum sichtbar, die Fläche daher mit mehrerem Glanz; ihre Farbe ein schmutziggelbliches Weiß, ohne grünliche Beimischung, wenn sie bebrütet noch mehr ins Graugelbliche übergehend und oft sehr beschmutzt. Daher unterscheiden sie sich durch die weniger gestreckte Form, durch die glänzendere Schale und durch den Mangel der grünlichen Färbung sehr leicht von jenen.

Beim Brüten rupft sich das Weibchen Dunen aus, die Eier damit zu umhüllen und nach 35 bis 36 Tagen sollen die Jungen ausschlüpfen, das Männchen zwar nicht brüten helfen, sich aber doch manchmal, zärtlich an die Gattinn geschmiegt, mit auf das Nest legen, übrigens aber sich stets in ihrer Nähe aufhalten, sie bewachen und beschützen, nachher die Jungen führen helfen und, noch wenn diese bereits bis zum Flugbarsein erwachsen, der muthige Vertheidiger seiner Familie bleiben.

Feinde.

Wie bei voriger Art gehören auch bei dieser die großen Adler und die nordischen Füchse hierher; auch im Gefieder wohnt ein Schmarotzerinsekt, das aber von denen jener specifisch verschieden zu sein scheint.

Jagd.

Auch dieser große scheue Vogel ist bei uns meistens bloß mit der Kugelbüchse zu erlegen und muß mit aller Vorsicht hinterschli-

*) Ich muß bekennen, daß mir die bedeutende Größe der isländischen Schwaneier nicht wenig Bedenken gemacht hat, sowol nach Thienemanns Abbildung und Beschreibung (s. d. Fortpflanzung d. Vög. Eur. V. S. 31. u. Tab. XXIII. F. 1.), wie nach den von Faber mitgebrachten Exemplaren, — von denen ich selbst eins von ihm erhalten habe, — und welche mit Beschreibung und Abbildung jener genau übereinstimmen, ob es auch so ausgemacht richtig sei, daß Brehm's Cygnus islandicus und mein C. melanorhinus identisch sein können, weil ich mich von der Vorstellung nicht loszumachen vermag: Nur C. xanthorhinus könne so große, — C. melanorhinus müsse dagegen, wegen viel geringerer Körpergröße, auch viel kleinere Eier legen, als C. olor.

chen werden. — In den Gegenden seines Sommeraufenthalts jagt man ihn zur Zeit, wenn er in der Mauser steht und nicht fliegen kann, oder die Jungen, ehe sie flugbar werden, mit Hunden, an manchen Orten, wo die Sümpfe großentheils ausgetrocknet sind, sogar mit Pferden, und schlägt ihn mit Knütteln todt.

Nutzen.

Das Fleisch vom alten Schwan dieser Art haben wir ungemein hart, zähe, saftlos und unschmackhaft gefunden; das von jüngern soll jedoch besser und von kaum ein halbes Jahr alten sogar sehr wohlschmeckend sein. Den in dieser Hinsicht nicht sehr wähligen Völkern des Nordens dient indessen eins wie das andere zu einer gesuchten Nahrung.

Die Federn werden eben so sorgfältig gesammelt und als geschätzte Waare in den Handel gebracht, auch die Dunenpelze auf gleiche Weise zubereitet wie von andern Schwanarten.

Auf Island soll man die abgezogene Haut der Füße, woran auch die Nägel bleiben müssen, zu recht netten Geldbeuteln gahr zu machen verstehen. Der nächtliche Schwanengesang mag den Bewohnern jener Insel wol eine sehr angenehme Musik sein, weil er ihnen Thauwetter oder Regen bedeutet, und bei der Rückkunft der Schwäne nach langem Winter die Wiederkehr des Frühlings verkündigt.

Schaden.

Ausser daß auch diese Schwäne auf überschwemmte Wiesen kommen und einzelne Stellen oft wieder besuchen, daselbst den Gras- und Pflanzenwuchs vertilgen und den Boden durchwühlen, so daß solche Plätze nach abgelaufenem Wasser ganz kahl daliegen, weiß man nichts Nachtheiliges von ihnen.

Acht und achtzigste Gattung.

Ente. Anas.

Schnabel: Nicht länger, oft aber kürzer als der Kopf; bis zum zu- oder abgerundetem Ende gleich breit, oder hinten schmäler als vorn, an der vordern Hälfte stets niedriger als breit, nur gegen die Stirn viel höher und hier bei Manchen besonders dick, wie aufgeblasen, oder auch eine kleine Protuberanz bildend; der Oberschnabel gewölbt, seine Ränder über die des ganz flachen Unterkiefers greifend; beide vorn in einen schmälern oder breitern Nagel endend; die Kielspalte bis nahe an diesen reichend, ziemlich breit, mit nackter Haut überspannt. Die innern Ränder des obern Kiefers passen gegen die äußern des untern und beide sind mit ineinander greifenden, scharfen Querlamellen gezähnelt, die nur bei Wenigen am Oberschnabel in zarte, senkrechte Zähnchen ausgezogen sind. Die fleischige Zunge füllt den ganzen innern Schnabel.

Nasenlöcher: Näher der Stirn als dem Schnabelende, neben der schmalen Firste, in einer nicht sehr großen, ovalen, mit der weichen, nervenreichen Haut des Schnabels überspannten Höhle, nach vorn und unterwärts geöffnet, oval und durchsichtig.

Füße: Mehr oder weniger weit nach hinten liegend, niedrig; die Unterschenkel bald nur etwas, bald mehr in der Bauchhaut verwachsen; die Läufe seitlich schwächer oder stärker zusammengedrückt;

die drei Vorderzehen bald kürzer bald länger, doch die Mittelzeh stets weit, bei Manchen über das Doppelte, länger als der Lauf; mit vollen Schwimmhäuten und die innere Vorderzeh außerdem mit breitem Hautsaume längs ihrer Innenseite; die freie Hinterzeh etwas höher eingelenkt, klein und schwächlich, ihre Sohle entweder wie gewöhnlich gerundet, oder in einen dünnen senkrechten Hautlappen zusammengedrückt. Der Mangel oder das Dasein dieser sogenannten: belappten oder mit flügelförmiger Haut versehenen Hinterzeh spaltet die Gattung in zwei große Unterabtheilungen. — Der weiche Ueberzug der Füße ist meistens gegittert, nur auf dem Spann und neben den schmal geschilderten Zehenrücken gröber getäfelt. Die Krallen sind klein, wenig gekrümmt, stumpf zugespitzt, die der Mittelzeh mit vorstehender Schneide an der Seite nach innen.

Flügel: Mittelgroß, schmal, vorn spitz; von den Primarschwingen ist die vorderste nicht oder nur wenig, die dritte etwas kürzer als die zweite, welches die längste, die Fahnen bis zur fünften am Enddrittheil schnell verschmälert, ihre Enden stumpf zugespitzt; die Secundarschwingen ansehnlich breit, am Ende in fast gerader Linie schräg abgestutzt; die Tertiarschwingen etwas verlängert, breit lanzettförmig, öfters auch schmal und sichelförmig nach unten gekrümmt. Die breiten Außenfahnen der Secundarschwingen zeichnen sich fast immer durch eine auffallende, oft sehr glänzende Farbe aus, und bilden zusammen auf dem ruhenden Flügel den sogenannten Spiegel. Die Spitzen der angeschmiegten, von den Tragefedern unterstützten Flügel erreichen das Schwanzende nicht.

Schwanz: Kurz, breit, am Ende meist zugerundet, auch zugespitzt, aus 14 bis 20 Federn zusammengesetzt.

Das kleine Gefieder, mit seinen vielen Dunen auf dem Grunde, bildet eine sehr dichte, reiche Bedeckung, liegt immer glatt und fühlt sich wie Seide an. Es ist am Kopfe und Halse sehr schmal, die Federbärte hier auch locker, an den übrigen Theilen zwar enger angeschlossen, aber dennoch sehr weich und die Umrisse der einzelnen Federn nur schwach gezeichnet. An den untern Theilen ist es pelzartig dick, weil die Schäfte der Federn rechtwinklicht

aus der Haut gewachsen, bald aber im starken Bogen sich nach hinten biegen und so die Federn sich um desto besser decken.

Nach ihrer Gestalt unterscheiden sich die Enten hauptsächlich durch die niedrigern Füße von den Gänsen, auch durch den abschüssigern Hinterkopf und durch den schwächern Hals, welcher bei den meisten verhältnißmäßig viel kürzer ist und mehr in sich zusammengezogen getragen wird. In der Gestalt des Rumpfes und Fußgestelles gleichen sie wol mehr den Schwänen, allein keine Art ist im Verhältniß zu ihrer Größe so langhalsig wie diese. Wenn auch von keiner Art die Gestalt, streng genommen, eine wirklich schlanke genannt werden kann, so giebt es dagegen eine ganze große Abtheilung in dieser Gattung, welche darauf noch weniger Ansprüche machen kann, weil sie einen noch kürzern, breitern, d. i. von oben und unten mehr zusammengedrückten Rumpf, kürzern Hals und dickern Kopf hat, auch viel schlechter zu Fuß ist als jene, daher vielmehr etwas plump aussieht, und dies auch durch eine ansehnlichere Schwere des Körpers bei nicht verschiedenen Längemaaßen darthut.

Die Enten gehören zu den Vögeln von einer mittlern Größe und die größesten erreichen ohngefähr die der kleinern Gänsearten, während die kleinsten noch unter die eines gemeinen Feldhuhns herabgehen.

Die Gattung Anas ist aus vielen Arten zusammengesetzt und hierin der Falken-Gattung zu vergleichen, zumal als früher auch Gänse und Schwäne derselben noch zugezählt wurden, welche in neuern Zeiten mit Recht davon getrennt sind und jede eine abgesonderte Gattung bilden. Wie die Enten-Gattung ohne jene dasteht, ist sie in den immer noch sehr zahlreichen Arten zwar auch aus ziemlich verschiedenen Elementen zusammengesetzt, weshalb man sich auch nicht begnügte, die beiden großen Familien, in welche sich die Arten gruppiren, als zwei abgesonderte Gattungen zu betrachten, sondern diese nach unbedeutenden Abweichungen so vielfältig zersplitterte, daß dadurch gegen 20 Gattungen entstanden, die, wenn manche ausländische Arten genauer bekannt würden und man diesen Grundsätzen treu so fortfahren wollte, noch mehr vervielfältigt werden könnten; wobei dann aber vollends nicht zu vermeiden wäre, daß manche und mehrere dieser sogenannten Gattungen nur durch eine Art repräsentirt würden. — Obgleich die Gattung Anas, wie wir sie nehmen wollen, in zwei große natürliche Gruppen, ohne und mit Hautlappen der Hinterzeh, zerfällt und diese wieder in mehrere kleine Familien

sich sondern lassen, so halten wir diese Abweichungen doch nicht für wichtig genug, um nicht Alle in einer Gattung vereint zu lassen, weil die zugehörigen Arten doch allesammt einen allgemeinen Gattungs-Typus so deutlich an sich tragen, daß selbst das natürliche Gefühl eines Unkundigen auch in den abweichendsten Formen immer noch Verwandte der Hausente erkennen, oder z. B. Anas leucocephala, oder A. clypeata so gut für eine Entenart halten wird, wie A. boschas oder A. crecca.

Die verschiedenen Arten der Entengattung haben ein sehr verschieden gefärbtes Gefieder und genaue Wiederholungen in den Zeichnungen kommen selten und nur bei naheverwandten Arten vor. Sie würden demnach leicht zu unterscheiden sein, wenn nicht in jeder Art wiederum große Verschiedenheiten, sowol zwischen den Kleidern beider Geschlechter, als zwischen diesen und den Jungen Statt fänden, und endlich die alten Männchen vieler Arten nicht außerdem, auf kurze Zeit, im Spätsommer, ein Kleid trügen, das ihrem gewöhnlichen gar nicht, wohl aber dem ihrer Weibchen ähnelt. Bei den Meisten zeichnen sich jedoch die breiten Schwingfedern zweiter Ordnung als ein auffallend, oft prächtig glänzend gefärbter, deutlich umgrenzter, sogenannter Spiegel aus, welchen beide Geschlechter, die Weibchen und Jungen nur von matterer Farbe haben, weshalb er fast immer ein sicheres Artkennzeichen abgiebt. Bei einer Hauptabtheilung haben die Männchen ein von dem der Weibchen ganz verschieden gefärbtes und ganz anders gezeichnetes Gefieder, und sind hierin, in mehr als einer Hinsicht, den ächten Waldhühnern (s. VI. S. 276. d. W.) zu vergleichen; — bei einer andern ist dagegen der Unterschied zwischen den Geschlechtern zwar auch noch auffallend genug, doch lange nicht so groß als bei jenen.

Bei allen Arten sind die Männchen bedeutend größer als die Weibchen, und jene haben in der Luftröhre, unten, wo sich diese in zwei Aeste theilt, eine nach den Arten verschieden gestaltete, größere oder kleinere knorpelige Luftkapsel oder Knochenblase *). Sie sind auch äußerlich noch ausgezeichnet, bald durch einen Knoll vor der Stirn oder durch ein wulstiges Anschwellen der Schnabelwurzel, bald durch eine Holle oder Federbusch, bald durch eine sichelförmige Gestalt der hintern Schwing- und Schulterfedern, welche alle den

*) Diese Luftkapsel trägt ganz gewiß Nichts zum leichten Untertauchen bei, sonst müßten die Männchen besser tauchen als die Weibchen, was durchaus nicht der Fall ist. Wohl aber mag sie eine Veränderung der Stimme herbeiführen, oder vielleicht gar in Verbindung mit der Doppelmauser stehen.

Weibchen entweder ganz fehlen, oder bei ihnen nur sehr wenig ausgebildet vorkommen.

Die jährliche Mauser ist eigentlich nur einfach, bloß bei den Männchen doppelt. Eine Doppelmauser kömmt bei den Weibchen entweder gar nicht, oder nur höchst unvollkommen vor. — Die Hauptmauser beginnt bei den Männchen viel früher, schon wenn die Weibchen noch brüten, erstreckt sich ohne Ausnahme über das ganze Gefieder, giebt dem Männchen aber ein Kleid, das dem der Weibchen ähnelt und sein Sommerkleid vorstellt, das es aber nicht lange trägt, sondern noch vor Eintritt des Winters, früher oder später, durch eine zweite Mauser, die sich aber nicht über die Schwing- und Schwanzfedern (mit Ausnahme der Mittelfedern dieses) erstreckt, wieder mit dem Prachtkleide*), seinem eigentlichen Hochzeitkleide, vertauscht. — Die Hauptmauser der Weibchen tritt aber gegen 2 Monate später ein, wenn ihre Jungen bereits fliegen lernen, und geht dann auch schneller von Statten. Bei Männchen und Weibchen fallen die Schwingfedern von allem Gefieder zuletzt und dann fast alle auf ein Mal aus, so daß sie, ehe ihnen nicht neue an deren Stelle erwachsen, zum Fliegen untüchtig sind; für sie eine höchstängstliche Periode, in welcher sie sich sehr versteckt halten, die aber bei den Weibchen etwas schneller als bei

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß diese Benennung für dies Kleid durch die ganze Gattung beibehalten bleibt, obgleich die Analogie mit zahllosen ähnlichen Fällen in der Vogelwelt dieses Prachtkleid zu nichts Anderem als zum wirklichen Hochzeitkleide macht. Jede Entenart erscheint nur in ihm in ihrer höchsten Schönheit, was sich außer dem Gefieder auch an den nackten Theilen und der Erhöhung ihrer Farbe deutlich genug zeigt; da es aber manche Männchen wieder ablegen, ehe noch die sämmtlichen Fortpflanzungsgeschäfte, auch der Weibchen, vollzogen sind, möchte die letzte Benennung vielleicht zu unbestimmt sein. Daß die Männchen aller Entenarten früher mausern als ihre Weibchen, viele wenn diese brüten oder gar schon, wenn sie erst damit anfangen, konnte nicht anders sein, weil jene zwei Mal, diese nur ein Mal im Jahr ein neues Kleid erhalten und doch zu jeder solcher Periode gegen $1^1/_2$ Monat bedürfen, die Weibchen aber nicht eher dazu kommen bis ihre Jungen selbst flügge werden, weil diese bis dahin ihres vollen Schutzes bedurften. Weil die Männchen sich aber weder um das Brüten, noch um die Erziehung der Jungen bekümmern, so sind sie ihren Weibchen nur so lange unentbehrlich als diese Eier legen; daher ihr baldiges Mausern, dem im Herbst ein zweites folgt, in welchem sie jenes prächtige Kleid erhalten, worin bereits der Begattungstrieb von Neuem rege wird und dies in steigender Progression (mit Unterbrechungen wegen Mangel an Futter und Wärme) bleibt, bis zur wirklichen Begattungszeit, d. i. der ersten Periode der Fortpflanzungszeit, im März und April. Wenn auch das Männchen der Eisente (Anas glacialis) eine Ausnahme hiervon machen und manche unter ihnen bei den Nestern bereits in ihrem düstern braunen Sommerkleide gesehen worden sein sollen, so bleibt dennoch das mit den viel hellern und schönern Farben und mit den Sichelfedern an den Schultern, das sie im Herbst anlegen und durch den Winter bis zum Frühjahr tragen, ihr Prachtkleid und unbestreitbar auch ihr hochzeitliches.

den Männchen vorüber geht, bei denen sie über 2 Wochen dauern kann. — Die Jungen, welche anfänglich ein gelbgrünliches, graues, unten helleres, oben dunkleres, auch wol gefleckt oder gestreiftes Dunenkleid tragen, und im ersten Federkleide der Mutter sehr ähnlich sehen, legen dieses Jugendkleid im Spätherbst und Winter ab, nehmen aber Schwing- und Schwanzfedern mit in das nächste vollkommene hinüber, in welchem sie, also in ihrem zweiten Lebensjahre, zeugungsfähig sind. Nur wenige Arten oder meistens bloß Junge verspäteter Bruten vom vorigen Jahr machen hiervon eine Ausnahme, vermausern sich unvollständig und werden erst nach Ablauf ihres zweiten Lebensjahres fortpflanzungsfähig. Die große Aehnlichkeit des Jugendkleides mit dem der alten Weibchen und des männlichen Sommerkleides war der genauern Kenntniß der Arten und der Erforschung ihrer Lebensweise lange Zeit sehr hinderlich.

Die Enten sind über alle Zonen unsrer Erde verbreitet, doch in der heißen und kalten Zone weniger als in der gemäßigten. Manche Arten haben eine ungeheuere Verbreitung, über eine ganze Erdhälfte, vom Polarkreise bis zum Aequator. Viele Arten sind in unsäglicher Anzahl vorhanden und bedecken in solcher zu Zeiten ganze große Wasserflächen oder verfinstern buchstäblich die Luft, namentlich wenn sie sich auf ihren Wanderungen und an gewissen Plätzen, als gesellige Vögel, in großen Schaaren versammeln und solche von vielen Arten gebildet werden, wo manche sich auch andern zahlreich beisammen lebenden Schwimmvögeln anschließen, doch lieber mit taucherartigen oder auch mit Schwänen, aber nicht mit Gänsen Gemeinschaft halten, weil sie von letztern in Lebensart und Betragen bei Weitem mehr abweichen als von erstern. Da die Meisten den Sommer in kältern Klimaten leben, so wandern sie gegen den Eintritt der kalten Jahreszeit in südlichere, nicht der Kälte wegen, gegen welche sie unempfindlich genug sind, sondern wegen durch diese herbei geführten Nahrungsmangel, wenn eine allgemeine Eisdecke die Gewässer ihnen unzugänglich macht. Die offnen Stellen im Eise halten sie daher so lange wie möglich besetzt und kehren deshalb auch im Frühjahre wieder in die Sommerwohnsitze zurück, sobald Eis und Fröste sich zu verlieren anfangen. Die allermeisten leben im Sommer auf süßen und stehenden Gewässern, und suchen die Flüsse und endlich das Meer nur, wenn jene sich mit Eis bedecken; nur wenige leben immer am Meer. Manche überwintern auch in kältern Gegenden auf offnem Meer, doch meistens unter dem Schutz vom Lan-

de, oder in der Nähe von Flußmündungen; andere machen dagegen weite Wanderungen nach südlichern Ländern, wo auch süße Gewässer vom Eise frei bleiben, um da zu überwintern. Auf ihren Wanderzügen nehmen sie meistens eine südwestliche Richtung und bei der Rückkehr eine nordöstliche, machen sie gewöhnlich des Nachts, nur wenn sich die Temperatur plötzlich ändert, im Spätherbst Frost und Schnee, im Frühjahr Thauwetter sich einstellen will, auch am Tage. Auf ihren weiten Reisen fliegen sie hoch, wenn auch in Schaaren, doch die Arten gesondert, und wenn mehrere einer Art beisammen, in einer schrägen Reihe, wenn viele, in einer ungeheuer langen Reihe hintereinander her, oder auch in zwei großen, ein hinten offenes Dreieck bildenden.

Bei allen Verrichtungen sind ihnen Tag und Nacht gleich, ja sie sind in letzterer sogar am thätigsten, daher in der Dämmerung sehr unruhig. Nur in stockfinstern Nächten schlafen sie; sonst thun sie dies nur am Tage, bald auf dem Wasser schwimmend, Kopf und Schnabel unter die Schulterfedern gesteckt, oder auch auf festen Boden dicht am Wasser oder auf von ihm umgebenen Plätzen, auf einem Bein stehend oder ganz auf die Brust niedergelegt. Sie schlafen im Ganzen wenig, oder doch mit vielen Unterbrechungen und sehr leise.

Ihre Stellung hat wenig Auffallendes, ist aber sehr verschieden, doch wird der Hals meistens in die Form eines S niedergebogen oder auch, so zu sagen, in sich zurückgezogen, daß er viel kürzer erscheint als er wirklich ist, und der auf den kurzen Beinen ruhende Rumpf gewöhnlich wagerecht getragen. Nur manche Arten, deren Füße zu weit nach hinten liegen, nehmen zuweilen eine aufgerichtetere Stellung an; diese gehen auch schwerfälliger und seltener als jene, wie denn der Gang aller nicht so leicht und frei als der der Gänse ist, der Körper bei jedem Schritte noch mehr wankt und dieser Gang überhaupt mehr ein Watscheln genannt werden darf. — Desto behender schwimmen sie, die *nichttauchenden* (mit unbelappter Hinterzeh) freier, den Hals höher, den Rumpf mehr über der Fläche, vorn nicht tiefer als hinten, den Schwanz spitzewärts etwas mehr vom Wasserspiegel entfernt; die *tauchenden* (mit belappter Hinterzeh) geduckter, den Hals tiefer eingezogen, den Rumpf mehr unter die Fläche gesenkt, den Schwanz auf derselben schleppend. Jene tauchen nie nach Nahrung, sondern nur in höchster Noth, wenn sie nicht fliegen können und heftig verfolgt werden; diese tauchen sowol nach Nahrung wie in Noth bis auf den Grund

und mehrere Klafter tief unter. — Sie fliegen alle leicht, mehr oder weniger schnell, zwar gerade aus, mit wenigen Schwenkungen, doch manche wirklich pfeilschnell, Alle mit sehr rasch auf einander folgenden Schlägen der weit ausgestreckten Flügel, die Schwingungen mit einem bald pfeifenden, bald klingelnden, bald rauschenden Getön begleitet, so verschieden als die Arten untereinander, so daß diese der Geübte auch in finsterer Nacht daran unterscheiden kann. Sie erheben sich so leicht vom Wasser, wie vom festen Boden, die der ersten Abtheilung jedoch leichter als die der zweiten, und auch das Niederlassen der erstern ist mit weniger Geräusch verbunden. Sie fliegen oft nicht hoch, über dem Wasser zuweilen sehr niedrig, können sich aber auch sehr hoch erheben, fliegen dann auf weitern Strecken in der erwähnten Ordnung, von einem gepaarten Päärchen aber stets das Weibchen voran. Es gewährt einen herrlichen Anblick, wenn eine wolkenartige Schaar verschiedener Enten sich brausend erhebt, nach und nach, koppelweis, nach den Arten, sich in Reihen formt und diese von allen Größen, Reihe an Reihe, dazwischen mit Einzelnen und Gepaarten vermischt, in einerlei Richtung hinter- und nebeneinander durch die Luft weithin streicht; ein Schauspiel, welches man nur auf dem Meer oder da in seiner ganzen Großartigkeit sehen kann, wo eine solche Schaar von einem sehr großen Wasser sich erhebt, um sich nach einem andern zu begeben.

Die Enten gehören im Allgemeinen zu den sehr schlauen und listigen Geschöpfen, doch machen zuweilen einzelne Arten und ein verschiedener Aufenthalt auch Ausnahmen hiervon. Alle sind auf großen Gewässern und in Gesellschaften vereint weit scheuer als auf kleinen und vereinzelt, und die, welche dort dem Schützen auf 200 Schritte schon ausweichen, halten auf kleinen Teichen vereinzelt ohne alle Umstände schußrecht aus. Bei ihrer Vorsicht kommen ihnen ein gutes Gesicht und Gehör, mehr aber noch ihr sehr scharfer Geruch zu Statten. Sie wittern oder winden ihren Feind oft früher als sie ihn sehen, haben überhaupt auch nur bei Tageshelle ein scharfes Gesicht, weniger schon bei Mondenschein, noch weniger in der Nacht, und wenn diese recht stockfinster, können sie fast gar nicht sehen. An intellectuellen Fähigkeiten stehen die Enten den Gänsen weit nach. — Ihre Stimme ist der dieser auch nur entfernt ähnlich, viel schwächer, meistens und unter vielerlei Modulationen quakend oder schnarrend, seltner dumpf pfeifend, aber bei keiner melodisch angenehm, beim Männchen fast immer anders als beim Weibchen, jenes auch außerdem noch mit ganz besondern Tönen begabt. Ihr Zischen ist

auch anders und mehr ein Fauchen zu nennen. Die Jungen haben, bis sie Federn bekommen, eine piepende Stimme. — Einer völligen Zähmung und Domestizirung fähig haben sich nur ein paar Arten gezeigt; ausserdem lassen sich Alle, welche Getreide fressen, leicht an die Gefangenschaft gewöhnen, nur die meisten der tauchenden Enten müssen, weil sie keine Körner fressen, davon ausgeschlossen bleiben.

Sie nähren sich von allerlei vegetabilischen Stoffen, zarten Spitzen, Blättern, Wurzeln, Knollen, Keimen, Samen, namentlich der Sumpf- und Wasserpflanzen, viele auch von reifem Getreide; dann von Wasserinsekten und Insektenlarven, Regenwürmern, kleinen Schnecken und Muscheln, kleinen Fröschen und Froschlarven, kleinen Fischen, Fisch- und Froschlaich, sogar Aas von allerlei Thieren und anderen Auswürfen. Muscheln und Schnecken verschlingen sie mit den Schalen und außerdem auch vielen groben Sand und kleine Kiesel. Sowol nach der Wahl der Hauptnahrungsmittel, als der Art und Weise sich derselben zu bemächtigen, theilt sich die Gattung in zwei große Gruppen, in die der nichttauchenden oder tauchenden Enten. Erstere suchen ihre Nahrung viel häufiger an den Ufern oder gar auf dem Lande, schnattern sie aus dem weichen Schlamm und Moraſt hervor, oder suchen sie schwimmend auf seichtem Wasser, bloß mit eingetauchtem Kopfe und Hals, und wo dieser nicht tief genug hinabreichen will, kippen sie dazu den Rumpf rücklings auf und erhalten ihn durch Strampeln in dieser verkehrt senkrechten Stellung, so lange als sie nicht zu athmen brauchen. Zuweilen kippen sie über und erschrecken dann nicht wenig, hören und sehen aber, wenn sie den Kopf unten haben, von dem, was oben vorgeht Nichts, selbst Schüsse nicht. Die der letztern Gruppe tauchen mit dem ganzen Körper senkrecht bis auf den Boden des Wassers unter, lesen die Nahrungsmittel von ihm auf, gehen so mehrere Klaftern tief, tauchen senkrecht wieder auf und suchen ihre Nahrung selten am Ufer und in seichtem Wasser.

Fast alle nisten an süßen Gewässern und in Sümpfen, auf denen viel Rohr, Schilf, Binsen und Gesträuch wächst, selbst auf mit Wald umgebenen Gewässern. Obgleich weniger gesellig in der Fortpflanzungszeit nisten doch oft viele Enten in sehr verschiedenen Arten auf ihnen zusagenden Gewässern in einem kleinen Umkreise, ohne wie Meven, Seeschwalben u. a. enger zusammenzuhalten, viele Paare auch einsam an einzelnen Orten. Sie leben zwar in Monogamie, doch haben einige Arten große Neigung zur Polygamie.

Der Begattungstrieb erwacht, wie erwähnt, schon im Spätherbst, die Ehen werden aber erst kurz vor der Begattungszeit geschlossen und dauern bei den meisten nicht viel länger als diese. Die Männchen kämpfen um die Weibchen, indem sie den Nebenbuhler packen, sich gegenseitig tüchtig kneipen und herumzausen, aber nicht mit den Flügeln schlagen, sind ihren Weibchen aber wenig treu und sehr geil. Der Begattung, die auf dem Wasser durch gewöhnliches Betreten vollzogen wird, gehen meistens allerlei sonderbare Bewegungen und wunderliche Töne vorher. Der Geilheit der Männchen wegen und um nicht zu oft von ihnen gestört zu werden, suchen die Weibchen mancher Arten ihren Männchen das Nest zu verheimlichen und manche bringen es in der That nicht selten an Orten an, wo es, wenigstens von Menschen, schwer zu entdecken ist, zumal in bewohntern Gegenden. Hier steht es bald im Rohr, Schilf, Binsen, Gestrüpp oder auf Seggenkufen auf oder am Wasser, bald im Grase der Wiesen, unter Gebüschen oder im nahen Getreide, auch in hohlen Stämmen, in alten Hütten, auf Weidenköpfen, sogar zuweilen auf höhern alten Bäumen, wo ein altes Krähennest die Grundlage bildet; in öden Gegenden viel weniger versteckt, auf kleinen Inselchen zwischen niedrigen Sumpfpflanzen, in Steinhaufen und selbst auf nackten Ufern. Nur wenige Arten nisten in tiefen Erdhöhlen, nicht selten weit vom Wasser. Diese bauen fast gar kein Nest, alle Uibrigen aber ein kunstloses, aus trocknen Sumpf- und Wasserpflanzen, mit sehr tiefem Napf, welcher von Allen beim Brüten mit den eignen Dunen, die sich das Weibchen auf der Mitte des Unterleibs ausrupft und wodurch ein großer Brütefleck entsteht, weich ausgefüttert wird, womit auch die Eier beim jedesmaligen Abgehen des Weibchens sorgfältig bedeckt werden, um sie unterdessen warm zu erhalten und zugleich den Augen der Feinde zu entziehen. Wenn es aufgescheucht nicht Zeit zum Verdecken der Eier hat, sieht man diese auf ihrem weichen Lager, oben ringsum mit einem Kranz von Dunen umgeben, welcher sich zum Theil von selbst schon über sie legt. Beim plötzlichen Aufschrecken entledigt das Weibchen sich zuweilen seiner Exkremente und besudelt damit die Eier. Das scheint aber nicht Plan, sondern bloß Zufall. Wo viele der zweiten Hauptgruppe nahe beisammen nisten, wie in öden Gegenden nördlicher Länder, legen oft mehrere Weibchen in ein Nest und bebrüten dann die Eier abwechselnd oder das stärkere unter ihnen behauptet sich auf denselben. Wenn ihnen die Eier nicht geraubt werden, machen sie nur eine Brut im Jahr, legen aber, bei wiederholtem Wegnehmen

der Eier, wenn man nur eines oder einige im Neste läßt, ihre Zahl wieder voll und so nach und nach sehr viele. Die eigentliche Zahl der Eier eines Geleges ist verschieden wie die Arten, von 6 bis zu 16 für ein Nest, deren Gestalt eine eiförmige, öfter länglicht als rundlich; ihre feste Schale von feinem Korn und oft glänzend; ihre Farbe meistens weiß, bald ins Rostgelbe, am öftersten ins Olivengrünliche ziehend, ohne dunkele Flecke. Das Bebrüten wird 21 bis 24 Tage lang allein vom Weibchen verrichtet und bei vielen Arten bekümmert sich das Männchen währendem weder um sein Weibchen, noch um Nest und Eier. Die Jungen werden, sobald sie abgetrocknet, von der Mutter auf's Wasser geführt, sorgfältigst bewacht und mit eigner Aufopferung beschützt; von den Sorgen der Erziehung macht sich jedoch, bei den meisten Arten, der Vater so los und ledig, daß er sich dann oft sogar an ganz andere Orte begiebt, wozu ihn freilich der jetzt schon bei ihm eintretende Federwechsel antreibt. In den ersten Lebenstagen der Jungen, wenn beim Vater der Begattungstrieb noch nicht ganz gestillt ist und diese ihm bei dem Verlangen zur Mutter hinderlich scheinen mögen, tödtet er sogar zuweilen die eigenen Kinder.

Feinde haben die Enten an allen größern Raubvögeln, die sie im Fluge leicht fangen, weil sie wenige Schwenkungen machen können um den Stößen jener auszuweichen, und erst dann sich zu retten vermögen, wenn sie Wasser erlangen, in dem sie untertauchen, oder wo sie sich im Schilf u. dergl. schnell verkriechen können. Ihre Brut wird außer von jenen, noch weit häufiger von Raben, Krähen, Elstern, von Füchsen, Mardern, Iltissen, Wieseln und Ratten vertilgt. Auch zerstören plötzliche Ueberschwemmungen oft mit einem Schlage die Bruten in einem weiten Umkreise, so wie im Vorsommer anhaltende Dürre und Verdünsten der Sümpfe eben so nachtheilig auf das Erhalten und Gedeihen der Jungen einwirken. Beim steigendem Gewerbsfleiß der wachsenden Menschenmenge sind, durch Trockenlegen vieler Sümpfe und Abzapfen zahlloser stehender Gewässer, auch die Vögel dieser Gattung gewaltig vermindert und seit Menschengedenken nach und nach immer mehr aus kultivirtern Ländern vertrieben oder nach fernen unbewohnten Gegenden verwiesen worden. Sie haben sich so auffallend vermindert, daß dies sogar schon in nördlichen Ländern bemerklich wird, wo z. B. in den Dänischen Staaten ein einziger der dortigen Entenfänge vor 50 Jahren jährlich an 30,000 Stück Enten, vor 20 Jahren kaum noch 20,000 hergab und heut zu Tage nicht mehr 10,000 Stück liefert. Sie

sind Gegenstand der Jagd, werden aber, nach geordneten Jagdgesetzen, bloß zur kleinen Jagd gezählt, aber hauptsächlich ihres meistens wohlschmeckenden, zarten und oft sehr fetten Fleisches wegen auch sehr mit Schießgewehr verfolgt, oder in großen, dazu eingerichteten Anstalten in noch größerer Menge gefangen, weniger ihrer Federn wegen, obgleich sie zum Ausstopfen der Betten und weicher Polster sehr brauchbar sind. Wo sie nicht unter den Jagdgesetzen stehen, sucht man auch ihre wohlschmeckenden Eier zur Speise auf. Manche nutzen uns noch besonders als Hausthiere. Durch Ankleben des Fischlaichs am Gefieder wird dieser von ihnen nach andern Gewässern verschleppt. Schädlich werden sie nur den kultivirten Fischereien durch Vertilgen vieler Fischbrut.

Das Männchen nennen der Jäger: Entvogel, Antvogel oder Ahntvogel, oft auch nur schlichtweg: Vogel; wogegen der gemeine Mann, nach verschiedenen Gegenden und Dialekten, ihm die Benennungen: Erpel oder Erpelt, Entrich, Endtrach, Aentrich, Antrach oder Andtrach, Anter, Enter, Rätscher, Rätsch, Drake, Wyk und Warte beilegt; während das Weibchen überall schlichthin: Ente oder allenfalls Entine genannt wird.

Anatomische Charakteristik

der

Gattung Anas,

nach den hinterlassenen Papieren von

Ch. L. Nitzsch*),

zusammengestellt von

Rudolph Wagner.

Die eigentlichen Enten sind als die typische Gattung der Familie der Hautschnäbler zu betrachten und die nachfolgende Beschreibung ist größtentheils auch auf die übrigen Gattungen der Familie anwendbar.

Der Schädel ist gewölbt, das Hinterhauptsloch, welches senkrecht steht, ansehnlich; über demselben zwei Haut-Inseln. Das Thränenbein hat, bei etwas abweichenden Verhältnissen, immer einen freien, absteigenden Fortsatz, welcher von keinem Flügelfortsatz des Riechbeins berührt wird. Der sehr ansehnliche Schläfedorn, welcher vom Schuppenbeine und dem großen Keilbeinflügel gebildet wird, nähert sich mehr oder weniger dem absteigenden Theile des Thränenbeins, verbindet sich aber nur selten mit demselben, um einen völlig geschlossenen Orbitalrand zu bilden (so bei Anas clangula, autumnalis und Cereopsis novae Hollandiae**). Die Gau-

---

*) Als Grundlage habe ich den von Nitzsch selbst bearbeiteten Artikel Dermorhynchi in Ersch's und Gruber's allgem. Encyklopädie. Bd. 24. Sect. I. benützt, aber zahlreiche Zusätze nach dem Manusc. von Nitzsch beigegeben und eigene Beobachtungen in den Anmerkungen hinzugefügt.

**) Die Gattung Cereopsis ähnelt am meisten den Gänsen, zeigt aber doch einige auffallende Eigenthümlichkeiten, so die ganz harte, hornige Schnabelbedeckung, die überaus tiefen Gruben für die Nasendrüsen, welche so stark sind, als bei den Alken (nur Anser Bernicla hat ähnliche), durch den Eindruck für den kleinen Brustmuskel (der mehr wie bei den Schwänen verlauft). Die Blinddarme sind ansehnlich; ein kleines Divertikel ist vorhanden; die Luftröhre besteht aus harten, knöchernen Ringen; das untere Ende besteht, wie bei den Schwänen aus einer langen Knochenröhre, durch 13 bis 14 verschmolzene Knochenringe gebildet. Die Zunge ist durch ihre Kürze merkwürdig.

menbeine sind gerade, meistens schmal gedrückt, der Pflugschar von bedeutender Größe und Höhe; die Flügelbeine sind breit, schulterblattähnlich (daher der Name ossa omoidea von Hérissant) und reiben mit einer dritten Gelenkfläche den Körper des Keilbeins, was bei so vielen Vögelgattungen der Fall ist; aber es ist diese dritte Gelenkung der vorderen bisweilen so nahe, daß sie übersehen, oder zu ihr gezogen werden kann. Der hintere Fortsatz der Unterkieferäste bildet eine schmalgedrückte, oft lange und sichelförmig aufwärts gebogene Lamelle.

Die ächten Enten haben niemals Gruben auf der Stirne für die Nasendrüse, nur Abstumpfung des Orbitalrandes für dieselbe*).

Halswirbel 15 bis 16, Rückenwirbel 9, Schwanzwirbel 7 bis 8. Auf diese Verschiedenheit der Zahl der letzteren ist wenig Werth zu legen, indem der vorletzte Wirbel mit dem letzten leicht zu verwachsen scheint, auch der erste Schwanzwirbel bald mehr, bald weniger zu den Beckenwirbeln übertritt und Kreuzwirbel wird.

Es finden sich 9 Rippenpaare, wovon nur das vorderste ohne Rippenknochen ist.

Das Brustbein ist groß, lang, ziemlich gleich breit, doch meist hinten breiter, mit einfachen, tiefen Buchten, welche selten, wie z. B. bei A. querquedula durch eine Knochenleiste zu wirklichen Hautinseln geschlossen werden. Der Kamm ist mäßig groß und vorne spitzwinklich, theils sehr spitz. Immer bildet die Leiste, welche die äußere Grenze des musculus pectoralis minor bezeichnet, eine gerade Linie, welche der crista sterni ziemlich parallel, gerade nach

---

*) Obwohl die Charakteristik für die ganze Gattung paßt, so gilt dieselbe doch vorzüglich von den ächten Enten und deren Repräsentanten, Anas Boschas; die Tauchenten (Hydrobates. Nitzsch) mit den von ihm untersuchten Arten, nehmlich An. fuligula, rufina, mollissima, marila, nigra, clangula, fusca, glacialis, leucophthalmos, ferina) unterscheiden sich von den eigentlichen oder Nichttauch-Enten durch folgende Merkmale:

1. Der Oberkiefer ist breiter als gewöhnlich.
2. Die Drüsenspuren auf der Stirne sind größer, deutlicher, als bei den übrigen, aber nicht so tief eingesenkt, als z. B. bei Alca, Mormon.
3. Die dritte Gelenkung der Flügel- oder Verbindungsbeine ist hier, wie bei andern Enten wenig, theils noch weniger als dort von der vorderen Gelenkung entfernt oder gesondert.
4. Das Brustbein ist breiter, besonders nach hinten, übrigens am Abdominal-Ende immer mit einem ziemlich breiten, nicht von Muskeln, sondern nur von der Haut bedecktem Saume eingefaßt, von welchem die übrigen Enten kaum eine Spur zeigen.
5. Weder das Os humeri, noch das Brustbein, noch irgend ein anderer Knochen ist wirklich pneumatisch.
6. Die Zehen sind viel länger.

Es finden sich übrigens 14 bis 16 Rückenwirbel, 9 Rippenpaare, von denen nur das vordere unächt, und 7 Schwanzwirbel.

dem Abdominalrande zuläuft, als wodurch sich Enten und Gänse von den Schwänen unterscheiden, bei denen diese Linie schief nach der crista, keineswegs aber nach dem Abdominalrande zugeht.

Die Schulterblätter sind lang, dünn, sockelförmig, am Ende stumpf, aber nicht verbreitet, reichen bis zum Becken und wohl etwas über den Rand des Darmbeins hinaus.

Die Gabel ist von der Seite gesehen sehr gekrümmt, drehrundlich, ziemlich gespreitzt, ohne Handgriff, berührt das Brustbein durchaus nicht, sondern bleibt von demselben entfernt.

Das Oberarmbein ist bei allen pneumatisch und etwas länger, als das Schulterblatt, geht jedoch nicht bis zum Hüftgelenk. Der Vorderarm ist stets kürzer, als der Oberarm; die Hand ist schmächtig, länger als der Vorderarm; der Daumen hat eine mehr oder weniger vollkommene Kralle und ein Nagelglied; auch der Mittel- oder große Finger hat ein drittes, dünnes und spitzes Glied; der kleine Finger ist kurz, nur halb so lang als das erste Glied des Mittelfingers.

Das Becken zeigt bei der ganzen Familie die größte Uibereinstimmung und ist wie bei der typischen Art, An. boschas, geformt; nur in der Breite, Annäherung der Schambeine u. s. w. kommen Verschiedenheiten vor. Es ist groß und lang, im Hintertheile flach gewölbt. Hinter dem ischiadischen Loch finden sich häufig hautige Räume, welche sich bald schließen, bald nicht. Die langen, grätenförmigen Schambeine konvergiren sehr stark, sind am Ende etwas, aber nicht auffallend verbreitet. Alle haben die auch dem Becken der Hühner zukommenden Haken oder Eckspitzen am Beckenrande über der Pfanne.

Der Oberschenkelknochen ist länger als der Lauf, tarsus. Die Knieleisten der Tibia, besonders die vorderste, sind sehr ausgebildet und bilden ansehnliche Lamellen, zugleich fast pyramidenartige Thürmung.

In Hinsicht der Pneumatizität der einzelnen Knochen herrscht bei den verschiedenen Gattungen große Verschiedenheit. Bei den ächten Enten sind wohl immer das Os humeri und das Brustbein, vielleicht auch der Wirbel, außerdem sehr oft die Schlüsselbeine, seltner Gabel und Schulterblatt pneumatisch. Die Rippenknochen sind häufiger luftführend als die Rippen, was auch von den Gänsen zu gelten scheint; das Becken ist es nicht immer, der Oberschenkelknochen aber führt immer Mark.

Unter den Muskeln sind die, welche die Kiefer bewegen, durch sehr bedeutendes Volumen (noch stärker aber bei den Gänsen) ausgezeichnet. An den Vordergliedern ist der Musculus patagii communicans N., welcher mit dem langen Kopf des M. biceps brachii oder von demselben entspringt und zur langen elastischen Sehne des Flughautspanners geht, — an den Hintergliedern der M. gracilis femoris Tiedem., welcher so vielen Vögeln gänzlich fehlt, hier aber ganz besonders stark ist, bemerkenswerth.

Was die empfindenden Organe betrifft, so sind die Fäden des fünften Nerven-Paars, welche sich in der Haut des Schnabels verbreiten, von besondrer Stärke und Entwickelung. Sie vermitteln hier ein sehr feines Tastgefühl, das die Enten beim Schnattern im Wasser und Schlamme nöthig haben.

Die oberen Muscheln des Geruchsorgans sind ausgebildeter, als bei vielen Vögeln, auch die mittleren sind ansehnlich, aber die unteren, welche zumal bei vielen Passerinen und dem indischen Kasuar eine so zusammengesetzte, gleichsam labyrinthische Form und bedeutende Größe haben, sind hier, wie bei den meisten Wasservögeln gar wenig ausgebildet, indem sie aus einer einfachen oder nur mit einer Nebenkante versehenen, knorpeligen Lamelle bestehen. Bei einer Art dieser Familie kommt eine ganz besondere Erweiterung des Geruchsorgans vor. Bei Anas clangula geht nämlich jede Nasenhöhle in eine enorm große, über den ganzen Oberkopf sich verbreitende, wahre, knöcherne Stirnhöhle (sinus frontalis) über. Diese Anordnung kommt konstant bei männlichen und weiblichen Individuen derselben Entenart, fast aber, wie es scheint, bei keinem anderen Vogel vor.

Die Nasendrüse zeigt bei der ganzen Familie und bei der Gattung Anas selbst sehr verschiedene Grade der Entwickelung. Sie liegt zwar immer über den Augen; bei einigen aber nimmt sie nur den oberen Orbitalrand der Stirnbeine ein, indem sie denselben gleichsam verbreitert und über die Augen hin etwas fortsetzt, oben aber auf der Fläche der Stirnbeine wenig oder nicht aufliegt. So ist es bei den eigentlichen Enten (Anas sponsa, acuta, querquedula, moschata), wie auch bei der Gattung Mergus. Bei anderen breitet sie sich mehr über die Stirnbeine hinterwärts in einigermaßen nierenförmiger Gestalt aus z. B. bei A. tadorna, clangula, fuligula. Bei wieder andern belegt sie als ein dickes Polster, theils in eine tiefe Grube eingesenkt, und mit der der andren Seite in gerader Linie dicht zusammenstoßend, die ganze obere Fläche

der Stirnbeine, so bei A. molissima, fusca, nigra, marila und glacialis.

Die Augen der Enten sind ziemlich klein. Der Querdurchmesser übertrifft etwas den Höhendurchmesser; die Hornhaut ist wenig gewölbt; die Krystalinse hinten sehr, vorne wenig konver. Der Fächer ist meist niedrig; er besteht aus 9 bis 14 Falten*). Die Nickhaut hat den gewöhnlichen, hier besonders deutlichen Kragenumschlag ihres Randes. Dem unteren Augenlide scheint (wie z. B. den Eulen, Reihern) die innere Knorpelplatte zu fehlen. Die Harder'sche Drüse bildet einen gekrümmten, länglichrundlichen Lappen; sie ist von ansehnlichem Volum, während die Thränendrüse die gewöhnliche Kleinheit und rundliche Gestalt zeigt.

Die äußere Ohröffnung ist klein. Auch die Bogengänge des Labyrinths sind alle von geringer Größe; der hintere ist sehr nach hinten gestellt und dem hinteren Theile des oberen so genähert, daß sie einander gewöhnlich berühren.

Sehr eigenthümlich ist die Bildung der Zunge, sowohl in Hinsicht ihrer äußeren Form als von Seiten ihres Knochengerüsts. Sie ist meist sehr massiv, so groß, als es nur die Mundhöhle zuläßt, ziemlich gleich breit, oben und unten meist weich bekleidet, an den Seitenrändern, wenigstens hinterwärts, mit einer gewöhnlich doppelten Reihe kurzer Wimpern und einzelnen, harten Zähnen besetzt, vorne stumpf und abgerundet; hinten hat sie verschieden gruppirte, weichere Zähne, aber keine deutlichen Pfeilecken. Diese Pfeilecken fehlen auch dem Zungenkern ganz und gar. Derselbe besteht aus einer einfachen, länglichen, flachen, unten der Länge nach gehöhlten, hinten und vorne schmäleren Knochenplatte, welche vorne in einen schmalen Knorpel übergeht. Der Zungenbeinkörper hat einen unbeweglichen, an der Spitze knorpeligen Griffel. Die Hörner haben die gewöhnliche Gestalt.

Dem Gaumen fehlt die Stufe oder Querleiste, aber sein hinterer zweilappiger Rand ist, so wie die Fläche wenigstens zum Theil, und der Rand der länglichen durch den Vomer sehr sichtbar getheilten Choanen mit weichhornigen Spitzen besetzt.

Der Schlund ist ziemlich gleich weit.

---

*) Ich halte 14 oder $13^1/_2$ für die Normalzahl der Fächerfalten (so bei A. fuligula, querquedula, clypeata); so fand ich es bei den meisten Enten, zuweilen aber auch nur 12 oder 10 z. B. Anas boschas, doch mit individuellen Variationen; 9, wie Nitzsch angiebt, fand ich nie. R. Wagner.

Der ansehnliche, abgeschnürte Vormagen ist mit vielen dicken, aber einfachen Schleimbälgen besetzt, er zeigt zwei oder drei undeutliche juga oder höhere Partieen auf der innern Fläche.

Der eigentliche Magen, der bei der ganzen Familie, nur mit Ausnahme von Mergus, sehr fleischig ist, gehört zu den stärksten Muskelmägen, welche bei Vögeln vorkommen. Seine derbe, glänzende, auf beiden Seiten befindliche Sehnenschicht ist oft verdoppelt, oder in eine obere oder äußere, meist henkelartig gelöste und eine untere, oder innere getheilt. Er ist inwendig mit hartem, dicken Epithelium überzogen.

Der Darmkanal ist mittelmäßig lang*), die innere Fläche ganz oder größtentheils zottig.

Die Blinddärme sind immer ansehnlich, selten, wie z. B. bei Anas nigra, kurz oder sehr kurz.

In der Mitte der Darmlänge bemerkt man fast immer das überhaupt bei Wasservögeln so sehr häufig vorkommende Darmdivertikel**).

Die Bursa Fabricii hat, wenn sie vorhanden ist, zwei oder mehrere innere dicke Längsfalten.

Die Milz ist klein.

Die Leber wenig ausgezeichnet; der rechte Lappen, wie gewöhnlich, größer, die Kommissur am hinteren Rande oft eingeschnitten oder in Läppchen getheilt. Die Gallblase wohl immer vorhanden oder nur zufällig fehlend.

Das Pankreas nimmt sehr gewöhnlich die Länge der Darmschlinge ein, in der es liegt. Es besteht aus mehreren Lappen, ist aber meist nicht völlig in zwei getrennte Massen zerfallen, und hat, wie es scheint, gewöhnlich nur zwei, selten drei Ausführungsgänge.

Das Herz ist nicht groß, aber meist dick und ziemlich kurz. Die Vorhöfe haben bei den viel tauchenden eine ansehnliche Weite.

---

*) Ich will hier einige Maaße hinzufügen, die als Beispiele dienen können; bei Anas boschas fera fand ich den Dünndarm 60 bis 70 Zoll lang, den Dickdarm 3 Zoll, die beiden Blinddärme 6 Zoll, keulförmig und von gleicher Länge. Bei einer Anas tadorna war der Dünndarm 90 Zoll lang, der viel weitere Dickdarm 4 Zoll, die Blinddärme etwas asymmetrisch (wie auch bei andern Arten) der rechte 7 Zoll, der linke $6^1/_2$ Zoll. R. W.

**) Ich finde das Divertikel bei den Enten nicht so regelmäßig, als bei den Gänsen, nie sehr entwickelt, öfters ein bloßes Knötchen; jedenfalls viel inkonstanter als bei andern Familien, z. B. den Schnepfenvögeln und Fulicarien. R. W.

Die Kopfschlagadern sind doppelt und zeigen die gewöhnliche Anordnung.

Die Luftröhre zeigt wie bei der ganzen Familie, mit Ausnahme der Gänse, große Verschiedenheit. Die bei den Schwänen vorkommenden Windungen im Brustbeine sind bis jetzt bei keiner Entenart beobachtet worden; selten kommen auch im Verlaufe der Trachea Erweiterungen vor, wie sie der Gattung Mergus eigenthümlich sind; dagegen kommen bei den Männchen, und nur bei diesen, am untern Ende, vor der Bronchialtheilung, größere oder kleinere knöcherne, zuweilen mit häutigen Fenstern versehene Blasen von verschiedner Form, meist auf einer, zuweilen auch auf zwei Seiten vor*). Eigne Muskeln am unteren Kehlkopf fehlen gänz-

*) Diese eigenthümlichen Bildungen wechseln nach den Arten außerordentlich, sind aber bei diesen konstant. Uiber eine beträchtliche Anzahl von Enten und andern Vögeln findet man eine sehr gute, mit Abbildungen begleitete Abhandlung in den Linnean transactions für 1798. Tom. IV. von Latham und Romsey: an Essay on the trachea or windpipes of various kinds of Birds. Diese Arbeit ist ausgezogen und mit einigen Zusätzen und kritischen Bemerkungen ohne besonderen Werth versehen, von Meckel in seinem System der vergl Anat. Bd. 6. S. 321 u. f. — Sehr gründlich und wichtig und als Ergänzung der Arbeit von Latham zu betrachten, ist die Abhandlung von Yarrel: Observations on te Trachea of Birds; with descriptions and representations of several not hitherto figured. Linn. trans. Vol. XV. 1827.

Nach diesem, dann dem bei Nitzsch vorgefundenen und von mir durch eigene Zergliederungen gewonnenen Material, will ich eine übersichtliche Zusammenstellung der eigenthümlichen Bildungen bei den Enten geben, da dieselben für die einzelnen Species und selbst die beiden Untergruppen nicht ohne Interesse sind.

Bei den Weibchen scheint die Trachea allgemein ohne Erweiterungen, bald aus weichen, meist aber aus harten Ringen gebildet, gerade abwärts zu verlaufen; gegen den unteren Kehlkopf verengt sie sich beträchtlich und bildet hier eine kleine, mehrere Linien hohe Pyramide mit knöchernen Wänden, indem die Ringe verschmelzen; daraus entspringen die oft bauchig erweiterten Bronchialäste, deren Halbringe nach innen häutig sind; in dieser Membran fand ich bei mehreren Arten (Männchen und Weibchen) auf jeder Seite eine rundliche Knorpelplatte, eine Art Pelotte, nur viel weniger entwickelt, als bei Fulica. Ich finde nicht, daß ein anderer Beobachter hierauf aufmerksam gemacht hätte. — Uibrigens zeigt sich allerdings auch hie und da bei dem unteren Kehlkopf der Weibchen eine leise Asymmetrie.

Die Männchen aller ächten Enten scheinen auf der linken Seite am unteren Kehlkopf eine rundliche, verschieden große, gleichmäßig knöcherne blasige Erweiterung, die sogenannte Pauke zu haben. Anas Boschas giebt den Typus ab, wo die Blase mittelmäßig groß ist. Ungefähr eben so entwickelt im Verhältniß ist sie bei A. crecca, acuta, sponsa; eine weit kleinere Erweiterung hat clypeata, eine viel größere moschata und penelope; bei querquedula ist der ganze Kehlkopf blasig ausgedehnt, aber links ist doch die Erweiterung größer. Dagegen hat A. tadorna konstant (wie Nitzsch bei 3, ich bei einem Exemplar fand) eine doppelte, ganz knöcherne, etwas höckerige Pauke, woran die Erweiterung auf der rechten Seite ist.

Bei den Tauchenten, Hydrobates, Nitzsch, kommen größere Verschiedenheiten vor.

Bei einigen Arten scheinen nämlich die Pauken auch den Männchen ganz zu fehlen und der Kehlkopf ist, wie er oben bei den Weibchen beschrieben wurde. So fand es Nitzsch bei Anas nigra, Latham giebt dasselbe von Anas fusca (s. C. Tab. XV.)

lich, aber die Sternoteachnal- und Upsiloteachnalmuskeln sind meist sehr stark.

Die Nieren zeichnen sich durch Größe und Länge aus; sie haben einen sehr kleinen vorderen und sehr großen, hinteren Lappen, aber nicht immer einen deutlich abgetheilten mittleren, der dann auch klein ist.

Der Eierstock ist immer nur einfach, auch scheint nie ein Rudiment eines rechten Eileiters vorzukommen.

Die ovalen Hoden schwellen zur Begattungszeit zu einer enormen Größe an, besonders der linke, der überhaupt bei allen Vögeln gewöhnlich etwas größer ist.

Eine besonders merkwürdige Bildung ist das sonst bei den Schwimmvögeln nicht weiter beobachtete Vorkommen von äußeren Begattungswerkzeugen. Die Männchen haben nämlich eine sehr lange, mit einer Rinne und vielen Querfalten versehene, weiche, umstülpbare Ruthe, welche, wenn sie außer Thätigkeit ist, in einer Tasche zwischen dem Ende des Mastdarms und einem starken, diesen umgebenden Ringmuskel eingezogen liegt. Sie hängt den männlichen Hausenten gleich nach vollzogner Begattung wohl noch eine Zeit lang aus dem After so weit heraus, daß sie auf der Erde nachschleppt. Es scheint, wenigstens zuweilen, auch eine weibliche Ruthe vorzukommen; so hat wenigstens Anas clangula eine sehr deutliche, der männlichen Ruthe ähnliche, nur weit kleinere, etwa acht Linien lange Clitoris.

---

an. So waren denn merkwürdiger Weise beide braune Enten sich auch in dieser Hinsicht anatomisch sehr verwandt.

Eben so finde ich bei der seltnen, osteuropäischen A. leucocephala auch beim Männchen den Kehlkopf symmetrisch, ohne Pauke. Merkwürdig, da diese Art auch durch so manche andere Eigenthümlichkeiten abgesondert ist.

Unter den übrigen deutschen Tauchenten hat nur Anas mollissima noch eine kleine, rundliche Pauke wie die ächten Enten und namentlich wie A. boschas.

Bei Anas clangula ist der ganze untere Kehlkopf blasig erweitert, aber mit einer asymmetrischen Entwickelung, einem Vorsprung nach links.

Alle übrigen Arten, d. h. A. fuligula, rufina, marila, glacialis, leucophthalmos, ferina, haben dagegen eine merkwürdige, von den ächten Enten abweichende, in sich übereinstimmende Bildung, indem die stets linke Pauke nicht rundlich und gleichmäßig knöchern ist; sondern mehr oder weniger durchbrochen, aus bogenförmigen Leisten und häutigen Fenstern gebildet, hat die Pauke eine mehr eckige Form und bildet so in Form und Struktur einen vollkommenen Uibergang zu der Bildung bei den Sägetauchern (Mergus).

Was die Erweiterungen im Verlaufe der Trachea betrifft, so fehlen dieselben den meisten Enten. Schwache Spuren einer doppelten Erweiterung kommen bei mehreren Arten vor, so bei A. crecca und tadorna.

Eine einfache Erweiterung haben A. leucocephala, weit stärker fusca und clangula, zwei längliche Erweiterungen hat rufina und so schließen sich auch hier die Tauchenten an Mergus an, zu welcher Gattung sie auch in der Pterylose den Uibergang bilden.

R. W.

Was die Bildung des Gefieders betrifft*), so ist die Fluren-form bei der ganzen Familie sehr konform und die Gattung Anas zeichnet sich nur durch einen längeren und kräftigen Endast der Unterflur aus und hat einen noch kürzeren Halsseitenrand, als die übrigen Gattungen; trotz dieser großen Uebereinstimmung lassen sich doch zwei Gruppen pterylographisch unterscheiden, welche mit der zoologischen Abtheilung in zwei Unterabtheilungen, Hydrobates und Anas, nach der Form der Hinterzehe, zusammenfallen.

Die eigentlichen Hautfedermuskeln, welche bei den Luft- und Erdvögeln meist wenig deutlich sind, zeigen sich zwar bei den Enten und den übrigen Gattungen der Familie nicht ganz so vollkommen entwickelt, als bei den Steganopoden, namentlich als beim schottischen Tölpel, Dysporus bassanus, wo diese kleinen Muskelbündel am stärksten auffallen, aber dennoch sind sie auch hier oft sehr gut an der Haut des Rumpfs, besonders der Brust, zu erkennen. Sie gehen da von der Fleischseite der Haut zu den inwendig hervorstehenden Spulen der Konturfedern oder vielmehr zu deren Hautscheiden. Jede dieser Federn wird durch 4 oder 5 solcher kleinen Muskeln bewegt, und da man in jeder Unterflur, z. B. einer Anas ferina, vom Ende des Halses bis zum After, wol 1000 Konturfedern und eben so viel in der Spinalflur zählt, so kann man am ganzen Rumpfe füglich 12000 Federmuskeln annehmen.

Die Oeldrüse des Schwanzes ist sehr entwickelt, herzförmig und so tief ausgeschnitten, daß sie völlig zweilappig ist. Jede Hälfte hat ein längliches, röhrenförmiges Becken, welches die ölabsondernden Kanäle aufnimmt und für sich nach außen mündet; daher der gemeinschaftliche, mit Oelfedern besetzte Zipfel äußerlich zwei Oeffnungen zeigt.

* * *

Wenn die zahlreichen Arten dieser Gattung nach ihren Verschiedenheiten in Gestalt und Lebensweise in zwei große Gruppen oder Untergattungen zu sondern sind, und jede dieser wieder in mehrere natürliche Familien zerfällt werden muß, so würden die einheimischen Arten in folgender Ordnung aufzustellen sein.

---

*) Vergl. über das nähere Detail das opus posthumum: System der Pterylographie von Chr. Ludw. Nitzsch nach seinen handschriftlich aufbewahrten Untersuchungen verfaßt, von Hermann Burmeister. Mit 10 Kpfrtaf. Halle. 1840. 4.

Erste Gruppe.

Schwimm-Enten. Anates natantes.

Nichttauchende Enten, mit unbelappter Hinterzeh; d. h. deren Sohle der Hinterzeh bloß gerundet, aber nicht in einen breiten, dünnen Hauptsaum zusammengedrückt ist.

Sie tauchen nur in äußerster Noth, aber nie nach Nahrung unter, haben eine schlankere Gestalt, einen längeren Hals und kleinere Füße, an denen die Mittelzeh nicht viel länger als der Lauf; gehen häufiger und besser, und fressen gern Körner.

Erste Familie.

Höhlen-Enten. Anates subterraneae.

Sie gehören zu den Größern der Gattung, zeichnen sich vor andern aus: Durch einen etwas schaufelförmigen Schnabel, mit sehr schmalen Nagel und in feine Spitzchen ausgezogenen Lamellen des Oberkiefers, die man hinterwärts auch bei geschlossenem Schnabel sieht, welcher bei manchen Arten im männlichen Geschlecht an der Stirn eine kleine Protuberanz trägt; — durch ein schön gefärbtes, oft sehr buntes Gefieder, mit vielem Weiß, Rostroth und Schwarz, in scharf abgesetzten, großen Feldern beisammen, und mit einem sehr breiten, prächtig metallisch glänzendem Spiegel auf dem etwas größern Flügel; — und durch einen am Ende wenig abgerundeten Schwanz, dessen Spitze nicht weit über die des ruhenden Flügels hinausreicht.

Männchen und Weibchen haben ein fast gleich, Ersteres immer nur schöner gefärbtes Gefieder, so viel bekannt, keine Doppelmauser, und die Jungen sind von den Alten zwar ziemlich verschieden, doch lange nicht so auffallend als die der folgenden Familien von ihren Aeltern.

Sie leben fast nur auf salzigen Gewässern, viele bloß am Meer; gehen ziemlich leicht und nicht ungeschickt, laufen häufig am Strande, Nahrung suchend, einher, die außer Vegetabilien in Würmern, kleinen Fischen und Krustaceen, hauptsächlich aber in ganz kleinen Konchylien und Mollusken besteht, weshalb ihr Fleisch einen sehr thranichten oder ranzigen Geschmack hat, von dem selbst die Eier nicht frei sind. Sie fressen auch Getreide, aber selten, sind jedoch in Gefangenschaft damit zu unterhalten. Sie verstecken

sich selten im Schilfe, dagegen aber gern in Erdhöhlen, und nisten nicht allein in diesen und in hohlen Baumstämmen, sondern merkwürdigerweise, vorzüglich eine Art, auch in den tiefen Erdbauen mancher Säugethiere, sogar der Füchse und Dachse, und suchen solche zuweilen eine Meile weit vom Gestade dazu auf.

Sie bilden bei den neueren Ornithologen eine eigene Gattung, — Vulpanser oder Tadorna, — haben aber, wie wol von einigen behauptet ist, nichts Gänseartiges an sich.

Die Arten gehören meistens einem mildern Klima an, daher kommen in Deutschland von dieser Familie nur vor:

Zwei Arten.

327.

Die Brand-Ente.

Anas tadorna. *Linn.*

Taf. 298. { Fig. 1. Männchen im Prachtkleide.
Fig. 2. Weibchen.
Fig. 3. Jugendkleid.

Lochente, Höhlenente, Erdente, Bergente, Fuchsente, Krachtente, Wühlente, hökerschnäblige Fuchsente; Fuchsgans, Wühlgans, Brandgans, Erdgans, Lochgans, Grabgans und Krachtgans. Scheldrak.

Anas Tadorna. Gmel. Linn. syst. I. 2. p. 506. n. 4. = Lath. Ind. II. p. 854. n. 56. = Retz. Faun. Suec. p. 110. n. 64. = Nilss. Orn. Suec. II. p. 226. n. 242. = *Anas cornuta.* S. G. Gmel. Iter, II. p. 185. tab. 19. = *La Tadorne.* Buff. Ois. IX. p. 205. t. 14. — Edit. de Deuxp. XVII. p. 228. t. 7. f. 2. = Id. pl. enl. 53. = Gérard. Tab. élém. II. p. 384. = *Canard Tadorne.* Temm. Man. nouv. Edit. II. p. 834. = *Shieldrake.* Lath. syn. VI. p. 504. — Uiberſ. v. Bechſtein, III. 2. S. 416. n. 51. = Penn Aret. Zool. II. p. 572. D. — Uiberſ. v. Zimmermann, II. S. 502. D. = Bewick, brit. Birds II. p. 341. = *Volpòca o Tadorna.* Stor. deg. Uce. V. tav. 576. = *Volpòca.* Savi, Orn. tosk. III. p. 166. = *Bergeend.* Sepp. Nederl. Voy. II. p. t. 191. = Bechſtein, Naturg. Deutſchlds. IV. S. 976. = Deſſen Taſchenb. II. S. 409. = Teutſche Ornith. v. Borkhauſen, Becker ꝛc. Hft. 4. M. und W. = Wolf und Meyer, Taſchenb. II. S. 534. = Meißner und Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 298. n. 263. = Koch, baier. Zool. I. S. 418. p. 265. = Brehm, Lehrb. II. S. 784. = Deſſen, Naturg. a. V. Deutſchlds. S. 856. — 858. = Gloger, ſchleſ. Faun. S. 56. n. 253. = Landbeck, Vög. Würtembergs, S. 75. n. 264. = Hornſchuh und Schilling, Verz. pommerſch. Vög. S. 20. n. 257. = E. v. Homeyer, Vög. Pommerns. S. 72. n. 241. = Gr. Keyſerling und Blaſius, Wirbelth. Europ. I. S. 225. n. 392. = Schinz, europ. Faun. I. S. 404. = Friſch, Vög. Taf. 166. (fehlerhafte Abbildg.) = Naumann's Vög. alte Ausg. Nachträge. S. 381. Taf. LV. Fig. 103. altes M. Fig. 104. W. Fig. 105. weibl. Jugendkleid.

Kennzeichen der Art.

Der etwas ſchaufelförmige Schnabel roth; die Füße fleiſchfarbig oder röthlichgrau; von den drei ſcharfabgeſetzten Hauptfarben hat

die weiße die Oberhand; der sehr große Spiegel stahlgrün, hinten rostroth, Bürzel und Oberschwanzdecke weiß; der weiße Schwanz mit schwarzer Spitze. Größe der Hausente.

Beschreibung.

Diese durch ihre großartige Zeichnung in wenigen abstrakten Farben und vielem Weiß höchst ausgezeichnete und sehr buntscheckige Ente ist mit einer andern innländischen Art nicht zu verwechseln. Unter den ausländischen, dieser Entenfamilie zugehörigen Arten leben einige in der südlichen Erdhälfte, unter denen A. tadornoides, auct. noch etwas größer als die unsrige und ihr in der Art der Zeichnungen und der Farben zwar sehr ähnlich ist, aber viel weniger Weiß im Gefieder, einen einförmig dunkelfarbigen Schwanz, und einen schwärzlichen Schnabel und Füße hat; wogegen eine nicht minder hübsche, aber bedeutend kleinere Art, aus Südasien und Neuholland, A. Radjak, auct. ihr zwar von Gestalt sehr ähnlich ist und auch dieselbe Flügelzeichnung, aber viel mehr Weiß im übrigen Gefieder (der ganze Kopf, Hals und ein großer Theil des Unterkörpers sind rein weiß), einen chokolatbraunen, schwarzgewellten Oberrumpf und einen hochgelben Schnabel hat. Beide sind demnach unsrer A. tadorna sehr ähnlich, unterscheiden sich jedoch auf den ersten Blick hinlänglich von ihr.

Die Brandente hat reichlich die Größe einer Hausente, aber eine etwas schlankere und schönere Gestalt, woher sie noch größer aussieht. Es finden sich indessen sehr bedeutende Abweichungen in der Größe, welche der Zufall giebt, außer denen zwischen beiden Geschlechtern, oder Jungen und Alten. Die häufigstvorkommenden Maaße der alten Männchen sind folgende: Länge: 24 Zoll; Flugbreite: 46 bis 48 Zoll; Flügellänge: $13^3/_4$ bis 14 Zoll; Schwanzlänge: $4^1/_4$ bis $4^3/_4$ Zoll; es kann jedoch diese Länge um 1 Zoll, die Breite um 2 Zoll, mehr oder weniger, und dieses noch öfters als jenes vorkommen; aber alte Männchen von nur 22 Zoll Länge sind schon selten. Die Weibchen sind immer in der Länge um 2 Zoll, in der Flugbreite 4 bis 5 Zoll kleiner; es gibt welche von $20^1/_2$ Zoll Länge und nur 43 Zoll Flugbreite. Erwachsene Junge haben, etwa im November, 18 bis 19 Zoll Länge und 39 bis 40 Zoll Flugbreite, und auch unter ihnen sind die Weibchen bedeutend kleiner als die Männchen.

In der Gestalt ähnelt sie der Märzente, Rumpf und Hals sind fast noch gestreckter, Flügel und Schwanz länger, der Schnabel aber bedeutend kleiner. Das Gefieder ist wie bei andern Arten dieser Gruppe construirt, doch nicht das des auch größern Flügels, namentlich die längern und viel breitern Primarschwingfedern, von denen die allererste ein wenig kürzer als die zweite (welches die längste), aber doch bedeutend länger als die dritte ist, alle mit sehr breiten Fahnen, welche am Enddrittheil sich schnell verschmälern und zuletzt in eine schmal zugerundete Spitze enden; die Secundarschwingen (den Spiegel bildend) nicht so groß als bei A. boschas, gleichbreit, am Ende schräg abgerundet; die Tertiarschwingen lanzettförmig mit abgerundetem Ende, eine hintere Flügelspitze bildend, die bei zusammengefaltetem Flügel sehr weit von der vordern oder eigentlichen entfernt bleibt. Der Schwanz hat 18 bis 20, sehr breite, am Ende flach abgerundete, fast gleich lange Federn, von denen sich die zwei oder drei äußersten Paare nach außen nur gegen $^1/_2$ Zoll verkürzen, wodurch das Schwanzende nur wenig abgerundet wird. Die obern und untern Schwanzdeckfedern sind ungewöhnlich lang, und die Spitzen der ruhenden Flügel reichen bis über die Mitte der Schwanzlänge, oder bleiben noch 1 Zoll von dessen Ende entfernt. Am Flügelbuge wird eine sanfte Erhöhung ziemlich bemerkbar.

Der Schnabel ist etwas klein, wenigstens kleiner als bei A. boschas und a.; der Firste nach in seiner ganzen Länge bogig aufgeschwungen, an der Stirn erhaben, nach vorn aber äußerst niedrig und sehr wenig gewölbt; an der Wurzel schmal, am Enddrittheil sehr erweitert, oder viel breiter, vorn halbkreisrund, mit kleinem, sehr schmalen, etwas hakenförmigen Nagel; der Unterschnabel viel schmäler, fast gleich breit und geschlossen ziemlich ganz in dem obern versteckt; die Kielspalte sehr lang, schmal und spitz endend, am untern ziemlich undeutlichen Nagel; die Kinnhaut nackt. Die Lamellen des Oberkiefers sind vom Mundwinkel bis über die Mitte nach vorn, auswärts in etwas verlängerte, zarte Spitzen ausgezogen, die auch bei geschlossenem Schnabel senkrecht vorstehen und sichtbar sind, wie bei A. strepera. In der Haut der etwas großen eirunden Nasenhöhle öffnet sich ganz vorn und unterwärts das ziemlich kleine ovale, durchsichtige Nasenloch, ein Drittheil der Schnabellänge von der Wurzel an entfernt.

Der Schnabel ist 1 Zoll 9 bis 11 Linien lang; an der Wurzel 9 Linien hoch; hier 8 Linien, nach vorn fast 11 Linien breit, und wo er am breitesten, ist er zugleich am niedrigsten, nur 3 Li-

nien hoch. Vor der Stirn geht er in eine nackte Protuberanz über, die beim Weibchen wenig bemerkbar, beim Männchen aber sehr auffallend, 4—5 Linien lang, aber nicht so breit ist, bei diesem aber vorzüglich in der Fortpflanzungszeit so stark anschwellt, daß sie bei recht alten fast die Größe einer kleinen halben Sauerkirsche erlangt, nach jener Zeit aber jedes Mal wieder einschrumpft, und durch den Winter bis zum Frühjahr sich allmählich wieder von Neuem erhebt. Von der Stirnbefiederung trennt sich diese nackte Erhöhung in gerader Querlinie. Die Farbe derselben wie die des Schnabels ist bei den Aeltesten im Frühjahr ein lebhaftes helles Blut- oder Karminroth, bei den Männchen auch später wenig blasser, bei den Weibchen, zumal bei jüngern, aber dann auf der Firste wurzelwärts dunkelrothbraun oder auch schwärzlich überlaufen; der Nagel bei Allen schwärzlich; die Kinnhaut und der Unterschnabel wie der obere; der innere Schnabel hellroth, die Zunge fleischfarbig. Bei Jungen ist der Schnabel anfänglich rothgrau, dann hell rothbraun, endlich licht braunroth, und wenn sie das Jugendkleid abgelegt, wie bei den Alten. Die rothe Farbe des Schnabels wird im Tode dunkler, ausgetrocknet aber wieder heller, jedoch unscheinlich, bleibt aber doch so, daß sich die eigentliche Farbe errathen läßt.

Der Augenstern ist in der Jugend graubraun, später nußbraun, im Alter dunkelrothbraun; die Augenlider sind befiedert.

Die Füße sind nicht größer, nicht stärker und kaum etwas höher als die der Märzente, obgleich der Vogel merklich größer ist. Ihre Zehen scheinen demnach etwas kürzer als bei dieser zu sein; aber der weiche Uiberzug ist auf dieselbe Weise gegittert, auf dem Spann und neben den Zehenrücken gröber getäfelt und auf diesen schmal geschildert, auf der Spursohle sehr fein genarbt; die Krallen etwas dicker und stumpfer, sonst eben so wie bei der genannten Art. Der nackte Theil des Unterschenkels bis in das Gelenk der Ferse mißt kaum 6 Linien; der Lauf ziemlich 2 Zoll; die Mittelzeh, mit der 4 Linien langen Kralle, 2 Zoll 5 bis 6 Linien; die etwas über dem Ballen eingelenkte, kleine, schwächliche Hinterzeh, mit ihrer $2^1/_2$ Linien langen Kralle, 6 bis 7 Linien.

Die Füße der Alten sehen nie roth aus, sondern bloß weißröthlich, was man gewöhnlich „fleischfarbig" nennt, die im Tode düsterer wird und ausgetrocknet sich in eine licht gelbröthliche Hornfarbe verwandelt. Nur bei etwas jüngern Individuen sind frisch die Schwimmhäute etwas grau überlaufen, bei ältern stets rein fleischfarbig, wie das Uebrige. Im Jugendkleide haben sie hell-

bleifarbige, röthlich schimmernde Füße, die dann nach und nach aus dem Röthlichbleifarbigen in reine Fleischfarbe übergehen. Die Krallen sind schwarzbraun, an den Spitzen sehr dunkel, in Schwarz übergehend.

Im Dunenkleide haben die jungen Brandenten einen röthlichgrauen Schnabel, ähnlich gefärbte Füße und einen graubraunen Augenstern. Von oben her sind sie braungrau, auf dem Kopfe und Rücken ziemlich dunkel, mit untermischten hellröthlichgrauen Dunenspitzen, von unten her besonders an der Brust und dem Bauche weiß. Die Männchen unterscheiden sich in so zarter Jugend schon durch die ansehnlichere Größe, durch eine dunklere Kopffarbe und an zwei neben der Stirn an der Schnabelwurzel hervortretenden schwärzlichen Höckern, die den Weibchen fehlen*).

Das Jugendkleid zeichnet sich schon durch sehr vieles Weiß in großen Partieen vor denen andrer jungen Enten aus, allein dies ist, dem ausgefärbten Kleide gegenüber, lange nicht so rein und so scharf begrenzt, die schwarzen und rostfarbigen Abtheilungen in einer weit schwächern Farbe und unbestimmter angedeutet, nur Flügel und Schwanz, obgleich auch matter und unreiner gezeichnet, denen der Alten sehr ähnlich. Der Schnabel ist braunroth, die Beine röthlichbleifarbig, die Augensterne dunkelbraun; Oberkopf, Schläfe, Wangen und Hinterhals, so weit hinab als dieser bei den Alten schwarzgrün aussieht, dunkel graubraun, mit lichtern, ins Weißliche auslaufenden Federspitzchen, daher weißlich gesprenkelt; das ganze Gesicht, Kehle, Halsring und von hier an alle untern Theile bis an den Schwanz, desgleichen der ganze Unterrücken, Bürzel und die obere Schwanzdecke weiß, die Kropfgegend bloß an der Seite und nach oben schmutzig rostgelblich, die Tragefedern bräunlich angeflogen; Oberrücken und Schultern dunkel graubraun, an den Federschäften schwärzlich, an den Federrändern in Grauweiß übergehend; die Flügeldeckfedern weiß, die mittlern mit grauen Endkanten, die großen nach außen fast ganz grau; die Tertiarschwingen wie die Schulterfedern, aber mit rein weißen Endkanten, und die vordersten mit schmutzigbraunrothen Aussenfahnen; die Secundarschwingen oder der Spiegel goldgrün, düsterer oder weniger schön als bei den Alten; die Primarschwingen und ihre Deckfedern braunschwarz, mit

*) So hat man mir aus Oldenburg berichtet. Nach andern sollen diese Jungen einige weiße Längestreifen auf dem Rücken haben, welche vielleicht bloß durch die hellgefärbten Dunenspitzen gebildet werden und nicht immer auffallend sein mögen.

weißen Endkäntchen; der Unterflügel weiß, mit schwarzer Spitze; der Schwanz weiß, mit braungrauen Endbändchen. — Männchen und Weibchen unterscheiden sich in der Färbung des Gefieders sehr wenig; allein Ersteres bereits deutlich durch eine größere und höhere Andeutung des Hökers zwischen der Stirn und Schnabelwurzel, wie es denn das Letztere auch stets an Körpergröße übertrifft.

Das, wie bei den Jugendkleidern aller Vögel, weniger consistente Gefieder reibt sich im Laufe der Zeit an den Federenden etwas ab, wodurch die hellen oder dunkeln Ränder schmäler, auch alle dunkeln Farben, des Spiegels ausgenommen, etwas bleicher werden, während die großen weißen Partien reiner hervortreten. Uibrigens tragen die Jungen dieses Kleid nur bis gegen den Winter und kommen im Frühjahr aus ihrem Winteraufenthalt an den Brütegegenden in einem Kleide zurück, in welchem man sie nur an den vom Jugendkleide verbliebenen und an den Spitzen verstoßenen Flügel- und Schwanzfedern von denen im ausgefärbten Kleide unterscheiden kann. Viele der Zurückkommenden haben indessen diese Mauser noch nicht völlig überstanden, können sich daher erst im Juni paaren, aber dann in diesem Jahr nicht brüten; von den Jungen verspäteter Bruten des vorigen Jahres werden sogar Einzelne bis zur nächsten Mauser nicht mit der ersten fertig. Diese und jene gehören aber unter die Ausnahmen und in der Regel sind diese jungen Enten mit Antritt ihres zweiten Lebensjahres (bis auf Flügel- und Schwanzfedern) im ausgefärbten Kleide oder, was einerlei ist, fähig sich zu paaren und Jungen zu erzielen.

Das ausgefärbte Kleid ist zugleich das Prachtkleid, im Frühjahr am vollständigsten und schönsten, weil dann auch der Schnabel seine höchste Schönheit und der Stirnhöker seine größte Ausdehnung erreicht. Das Männchen ist dann ein prächtiges Geschöpf, sein Schnabel nebst dem Höker ächt Karminroth, die Füße lebhaft fleischfarbig, der Augenstern dunkelnußbraun. Der Kopf und von ihm abwärts der Hals bis über die Mitte seiner Länge sind schwarz, dunkelgrün glänzend, doch lange nicht so stark, auch nicht so goldgrün schillernd als beim Männchen der Märzente, etwa nur wie bei alten Männchen der Bergente; scharf von diesem getrennt umgiebt den Unterhals ein breites, rein weißes Band, dessen größte Breite vorn auf dem Kropfe ist; dieses wird wieder von einer scharfbegrenzten, fast eine Hand breiten, prächtig rostfarbigen Binde, vom Oberrücken zur Oberbrust, ringsum begrenzt; in diesem noch, dem Anfang des Brustbeins gegenüber, beginnt ein

großes, handbreites, schwarzes, an den Seiten schwarzbraunes Längeband und zieht auf der Mitte der Brust und des Bauches bis zum After hinab; dieser ist schön röthlichrostgelb, an den Seiten und unter dem Schwanze sanft in das Weiß der Unterschwanzdecke verlaufend; die Tragefedern, Brust- und Bauchseiten, Schenkel, Oberschwanzdecke, Bürzel, Rücken, die hintere Hälfte der an diesen sich anschließenden Schulterpartie, so wie sämmtliche Deckfedern auf und unter dem Flügel, sind blendend weiß; die vordere Hälfte der Schulterpartie (der Länge nach) tief schwarz; die hinteren Tertiarschwingfedern weiß, an der Aussenseite mit scharfgezeichneter schwarzer Einfassung, die an der abgerundeten Spitze sich verliert, die vordern auf der Aussenfahne, ausser diesem, hier dem Schafte viel näherstehenden und mit ihm parallel laufenden, längs ihm in Aschgrau übergehenden, doch an der vordersten bis an den Schaft ganz schwarzen Streif, prächtig rostroth, nur auf der innern weiß, daher dieses von jenem verdeckt ist, so wie die meist weißen Innenfahnen der folgenden Ordnung, deren äußere grünschwarz mit metallischem Glanze, einen prächtig goldgrün und kupferfarbig schillernden, gegen den Rücken rostroth begrenzten Spiegel bilden; die Primarschwingen und ihre Deckfedern braunschwarz, ihre Schäfte schwarz, die weißen Daumenfedern mit oder ohne schwarze Spitzen; die Unterseite der Schwingen und ihre Schäfte etwas matter braunschwarz als die obere; der Schwanz weiß mit braunschwarzer Spitze oder Endbinde, die an den Mittelfedern gegen $^3/_4$ Zoll breit ist, an den folgenden abnehmend schmäler wird und am äußersten Paar sich ganz verliert.

Bei jüngern Männchen ist diese schwarze Schwanzbinde gewöhnlich etwas schmäler und von den Seitenfedern fehlt sie zwei Paaren. Bei diesen haben Kopf und Hals auch einen schwächern grünen Glanz; durch die rostfarbige Brustbinde oben am Rücken schlängeln sich zarte Zickzacks und punktirte Wellenlinien von schwarzer, auf der schwarzen Schulterpartie zunächst der weißen, hin und wieder dergleichen von weißer Farbe; das braunschwarze große Längeband auf der Mitte des Unterrumpfs ist etwas schmäler und der Stirnhöker viel kleiner, oft nur wie eine länglichte Warze, aber immer nach oben am höchsten.

Die bedeutend kleinern Weibchen tragen dieselben Zeichnungen und Farben wie die Männchen, aber sie sind weniger schön und die, wenn auch geringen, Abweichungen hinreichend sie von diesen auf den ersten Blick zu unterscheiden. Der Schnabelhöker fehlt, macht sich jedoch im Frühjahr bemerklicher, bei recht alten fast so sehr

wie bei einjährigen Männchen; Schnabel- und Fußfarbe ist dieselbe, kaum weniger lebhaft; der schwarze Kopf hat aber keinen oder nur einen ganz schwachen, seidenartigen, grünlichen Glanz, und die Grundfarbe geht im Gesicht ins Braunschwarze und um die Schnabelwurzel ins Bräunlichweiße über, dieses je jünger, desto auffallender; der rostfarbige Brustgürtel ist zuvörderst bedeutend schmäler dann zunächst dem weißen Halsbande meist dunkler gefärbt, was sich oft sehr hübsch ausnimmt, endlich oben gegen den Rücken stets mit feinen schwarzen Zickzacks und Pünktchen in Wellenlinien durchzogen; an der Grenze des Weißen und Schwarzen der Schulterpartie stehen auf diesem viele weiße Pünktchen in zarten Wellen und Zickzacks, deren sich bei jüngern noch mehrere anderwärts an den Enden der kleinern Federn dieser Partie zeigen; der große Längestreif von der Mitte des Brustgürtels bis an den After ist vorn viel schmäler, nur am Bauche fast eben so breit, doch lange nicht so dunkel, meistens nur schwarzbraun; das Rostgelbe am After viel blasser; der Flügel wie am Männchen, aber der Spiegel mit viel schwächerm Glanz; der Schwanz mit schmälerer schwarzer Endbinde, von der zwei oder drei der äußern Federpaare ganz frei bleiben; alle weißen Partien so rein und schön wie am Männchen.

Die jungen Weibchen unterscheiden sich von den ältern bloß an dem mehrern Weiß um die Schnabelwurzel, an dem blassern, von obenher schwärzlich überlaufenen Schnabel, im Uibrigen aber kaum merklich durch etwas geringere Schönheit der Farben.

Eine Doppelmauser haben diese Enten nicht, auch die Männchen nicht; bei denen übrigens der jährliche Federwechsel um einen Monat früher, nämlich in der letzten Hälfte des Juni oder doch mit Anfang des Juli, bei dem Weibchen selten vor den August eintritt, länger als einen Monat dauert und auch eine Periode hat, in welcher sie nicht fliegen können, weil ihnen die Schwingfedern alle auf ein Mal ausfallen. In dieser Zeit halten sie sich von den Küsten entfernt, meistens auf hohem Meer auf. Im September und October sind alle Alten mit einer neuen Bekleidung vollständig und im frischesten Glanze versehen.

Aufenthalt.

Die Brandente ist mehr in einer gemäßigten Zone heimisch, denn sie geht nur im Sommer und gar nicht häufig bis in die Nähe des arctischen Kreises hinauf, in Europa bloß bis an einige

Küſten des mittlern Schwedens, an der von Norwegen jedoch, aber nur ganz einzeln, bis etwas über den 67. Gr. n. Br., wird aber auf Island und den Färöern nicht angetroffen. Auf der Oſtſee iſt ſie ſchon in der Höhe der Inſel Oeſel eine Seltenheit. Sie wird dagegen wieder außerordentlich häufig im ſüdöſtlichen Rußland, hauptſächlich im aſiatiſchen, am ſchwarzen und kaſpiſchen Meer und andern großen See'n und ſalzigen Gewäſſern im Innern des mittlern Aſiens, öſtlich bis Kamſchatka und zu den Aleuten hin, aus welchen Gegenden ſie im Winter nach Perſien, die große Tatarei, China und Japan herabwandert. — An der ſüdlichen Küſte der ſkandinaviſchen Halbinſel und an denen der däniſchen Staaten iſt ſie ſchon hin und wieder gemein, auch in mehrern Gegenden der dieſſeitigen Oſtſeeküſte, von Preußen und Pommern bis Holſtein; noch häufiger am Geſtade der Nordſee, rechts von der Elbmündung, wo man ſie im Sommer auf Deichſand, dem Eierſtedt, faſt allen kleinen Inſeln Jütlands, namentlich an der Weſtſeite, hin und wieder, aber ſehr häufig auf Amrom und Sylt antrifft, auf der Nordſpitze der letzten Inſel in ſo großer Anzahl, daß es ſchwerlich anderswo Plätze geben mag, wo ſich auf kleinem Raum, in der Brütezeit, ihrer ſo viele beiſammen aufhalten, als eben dort in den Umgebungen des Dörfchens Lyſt. — Aber auch die ganze deutſche Nordſeeküſte, bis Holland und Nordfrankreich hin, nebſt der von England, iſt überall einzeln und ſtellenweis zahlreich von ihr bewohnt. Im Winter geht ſie bis an das atlantiſche und mittelländiſche Meer hinab und iſt dann an den Küſten Spaniens, Südfrankreichs und Oberitaliens eben keine große Seltenheit, an den erſtern ſogar gemein. Da ſie ſich vom Meer ungern entfernt, ſo haben ſie regelmäßig nur die Küſtenſtriche von Deutſchland, nämlich die nördlichen; aber ſie verirrt ſich auf ihren periodiſchen Wanderungen doch auch zuweilen auf's feſte Land und in weit vom Meere entlegene Gegenden, nicht nur bis zu uns und weiter, ſondern ſelbſt bis nach Schwaben und auf die See'n der Schweiz. Es wurden auch in unſrer Nähe hin und wieder Einzelne erlegt, z. B. bei Halle auf der Saale und auf dem Eisleber-Salzſee, nicht bloß Junge und allein im Herbſt, ſondern auch Alte im Frühjahr, ſo auch neuerdings ein altes Männchen auf unſrer Elbe, freilich binnen einen langen Zeitraums nur wenige.

Die Winterkälte ſcheint ihr nicht zu behagen, weil ſie auswandert, ſobald ſich die Erde mit Schnee und das Waſſer mit Eis zu

bedecken anfangen. Ihre Aufenthaltsorte an der Oſt- und Nordſee verläßt ſie daher regelmäßig jeden Herbſt, um in ſüdlichern Gegenden zu überwintern und erſt im Frühjahr wieder in jene zurück zu kehren. An den däniſchen Küſten verſchwindet ſie, der Mehrzahl nach, ſchon im October und erſcheint im März wieder daſelbſt. Die Jungen begeben ſich gewöhnlich noch früher auf den Zug, wobei ſie ſich, abgeſondert von den Alten, oft zu Hunderten vereinigen, ſo daß einſtmals ſchon am 2. October eine ſolche in hieſiger Gegend erlegt wurde. Aber man bemerkte auch im Jahr 1823 noch am 12. Mai ein altes Päärchen auf dem Eisleber-Salzſee und im darauf folgenden Jahre wurde ſogar noch am 3. Juni ein altes Weibchen daſelbſt geſchoſſen. An ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthaltsorte verſammeln ſie ſich vor der Abreiſe in Schaaren, Alte und Junge gewöhnlich getrennt, jene meiſtens unmittelbar am Meer, dieſe auf Landſee'n und großen Teichen ganz in deſſen Nähe. Die wandernden Schaaren bilden, hoch durch die Luft ſtreichend, entweder eine einzige ſehr lange ſchräge Reihe, oder auch zwei ſolche, vorn im ſpitzen Winkel vereinte, ziehen aber meiſtens des Nachts. Ihre Reiſen gehen bald geradezu über das Meer, bald dem Zuge der Küſten folgend und in einiger Entfernung von dieſen, aber nicht leicht über Land, es ſei denn über Landzungen; ihr Strich im Herbſt in ſüdweſtlicher, im Frühjahr im nordöſtlicher Richtung. Aufs hohe Meer, von allem Lande entfernt, verfliegt ſie ſich ſehr ſelten.

Sie lebt eigentlich bloß an ſalzigen Gewäſſern, theils am Meer ſelbſt, theils an großen Salzwaſſerſee'n und weitſchichtigen, tiefen Salzſümpfen, beſucht von ſüßen Gewäſſern nur die jenen zunächſt liegenden zuweilen, die am Meer meiſtens bloß zur Fluthzeit, oder wenn ſie Junge in der Nähe ausbrachte, ſo lange dieſe noch nicht herangewachſen und kräftig genug ſind, um mit der Mutter eine Wanderung aufs Meer antreten zu können, und die Jungen wieder, um ſich auf ſolchen zur Herbſtreiſe zu verſammeln und anzuſchicken. Die Entfernung ſolcher Gewäſſer darf aber nicht über eine halbe Meile betragen; mir ſind wenigſtens nur 2 Meilen vom Nordſeeſtrande gelegene Gegenden bekannt, in welchen ſich nie eine Brandente ſehen läßt, obgleich ſie an jenem jedes Kind kennt. Wo das Meer in engen und mehrfach verzweigten Buchten, mit ſeichtem Waſſer, tief in's Land einſchneidet, oder wo ihr der Meeresſtrand ſonſt zuſagt, d. h. wo er theils ſandig, theils ſchlammig iſt und bei der Ebbe weit ausgedehnte Watten vom Waſſer frei werden läßt, verſchmähet ſie die ſüßen Waſſer ſo gänzlich, daß z. B. auf den

süßen Teich des großen Entenfangs (Vogelkoie) auf Sylt, nur wenige Schritte vom Rande des Meeres entfernt, von den Tausenden der diese Meeresgegend bewohnenden Brandenten, nur höchst selten eine einzelne sich auf dessen Wasser niederläßt, und mit andern Enten niemals eine daselbst gefangen worden sein soll. — Denen, welche sich bis zu uns verirren, bleibt freilich keine Wahl, weil sie nur Süßwasser finden, außer zwischen mehr oder weniger mit Pflanzen bewachsenen oder ganz freiem, und man traf sie sowol auf See'n und großen Teichen, als Flüssen, aber immer auf deren freiesten Stellen an, und hat dasselbe auch auf den nahe am Meere gelegenen Süßwassern beobachtet.

Sie liebt überhaupt nackte, baumlose Ufer, hohes Gestade mit flach in das Meer vorlaufenden Watten, besonders die Sandhügel und Dünen am Meer, mit Rasenflächen und moorigen Wiesen abwechselnd, meistens unfruchtbare und wenig von Menschen besuchte Striche. Hier sieht man sie im Sommer selten auf dem Meer schwimmen, sondern entweder am Strande herumlaufen, auf Wiesen ausruhen, sich in den Dünen ergehen, oder auch auf der höchsten Stelle eines Erdwalles oder hohen Gestades hingestellt gemüthlich in die Ferne schauen. Im Anfange der Fortpflanzungszeit macht sie vom Meer aus zum öftern weite Ausflüchte, doch nicht über eine Stunde landeinwärts, und wird dann zuweilen in öden und ganz dürren Gegenden, auf Haideſtrecken, manchmal sogar auf großen freien Plätzen zwischen Wäldern gesehen. Auf schilfreichen und sehr verwachsenen Gewässern läßt sie sich dagegen ungern nieder und verkriecht sich nur dann zwischen höhern Sumpfpflanzen, wenn sie es den Jungen zu Liebe und um diese zu verbergen thun muß, viel seltner wenn sie selbst sich mausert und nicht fliegen kann. Bedarf sie auf freien Uferplätzen ein Versteck, so findet sie dies in Erdhöhlen, in Uferspalten, oder zwischen kleinen Hügeln, wo man sie aus einiger Entfernung nicht sehen kann. An solchen verborgenen und einsamen Orten haben diese Enten auch ihre Ruheplätzchen, um sich hier um die Mittagszeit dem Schlafe zu überlassen; aber des Nachts oder wenigstens in der Dämmerung sind sie munter, wie andere Enten. Die meiste Thätigkeit zeigen sie bei eintretender Ebbe auf den Watten, auch am Tage; aber nachher, wenn wieder Fluth ist, ruhen sie auf dem Trocknen, auf Wiesen, Rasenplätzen und Hügeln desto länger aus, oder durchschnattern gelegentlich auch die nächsten nassen Stellen auf Moorwiesen und andere Pfützen.

Eigenschaften.

Die Brandente ist unstreitig eine der schönsten der ganzen Gattung, und ihre angenehme Gestalt, wie ihre ansehnliche Größe erhöhen ihre Schönheit besonders noch. Schon in weiter Ferne, fliegend oder sitzend, ist sie an ihrem vielen Weiß, mit den grell abstechend gefärbten Theilen, sowol den schwarzen als rostrothen, vor allen andern kenntlich, und diese weithin leuchtenden Farben des Gefieders machen, daß sie viel größer aussieht als sie wirklich ist. Aber einen ungemein reizenden Anblick gewähren diese herrlichen Enten wo sie in solcher Menge und so zahm sind, wie ich sie im Juni 1819 auf Sylt antraf, wo sie dicht an die Dörfer, ja in dieselben bis auf ziemlich beschränkte Räume zwischen Häuser und Gärten kamen und hier furchtlos umher wandelten; noch mehr und wahrhaft entzückend und überaus angenehm überraschend für mich und meine begleitenden Freunde, war jedoch der Ueberblick vieler Hundert Paare dieser nach einerlei Muster so schön buntscheckigen Enten, meistens paarweise und Paar bei Paar, höchst malerisch auf einer grünen Fläche ohne Baum, einem kleinen Thal zwischen den nackten Sanddünen, vertheilt zu sehen, als unser Weg damals von den Watten plötzlich links zwischen die nächsten Dünen einbog, um zu dem von diesen Enten umschaarten Dörfchen Lyst zu gelangen. Unbeschreiblich schön dünkte uns dies Panorama, mit seiner unvergleichlichen und höchst belebenden Staffage, die ihm diese prächtigen Enten gaben, das ohne diese kaum andere als niederschlagende Gefühle zu erwecken geeignet war.

Ihre Stellung ist ganz die der Märzente, aber der hintere Theil des wagerecht getragenen Rumpfes scheint gestreckter, weil Flügel und Schwanz auch wirklich etwas länger sind. Auch im ruhigen Gehen trägt sie sich eben so, den Hals tief in die Sform zusammen gebogen, wobei sie übrigens aber etwas hochbeiniger aussieht; nur wenn sie rascher vorwärts will, erhebt sie Brust und Hals etwas mehr, doch beides nicht leicht stärker als es in unsrer Abbildung Fig. 1. zeigt. Sie geht zwar etwas schwerlediger als die genannte Art, jedoch viel geschickter und lange nicht so wackelnd als unsere Hausenten, zuweilen sogar recht behende, und kann auch anhaltend und ziemlich schnell laufen. Sie geht auch mehr oder öfter als alle mir bekannten Enten. Wenn sie ruhet, stehet sie, wie andere, gewöhnlich auf einem Beine, den Hintertheil des Halses ganz auf dem Rücken niedergedrückt, oder auch den Kopf zurück gebogen und

den Schnabel unter die Schulterfedern versteckt, oder sie legt sich dazu ganz auf die Brust nieder.

Schwimmend ähnelt sie auch am meisten der Märzente, auch wenn sie, um mit dem Schnabel in die Tiefe zu langen, sich schwimmend auf den Kopf stellt; doch sieht man dieses seltner von ihr und im Schwimmen trägt sie auch den Hals meistens etwas höher als jene. Sie scheint, wenigstens in der Fortpflanzungszeit (wo ich sie nur beobachten konnte), auch eben nicht gern zu schwimmen; denn alle, welche ich aufs Wasser sich niederlassen sahe, ruderten baldmöglichst wieder ans nächste Ufer. Wenn sie es als Zufluchtsort betrachten, mag es damit wol anders sein. Auſser an jenem sahe ich sie eben so oft auf dem Trocknen und weit vom Wasser einher wandeln, beides wenigstens ungleich öfter als schwimmen. — Auch im Fluge ist diese Ente ungemein schön, ihr Weiß blendend, die andern Farben desto abstechender und weithin zu unterscheiden, weil sie in groſsen Feldern beisammen stehen und sich scharf scheiden. Im Allgemeinen ist ihr Flug dem anderer nichttauchender Enten ähnlich, geradeaus, zuweilen bald auf diese bald auf jene Seite sich wiegend, jedoch ohne künstliche Schwenkungen, aber doch ziemlich gewandt, schnell, nur auf weitern Strecken mit nicht so rasch folgenden Flügelschlägen, daher schwerfälliger aussehend als der der Märzente, aber gewöhnlich eben so mit einem ganz ähnlichen leisen Pfeifen, fein wich wich wich wich u. s. w. klingend, begleitet. Bei stillem trüben Wetter, hoch und ganz gemüthlich durch die Luft streichend, schlägt sie die Flügel noch weniger rasch und heftig, und dann haben diese Enten in ihren Bewegungen eine entfernte Aehnlichkeit mit Gänsen, zumal dann, besonders bei dicker Luft, den Flug auch ein solches Rauschen begleitet; der einzige Moment, wo ich etwas Gänseartiges an ihnen gefunden habe. Es ist schon erwähnt, daſs sie, wenn viele beisammen, fliegend und wenn sie weit weg wollen, eine einige schräge oder zwei solche vorn im spitzen Winkel vereinte Reihe bilden. Von einem gepaarten Paar fliegt stets das an seiner geringern Gröſse kenntliche Weibchen voran. Von der Erde oder dem Wasser erheben sie sich mit Leichtigkeit und verstehen auch sich ziemlich sanft niederzulassen.

Diese Enten zeigen sich in manchen Fällen äuſserst klug und schlau, besonders wenn sie sich verfolgt sehen, noch mehr aber, wenn sie an unsichern Orten sich ein Nistplätzchen aufsuchen, oder bei schon getroffner Wahl den bemerkten Lauscher täuschen wollen. Sie sind äuſserst vorsichtig und scheu, doch nicht in dem Grade wie Saat-

gänse; aber auch so klug, es bald zu merken, wo man sie duldet oder gar in Schutz nimmt. Auf Amrom, wo man sich wenig um sie kümmerte, wo ihre Nester ausnahm, wer sie fand, sie aber doch sehr selten mit Schießgewehr erschreckt wurden, wichen sie uns fremden Schützen so umsichtig aus, daß wir sie nur aus großer Entfernung, durch die Oertlichkeit begünstigt, ungesehen zum Schuß hinterschleichen konnten. Hingegen auf Sylt, wo man sie ungemein lieb hatte, sie nirgends störte; wo man, um ihnen unnöthige Furcht zu ersparen, ihnen wol eher aus dem Wege ging; wo man ihnen Gelegenheit zum Nisten verschaffte und ihre Nester in möglichster Nähe zu haben suchte, fast mehr aus Liebhaberei und um diese schönen Geschöpfe recht nahe vor Augen zu haben, als eines geringen Nutzens halber; hier waren sie in der That, wenigstens bei den Niststellen, fast eben so zutraulich, wie manche unsrer zahmen Enten, und machten nur in dringenden Fällen Gebrauch von ihrem Flugvermögen.

Sie sind für ihres Gleichen sehr gesellig und man sieht sie selten vereinzelt, viel gewöhnlicher in kleinen oder auch in großen Schaaren, oft von mehrern Hunderten beisammen, aber nicht so gegen andere Enten. Doch suchen einzeln landeinwärts Verirrte auch wol die Gesellschaft dieser und wurden sogar unter Hausenten zuweilen angetroffen. Nur vor der Paarung giebt es Streit und zuweilen heftige Balgereien unter den Männchen, der Weibchen wegen. Sonst leben sie auch an den Brüteorten sehr verträglich, so daß selbst mehrere Weibchen zugleich die verschiedenen Abtheilungen eines einzigen Erdbaues bewohnen.

Ihre Stimme ist, wie bei den meisten Entenarten, in beiden Geschlechtern verschieden, beim Weibchen ein eben nicht sehr weit schallendes, entenartiges Quackwackwackwack, beim Männchen ein tieferes Korr, korr, und beide lassen sich seltner im Sitzen, aber am öftersten beim Auffliegen hören. Außerdem giebt das Männchen (vermuthlich nur in der Fortpflanzungszeit), wenn es allein fliegt oder sein Weibchen vor sich her treibt, noch sehr sonderbare Töne von sich, ein leise pfeifendes Singen, in dem es die Sylben: Tiuioiaiuiei u. s. w. langsam herleiert, manchmal fast eine halbe Minute lang, was an das Jodeln vieler schnepfenartiger Vögel erinnert. Sie haben dazu auch eine ähnliche Gewohnheit, das Weibchen voran, das Männchen diesem folgend, in einiger Höhe den Brüteort öfter zu umkreisen und sich besonders hierbei hören zu lassen. Sonst schreien sie nicht oft und wo sie fremd sind

oder sich unsicher glauben gar nicht. Vermuthlich bedingt die sonderbare Luftkapsel oder sogenannte Pauke in der Luftröhre der Männchen, welche ansehnlich groß, doppelt, mit einer Erweiterung auf der rechten Seite, ganz knöchern und etwas höckericht ist, aber den Weibchen fehlt, — jene Verschiedenheiten der Stimme. Beide zischen, wie andere Enten, aber das Weibchen stößt ausserdem in Angst oder Wuth, z. B. beim Vertheidigen seiner Brut, auch noch schäckernde Töne aus. Die Jungen piepen, wie junge zahme Enten, doch nicht so häufig.

So zutraulich diese Enten auch an manchen Orten, wie z. B. auf Sylt sind, wo sie sich ungezwungen den Menschen zu nähern scheinen, so fehlt doch noch sehr viel daran, sie wirklich zahm nennen zu können. Dies findet sich bei Alten in Gefangenschaft und des Flugvermögens beraubt, um sie so an eine größere Annäherung zu gewöhnen, in der That nur sehr langsam und nie vollständig; denn zum Brüten hat man, meines Wissens, noch keine Eingesperrte bringen können. Ob es mit jung Aufgezogenen oder solchen versucht ist, die man von einer Hausente ausbrüten ließ und von Jugend auf wie zahme Enten behandelte, weiß ich nicht, doch aber davon so viel, daß ich daran sehr zweifeln muß. Erst vor Kurzem erhielt ich von einem Freund*) Anzeige eines Versuches dieser Art, deren in seiner Gegend schon öfter gemacht worden sein sollen. Man hatte nämlich 11, schon etwas bebrütete Brandenteneier schnell genug einer brütenden Hausente untergelegt, welche jedoch nur 6 Junge ausbrachte, von denen auch noch eins mit Tode abging, die übrigen 5 aber von der Stiefmutter sogleich aufs nahe Wasser geführt wurden, wo sie sich jedoch viel linkischer und schwerfälliger benahmen als junge Hausenten, mit diesen aber, auf dem Hofe gefüttert und des Nachts unter Obdach genommen, aufwuchsen und eben so zahm wie diese wurden. Sie lebten mit dem übrigen Hausgeflügel in gutem Vernehmen, waren sehr verträglich, sonderten sich jedoch gern ab, besonders auf dem Teiche, wo sie sich immer auf dessen freier Mitte hielten, schienen träge, bewahrten aber bei aller Ruhe eine außerordentliche Wachsamkeit, um bei jedem verdächtigen Geräusch sich sichern zu können oder zu entfliehen. Völlig erwachsen entfernten sie sich

*) H. Forstmeister von Negelein zu Oldenburg hat mir ausser Diesem noch Manches aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen, nicht allein über die Brandenten, sondern über alle in jenem Lande vorkommende Vögel zuvorkommenst mitgetheilt und mich dadurch zum innigsten Dank verpflichtet, welchen ich ihm hiermit öffentlich darbringe.

nicht aus den nächsten Umgebungen des Gehöftes, obgleich sie fliegen konnten und täglich andere wilde Brüder vorüber fliegen sahen. Allein im Spätherbst, als der Wandertrieb in ihnen erwachen mochte, erhoben sie sich eines Tages plötzlich zu zwei Wilden ihrer Art, kamen mit diesen zwar wieder und besuchten mit ihnen den Teich noch eine Woche lang, aber nie mehr den wohlbekannten nahen Futterplatz, und verschwanden endlich ganz und für immer. Hätte man ihnen früher einen Flügel gelähmt, so würde das Ergebniß natürlich ein ganz anderes gewesen sein. In den Seestädten und andern Orten der Küsten findet man nicht selten lebende Brandenten, ihrer Schönheit wegen, auf Höfen gehalten, von denen hin und wieder, wenn es Weibchen waren, ein Ei gelegt worden ist; allein sie vollständig zum Begatten, Eierlegen und Brüten zu bringen, dürfte es nöthig sein, solchen einen Aufenthalt im Freien, auf einem Teiche u. s. w. zu gewähren. Männchen, mehrere Jahre unter anderm Geflügel auf dem Hofe gehalten, wurden zuletzt herrisch und sehr beissig gegen dasselbe.

Nahrung.

Die Brandente nährt sich zwar zu einem großen Theil aus dem Pflanzenreiche, besonders von zarten Theilen der Seegewächse und kleiner salziger Wasserkräuter, und frißt außerdem auch die Samen von mancherlei Land- und Sumpfpflanzen, von Gras- und Binsenarten, selbst Getreidekörner, wo sie zu denselben gelangen kann, — mehr aber noch aus dem Thierreiche, von Würmern, Insekten, kleinen Krustaceen, sehr kleinen Konchylien, kleinen Fischen und Fischlaich.

Bei der Art und Weise sich zu nähren, zeigt sie sich viel gewöhnlicher als Strandvogel; denn die wenigsten von jenen Dingen sucht sie schwimmend oder mit Kopf, Hals und halbem Rumpf senkrecht darnach in die Tiefe langend, die meisten in ganz seichtem Wasser oder am Uferrande selbst, wadend oder gehend, indem sie sich hauptsächlich beschäftigt, den von den Wellen losgerissenen und ans Land getriebenen Wust zu durchschnattern und das Genießbare herauszusuchen, welches meistens winzige, aber in Menge zusammen gehäufte, ein- und zweischalige Konchylien, kleiner als Weizenkörner oder Linsen, sind. Sie liebt deshalb nicht bloß seichte Stellen, sondern namentlich die bei der Ebbe vom Wasser frei gewordenen sogenannten Watten, auf welchen sie in größter Thätigkeit theils am

Wasserrande entlang jene durchsucht, theils zu den zurückgebliebenen Pfützen und kleinen Wasserrinnen hinläuft und diese ausfischt, hier namentlich den kleinen krebsartigen Thieren aus den Gattungen: Crangon, Palaemon, Gammarus u. a. m. sehr nachstellt und auch kleine Fische fängt, oder um auf dem glatten sandigen Boden den etzt aufstoßenden Uferwurm (Arenicola lumbricoides) aus seinen Löchern hervorzuziehen. Auch auf nahen Rasenplätzen sucht sie Regenwürmer, frühmorgens, wenn diese aus ihren Löchern hervorkommen. Nur ausnahmsweise, in der Mauser oder um die Jungen zu verbergen, sucht sie auch zwischen Schilf und Binsen Nahrungsmittel, wobei sie auch kleine Wasserfrösche nicht verschont und gelegentlich auch kleine Fische fängt. Selbst auf dem Trocknen zuweilen lange und bedächtig einher wandelnde Brandenten bücken sich oft, um Etwas aufzuheben und zu verschlucken, ausser Sand und kleine Kiesel, die man stets neben andern Dingen auch in ihrem Magen findet, vielleicht auch einzelne Insekten, nackte Schnecken, auch wol Pflanzensamen und auf Aeckern Getreidekörner. Die Bewohner von Sylt, ihren Lieblingen nur Gutes nachsagend, wollten zwar nicht zugeben, daß die Brandenten auch Getreide fräßen; allein ich hatte damals das Vergnügen, in Gegenwart eines Landmannes, der dies so eben geleugnet hatte, kaum 20 Schritt von unserm Wagen, ein Paar dieser Prachtenten recht emsig mit dem Auflesen der nicht untergeackerten Gerstenkörner, auf einem frisch besäeten Felde, beschäftigt zu sehen; worauf jener, als er keine Ausflucht sahe, scherzend erwiederte: Er halte dieß bloß für eine unzeitige Naschhaftigkeit dieser beiden Individuen.

Daß diese Enten aber wirklich gern Getreide fressen und daß ihnen der Genuß desselben sehr wohl bekömmt, beweisen alle gefangen gehaltenen, die auch gern Brod, zerstückelte Kartoffeln, roh oder gekocht, Rüben, Kohl u. dergl. annehmen, in Seestädten aber noch gewöhnlicher und wohlfeiler zu erhalten sind, mit der Brut von jenen kleinen Krebsarten und von Fischen, die bei der Ebbe von armen Leuten in großen Massen gefischt wird und sehr billig zu haben ist, so daß sie in manchen Gegenden der Nordseeküste ein sehr gewöhnliches Futter auch für anderes Hausgeflügel abgiebt. Gerste zieht die Brandente andern Getreidearten vor, frißt jedoch zuweilen auch Buchweizen und die Samen mancherlei Hülsenfrüchte, in Gefangenschaft auch vorzüglich gern klein zerschnittene Möhren oder gelbe Rüben; sie ist hier überhaupt mit Allem zufrieden, womit man Hausenten zu füttern pflegt.

Fortpflanzung.

In den oben schon als Sommeraufenthalt angegebenen europäischen, am Meer gelegenen Ländern pflanzt sich die Brandente allenthalben, und an einigen Küsten Dänemarks, Mecklenburgs u. a. m. hin und wieder in großer Anzahl fort. Schon seit langen Zeiten war an letztgenannter die Insel Poël deshalb berühmt; doch steht diese jedenfalls der Insel Sylt, an der Westküste Jütlands darin noch um Vieles nach, namentlich dem Nordende derselben, in den Umgebungen des Dörfchens Lyst, wo ich sie selbst im Jahre 1819 auf kleinem Raume zu vielen Hundert Paaren nistend antraf. Einzelner geschahe dies damals auf dem südlichen Theile von Sylt, und erst von der Mitte dieser von Süden nach Norden sehr (beiläufig 3 Seemeilen) in die Länge gezogenen Insel, wuchs ihre Anzahl mehr, bis zu jenem, auch wegen anderer großartiger Nistplätze verschiedenartigen Geflügels für den Ornithologen so höchst interessanten Nordende. Einzelner nistete sie, außer auf Amrom, damals auch an andern Orten dieser Inselgruppe, wie dies auch auf der Ostseite von Jütland der Fall sein soll, und dann kommen auch an den diesseitigen Küsten der Ost- und Nordsee hin und wieder alle Jahr nistende Brandenten mehr oder minder häufig vor.

Bald nach ihrer Ankunft im Frühjahre nähern sie sich, meistens schon gepaart, den Brüteplätzen und suchen die vorjährigen wieder auf. Wo man sie gern sieht und duldet, kommen sie damit bald in Ordnung und Manche können schon im April zu legen anfangen, während man dagegen Andere, an unsichrern Orten, noch zu Ende des Mai gesellig beisammen und anscheinlich mehrere von diesen noch nicht gepaart findet, oder einzelne Paare, vermuthlich weil si einen sichern Nistplatz noch nicht gefunden haben, unstät umherirren sieht. Letzteres ist besonders bei solchen der Fall, welche bebauetere Küstenstriche bewohnen und für das Gelingen ihres Vorsatzes desto umsichtiger zum Werke schreiten müssen. Ihre Fortpflanzungsgeschichte ist überhaupt, von mehr als einer Seite betrachtet, wunderbar, zum Theil räthselhaft, und bedarf noch einer tiefern Ergründung um Manchem darin besser auf die Spur zu kommen.

Die Brandenten nisten in der Regel nur in engen Höhlen oder Röhren unter der Erde, welche andere Thiere, wie Kaninchen, Füchse und Dachse, oder, wie auf Sylt, die Menschen gegraben, helfen in leichtem Boden selbst auch solchen nach, die sich ihnen zufällig dar-

boten, ihnen aber nicht weit und tief genug waren, unter hohlen Ufern, in Dämmen und anderwärts, oder sie graben sich selbst, wo sie keinen Anfang dazu fanden, eigene, wiewol dies nicht oft vorkommen mag. Alle solche Röhren müssen in wagerechter oder nur wenig geneigter Richtung und wenigstens ein paar Fuß lang in den Boden eindringen. Noch seltner dienen ihnen natürliche Uferklüfte, ohne besonders angewandte Vorrichtungen, oder gar ein hohler Baumstamm dazu, und am allerseltensten, nur als ganz abweichende Ausnahme, ist ihr Nest auch schon auf ebener Erde unter einem dichten Distel- oder Brombeerbusche gefunden worden*). Aus allen dabei vorkommenden Umständen geht deutlich hervor, daß sie das Nest so verstecken wollen, daß es auch von oben verdeckt sei, weil ihnen ein instinctmäßiges Gefühl sagt, daß das brütende Weibchen, nicht wie bei Enten der folgenden Familie, durch Farbe und Zeichnung seines Gefieders den Blicken der Feinde entzogen wird, sondern vielmehr diesen von Weitem in die Augen leuchten würde. Daher ist das Nest immer tief im Hintergrunde der Erdröhren, in selbst angefertigten mindestens ein paar Fuß vom Eingange, so daß es ein hinein langender Arm nur so eben erreichen kann. Auch sind die meisten solcher kurzen Röhren hinten etwas seitwärts gebogen, so daß man von aussen das auf den Eiern sitzende Weibchen gewöhnlich nicht sieht. Einen doppelten Aus- und Eingang haben nur wenige solcher selbstverfertigten Entenbaue.

Wenn es nun schon eine höchst merkwürdige und eben so seltene Erscheinung ist, einen so großen und schönen Schwimmvogel, behufs seiner Fortpflanzung, sich in Erdhöhlen zurückziehen und für einige Zeit verbergen zu sehen, so haben manche dabei obwaltende Nebenumstände doch noch mehr Wunderbares, ja Räthselhaftes. Es ist zuverlässig gewiß, daß ihnen die vorgefundenen Erdbaue jener Thiere zum Nisten besser zusagen als alle andere, jedoch nicht etwa die von jenen verlassenen, sondern, wunderlich genug, die noch von ihnen bewohnten. — Wenn nun auch das furchtsame Kaninchen solchen Hausgästen ausweichen und sich nach ihnen geniren möchte, wie soll man so etwas auch vom Fuchs oder Dachs erwarten? Und doch ist dem so. Schon in der teutschen Ornith. von Borkh., Becker, Lemke u. a. (a. a. O.) ist ein Fall dieser Art erzählt, welcher durch einen ganz ähnlichen, aus dem Oldenburgschen, mir neuerdings

*) Man will es auch, wie das der Märzente zuweilen, auf Bäumen in alten Krähennestern gefunden haben.

durch die zuvorkommende Güte des Hrn. Forstmeisters von Negelein mitgetheilt, vollkommen bestätigt wird, und wonach festgestellt werden darf, daß die Brandenten jene Thiere nicht daraus vertreiben, sondern gleichzeitig mit Fuchs oder Dachs ein und denselben Bau (der mindestens in der Erde in völliger Verbindung steht) bewohnen, und sogar tagtäglich, gemeinschaftlich mit dem Fuchse, denselben Ein- und Ausgang benutzen, wie dies die frischen Fährten und Excremente beider heterogenen Thierarten, so wie das beobachtete Aus- und Einschlüpfen derselben unumstößlich bewiesen und jedem Zweifler überzeugen mußten.

Sie lieben die Baue jener Thiere so sehr, daß sie dieselben nicht bloß in den nackten Dünen am Meere aufsuchen, wo sie meistens Kaninchen angehören; sondern wissen sogar entferntere, mehr als eine halbe Meile vom Strande, in Gegenden auszukundschaften, wo sie sonst nicht gesehen werden, nicht allein in dürren, freien Haidegegenden, auf erhöheten Plätzen und sandigen Hügeln in der Nähe von Moorwiesen, oder zwischen Kiefernansaaten und an Waldrändern, sondern mitunter sogar auf freien Plätzen in den Wäldern selbst, und nicht allein die Baue der Kaninchen, sondern auch die der Füchse und Dachse. Besonders angenehm scheinen ihnen die einfachen und nicht tief gehenden, gewöhnlich nicht beständig bewohnten, sogenannten Fluchtröhren zu sein; aber auch große, vielverzweigte, von Dachsen und Füchsen bewohnte Baue sind ihnen dazu erwünscht. Mit großer Vorsicht und vieler List gehen die Brandenten beim Untersuchen solcher zu Werke, nicht aus Furcht vor den Bewohnern derselben, gegen welche sie sich unbegreiflicherweise ganz gleichgültig benehmen, sondern allein der Menschen wegen und um diesen ihre Absicht zu verheimlichen oder sie zu täuschen. Die Sache ist so anziehend, daß ich nicht umhin kann, eine durch obengenannten Freund mir gewordene ausführliche Mittheilung hier in den Hauptzügen wiederzugeben*):

„Im Anfang des Mai 1839, als jener Beobachter in bedeutender Entfernung von der Küste auf einer hügeligen Sandfläche, mit Ansäen von Kiefern- oder Föhrensamen beschäftigt war, zeigte sich ein Brandenten-Paar, das ihn und die andern Arbeiter wieder-

*) Sie ist von Hrn. Förster Krömmelbein zu Varel, einem für die Wissenschaft glühenden und äußerst zuverlässigem Manne, aus brieflicher Mittheilung an Hrn. Forstmeister von Negelein, durch dessen Güte ich sie erhielt. Beide, mit gleichem Eifer für die Fortschritte der Ornithologie beseelt, können also in gleicher Weise Ansprüche auf die Dankbarkeit des Lesers machen.

holt und ziemlich nahe umkreiſete, und ſich öfter, nicht fern, auf einer höhern Stelle des Sandfeldes niederließ. Man ſtörte ſie nicht und Referent konnte ſie ſchon am Mittag des nächſten Tages, als er allein an jenem Platze zurückgeblieben, weiter beobachten. Als beide Gatten ſich auf jenem Hügel niedergelaſſen hatten, blieb das Weibchen als Wache unbeweglich, während das Männchen einer krateräbnlichen Vertiefung des Höhepunktes zuwandelte, auf deſſem Rande erſt ein Weilchen anhielt, dann gemächlich hinabſtieg und nun wol eine Viertelſtunde ſeinem Blicke entzogen blieb. Als es wieder zum Vorſchein gekommen, ſich der Gattinn genähert und anſcheinend mit ihr converſirt hatte, erhoben ſich beide zu einigen Kreisflügen, um ſich in den nächſten Umgebungen an verſchiedenen Stellen niederzulaſſen, augenſcheinlich um den Beobachter irre zu leiten. Daſſelbe Schauſpiel erneuerte ſich am folgenden Tage, und die Enten waren ſchon ſo zutraulich geworden, daß ſie vor den ein Mal ſich auf 150 Schritte genäherten Arbeitern nicht wegflogen, und es, als dieſe ſich wieder auf 300 Schritte entfernt, genau eben ſo machten wie am vorigen Tage. Nachdem ſie ſich endlich weit genug in die angrenzenden Wieſen verflogen hatten, um von ihnen unbemerkt hin und zurück kommen zu können, eilte Ref. zu dem Hügel, ſahe im kleinen Krater in die wohlbekannte Fuchsröhre, und fand dieſe mit den friſchen Fährten ſowol der Enten als des Fuchſes und eben ſo der Looſung beider ganz unzweideutig bezeichnet. Die kleine Fährte des letztern ließ eine Füchſin vermuthen. — Nach mehrtägigem Beobachten zeigte es ſich jedoch, daß die Enten, wahrſcheinlich wegen Nähe der Leute und um dieſe zu täuſchen, — nur zum Schein in dieſen Bau gekrochen waren und ſich da herum verweilt hatten, um darunter ihre wahre Abſicht zu verbergen, indem auf derſelben Haide, etwa 1000 Schritte von jenem, ein viel größerer, von Füchſen und Dachſen bewohnter Bau, vor allen ſeinen Röhren ſo viel der Entenfährten hatte, daß der feine weiße Sand ganz platt getreten war und kein Zweifel blieb, daß hier die Enten bei Weitem häufiger aus- und einkrochen als dort. Auf dieſem Bau war erſt den vorhergegangenen Herbſt ein Dachs in der Haube gefangen und die friſchen Ausräumungsarbeiten, einerſeits von einem noch inwohnendem Dachs, wie andrerſeits von einer Füchſin, zeigten deutlich genug, daß er jetzt noch von beiden Thierarten bewohnt war. Eine genauere Beſichtigung gab endlich das Erſtaunen erregende Reſultat, daß der Dachs regelmäßig aus- und einwanderte und ſich um einzelne Beſuche ſeiner drei bis zur Tiefe von 10 Fuß führenden Röh-

ren von Seiten der Enten nicht zu kümmern schien; denn die Fährten und Spuren beider zeigten sich ganz frisch und waren in der Tiefe, so weit es die Dunkelheit gestattete, bis 7 Fuß hinab, deutlich zu erkennen. Der Richtung dieser drei vom Dachse bewohnten Röhren entgegen laufend, also in der Tiefe von demselben Punkt ausgehend, mündeten nach verschiedenen Richtungen theils weitgeöffnete, theils engere, zum Theil auch beim Dachsfang im vorigen Herbst verstopfte Röhren aus, die alljährlich von Füchsen mit ihren Jungen eingenommen und aus deren Kammern im vorigen Sommer junge Füchse ausgegraben waren. Vor und in diesen Röhren nun war Alles glatt und fest getreten von den Enten, und wie in Wachs abgedruckt stand aus- und einführend die zierliche kleine Fährte der Füchsin zwischen denen der Enten. Der Beobachter legte sich jetzt hinter einen Wall auf die Lauer, dem Baue nahe genug, um Alles was dabei vorging deutlich gewahren zu können. Die schlauen Enten ließen nicht lange auf sich warten, machten zuerst im Angesicht jener Arbeiter, auf dem ersten Baue ihr Schein-Mannöver, kamen aber, als sie sich in Kreisflügen verabschiedet zu haben schienen, ganz unerwartet dicht über der Erde und zwar von der entgegengesetzten Seite, den Wiesen, eilig zurück geflogen und ließen sich direkt auf dem Hauptbaue nieder, schaueten sich ein Weilchen um und begannen, als sie sich unbeobachtet glaubten, in ihrer Art emsig, die durch häufiges Ausgraben der Bewohner auf dem Baue entstandenen Höhen und Vertiefungen zu durchwandeln, so ruhig und sicher etwa, wie unsere Hausenten zur Legezeit auf ihrem bekannten Hofe. Bald verschwanden sie in der Mündung der größten Fuchsröhre und blieben nun eine gute halbe Stunde unsichtbar. Endlich kam eine zum Vorschein, bestieg rasch den Hügel unter welchem die Röhre ausmündete, sah sich aufmerksam nach allen Richtungen um und flog nun gemächlich in die Wiesen hinunter. Sehr lange nachher bemerkte Ref. erst die andere Ente, wol 40 Schritte vom Baue, bis wohin sie ihm durch die Unebenheiten des Bodens verdeckt geblieben sein mußte. Hier wandelte sie ruhig, nach Art der türkischen Enten, zuweilen auf dem Boden suchend (vielleicht nach Genist zum Nestbau) herum, kehrte dann zum Bau zurück, erschien aber bald wieder auf demselben, um von einem Höhenpunkt ebenfalls ihrer Gefährtin nachzufliegen."

Diese verbürgte Thatsachen werden einerseits die Schlauheit dieser Enten bezeugen, andrerseits und hauptsächlich aber die oft erzählte und eben so oft bestrittene Behauptung feststellen, daß sie un-

verkennbar eine besondere Neigung zeigen, in bewohnten Fuchsbauen, mithin in größter Nähe des Erbfeindes alles Geflügels, ihre Brutgeschäfte zu verrichten. Unbegreiflich, was den hinterlistigen, mordlustigen Reinecke zu solcher Enthaltsamkeit veranlassen mag! Und wenn es auch noch nicht so sehr zu verwundern wäre, daß er sich gegen die alten Enten duldsam bewiese, so ist es doch wahrhaft unbegreiflich, wie er die Eier verschont, wenn nämlich die weibliche Ente, bevor sie brütet, oder auch wenn sie beim Brüten Hungers halber abgeht, sie alle Tage mehrere Stunden lang ganz seiner Discretion anheim stellen, sie also über 4 Wochen lang täglich einige Zeit unbeaufsichtigt lassen muß. — Da man sich diese wunderliche Nachbarschaft für ein längeres Bestehen nicht zusammenreimen konnte, gleichwol auch anderwärts längst beobachtet hatte, daß brütelustige Brandenten in bewohnte Fuchsbaue geschlüpft waren, so entstand die Meinung, diese Enten vertrieben die frühern Bewohner aus den Bauen, ehe sie solche für sich in Besitz nähmen, und man erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Art und Weise, wie die Enten dies wol anfingen. Dem ist aber, nach obiger schätzbarer Beobachtung, nicht also. Warum jedoch die Brandenten es wagen dürfen, in der Nähe des allgefürchteten Räubers ihre Brut zu machen, bleibt in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Wir können wenigstens nicht glauben, daß dem Fuchs der thranichte Geruch und Geschmack des Brandentenfleisches, der auch den Eiern nicht fehlt, eben so widerlich oder noch abstoßender sein sollte, als er es den menschlichen Sinnen ist

Offenbar muß es den Brandenten schwer werden, selbst im Sandboden, ohne fremde Hülfe, sich unterirdische Baue von genügender Beschaffenheit zu graben, weshalb sie um so lieber jede Gelegenheit ergreifen, sich in fremde und schon vorhandene einzudrängen. Dies brachte die Bewohner der Insel Sylt darauf, den Enten, die sie so gern in ihrer Nähe sehen, dazu behülflich zu werden. Demgemäß gruben sie ihnen röhrenförmige Höhlen, 2 bis 3 Fuß lang und hinten gekrümmt, damit die Ente auf dem Neste von aussen nicht sichtbar sei, horizontal in die Dünenhügel, in Dämme und hohe Ufer, oder bereiteten ihnen dergleichen unter Erdwänden und Steinwällen, welche als Befriedigung der Gärten oder Aecker dienen, selbst unter abgelegenen Gebäuden; alle diese nur für einzelne Paare. Allein den Einwohnern des Dörfchens Lyst, den Hauptsitz der Brandenten, gnügte dieses noch nicht, sie höhlten einzelne, ganz niedrige, mit einem festern Rasenüberzuge versehene Dü-

nenhügel so aus, daß in der Tiefe von 2 Fuß, horizontale Röhren von 6 bis 8 Zoll Durchschnittsweite entstanden, die sich wie ein Netz durchkreuzten, wo die Knoten der Maschen, 2 bis 3 Fuß von einander entfernt (für die einzelnen Nester der Enten) jeder in ein rundes Becken von 1 Fuß Durchmesser erweitert wurden, über einem jeden mit einer senkrechten Oeffnung nach oben, damit man durch diese mit der Hand bequem zu jedem der einzelnen Nester hinablangen konnte, wenn man zuvor den Deckel weggenommen, den ein festes Rasenstück bildete und welcher verhinderte, daß Licht von oben ins Nest fallen konnte. Ein solcher Bau, dessen sämmtliche Röhren sich auf obige Weise verbanden, enthielt c. 20 Stellen für eben so viel Nester, hatte aber seitwärts nur einen einzigen horizontalen Ein- und Ausgang. War alles in Ordnung und die Rasendeckel auf jene Oeffnungen gepaßt, so wandelte ein Unkundiger über einen solchen Hügel, ohne zu ahnen, welch' ein Leben sich unter seinen Füßen regte. — Ungemein gern bedienen sich die Brandenten solcher künstlichen Baue zum Nisten und sind so verträglich, daß mehrere Weibchen zugleich in solchen brüten; ich sahe einen der besetztesten, welcher 13 Nester enthielt. Und diese künstlichen Entenbaue sind nicht etwa an abgelegenen Orten angebracht, sondern ganz in der Nähe und manche nur wenige Schritte von den Gebäuden, die einzelnen Entenhöhlen selbst unter diesen, auf der Garten- oder Feldseite in den Dörfern, deren Gehöfte freilich ziemliche Zwischenräume lassen; gewöhnlich nahe, doch zuweilen auch weit von der Seekante. Im Frühjahr, wenn die Enten ankommen, reinigt man die alten Baue und bessert die entstandenen Beschädigungen aus, belegt jedes Nistplätzchen mit einer Hand voll trocknen Genistes und Moos, damit die sich ansiedelnden Enten dies sogleich zu einem Neste ordnen können, wozu es, da sie weder einen großen noch einen künstlichen Bau machen, völlig hinreicht und später nur noch mit den eigenen Dunen in ein warmes und weiches Lager für die Eier eingerichtet wird. Ausser den sich selbst ausgerupften Dunen findet man in den meisten Nestern nur wenig fremdes Material, und ich erinnere mich nur eines, das wol einen ganzen Hutkopf voll trocknes Genist und Moos, und dieses nicht allein mit Dunen, sondern auch einer großen Menge eigener Federn vermengt, enthielt.

Das Männchen nimmt am eigentlichen Nestbau nicht Theil, ist aber immer in der Nähe seines Weibchens, kriecht nicht selten mit in den Bau, steht jedoch viel gewöhnlicher oben frei auf demselben, oder in der Nähe desselben, wie wenn es Wache hielt, eigentlich aber

mehr, um es sogleich empfangen zu können, wenn es sich vor dem Eingange blicken läßt und dann dasselbe weiter überallhin zu begleiten. Es kümmert sich aber später um die Erziehung seiner Kinder wenig und befindet sich auch bereits in voller Mauser und mit andern von ihren Weibchen abgesonderten vereint an einsamen Plätzen, wenn die Jungen lange noch nicht erwachsen sind.

Die Eier, deren man in einem Neste 7 bis 12 Stück und wol noch mehr findet, zuweilen bis 16, zeichnen sich durch ihre Größe, Gestalt und übrige Beschaffenheit ziemlich von andern Enteneiern aus. Sie sind bedeutend größer als die größten unsrer Hausenten, 2 Zoll 9 bis 11 Linien lang und 2 Zoll $^1/_2$ bis 1 Linie breit, meistens von einer kurzeiförmigen Gestalt, den größten Umfang fast in der Mitte, das spitze Ende wenig schlanker zugerundet als das entgegengesetzte; ihre starke, feste Schale von sehr feinem Korn, die Poren kaum sichtbar; ihre Oberfläche daher von sehr zartem Aussehen, eben, glatt und glänzend; ihre Farbe von aussen ein klares, ins Rostgelbliche spielendes Weiß, nur inwendig ein Wenig ins Grünliche ziehend, doch kaum merklich. Das reine zarte Gelbweiß der feinen Schale, mit mäßigem Glanz und ohne Flecken, giebt ihnen ein überaus sauberes Aeußere, und unterscheidet sie sehr von denen andrer Arten der Gattung, zumal sie auch in der Größe alle ähnlich gefärbten einheimischer Entenarten übertreffen. Etwas Grünliches fand ich äußerlich weder an unbebrüteten und unausgeleerten, als an andern, obgleich ich Hunderte von ihnen in Händen gehabt habe. Sie ähneln an Größe und Gestalt sehr denen der türkischen oder Bisam-Enten, diese haben aber, ihnen gegenüber, eine gröbere, rauhere Schale ohne Glanz und eine schmutzigere Farbe.

Die Brandente macht in der Regel jährlich nur eine Brut. Wenn man dem Weibchen frühzeitig genug, etwa wenn es erst 4 bis 5 Eier gelegt, diese alle wegnimmt, so sucht es einen andern Nistort und macht ein neues Nest und Gelege, aber höchstens nur von 5 bis 6 Eiern. Läßt man ihm aber, wie auf Sylt, nur die zuerst gelegten 6 Eier und nimmt ihm alle folgenden, so kann man es dahin bringen, daß es 20 bis 30 Eier legt, während, wenn ihm keins genommen, die Zahl nur bei wenigen bis auf 16 steigt. Zum Neste nimmt es bei den ersten Eiern noch keine Dunen, nach und nach aber und dann von Tage zu Tage mehr, bis beim Brüten eine große Menge die Eier ungemein weich betten und kranzartig umgeben. Es liebt die Eier sehr, weicht nicht vom Neste bis man es fast greifen kann, und die in den künstlichen Entenbauen auf

Sylt waren so zahm, daß sie beim behutsamen Aufheben des erwähnten Deckels sitzen blieben und nur erst dann seitwärts in eine Nebenröhre schlüpften, wenn der zum leisen Streicheln ausgestreckte Finger so eben den Kopf berührte. Bei Besichtigung eines solchen complicirten Entenbaues verstopfte man zuvor den einzigen Ausgang, damit die im Baue steckenden Enten nicht herauspoltern und scheu werden sollten. Nach beendeter Musterung öffnete man ihn wieder, ohne daß eine von den einstweilen in den Verbindungsröhren sich versteckt gehaltenen Enten zum Vorschein gekommen wäre, vielmehr saß eine Stunde später jedwede wieder auf ihrem Neste. Die, welche eine kurze, hinten geschlossene Höhle bewohnen, lassen sich, wenn der Arm zulangt, auf den Eiern leicht ergreifen, zumal wenn sie bereits brüten, vertheidigen sich dabei aber mit dem Schnabel, dazu wie eine Katze fauchend oder, mehr vor Wuth als aus Angst, schäckernde Töne, wie oft Hausenten, ausstoßend, bis aufs Aeußerste. Es sind Fälle vorgekommen, wo zum Vertreiben der brütenden Ente von den Eiern und aus der Röhre, ein Stock zu Hülfe genommen werden mußte, weil sie unablässig auf die nach den Eiern langende Hand los zwickte und ihr schmerzhafte Bisse versetzte; dies nicht etwa bloß auf Sylt, sondern auch an andern Orten, wo man sie nicht hegt.

Die Brütezeit dauert nach Einigen 21, nach Andern 28 Tage; vielleicht liegt das Wahre in der Mitte. Es scheint recht oft vorzukommen, daß mehrere Eier eines Geleges faul gebrütet werden, oft von sechsen eins, und es werden noch viel öfter 6 bis 7 und noch weniger, als 8 bis 10 Junge bei einer Alten gesehen. Die Mutter führt sie, sobald sie nach dem Ausschlüpfen völlig abgetrocknet sind, auf das nächste Wasser, wozu sie gern stehendes und süßes wählt, selbst kleine Gräben und Quellwasser, mit Gras und Schilf an den Ufern oder mit solchen bewachsene Morrsümpfe und kleine Teiche, um sich in der Noth mit ihnen zwischen den Pflanzen verstecken zu können. Wo ihr Nestplätzchen hoch oder weit vom Wasser lag, trägt sie die Jungen, Eins nach dem Andern, im Schnabel aus dem Neste zu jenem, oder sie stürzt sie, wo es nahe liegt, eben so, von oben herab aufs Wasser, ohne daß eins dabei Schaden leidet. Sie zeigt viel Mutterliebe, vertheidigt ihre Kleinen mit eigener Lebensgefahr, oder sucht sie erst zu verbergen und dann durch Verstellung, als sei sie krank oder gelähmt, bloß auf der Erde hinflatternd, die Aufmerksamkeit des Feindes von den Jungen ab und auf sich zu lenken, und erst dann, wenn dies bis auf einen gewis-

sen Punkt gelungen, wirklich zu entfliehen, doch nur um den Erfolg aus der Nähe zu beobachten und gleich wieder bei der Hand zu sein, sobald den Jungen von Neuem Gefahr drohet. Dies äusserst besorgte und ängstliche Betragen mildert sich erst je mehr und mehr die Jungen heranwachsen und selbst auf ihre Sicherheit bedacht sein lernen; aber sie verläßt sie erst, wenn sie völlig flugbar geworden sind. Können die Jungen an einem abgelegenen Orte ruhig aufwachsen, so sehnen sie sich vorerst nicht nach dem Meer; fielen aber öfter gefahrdrohende Störungen daselbst vor, so führt sie die Alte schon halberwachsen auf dasselbe, jedoch nur in ruhige kleine Buchten und Einschnitte, und flüchtet sich dann bei Gefahren mit ihnen auch wol aufs freie Wasser, vom Ufer abwärts. Die erwachsenen und flugbaren Jungen versammeln sich, während die alten Weibchen die Mauser bestehen, in eigenen Schaaren bis sie fortziehen.

Feinde.

Vom Seeadler ist es gewiß, daß er sie zuweilen zur Beute erwählt; von andern Raubvögeln ist indessen hiervon nichts bemerkt worden. Eben so wissen wir nicht, ob sie oder ihre Brut von kleinern Raubthieren angefeindet werden.

In ihrem Gefieder wohnen mehrartige Schmarotzerinsekten aus den Gattungen: Philopterus und Liotheum, Nitzsch, und in den Eingeweiden Würmer, deren Arten ebenfalls nicht genau anzugeben sind.

Jagd.

Wo die Brandenten sich nicht ganz besonderer Schonung erfreuen, sind sie ausserordentlich scheu, und können nur mit großer Vorsicht hinterschlichen oder gut versteckt auf dem Anstande erlauert werden. Sie weichen im niedrigen Fluge den Menschen stets viel über Schußweite aus, sind aber klug genug, dies nicht für nöthig zu halten, wenn sie eben hoch fliegen, so daß ein Schuß sie nicht erreichen kann. Wer sie freilich auf Sylt sieht, zumal bei den Nestern, wird daran schwerlich glauben wollen, indem sie hier auf kaum 20 Schritte aushalten, in dieser geringen Entfernung so ruhig wie Hausenten vor den Menschen einher wandeln, und dem zufällig Vorübergehenden, besonders Kindern und Weibspersonen oft bloß zu Fuß aus dem Wege gehen, jedoch klugerweise gegen den Fremden, wel-

cher sie durch zu große Aufmerksamkeit mißtrauisch gemacht hat, bald Verdacht schöpfen und sich von ihm entfernt halten. Ich habe selbst damals im Augenblick der Abreise und als keiner der Einwohner zugegen war (früher und unter andern Umständen hätte ich es nicht wagen dürfen), im Heraustreten aus der Thür unsrer Wohnung zu Morsum, eins der prächtigsten alten Männchen, dessen Weibchen aussen unter der Wand des Gehöftes eben auf den Eiern saß, erlegt; während ich andere auf Amrom, wo man sie wenig beachtete oder nicht schützte, mühsam und ungesehen zu einem weiten Schuß ankriechen konnte, und an Orten wo sie seltner waren, sie stets schon auf mehr als 200 Schritte die Flucht ergreifen sahe.

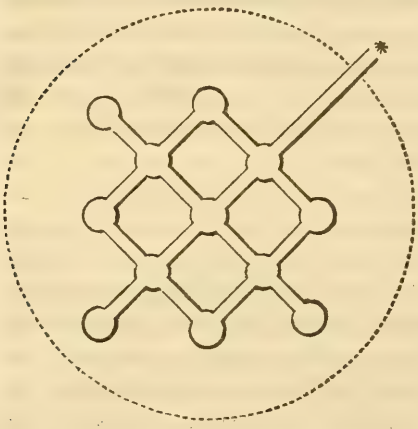
Fangen würde man sie sehr leicht, wenn man vor den Eingang ihrer Höhlen Schlingen stellte, was aber in kurzen und einfachen, bloß vorn offnen Röhren, wo die Hand des ausgestreckten Arms das Nest erreichen kann, kaum nöthig ist, da man, selbst an Orten wo man sie weniger schont, mit einiger Behutsamkeit das Weibchen auf demselben mit der Hand fangen kann.

Nutzen.

Das Fleisch der Brandenten hat einen sehr ranzigen oder thranichten Geschmack und widerlichen Geruch; es steht deshalb in so schlechtem Rufe, daß es allgemein verachtet wird, wenn auch das der eben flüggen Jungen etwas besser oder eher genießbar sein möchte. Selbst auf Sylt, wo man die Brandenten nur mit lauter guten Eigenschaften begabt sehen will, leugnet man dies nicht und hält es für völlig ungenießbar. Man schont und hätschelt diese Enten dort bloß theils ihrer Schönheit und Zutraulichkeit, theils der Eier und Nestdunen wegen, die man ihnen zum Theil nimmt und die Eier wohlschmeckend und zu allem Küchengebrauch tauglich findet. Aber auch diese, übrigens sehr fettigen Eier haben einen ähnlichen Thrangeschmack, obwol bedeutend schwächer als das Fleisch, doch hinreichend, um nicht jedem Gaumen zu behagen. Ich habe diese Eier, mit ihrem einladenden, prächtig orangegelben, nicht hart zu kochenden Dotter, nur mit Widerwillen genießen können und alle andern Seevögeleier, selbst die der großen Meven, viel wohlschmeckender gefunden.

Daß man ihnen auf Sylt nicht bloß Höhlen für einzelne Paare sondern auch vielverzweigte Erdbaue für mehrere zugleich, zum Nisten bereitet, ist oben schon gesagt. Das Anfertigen eines

Entenbaues von letzterer Art hat in dem Boden, wie er sich in den Dünen findet, wenn der Sand mit Pflanzenwuchs überzogen ist, wenig Schwierigkeiten; es geschieht, mit Ausnahme der Eingangsröhre, allein von oben, indem man zuerst auf der Scheitelfläche eines kleinen, niedrigen, begrünten Hügels die Neststellen abtheilt und sie bis zu der gleichen Tiefe von 2 bis 3 Fuß senkrecht ausgräbt, dann mit dem Arm in jede dieser, durchschnittlich 1 Fuß weiten Gruben hinablangt und mit einem kurzen eisernen Werkzeuge die 6 bis 8 Zoll weiten wagerechten Verbindungsröhren von einer Neststelle zur andern so aushöhlt, daß die ganze unterirdische Anlage wagerecht und so auch mit der Eingangsröhre verbunden ist, die man von Aussen hinein arbeitet, worauf der Grundriß des Innern ohngefähr beigefügte Figur haben würde. Sie stellt jedoch nur einen kleinen Entenbau mit 12 Neststellen und einem Eingange (*) dar, während es noch umfänglichere, mit 20 und mehr Neststellen, dann aber gewöhnlich mit 2 Eingängen giebt. Die Oeffnung über jeder Neststelle wird mit einem festen Stück Rasen, meistens demselben, was man heraus gegraben hat, so verdeckt, daß von oben durchaus kein Licht in den Bau fallen kann und dieser Deckel beim Nachsehen jedes Mal sogleich wieder darauf gedeckt. Wenn Alles zweckmäßig eingerichtet und gut unterhalten wird, gehen die Enten sehr gern in diese Baue, die immer von mehreren Paaren zugleich, oft von vielen bewohnt werden, so daß ich bei Lyst einen solchen sahe, welcher auf dem kleinen Raume, von 20 und einigen Schritten im Umfange, 13 Brandentennester mit Eiern enthielt. Uiberall, vorzüglich auf den kunstgerechten Entenbauen bei letzterm Orte, verfuhr man beim Benutzen derselben sehr planmäßig, wartete ab, bis jedes Weibchen 6 Eier gelegt hatte, welche man ihm zum Ausbrüten überließ, und nahm ihm und so allen nur die über diese Zahl frisch hinzugelegten, die man an der ursprünglichen Reinheit ihrer Schale von den frühern und schon beschmutzten leicht unterschied, weshalb man einen Tag um den andern alle Nester musterte und dann mancher



Einwohner, je nachdem er viel Entennester sein nennen konnte, seine 20 bis 30 Enteneier nach Hause trug und dies manchmal über 2 Wochen lang fortsetzen konnte. Um die Enten dabei so wenig wie möglich zu stören, paßte man, zum Nachsehen der einzelnen Entenhöhlen, gewöhnlich Nachmittags, die Zeit ab, wenn das Weibchen nicht auf dem Neste saß; bei den zusammengesetzten verstopfte man bloß die Ausgangsröhre ganz leicht, und die hin und wieder auf den Nestern überraschten Enten schlüpften, beim Aufheben des Deckels über ihnen, einstweilen in eine Nebenröhre, bis die Musterung vorüber war.

Sobald die Enten zu legen aufhören und sich zum Brüten anschicken, nimmt man ihnen noch die Hälfte ihrer köstlichen Dunen, womit sie dann das Nest reichlich versehen und die Eier eingehüllt haben. Diese Dunen sind ungemein zart, grauweiß, oder viel heller gefärbt als Eiderdunen, denen sie an Weiche und Elasticität kaum nachstehen, hinsichtlich ihres Aussehens an Sauberkeit aber noch übertreffen, weil sie weniger mit Gras und Moos, und mit Tang, von welchem sich jene so schwer reinigen lassen, gar nicht vermischt sind.

Dies ist die ganze, wol nicht ganz unwesentliche, doch eben nicht große Benutzung der Brandenten auf Sylt, wobei nebenher das Vergnügen, von diesen herrlichen Geschöpfen, ohne Kostenaufwand und Sorge um ihren Unterhalt, in der schönsten Zeit des Jahres, als so zutrauliche und treue Gesellschafter sich umgeben zu sehen, nicht unbeachtet bleiben darf. So sind diese Enten gewissermaßen der Stolz der Syltianer und jeder möchte wenigstens Ein Päärchen oder vielmehr Ein Nest sein Eigenthum nennen können, weshalb man dort, besonders bei Lyst, die Brandenten schon seit länger als einem Jahrhunderte sorglich hegte und pflegte und ihnen immer mehr Brüteplätze bereitete, wodurch denn, da man nie eine tödtete, sie gegen Bosheit und Muthwillen schützte und nicht zugab, daß ihnen irgend ein Leid zugefügt wurde, ihre Anzahl von Jahr zu Jahr zunehmen mußte.

Schaden.

Obgleich die Brandenten Getreide fressen, so werden sie doch schwerlich irgendwo dadurch schädlich, weil es nie zur Hauptnahrung bei ihnen wird, diese dagegen in Dingen besteht, die sich am Meere in Menge finden und den Menschen unmittelbar nie Nutzen gewähren.

328.

Die Rost-Ente.

Anas rutila. *Pall.*

Taf. 299. { Fig. 1. Männchen im Prachtkleide.
Fig. 2. Weibchen.

Rostfarbige Ente, rothe Ente, rothe Höhlenente, rothe Pfeifente, Zimmtente, Zitronenente; persische Ente; rothe Gans; Kasarka.

Anas rutila. Pallas, Nov. Comm. Petrop. XIV. 1. p. 579. n. 4. tab. 22. Fig. 1. = Lepechin, Iter. I. p. 180. = Georgi, It. p. 167. = *Anas Casarca.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 511. n. 46. = Lath. Ind. II. p. 841. n. 24. = *L'Oie Kasarka.* Sonn. nouv. Edit. de Buff. Ois. XXV. p. 229. = *Canard Kasarka.* Temm. Man. nouv. édit. II. p. 832. = *Ruddy-Goose.* Lath. syn. VI. p. 456. — Uiberſetzung v. Bechſtein. III. 2. S. 397. n. 18. = *Grey headed Duck.* Forst. Indian. Zool. p. 104. t. 41. 42. = *Anatra forestiero.* Stor deg. Ucc. V. tav. 571. = *Casarca.* Savi, Orn. tosc. III. p. 168. = Wolf und Meyer, Taſchenb. II. S. 532. = Brehm, Lehrb. S. 787. = Brehm, Naturg. a. V. Deutſchlds. S. 859. = Gloger, ſchleſ. Faun. S. 56. n. 254. = Landbeck, Vög. Würtembergs. S. 75. n. 265. = Gr. Keyſerling und Blaſius, Wirbelth. Europ. I. S. 225. n. 393. = Schinz, europ. Faun. I. S. 404. = Friſch, Vög. II. Taf. 167. (fehlerhafte Abbildg.) = Naumanns Vög. alte Ausg. Nachträge, S. 160. (51.) Taf. XXIII. Fig. 47. (junges Männchen).

Kennzeichen der Art.

Der Schnabel ſchwärzlich; die Füße grau; im Gefieder Roſtfarbe vorherrſchend; der ſehr große Spiegel ſtahlgrün; die Ober- und Unter-Flügeldeckfedern weiß; Schwanz, obere Schwanzdecke und Bürzel glänzend ſchwarz. Größe der Märzente.

Beschreibung.

Diese prächtige Art zeichnet sich vor allen Andern durch die viele, über den ganzen Rumpf verbreitete, herrliche Rostfarbe so sehr aus, daß sie in keinem ihrer Kleider verkannt werden kann, und damit auch weit in die Ferne hin leuchtet.

Sie hat ohngefähr die Größe unsrer männlichen gemeinen wilden oder Märzente, oder auch fast die der Brandente, wenigstens scheint sie dieses, wegen der verhältnißmäßig größern Flügel, obwol der Rumpf nicht ganz die Größe des von der letztern hat. Ihre Länge ist 24 bis 25 Zoll; die des Flügels vom Bug zur Spitze 14 bis 15 Zoll; die des Schwanzes $4^1/_2$ bis $5^1/_4$ Zoll; die Flugbreite 43 bis 48 Zoll; wovon die kleinern Maaße den Weibchen zukommen.

Ihre Gestalt ähnelt zwar auch am meisten der der vorigen Art, doch sind, wie schon bemerkt, Flügel und Schwanz etwas größer; die 14 Schwanzfedern sehr breit, auch fast bis an das abgerundete Ende gleich breit, die äußern abnehmend und nur wenig kürzer als die mittelsten, daher das Schwanzende nur flach zugerundet; die Spitzen der breiten und langen Flügel reichen in Ruhe liegend bis auf das Schwanzende oder gar noch ein wenig über dasselbe hinaus. Die Schäfte der Schwanzfedern scheinen spitzewärts sich etwas unterwärts zu biegen. Sonst ist das Gefieder von Gestalt und Gewebe dem der Brandente ganz ähnlich.

Der Schnabel ist dagegen schmäler, gestreckt und weniger aufwärts gebogen, auch an der Stirn niedriger, vorn aber gewölbter als bei der vorigen Art, der Nagel scheint deshalb breiter, weil er die geringere Schnabelbreite zur Hälfte einnimmt. Er hat als Entenschnabel nur eine mittlere Größe und ähnelt dem der Mittelente (A. strepera) sehr, besonders hinsichtlich der Zahnung, die an der hintern Hälfte des geschlossenen Schnabels eben so sichtbar ist, weil die äußersten Spitzen der Lamellen in spitze Zähnchen ausgezogen sind, die nicht ganz senkrecht, vielmehr etwas nach hinten gerichtet stehen; auch ist er nicht so gestreckt, von oben gesehen nicht genau gleich breit, sondern nach vorn auch ein klein Wenig erweitert, dies aber ohne Vergleich viel weniger als bei der Brandente. Das Nasenloch ist von derselben Gestalt wie bei dieser.

Die Länge des Schnabels beträgt 1 Zoll 9 bis 10 Linien; seine Breite, an der Wurzel, 9 Linien; seine Höhe hier 1 bis 2 Linien mehr. Von Farbe ist er blauschwarz, der Nagel tief schwarz.

Das Auge hat in der Jugend einen gelbbraunen, im Alter einen hellgelben Stern und weißlich befiederte Lider.

Die Füße sind ganz wie die der Brandente gestaltet, haben aber ein wenig höhere Läufe, oder etwas kürzere Zehen. Vom Unterschenkel ist wenig mehr als die dazu gerechnete obere Hälfte des Fersengelenks nackt; der Lauf $2^1/_2$ Zoll lang; die Mittelzeh, mit der 3 bis 4 Linien langen Kralle, 2 Zoll 2 bis 3 Linien; die wie bei jener gestaltete Hinterzeh, mit der 2 Linien langen Kralle, 5 Linien lang.

Die Farbe der Füße ist wie bei der Krückente (A. Crecca) ein röthliches Grau oder röthlich durchschimmerndes Aschgrau; die der Krallen schwarz. Im ausgetrockneten Zustande sehen sie ganz schwarz aus.

Wir können, weil uns in Natura weder das Dunenkleid noch das Jugendkleid zu Gesicht gekommen *), nur das ausgefärbte Kleid, nach beiden Geschlechtern beschreiben.

Da vermuthlich das Jugendkleid dem des alten Weibchens ähnelt, so mag dies hier voran gehen. An ihm ist das Gesicht, auch an den Schläfen noch, bis in die Ohrgegend hinziehend, trübe weiß, an der Stirn und Kehle rostgelblich angeflogen; Scheitel, Genick und Hals rostgelb, der Letztere gegen den Kropf und Anfang des Rückens in Rostfarbe übergehend; von hier an der ganze Unterkörper, auch Oberrücken und Schultern schön rostfarbig, am Kropfe fast helles Rostroth zu nennen, bloß an den Schenkeln und After etwas blaß, auf den obern der größten Schulterfedern auch mit feinen schwarzbraunen Punkten in wellenförmigen, verlornen Querlinien durchzogen; der Unterrücken rostfarbig, mit feinen schwarzbraunen Querlinien wellenförmig durchzogen, die auf dem Bürzel mehr und mehr die Oberhand gewinnen und sich auf der Oberschwanzdecke ganz verlieren; die Federn dieser, welche ziemlich lang sind, nebst den Schwanzfedern schwarz, mit schwachem grünen Glanz, ihre Unterseite mattschwarz ohne Schiller. Die Deckfedern sowol auf als unter dem Flügel sind weiß, am Flügelrande etwas gelbbräunlich gefleckt, die mittlern des Oberflügels auch zum Theil so gekantet; die Terziarschwingfedern schön rostfarbig, nach der Spitze und den

*) Nach einer ziemlich schlechten Abbildung ist das Jugendkleid am Kopfe und Oberhalse schmutzig weiß, am Nacken graubraun, die Rostfarbe des Rumpfes blasser, gelber, aber trüber, auf dem Rücken und den Schultern mehr ein mattes und schmutziges Rostbraun, das Uibrige wie am alten Weibchen.

ſchwarzen Schäften zu in Roſtgelb übergehend, auf den Innenfahnen braungrau; die Secundarſchwingen, einen ſehr großen Spiegel bildend, ſchwarz, mit purpurfarbigem und grünem Metallglanz, aber die verdeckten Innenfahnen ohne dieſen; die Primarſchwingen, ihre Deckfedern und die Daunenfedern kohlſchwarz, jene auf der untern Seite mattſchwarz, ihre Schäfte ſchwarz.

In der Ferne haben ſich manche, wahrſcheinlich jüngere Weibchen, durch eine lichtere, mehr roſtgelbe Hauptfarbe vor Andern ausgezeichnet.

Das Männchen unterſcheidet ſich vom Weibchen nur durch wenig beſondere Zeichnungen und trägt im Ganzen dieſelben Farben, dieſe aber von höherer Schönheit. Kopf und Hals ſind an ihm graulichweiß oder faſt weißgrau, Scheitel und Wangen roſtgelb überlaufen, die Halsſeiten ſtärker, ſo daß der Hals nach unten ganz röthlichroſtgelb wird, hier aber, wo die Kropfgegend anfängt, mit einem ſchmalen, nur an den Seiten nach unten etwas breitern, ſchwarzen, purpurfarbig ſchillernden Halsbändchen umgeben iſt, eine Auszeichnung, die das Weibchen nie erhält. Alles was nun von dieſer Stelle abwärts bei letzterm roſtfarbig, iſt beim Männchen prächtig roſtroth, am Kropfe faſt kupferroth, ſo auch die Terziarſchwingfedern nach auſſen, deren Mitte und großen Enden lichtroſtgelb, ihre Innenfahnen aber neben den abwärts ſchwarzen Schäften ſchmal grau gefärbt ſind, ſo wie auch die größten Schulterfedern, am Rücken entlang, auf den Innenfahnen feine ſchwarze Punktreihen und zarte Wellenlinien zeigen; Unterrücken, Bürzel und Oberſchwanzdecke ganz ſchwarz, mit grünem Schiller, welcher ſich auch auf mehrere der mittlern Schwanzfedern verbreitet, während dieſe übrigens, nebſt den andern, tiefſchwarz, auf der untern Seite mattſchwarz ausſehen; ſämmtliche Flügeldeckfedern, der obern und untern Seite, rein weiß; der ſehr große Spiegel grünlichſchwarz, ſehr ſtark glänzend, aber mehr in Purpurroth als Grün und nicht in Blau ſchillernd; die Primarſchwingen und ihre Deckfedern tief ſchwarz, mit eben ſo gefärbten Schäften, jene auf der Unterſeite mattſchwarz. Der weiße Flügel hat demnach ausgeſpannt, unten und oben, einen ſchwarzen Hinterrand und Spitze.

Im höhern Alter bekömmt das Männchen einen faſt einfarbigen, licht mäuſegrauen Kopf und Hals, ohne Roſtgelb, und das ſchwarzpurpurne Halsbändchen wird noch ſchöner als oben beſchrieben.

Aufenthalt.

Die Rostente ist für uns ein östlicher Vogel und einem wärmern Klima angehörig. Sie ist im mittlern Asien zu Hause, kömmt auch in Afrika vor, und bewohnt häufig namentlich die Gegenden am caspischen und Aral-See, die Gewässer der Tatarei, Songarei und Mongolei, wandert aus diesen im Winter südlich bis nach Indien und Persien, und kehrt im Frühjahr in die gemäßigten Striche zurück, geht aber nicht über den 55., nach Andern nur bis zum 53. Breitengrad nach Norden hinauf. In einigen von jenen Ländern soll sie hin und wieder in großer Anzahl angetroffen werden. Am schwarzen Meer ist sie schon seltner, streicht aber von da und vom Mittelmeer einzeln bis auf die Gewässer der Moldau und europäischen Türkei, noch einzelner bis Ungarn und Italien, wovon sich einige selbst bis Schlesien, Süddeutschland und zum Bodensee verflogen haben, und sogar auch in hiesige Gegend kamen. So soll ein Mal vor langen Jahren auf dem Eisleber-Salzsee eine geschossen und ausserdem auch andere zuweilen dort gesehen worden sein, was wol nicht für eine Erdichtung gehalten werden kann, weil die Nachricht von einem alten Fischer und Jagdliebhaber kam, welcher die auf dem See vorkommenden Vögel sehr wohl kannte und die seltneren zu unterscheiden wußte. Ich selbst traf einstmals im April auf diesem See, indem ich auf einem Kahn über seinen herrlichen Spiegel hinruderte, 8 Stück von diesen Enten, die zwar nicht zum Schuß hielten, aber namentlich vorüberstreichend mir nahe genug waren und von der lieblichen Morgensonne so beleuchtet wurden, daß mir gar kein Zweifel über die Art bleiben konnte, indem ich die bei einer andern einheimischen so nicht vorkommenden Farben und Zeichnungen ganz deutlich unterscheiden konnte.

In solchen Gegenden, wo sie sehr selten gesehen ward, erschien sie entweder im September und October, oder im April, was man also für ihre Zugzeit halten darf. Als sich jene 8 Stück vom Wasser erhoben, bildeten sie bald eine schräge Reihe, wie andere Enten, und verließen den See in südlicher Richtung.

Auch sie scheint die salzigen Gewässer den süßen vorzuziehen und letztere nur wo erstere fehlen zu besuchen; sie geht jedoch aus jenen und vom Meer in die Mündungen der Flüsse und dann weiter, hin und wieder hoch auf diesen hinauf, besucht dann auch kleinere Land-

see'n und größere Teiche, aber selten zu unbedeutende Gewässer, am wenigsten zu sehr mit Pflanzenwuchs bedeckte.

Eigenschaften.

Die Rostente ist eine herrliche Art und eben so schön, nur weniger bunt als die vorhergehende, an ihren Farben auch in großer Ferne leicht von allen andern zu unterscheiden. Etwas Gänseartiges ist weder am todten Vogel noch am lebenden zu bemerken.

In ihrem ganzen Wesen der Brandente sehr ähnlich, geht und schwimmt sie auch wie diese; aber sie scheint sich etwas behender zu bewegen, schreitet oft in einer geduckten Stellung, den Hals sehr niedergebogen, mit Arglist, oder Verlegenheit, oder Angst im Blicke, einher, fliegt ganz wie jene und bewegt die großen, breiten Flügel langsamer als alle Enten der nächstfolgenden Familie. Sie ist ungemein wild und mißtrauisch, weicht dem Menschen weit aus und sucht an unsichern Orten gewöhnlich die Mitte eines großen Wasserspiegels als Zufluchtsort, ist für ihres Gleichen gesellig und oft in Heerden, aber nicht gern mit andern Arten vereint. Ihre natürliche Wildheit und ungestümes Betragen ist sehr hinderlich, um alt eingefangene Rostenten an die Gefangenschaft zu gewöhnen und ihnen einen gewissen Grad von Zähmung zu geben; selbst von Hausenten ausgebrütete und bei diesen aufgewachsene werden nie recht zutraulich, bleiben, wo nicht unbändig, doch mißtrauisch oder furchtsam, sondern sich gern von dem andern Hofgeflügel ab, um sich zu verstecken, u. s. w. Dessen ungeachtet wird sie doch, ihrer Schönheit wegen, hin und wieder, namentlich in südlichern Ländern, in Menagerieen gehalten. Ihre Stimme, im Fluge, wird mit dem Ton einer Clarinette, im Sitzen, mit dem Schreien des Pfaues verglichen, auch sollen sie zuweilen wie eine Henne gluchsen.

Nahrung.

Die Rostente mag sich wol auf ähnliche Weise und von ähnlichen Dingen nähren wie die Brandente, wenigstens giebt der Geschmack ihres Fleisches dazu starke Vermuthung. Man weiß nur im Allgemeinen, daß sie von allerlei grünen Pflanzentheilen und von Samen, von Insektenbrut, kleinen Schal- und Weichthierchen, Würmern und Fischchen lebt.

In Gefangenschaft frißt sie auch reifes Getreide und sonst Alles, womit Hausenten gefüttert werden; auf Teichen ausser Insekten und Mollusken, Fisch- und Froschbrut, auch Fischlaich, und gelangt dazu wie andere nichttauchende Enten, schwimmend und schnatternd, in tieferm Wasser den Hinterleib aufgekippt mit dem Schnabel in die Tiefe langend, aber nie ganz untertauchend, indem sie das Tauchen nur in höchster Noth als Rettungsmittel in Anwendung bringt.

Fortpflanzung.

Diese schöne, an der europäischen Nord- und Nordwestküste wol niemals vorgekommene Art pflanzt sich nur an der äußersten Grenze des Ostens von Europa, wie an der Wolga, am Uralflusse, und dann weiterhin in Asien fort, und mag in ihrer Fortpflanzungsweise abermals viel Uebereinstimmendes mit der Brandente haben.

Recht bald im Frühjahr sieht man die meisten schon paarweise, und die Gatten gepaarter Paare, von denen, wenn sie fliegen, stets das Männchen dem Weibchen nachfolgt, hängen mit vieler Liebe an einander, so daß, wenn einer der Gatten von einem Schuß niedergestreckt wird, der andere ihn nicht verläßt und ebenfalls dabei erschossen werden kann, was bei andern Entenarten zwar auch vorkömmt, namentlich wenn das zuerst getödtete das Weibchen war; aber bei den Rostenten wird es auch von diesen behauptet, wenn ihm sein Männchen erschossen wurde.

Ihr Nest legt sie in natürlichen Höhlen und Klüften der Ufer, zwischen hohlliegenden Steinen, in hohlen Bäumen oder in selbstgegrabenen tiefen Erdhöhlen an, am gewöhnlichsten aber in den Erdbauen und unterirdischen Röhren verschiedener Säugethiere, namentlich des russischen Murmelthieres (Arctomys Bobac.), die sie, nebst andern ihr zusagenden, oft in weiter Entfernung vom Wasser dazu aufsucht, sich einrichtet und, wenn es nöthig ist, erweitert. Wie die Brandente macht sie, zumal in tiefen und dunkeln Höhlen, nur ein schlechtes Nest, aus allerlei Genist, welches das Weibchen beim Brüten durch die hinzugefügten, eignen, sich selbst ausgezupften Dunen zu einem weichen und warmen Lager für die Eier macht, deren es 8 bis 10 legt, welche weiß aussehen, stark glänzen, und an Größe, Gestalt und allem Uibrigen denen jener ausserordentlich und mehr als andern Enteneiern ähneln. Das Männchen ist ihm während des Brütens immer nahe, hilft ihm aber nicht brüten. Wenn sie weit vom Wasser Junge ausbringen, trägt die Mutter

ihre Kleinen, sobald sie abgetrocknet, eins nach dem andern im Schnabel zum nächsten Wasser, führt und beschützt sie hier mit eigener Lebensgefahr, während der Vater sich weniger um sie kümmert und nie anhaltend bei der Familie verweilt.

Feinde.

Hierüber ist uns noch gar nichts bekannt geworden.

Jagd.

Weil sie ausserordentlich scheu ist, kann sie nur mit großer Vorsicht ungesehen zum Schuß hinterschlichen oder auf dem Anstande gut versteckt erlauert werden.

Nutzen und Schaden.

Ihr Fleisch soll so unschmackhaft sein, wie das der Brandente, so daß die Tataren sogar behauptet haben, der Genuß desselben sei gefährlich oder doch sehr ungesund.

Zweite Familie.

Süßwasser-Enten. Anates stagnatiles.

Von der mittlern Größe bis zur kleinsten, zeichnen sie sich vor andern aus: Durch einen gestrecktern, schmälern, fast gleich breiten Schnabel, mit schmalem Nagel; — durch einen etwas schmälern Kopf, längern und schwächern Hals und schlankern Rumpf; — durch die kleinern Füße, — und durch ein in beiden Geschlechtern höchst verschieden gefärbtes Gefieder.

Die in Ruhe liegenden Flügel, welche ein großer, oft metallisch glänzender, schwarz und weiß eingefaßter Spiegel ziert, reichen mit ihren Spitzen nur bis auf die Schwanzwurzel.

Die Verschiedenheit des Gefieders beider Geschlechter, wie die durch eine Doppelmauser bewirkte des Sommerkleides und des Prachtkleides der alten Männchen, ist in keiner Entenfamilie größer. In letztern tragen die alten Männchen — die man im gemeinen Leben: Entrich, Erpel, Entrach, Rätsch, bei den Jägern: Entvogel, Antvogel, und nur die Weibchen schlechthin: Ente oder Entinn nennt — zum Theil sehr prächtige Farben, einen aus Schwarz in Goldgrün (entenhalsig) schillernden oder mit andern schönen Farben und Zeichnungen prunkenden Kopf; — einen schön gefärbten oder rein weißen Kropf, — eine eigenthümliche, weiße und schwarze Zeichnung in den zartesten Wellenlinien und Zickzacks auf den Schultern und an den Tragefedern; — eine meist schwarze, auch mit Weiß gezeichnete, Schwanzwurzelumgebung; — endlich bei manchen Arten auch verlängerte und schmal zugespitzte, oder zurückgerollte Mittelschwanzfedern. — Die stets viel kleinern Weibchen sehen dagegen ihren Männchen am Gefieder gar nicht

ähnlich, ausgenommen auf dem Vorderflügel und dem Spiegel, welche jedoch meistens blassere und unscheinlichere Farben tragen. Sie sind in allen Arten nach einerlei Muster in ein unscheinliches Colorit gekleidet, von oben in düsteres, rostiges oder blasses Braun, nach unten ins Weißliche übergehend, überall mit schwärzlichen Schaftflecken, eine eigenthümliche, gefleckte und zusammen „Entengrau" genannte Zeichnung. Ein diesem sehr ähnliches, nur ein Wenig dunkleres Kleid tragen auch, in beiden Geschlechtern wenig verschieden, die Jungen, und dem dieser ist ferner das Kleid der alten Männchen sehr ähnlich, welches diese in der Hauptmauser im Sommer erhalten. Dieses unscheinliche Sommerkleid, in dem sich auch Schwing- und Schwanzfedern erneuet haben, wird, bis auf diese, im Herbst von Neuem durch das Prachtkleid verdrängt, während ihre Weibchen, fast 2 Monat später als die Männchen, weil sie bis dahin die Erziehung der Jungen davon abhielt, den Federwechsel beginnen, darin das ganze Gefieder wechseln, aber einem zweiten in demselben Herbst nicht unterworfen sind, daher ihre Mauser nur eine einfache ist. Sie sind oft damit kaum fertig, wenn ihre Männchen bereits zum zweiten Male zu federn beginnen.

Sie leben fast nur auf süßen Gewässern, am liebsten auf stehenden und seichten, selbst von geringem Umfange, und in Sümpfen, wo sie sich im Rohr, Schilf und hohen Sumpfgräsern verstecken können. Große, freie und tiefe Wasserflächen und das Meer dienen ihnen gelegentlich bloß zu Zufluchtsörtern. — Ihre Stimme ist bei Männchen und Weibchen verschieden, die der letztern ein Quaken oder Knäken, im höhern oder tiefern, lautern oder leisern Ton, hat aber durch die ganze Familie so viel Uebereinstimmendes als sie von den Tönen der tauchenden Enten abweicht. — Ihre Nahrung finden sie auch meistens bloß an und auf süßen Gewässern, durchschnattern mit dem zartfühlenden Schnabel deshalb, schwimmend, wadend oder gehend, das seichte Wasser und den Schlamm, senken dabei nur Kopf und Hals, höchstens auch den Vorderrumpf unter Wasser, indem sie dem ganzen Rumpf eine rücklings aufgerichtete, senkrechte Stellung geben und ihn durch Zappeln und Plätschern mit den Füßen eine kurze Zeit darin zu erhalten suchen, so daß sein Hintertheil von den Füßen bis zum Schwanzende über dem Wasser bleibt. Sie nähren sich zur Zeit der Samenreife hauptsächlich von mehligen Sämereien, fressen daher fast alle auch Getreidekörner sehr gern, aber nur dann kleine Fische und Conchylien, wenn jene oder Regenwürmer und Insektenbrut man-

geln, weshalb ihr zartes und oft sehr fettes Fleisch, zumal in jener Zeit, das wohlschmeckendste von allem ist. — Sie nisten ebenfalls nur auf und an süßen und meist stehenden Gewässern, Landsee'n, Teichen, Gräben und Brüchern, selbst wo sie vom Walde umgeben, auf der Erde, im Gebüsche, Schilfe, Grase, Getreide, seltner in weiten Baumhöhlen, noch seltner manche zuweilen auch auf höhern Bäumen, in alten Nestern andrer großer Vögel, auch wol auf alten Strohhütten, wenn sie nahe liegen und ausser Gebrauch sind. Wenn sie sich ordentlich gepaart haben, was gewöhnlich nicht lange vor dem Wählen der Nistgegend geschiehet, fliegt stets das Weibchen dem Männchen voraus, und in allen Fällen zeigt letzteres, doch nur wegen stärkern Geschlechtstriebes, mehr Liebe zu erstern, selbst oft mit Hintansetzen der eignen Sicherheit, als umgekehrt das Weibchen zum Männchen. Sobald Ersteres bereits längere Zeit gebrütet, verläßt es das nun in die Mauser tretende Männchen und überläßt die Erziehung seiner Jungen dem Weibchen ganz allein. — Vor ihren Feinden retten sie sich fliegend, im Nothfalle auch tauchend, und können dann auch parallel zwischen Boden und Fläche des Wassers fortschießen. — Wegen des delikaten Wildprets stellt man ihnen auf vielerlei Weise nach, theils mit Schießgewehr, theils in großartigen Entenfängen (den sogenannten Entenkoien oder auf eignen großen Heerden mit zwei Schlagwänden) und verbraucht sie in großer Menge zur Speise. Von der einen Art leitet man auch die Zucht unsrer nützlichen Hausenten ab.

Wegen unbedeutenden Abweichungen haben die neuern Ornithologen nur allein diese Familie in 5 und mehrere Gattungen getheilt, die kaum als Untergattungen (Subgenera) haltbar sind. So entstanden bei ihnen die Gattungen: Anas; Dafila; Chauliodes; Mareca; Querquedula u. a. m., von denen viele nur durch eine einzige Art repräsentirt werden.

Deutschland besitzt aus dieser großen Entenfamilie, ausser einer völlig domesticirten, noch:

Sechs Arten.

329.

Die März-Ente.

Anas boschas. *Linn.*

Taf. 300. { Fig. 1. Männliches Prachtkleid.
Fig. 2. Männliches Sommerkleid.
Fig. 3. Weibchen im Herbst.
Fig. 4. Nestkleid.

Stockente; wilde Ente; gemeine wilde oder wilde gemeine Ente; große wilde Ente; Wildente; Blumente, Spiegelente, Blauente, Blauspiegel, Blasente, Grosente, Hagente, Rätschente, Stutzente, Stoßente, Sturzente, Moosente; Schaufelente (Löffelente); hier und bei den Jägern allgemein: Märzente oder die Große.

Anas boschas. Gmel. Linn. syst. I. 2. p. 538. n. 40. = Lath. Ind. p. 850. n. 49. = Retz. Faun. suec. p. 131. n. 90. = Nilsson, Orn. Suec. II. 223. n. 251. = *Anas fera.* Briss. Av. VI. p. 318. n. 4. = *Le Canard sauvage.* Buff. Ois. IX. p. 115. t. 7 & 8. — Edit. de Deuxp. XVII. p. 132. t. 5. F. 1. 2. = Id. Pl. enl. 776 et 777. = Gerard. Tabl. élém. II. p. 358. = Temm. Man. nouv. Edit. II. p. 833. = *Wild Duck.* Lath. syn. VI. p. 489. — Uiberf. von Bechstein, III. 2. S. 424. n. 43. = Penn. Arct. Zool. II. p. 494. — Uiberf. von Zimmermann, II. S. 524. n. 412. = *Mallard* or *common wild Duck.* Bewick, Brit. Birds II. p. 327. = *Anatra salvatica o German reale.* Stor. degli ucc. V. tav. 570. = = *German reale.* Savi, Orn. tosc. III. p. 161. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 1046. = Dessen, Taschenb. II. S. 446. n. 31. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 538. n. 18. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlds. S. 252. n. 11. = Meisner und Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 300. n. 265. = Koch, Baier. Zool. I. S. 411. n. 259. = Brehm, Lehrb. II. S. 791. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 862—865. = Gloger, Schles. Faun. S. 56. n. 256. = Landbeck, Vög. Würtemberg's. S. 75. n. 266. = Hornschuch und Schilling, Verz. pommerscher Vög. S. 20. n. 259. = E. v. Homeyer, Vög. Pommern's. S. 73. n. 243. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 227. n. 398. = Frisch, Vögel II. Taf. 158. Männch. T. 159. Weibchen. T. 193 M. Spielart. = Naumann's Vög. alte Ausg. III. S. 257. Taf. XLIV. Fig. 63. Männch. F. 64. Weibch. beide im Frühlinge.

Bei den neuern Ornithologen stellt diese Art den Typus der in neuester Zeit an Arten sehr verminderten oder in viele Gattungen zersplitterten Gattung: Anas, dar.

Kennzeichen der Art.

Der Schnabel schmutzig gelbgrün, oder grau mit gelbröthlichen Flecken; die Füße gelbroth. Der sehr große Spiegel glänzend violett-blau-grün, oben und unten mit einem schwarzen und an diesem mit einem weißen Querstriche begrenzt. Merklich kleiner und schlanker als die Hausente.

Beschreibung.

Die Märzente ist in ihrem männlichen Prachtkleide mit einer andern Art nicht zu verwechseln, allein schon wegen der zurückgerollten Mittelschwanzfedern, die weiter bei keiner bis jetzt bekannten Art vorkommen, als bei den Männchen der Hausente, von welcher man glaubt, daß sie von ihr abstamme. — Schwerer würde sie für den Ungeübten im männlichen Sommerkleide, dem diese Rollfedern fehlen und das im Ganzen dem Kleide der Weibchen (dem jene ebenfalls fehlen) täuschend ähnlich sieht, von andern großen Arten zu unterscheiden sein, wenn nicht in allen Kleidern das ungemein prächtige, oben und unten mit Sammetschwarz und dieses wieder mit reinem Weiß eingefaßte, in Violett (aber fast gar nicht in Grün) glänzende Blau des ungewöhnlich großen Spiegels, ein gar nicht in Zweifel lassendes Erkennungszeichen abgäbe. Keine einheimische Entenart hat ihn von dieser Farbe und von so scharfer Abzeichnung, von schönerm Glanz und von größern Umfange.

Wegen großer Aehnlichkeit mit unsrer Hausente, in Gestalt, Farbe, Betragen und Lebensart, hält man sie allgemein für die Stammrasse dieser; allein sie unterscheidet sich wesentlich von ihr, durch den viel kleinern und schlankern Schnabel, der zwar nicht kürzer, aber viel schmäler ist, daher viel gestreckter aussieht, zumal er in der Mitte auch flacher gewölbt ist und, von oben gesehen, vorn sich schneller zurundet als der unsrer zahmen Ente. Der Unterschied dieser Verhältnisse ist so groß, daß der Oberschnabel, obgleich bei beiden von gleicher Länge, doch bei der Letztern so weit ist, daß, wenn man den der Märzente hinein legt, dieser sich vollkommen versteckt in ihm einschachteln läßt, d. h. wenigstens 3 Linien schmäler als der der Hausente ist. — Ferner sind die Füße letzterer größer, vorzüglich viel stärker und plumper, oder robuster. — In der Körpergestalt unterscheiden sich beide ebenfalls sehr, und die zierliche, viel

schlankere Märzente ist, der stärkern, plumpern, kurzhalsigern Hausente gegenüber, auch weit beweglicher, geht besser und weniger wackelnd, Brust und Bauch in einer Horizontallinie und eben so den Schwanz tragend, nicht mit herabhängendem Hinterleibe und Bauche, den Schwanz ein wenig gehoben, was unsere zahmen Enten jener gegenüber so sehr verunstaltet. Stehend und gehend sind hieran beide auch in großer Entfernung auf den ersten Blick zu unterscheiden; eben so schwimmend, wo die Hausente den Hals gerader und höher aufgerichtet trägt, die Märzente ihn dagegen stets sehr in die S Form biegt und gewöhnlich tief zwischen die Schultern niederzieht. — Das gewandte Fliegen der Märzente darf mit dem kurzen und schwerfälligen Flattern der Hausente nicht verglichen werden, weil es diese verlernt haben könnte. — An der Stimme ähneln sich beide zwar sehr, doch wird der Kenner, zugegeben bei mehrfacher Uibung im Vernehmen der Vogelstimmen, auch hieran, ohne einen Augenblick in Zweifel zu bleiben, sie so sicher unterscheiden, wie an ihrer Stellung. — Obgleich nun alle diese gegenseitigen Abweichungen groß genug wären, sie für zwei ursprünglich verschiedene Arten zu halten, so ist die Mehrzahl der Meinungen doch mehr dafür gestimmt, daß jene Verschiedenheiten der zahmen durch die Umwandlung der wilden zum Hausthier entstanden sein könnten, zumal dies schon vor vielen Jahrhunderten geschahe und so auch die Zeit ihren Antheil daran haben dürfte.

In der Größe steht die Märzente der Hausente um ein Bedeutendes nach, und wenn dies auch die Ausmessungen zuweilen weniger auffallend machen, so zeigt es desto deutlicher das Volumen des Körpers und das Gewicht, in welchem die letztere jene um 1 Pfund und mehr überwiegt, was schon viel sagen will, da selbst die ältesten Männchen der Märzente, im wohlgenährten Zustande, nur $2^1/_2$ bis 3 Pfund (selten etwas mehr) wiegen. Aber die Hausente ist oft über 4 Zoll länger als jene, hat dabei jedoch viel kürzere Flügel, so daß ihre Flugbreite häufig um mehrere Zolle geringer ist. Uibrigens gibt der Zufall bei diesen wie bei jenen oft merkwürdige Verschiedenheiten in der Größe, wie denn auch die Weibchen stets viel kleiner als die Männchen sind. Letztere (nämlich von der Märzente) messen gewöhnlich in der Länge (ohne Schnabel): 21 bis $23^1/_2$ Zoll; in der Flugbreite: 37 bis 40 Zoll; die Flügellänge: $10^7/_8$ Zoll; die Schwanzlänge: $3^5/_8$ bis $3^3/_4$ Zoll. — Die Maaße der Weibchen sind um einige Zoll geringer, ihre Länge meistens $19^1/_4$ Zoll, öfter darunter als darüber; so die

Breite: 34 bis 35½ Zoll; die Flügellänge: 9¾ Zoll; die des Schwanzes: 3¼ Zoll.

Die Märzente gehört unter die schlankern Entengestalten, selbst dieser Familie; der langeiförmige, ziemlich gestreckte, nach hinten merklich verjüngte und ziemlich spitz endende Rumpf ist von oben und unten nur wenig zusammen gedrückt; der Hals mittellang und ziemlich schlank; der Kopf nicht groß, mit sehr flacher Stirn und etwas großem Schnabel. Sie bildet die Grundform der Familie.

Die Befiederung des Kopfes und Halses ist klein und dicht, die einzelnen Federn schmal, bis zum abgerundetem Ende von gleicher Breite, ihre Ränder zerschlissen, nur auf dem Scheitel mit deutlichern Umrissen; die größern Federn vom Kropfe an und am ganzen Unterrumpfe, sehr dicht mit stark bogenförmig gebogenen Schäften, diese Theile daher pelzartig dick, die halbkreisförmigen Federenden deutlich gezeichnet, obgleich die Federstrahlen nicht enge geschlossen; die des Oberrumpfs mit geradern Schäften, daher weit weniger pelzartig, ihre Enden jenen ähnlich, doch viele der mittlern Schulterpartie auch sehr flach abgerundet, die größten und breitesten dieser aber auch wieder etwas lanzettförmig zugespitzt. Die Dunenbekleidung zwischen den Federwurzeln ist vorzüglich am Unterrumpfe sehr reich. Die Schwingfedern erster Ordnung haben ziemlich starke, an den vordersten spitzewärts etwas einwärts gebogene Schäfte, die erste bis vierte am Enddritheil sich ziemlich schnell verschmälernde Fahnen, und jene ist ein wenig kürzer als die zweite, diese auch noch etwas kürzer als die dritte und dies die längste; doch zuweilen auch diese beide fast von einerlei Länge, ihre Enden stumpf und schräg nach vorn zu gespitzt, die der übrigen, so wie sie stufenweise an Länge abnehmen, auch mehr zugerundet. Auf die 10 Schwingen erster Ordnung, folgen die 10 der zweiten, welche unter sich von gleicher Länge, sehr und gleichförmig breit, an den Enden schräg nach hinten fast gerade und erst hinten ab- oder zugerundet sind. Ihre glänzenden Aussenfahnen bilden den großen Spiegel. Die letzten oder die der dritten Ordnung, nur 3 bis 5, sind wieder viel länger, sehr breit und lanzettförmig zugespitzt, und die Spitze dieser Partie reicht, am ruhenden Flügel, auf denen erster Ordnung, zwischen der Spitze und dem Spiegel auf die Mitte. Der kurze Schwanz ist gewöhnlich aus 16 sehr straffen Federn zusammengesetzt, auch kommen Individuen mit 18, sogar mit 20 Steuerfedern vor. Diese Federn sind bedeutend breit, spitzewärts stumpf lanzettförmig endend, die mittlern die längsten und spitzesten, die nach aussen stufenweis kürzer, das äußerste

Paar 1 bis $1^5/_8$ Zoll kürzer als das mittelste, wodurch das Schwanzende sehr abgerundet erscheint. Die von den Tragefedern unterstützten, in Ruhe liegenden Flügel reichen mit ihren Spitzen bis auf die Schwanzwurzel oder die Mitte der Schwanzfedernlänge, oder so weit die obere Schwanzdecke reicht, während die untere den Schwanz bis fast an's Ende der Mittelfedern unterstützt.

Am hochzeitlichen oder Pracht-Kleide des Männchens sind die mittelsten Schwanzfedern, ein oder zwei Paar, etwas verlängert, spitzewärts ihre Fahnen viel schmäler, und ihre Schäfte an der Endhälfte seltsamerweise im Kreise auf und zurück gerollt, jede von der Seite gesehen einen einfachen, in der Mitte offengelassenen Schnörkel darstellend.

Am Schnabel ist die Beweglichkeit des Oberkiefers am Anfang der Stirn sehr auffallend, besonders beim Gähnen oder Schreien; wenigstens ist sie uns hier auffallender vorgekommen als bei vielen andern Entenarten, und selbst mancher andern Vogelgattung.

Der Schnabel ist im Ganzen von einem etwas gestreckten oder schlanken Aussehen, als Entenschnabel von mittler Größe, am obern Theil ziemlich gewölbt, gegen die Stirn sanft aufsteigend, am untern ganz flach und dieser bei geschlossenem Schnabel nur an der hintern Hälfte sichtbar, wo auch die äußern Spitzchen der lamellenartigen Zahnung des Oberschnabels etwas zu sehen sind; der Nagel am obern mittelgroß, ziemlich flach, aber seine breite Spitze merklich übergreifend; die Kielspalte schmal, lang, aber doch nicht bis an den untern Nagel vorreichend, ganz mit nackter Haut überspannt; die Breite des Schnabels von der Wurzel bis zu dem im Halbzirkel abgerundeten Ende ganz gleich. Das Randleistchen am Oberschnabel ist nicht sehr deutlich abgesetzt; die eirunde Nasenhöhle eben nicht groß, das ovale, durchsichtige Nasenloch in ihr nach vorn sich öffnend, steht ziemlich hoch und nur die Grenze des ersten Drittheils der Schnabellänge erreichend, hat also eine schmale Nasenscheidewand und ist von der Stirn nicht gar weit entfernt.

Seine Länge von der Stirn zum Ende des Nagels ist $2^1/_4$ bis $2^3/_8$ Zoll; seine Höhe an der Basis $11^1/_2$ bis 12 Linien, am vordersten Drittheil 5 Linien; seine Breite $9^1/_2$ bis 10 Linien. Beim Weibchen ist er gewöhnlich einige Linien kürzer, verhältnißmäßig aber weniger in der Höhe und Breite verschieden, so daß er oft kürzer aussieht als am Männchen.

Die Farbe des Schnabels ist sehr verschieden, beim Männchen im hochzeitlichen Kleide schmutzig gelbgrün oder grünlichgelb,

oder olivengrüngelb, eine eigenthümliche, nicht oft vorkommende Färbung, die Kinnhaut etwas heller als die Firste, der Nagel schwarz; bei ebendemselben im Sommerkleide jener düster olivengrün, schwärzlich überlaufen, am Unterschnabel, besonders der Kinnhaut und dem untern Mundwinkel viel heller, ins Gelbröthliche übergehend; diesem ähnlich aber unten mehr Hellroth im männlichem Jugendkleide; — beim alten Weibchen graugrün oder düster grüngrau, am Rande und am Unterschnabel mehr oder weniger gelbroth gefärbt, mit schwarzem Nagel; im Mittelalter oft auch das Grüngrau schwärzlich gemischt oder so gefleckt; am jungen Weibchen im ersten Lebensherbste von untenher ganz Gelbroth und diese etwas schmutzige Farbe auch am Oberschnabel von den Rändern aufwärts mehr verbreitet, so daß er erst auf der Firste in düsteres grünliches Grau übergeht, aber jenes ist meistens mit schwärzlichen Tüpfeln oder viereckigen Fleckchen am Rande hin oder auch nach oben zu unregelmäßig bestreuet, eine Zeichnung, welche fast bei jedem Individuum anders erscheint. In frühester Jugend ist er gelblichfleischfarbig, auf der Firste und oft auch anderwärts schwärzlich gefleckt, ebenfalls sehr verschieden. Zunge und Rachen sind fleischfarbig, der innere Schnabel meist röthlichgrau mit Fleischfarbe gemischt. — Im Tode wird die Färbung des äußern Schnabels an allen mit weicher Haut überzogenen Theilen (wovon eigentlich nur der Nagel und die Zähne ausgenommen sind) schmutziger und dunkler; im ausgetrocknetem Zustande das im Leben ziemlich helle Grüngelb in schwärzliches Olivengrün, und dieses (wie am männlichen Sommerkleide) in grünliches Schwarz, das Gelbröthliche unterhalb in Hornbraun verwandelt; beim Weibchen das Grünliche bloß Schwarzgrau, das Gelbrothe ein röthliches Braun.

Das Auge hat einen anfänglich graubraunen, dann dunkelbraunen und im Alter dunkelnußbraunen Stern, und nach innen nackte braunschwarze Lider.

Die Füße sind mittelmäßig, d. h. sie haben weder zu hohe oder zu niedrige Läufe, noch zu lange oder zu kurze Zehen und dabei sind Lauf und Mittelzeh (mit der Kralle) von gleicher Länge. Sie sind als Entenfüße wohlproportionirt zu nennen, die Gelenke nicht auffallend stark, die Läufe von den Seiten nicht übermäßig zusammengedrückt, die Zehen nur etwas schlank. Uiber der Ferse ist nicht viel mehr als das Gelenk dieser nackt; die Sohle der nicht ganz kleinen, höher eingelenkten Hinterzeh zwar schmal, jedoch gerundet, aber keineswegs belappt; die Schwimmhäute der drei Vorderzehen dünn

aber voll, die innern auf der Seite nach innen mit breiten Hautsaum. Die weiche Haut der Füße ist gegittert, sehr fein an den Sohlen und Schwimmhäuten, gröber an den Seiten des Laufs und der Zehen, auf dem Spanne in größere Tafeln und auf den Zehenrücken in schmale Querschilder getheilt. Die Krallen sind nicht groß, flach gebogen, schlank, unten etwas ausgehöhlt, die zugerundete Spitze scharfkantig, die der Mittelzeh mit vortretender Randschneide längs der innern Seite. Der Lauf mißt 2 bis $2^1/_2$ Zoll; die Mittelzeh, mit der 5 Linien langen Kralle, $2^5/_8$ Zoll; die Hinterzeh mit der 2 Linien langen Kralle $7^1/_2$ Linien. Beim Weibchen sind diese Maaße nur etwas geringer, aber oft kommen individuelle kleine Verschiedenheiten vor.

Die Farbe der Füße ist im Leben ein schönes Gelbroth, die der Krallen schwarz. Bei recht alten Individuen sind auch die Schwimmhäute von jener Farbe, bei jüngern etwas schmutziger als das Uibrige, bei den Weibchen Alles etwas blasser. Im Tode wird das Roth dunkler und die Schwimmhäute färben sich schwärzlich, und wenn die Beine völlig ausgetrocknet sind, erhalten sie eine schmutzig rothgelbliche Hornfarbe und am düstersten werden die Schwimmhäute. In früher Jugend sind die Beine schmutzig fleischfarbig oder bleich gelbröthlich, schwärzlich gemischt.

Das Nestkleid besteht in dichten, weichen, haarartigen Dunen, die auf anfänglich schön gelbem Grunde folgende Zeichnung von einem dunkeln Olivengraugrün haben, nämlich, einen breiten Streif von der Stirn über den Scheitel, das Genick und den Nacken hinab, einen schmalen Streif an den Zügeln und Schläfen, ein oder zwei kleine Fleckchen auf den Wangen, dann die ganze Kropfgegend, so wie der Rumpf von oben und an den Seiten, mit Ausnahme drei länglicher Flecke auf jeder Seite, einen auf der Schulter, einen andern auf der Hüfte (die beide auch zuweilen zusammenhängen) und den dritten auf der Brustseite nach hinten; diese Flecke, die Kehle und die Mitte des Unterrumpfs ziehen stark ins Weißliche; Flügel und Schwanz weiß, gelb und olivengraugrün gemischt. Der Scheitel, der untere Nacken, der Mittelrücken der Länge nach und einige Flecke in den Weichen sind gewöhnlich am dunkelsten, oft schwärzlich. Das schöne Gelb verschwindet sehr bald, und gelbliches, endlich trübes Weiß tritt an seine Stelle, so wie die dunkle Färbung aus dem Grünlichen ins Bräunliche verwandelt, zuletzt dunkles oder schwärzlich gemischtes Olivenbraun wird, wenn die wirklichen Federn hervorzukeimen anfangen. Diese Jungen sehen übrigens

ziemlich bunt aus. Die Farbe des Schnabels und der Füße wie oben beschrieben.

Das Jugendkleid, was auf das Dunenkleid folgt und im ersten Herbst, bis auf Flügel- und Schwanzfedern, mit einem neuen oder dem ausgefärbten Kleide vertauscht wird, sieht dem des alten Weibchens so ähnlich, daß es keiner besondern Beschreibung bedarf, indem es sich bloß im Folgenden unterscheidet: Die allgemeine Färbung ist eine viel dunklere, sowol was die schwärzliche Mitte der einzelnen Federn als die hellbraunen Kanten derselben betrifft; die hellbraunen, oft mondförmigen Flecke in der dunkeln Mitte der Schulter- und Tragefedern sind viel häufiger und regelmäßiger; die braungrauen kleinen Flügeldeckfedern haben breitere und deutlicher gezeichnete rostgelbe Endkanten, vor ihnen oft noch einen dunkelbraunen Halbmond; die großen Schwingen rostgelbweiße Endkäntchen; der Spiegel ist weniger schön, die Spitzen der Schwanzfedern etwas verstoßen, woran sie auch im folgenden Frühling noch kenntlich sind; die Füße haben eine blassere, die Schwimmhäute eine schwärzliche Färbung, der Schnabel unterwärts mehr Rothgelb; dies namentlich beim Weibchen, bei dem diese Farbe, ausser dem ganzen Unterschnabel nebst Kinnhaut, auch am Oberschnabel oft die ganzen Seiten desselben einnimmt und verschieden gestaltete schwarze Fleckchen hat, wogegen der sich bald schwärzlichgrün färbende Schnabel der Männchen sehr wenig von dieser Farbe zeigt. Ausser dem mehr Grün und weniger Roth am Schnabel, unterscheidet sich Letzteres auch noch durch die dunklere und an den obern Theilen weniger gefleckte Zeichnung, welche der des Sommerkleides alter Männchen zum Täuschen ähnelt, und durch seine überwiegende Größe, wogegen nicht selten die viel kleinern Weibchen so gewaltig abstechen, daß man sie für spezifisch verschieden halten könnte.

Im October vertauschen diese jungen Enten ihr Jugendkleid mit dem ausgefärbten und die Männchen erhalten zum ersten Male ihr Prachtkleid, in welchem sie bis zur nächsten Sommermauser ihren Weibchen so ausserordentlich unähnlich sehen, wie die Männchen der ächten Waldhühner ihren Weibchen. Gewöhnlich sind die jungen weiblichen Märzenten gegen Ende des genannten Monats fertig vermausert, die männlichen aber nicht vor Mitte des November.

Im männlichem Prachtkleide sind Schnabel und Füße wie oben angegeben gefärbt; Kopf und Hals grünschwarz, prachtvoll goldgrün glänzend, auf dem Scheitel in verschiedenem Lichte auch blau und violett schillernd, doch jenes Goldgrün die Oberhand be-

haltend und bei keiner einheimischen Art prächtiger*), doch haben die Federn an der Wurzelhälfte eine andere, graubraune, nicht glänzende Farbe, die aber von jener vollständig verdeckt bleibt. Ein $^1/_4$ bis $^1/_2$ Zoll breiter, schneeweißer, hinten jedoch offen bleibender Halsring trennt jenes Goldgrün von einem dunkeln glänzenden Kastanienbraun, das die ganze Kropfgegend bis auf den Anfang der Oberbrust einnimmt. Oben, auf der untern Halswurzel, und an den Seiten schließt sich ein vorn oder unten fast in Weiß übergehendes sehr lichtes Grau an, das aus lauter zart punktirten braunschwarzen Wellenlinien auf weißem Grunde besteht, auch sich über die ganze Brust und den Bauch nebst den Schenkeln erstreckt, die Zeichnungen hier aber noch zarter, undeutlicher und der Grund weißer, weshalb die Mitte des Unterrumpfs in der Ferne bloß grauweiß zu sein scheinen; die Tragefedern dunkler, in der Ferne licht aschgrau aussehend, sind eigentlich auf weißgrauem Grunde viel stärker oder deutlicher als die angrenzenden Theile mit schwarzbraunen feinen Wellenlinien dicht durchzogen; am After trennt ein weißes Querband die sammetschwarze, seidenartig grünlichglänzende untere Schwanzdecke. Die Schultern sind licht aschgrau, oder vielmehr weißgrau mit braunschwarzen zarten Wellenlinien dicht durchzogen und gewässert, am vordern Rande der Partie längs dem Flügel in einem langen Streifen kastanienbraun überzogen; die größten, etwas zugespitzten Schulterfedern lichtgrau, auf den Aussenfahnen gegen die Kanten schwärzlich gewässert, auf dem Rande der innern mit dunkelbraunem Anstrich und dunkeln Schäften; der Anfang des Oberrückens dunkelbraun, weißgrau bespritzt, weiter hinab braunschwarz; Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdecke tief schwarz, mit grünem Glanz. Der graue Flügel hat in der Mitte einen sehr großen, prächtig lasurblauen, herrlich violett (aber kaum etwas in Grün) glänzenden, oben und unten mit Sammetschwarz und dieses wieder mit reinem Weiß, eingefaßten Spiegel, oder nach seinen Theilen folgende Farben: Die kleinen und mittlern Deckfedern sind braungrau; die große Reihe über dem Spiegel an der Wurzel eben so, von der Mitte an aber rein weiß, mit sammtschwarzen, vom Weißen scharf abgeschnittenen Enden; die 10 Primarschwingen dunkelbraungrau, auf den innern Fahnen längs den braunen Schäften etwas heller, auch mit solchen Aussensäumchen, eben so ihre Deckfedern und die des Daumens; die Flügelkante weißlich; von den

*) Man hat diese herrliche Farbe auch mit einem Worte „entenhalsig" genannt.

10 Secundarschwingen sind die ersten zwei ganz, die übrigen nur auf den Innenfahnen dunkelbraungrau, die Aussenfahnen dieser 8 oder auch 9 Federn prächtig violettblau mit sammetschwarzer Querbinde vor der breiten weißen, scharfgetrennten Endbinde, welche alle haben und eben mit ihren Deckfedern den Spiegel bilden; die viel längern, in der Mitte ansehnlich breiten, zugespitzten Tertiarschwingen hellgrau, seitwärts und gegen die Wurzel sanft in Kastanienbraun und aus diesem in Schwarzbraun übergehend, mit dunkelbraunen Schäften. Die Unterflügeldeckfedern weiß, frisch mit sehr schön ochergelbem Anflug, welcher aber nach und nach verschwindet, daher im Frühjahr rein weiß; die untere Seite der Schwingen glänzend grau, an den Spitzen ziemlich dunkel, ihre Schäfte weiß. Der Schwanz ist von aussen fast weiß, weil die breiten weißen Seitenkanten das bräunliche Grau, welches längs den braunschwarzen Schäften die Mitte der Federn einnimmt, fast ganz verdecken; die beiden mittelsten Schwanzfederpaare tief schwarz mit grünem Glanz, ihre schmalen und verlängerten Enden aufwärts zurückgebogen, das mittelste spiralförmig aufgerollt.

Je älter das Männchen wird, desto reiner und schöner erscheinen die beschriebenen Farben und Zeichnungen seines Gefieders; bei ihm sind dann zwei Schwanzfederpaare zurückgerollt. Solche kommen jedoch nicht oft vor, wenigstens ist das zweite Paar selten so stark aufgerollt. Gleich nach der Herbstmauser, die ihm dieses Kleid brachte, am frischen Gefieder, sind die Farben etwas dunkler, was sich besonders auf dem Hinterflügel, am Aschgrauen, am meisten aber am Kastanienbraun des Kropfes zeigt, an dem bei jüngern Individuen die Federn oft noch rostgelbe Säumchen haben; so wie unter dem Flügel das Weiß stark ochergelb angeflogen ist, so ist es auch das auf der Mitte der Unterbrust, und hier wie dort verliert sich dieser hübsche Anflug erst nach und nach im Frühjahr. Alles zusammengenommen ist daher dann das ganze Colorit bedeutend heller als im Spätherbst; nur die Glanzpunkte, Kopf und Spiegel, mögen hiervon auszunehmen sein.

Das Männchen trägt sein Prachtkleid, das zugleich sein hochzeitliches ist, nur etwa 6 Monate; denn bei den Alten zeigen sich die ersten neuen Federn desselben mit dem October, bei Jungen einen halben Monat später, und den Anfang machen die am Unterrumpf oder der Brust. Mit Ende des November ist es bei jenen völlig, bei diesen größtentheils hergestellt. Im Mai, wenn die Weibchen brüten, fängt bei den Männchen schon die Mau-

ser an; sie ist im Juni in vollem Gange und die mausernden Männchen vereinigen sich in kleinen oder größern Gesellschaften auf den größern stehenden Gewässern, wo sie am Rande oder auf Inseln und kleinen aus dem Wasser ragenden Hügelchen stehend, oft ganze Haufen Federn verlieren, bis gegen Johannistag, wo endlich die Reihe auch an die Schwing- und Schwanzfedern kömmt, deren plötzliches Ausfallen sie zum Fliegen untauglich macht, weshalb sie jetzt von den offnen Gewässern verschwinden und in dieser für sie so ängstlichen Periode sich den Augen ihrer Feinde, besonders des Menschen, zu entziehen suchen, zwar auch gesellig, doch im Verborgenen, an einsamen, tiefnassen, busch- und schilfreichen Orten leben, bis ihnen die neuen Schwingfedern wieder das Fliegen gestatten und sie in der zweiten Woche des Juli sich als völlig flugbar wieder öffentlich zeigen können *). Jetzt nun im neuen und vollen Gefieder sind sie, da nur der Flügel, mit seinem prächtigen Spiegel, und die äußern Schwanzfedern die Färbung wieder erhielten, welche sie im eben abgelegten Kleide hatten, alles übrige Gefieder aber nur einfachere Zeichnungen in düstern und ganz andern Farben trägt, im Aeußern so verwandelt, daß man sie kaum wieder erkennt, sie wenigstens leicht mit ihren Weibchen verwechseln kann, die ein ganz ähnlich gezeichnetes nur viel lichter gefärbtes Gefieder tragen. Es ist dies das Sommerkleid der Männchen, das am meisten dem männlichen Jugendkleide ähnelt, doch auf dem Oberrumpfe, am Kropfe und an den Tragefedern noch dunkler ist, sich aber leichter noch an den breiten weiß geränderten Schwanzfedern, an dem dunkler gefärbten Schnabel und dem schönern Roth der Füße von diesem unterscheiden läßt.

Dieses männliche Sommerkleid hat folgende Farben: der Schnabel ist viel dunkler geworden und nebst den Füßen wie oben beschrieben; der Scheitel, von der Stirn bis auf das Genick, ein Fleckchen seitwärts der Schnabelwurzel oder der ganze Zügel, ein Streif an den Schläfen und ein schmaler Streif längs dem Nacken hinab sind fast einfarbig braunschwarz; ein heller, schmutzig rostgelber, braunschwarz gefleckter Streif läuft an der Seite des erstern über das Auge hin; eben so sind die ganzen Kopfseiten und der Hals, die schmutzig rostgelben oder lichtgelbbraunen Federchen dieser Theile haben nämlich, einzeln betrachtet, jede einen braunschwarzen

*) Diesen Gang nimmt im Allgemeinen die Mauser bei allen Entenarten dieser und der folgenden Familie, größtentheils oder mit wenigen Abweichungen auch bei den tauchenden Enten.

Schaftstrich, die des Kopfes etwas breitere als die des Halses; dabei ist die Kehle von diesen Schaftstrichen fast frei, oberwärts einfarbig und ins Weißliche ziehend; die Kropfgegend hell und glänzend rostbraun, in Kastanienbraun spielend, mit braunschwarzen Mondflecken, weil jede Feder hinter der breiten Endkante einen hufeisenförmigen Fleck von dieser Farbe trägt, dessen längere Schenkel verdeckt liegen; die Tragefedern schwärzlichbraun, mit breiten Kanten und einzelnen, meist verdeckten Bogen- oder auch Pfeilecken von einem hellen gelblichen Rostbraun; Brust und Bauch rostbräunlichweiß mit grauer Mischung, eine schmutzige Farbe, mit vielen, meist ovalen schwarzbraunen Fleckchen überstet, weil jede Feder hinter dem hellgefärbtem Rande einen solchen Schaftfleck hat; die Unterschwanzdeckfedern rein weiß, mit ovalen braunschwarzen, hin und wieder rostbraun umgebenen Schaftflecken; die Schulterfedern dunkel schwarzbraun, mit sehr schmalen licht rostbraunen Kantchen oder Säumen, weshalb diese Partie sehr dunkel erscheint; der ganze Rücken, Bürzel und die Oberschwanzdecke einfarbig braunschwarz, nur die letztere mit einigen rostbraunen Seitenkantchen an den größern Federn; wie diese sind auch die mittlern Schwanzfedern, ein bis zwei Paar, gefärbt, die übrigen in der Mitte längs dem schwarzbraunen Schafte tief aschgrau, an den Seiten dieses oft gezackt und rostbräunlich in die breiten weißen Seitenkanten verlaufend, die äußersten Federpaare mit dem meisten Weiß. Die Flügel haben dieselben Farben, nur frischer und etwas dunkler, als im Prachtkleide, die weißen Unterdeckfedern aber einen stärkern ochergelben Anflug. — Es fehlen dem Sommerkleide, im Vergleich mit jenem, die verlängerten, verschmälerten und dann aufgerollten Mittelschwanzfedern, und die, welche einstweilen ihre Stelle einnehmen, sind bloß breitlanzettförmig und kaum so lang als die nächstfolgenden Paare; es fehlen ihm ferner die lanzettförmig zugespitzten, großen Schulterfedern, an deren Stelle gewöhnlich zugerundete oder gar am Ende schnell abgerundete stehen; dazu sieht man diesen, namentlich jenen interimistischen Schwanzfedern an, daß sie nur eine kurze Dauer haben sollen, indem ihr Gewebe weicher und schwächer ist als das ihrer Nachbarn, die ein ganzes Jahr vorhalten müssen, während sie schon nach drei Monaten wieder ausfallen und durch neue ersetzt werden.

Dieses Sommerkleid, das vom Ende des Juli bis Mitte August vollkommen hergestellt ist und diese Männchen ihren Weibchen so sehr ähnlich macht, ist von kurzer Dauer; denn schon mit dem Anfange des October zeigen sich einzelne Federn des Prachtkleides,

die von Tage zu Tage häufiger werden und das Sommergefieder verdrängen, so daß mit Ende des Novembers keine Feder mehr von diesem übrig geblieben, als die des ganzen Flügels und die des Schwanzes (mit Ausnahme der erwähnten beiden mittelsten Paare), sonst alle durch die prächtiger gezeichneten des hochzeitlichen oder Pracht-Kleides, ersetzt sind und das Männchen in seiner höchsten Zierde darstellen.

Das Weibchen trägt ein Kleid, das vom Prachtkleide seines Männchens gar nichts Aehnliches hat als die Zeichnung und Farbe des Flügels, desto mehr aber mit dessen Sommerkleide, von dem es sich bloß durch eine hellere Färbung aber wenig verschiedene Zeichnung einiger Theile und durch eine andere Färbung des Schnabels unterscheidet. Letzterer ist schon oben beschrieben, so wie auch, daß die Beine eine etwas blassere Farbe haben. Die Kehle ist rostgelblichweiß und ungefleckt; ein Streif über dem Auge schmutzig weißlichrostgelb, mit wenig bemerkbaren schwärzlichen Federschäften; Stirn, Scheitel und Genick braunschwarz, mit rostgelben Seitenkäntchen der einzelnen Federn, daher rostgelblich gestrichelt; ein Strich von den Zügeln durch das Auge und die Schläfe dicht schwarzbraun gefleckt; die Kopfseiten und der Hals schmutzig rostgelb oder blaßgelbbräunlich, braunschwarz gestrichelt, weil jede einzelne Feder einen solchen Strich längs dem Schafte hat; der Kropf glänzend röthlichbraun, braunschwarz gefleckt, indem die in der Mitte so gefärbten Federn breite röthlichbraune Endkanten haben; Brust und Bauch weißlich gelbbraun, weißgrau gemischt, mit vielen kleinen, meist ovalen, schwarzbraunen Flecken bestreuet, weil jede der weißgelben Federn einen schwarzbraunen Schaftfleck hat; die Unterschwanzdecke weiß, rostbräunlich gemischt und braunschwarz gefleckt; die Tragefedern, die der Schultern und des Oberrückens schwarzbraun; mit breiten rostgelbbraunen Kanten und zum Theil solchen Bogen- oder Pfeilflecken; Unterrücken und Bürzel meistens schwarzbraun mit hell rostbraunen Kanten, die Oberschwanzdecke etwas lebhafter und mit Weiß gemischt; die zugespitzten Federn des Schwanzes weiß, in der Mitte rostgelb, mit vielen großen schwarzbraunen Querflecken, die an den Seiten nicht bis auf die Aussenkante reichen; der Flügel wie am Männchen, doch weniger schön, die kleinen Deckfedern brauner und meistens mit rostgelben oder weißlichen Endkäntchen. — Gleich nach der Mauser ist dies Gewand am dunkelsten; im Frühjahr ist die gelbbräunliche Hauptfarbe schon merklich verbleicht und im Vorsommer wird sie noch blasser und Alles grauer, bis auf den Spiegel,

welcher sich wenig verändert. — Je älter das Weibchen wird, desto mehr verliert sich das Roth am Oberschnabel, desto blasser wird die gelbbräunliche Hauptfarbe des Gefieders, die schwarzbraunen Flecke aber größer.

Nur das junge Weibchen besteht eine Herbstmauser, worin es sein Jugendgefieder ab- und ein wenig verschiedenes Kleid anlegt, in welchem es an den von jenem verbliebenen, an den Spitzen beschädigten Schwanzfedern leicht von ältern zu unterscheiden ist, dieses bis zum Sommer des folgenden Jahres trägt und nun die erste Hauptmauser, in welcher auch Schwing- und Schwanzfedern erneuert werden, besteht. Bei dem Brüten und Erziehen der Jungen leidet sein Gefieder sehr, nicht allein durch Verbleichen, sondern auch durch Abscheuern und Verstoßen; allein es kömmt nicht zum Federwechsel so lange seine Jungen noch nicht erwachsen sind, so daß sein Männchen die Mauser bereits überstanden hat, ehe sie bei dem Weibchen beginnen kann. Seine Mauserzeit ist der August und viele werden damit erst im Anfang des September fertig. Mit dem Verlieren der Schwingfedern geht es jedoch eben so wie beim Männchen. Von jetzt an mausert es alle Jahr nur ein Mal, im August.

In ornithologischen Schriften findet man gewöhnlich eine Menge Spielarten unsrer Märzente aufgeführt, von denen wir die wenigsten dafür halten können, weil viele nur in einer irrigen Vorstellung des Beschauers begründet sein, andere einer Bastardbrut mit Hausenten angehören mögen. Zu Erstern zählen wir die sogenannte Störente (A. Boschas major), welche sehr groß sein soll, dann die viel kleinere Schmalente (A. B. grisea) und die Roßente (A. B. naevia), die wol nur im Gehirn unkundiger Jäger spuken, wir aber für weiter nichts halten, als mit Uibertreibung beschriebene Größenverschiedenheiten, wie solche einzeln oder ausnahmsweise auch in andern Vogelarten vorkommen. Wir haben in unserm Leben viel großen Entenjagden beigewohnt und üben sie oft noch, haben diese Enten in Unzahl erlegen sehen und selbst erlegt, und mein Bruder hat gewiß Tausende unter Händen gehabt, sind aber dessenungeachtet äußerst wenige Male auf Exemplare gekommen, die man nach dem Begriff von Spielarten zu diesen zählen durfte. Ganz und rein weiße Märzenten (Anas Boschas alba) von reinem Geblüt, mögen ausserordentlich selten sein, wir sahen eine solche noch im Freien nicht; weißgeschäckte oder verschiedentlich, mehr oder weniger, weiß gefleckte (A. B. varia) sollen öfter vorkom-

men, doch findet sich unter vielen Hunderten gewöhnlich noch nicht eine mit einer ungewöhnlich gefärbten Feder; endlich besitzen wir selbst (eine gewiß seltene Erscheinung) ein auf weißem Grunde isabellfarbig gflecktes Weibchen, mit ganz schmutzigrothgelbem Schnabel, braunen Augensternen und blaßgelbrothen Füßen, also eine A. Boschas pallida s. isabellina, von ächter Art, d. h. von keiner Bastardbrut. Noch weit schöner müßte sich eine derartige Verwandlung des männlichen Hochzeitkleides ausnehmen. — Eine sehr hübsche oder vielmehr sehr ungewöhnlich in eine schwärzliche Färbung ausgeartete Varietät finden wir in Frisch's Vög. Taf. 193. abgebildet, die schwarze wilde Ente, auch Schildente (A. Boschas nigra) genannt, und bemerkt, daß das Vorbild im Brandenburgischen geschossen worden sei. Es ist ein Männchen im hochzeitlichen Kleide, mit schwarzem Schnabel, röthlich schwarzen Füßen, das ganze Gefieder in so dunkele Rußfarbe gehalten, daß es aussieht, als sähe man das gewöhnliche männliche Prachtkleid durch einen ziemlich dichten schwarzen Flor. Kopf und Hals sind schwarz, nur schwach oder bloß seidenartig blaugrün glänzend; der Kropf tief rußbraun oder schwarzbraun; der ganze übrige Körper rußfarbig, viel heller als jener und mit noch lichterer Mischung; der Spiegel schwarz, mit blaulichtem und purpurbraunem Glanze, oben und unten sammtschwarz eingefaßt. Es scheint ihm der weiße Halsring und die obere und untere weiße Einfassung des Spiegels zu fehlen, da sie weder im Stich noch in der Illumination angedeutet sind; auch die zurückgerollten Mittelschwanzfedern fehlen. Daß ein solches Exemplar existirt habe, wollen wir, Frisch zu Liebe, nicht bezweifeln; aber daß es von dieser Spielart ganze Flüge geben solle, wie später behauptet worden, können wir nicht glauben, da in Natura ein solches oder nur ein ihm entfernt ähnelndes uns niemals, weder unter Ausgestopften noch frisch Erlegten, zu Gesicht gekommen ist.

Die am öftersten in Weiß oder Weißbunt vorkommenden sogenannten Spielarten haben gewöhnlich ihr Dasein einem Ehebruch mit Hausenten zu verdanken, welches auch ihre etwas plumpere Gestalt und der breitere Schnabel dem Aufmerksamen bald verräth. Aber ausser diesen Bastarden mögen zuweilen auch noch, wegen Geilheit der Männchen unsrer Märzente, Vermischungen mit andern verwandten Arten vorkommen, von denen wir weiterhin ein merkwürdiges Beispiel anführen können; woher es denn auch nicht schwer hält, in halber Gefangenschaft und jung aufgezogen, dem

Männchen anderartige Weibchen anzupaaren, woraus dann merkwürdige Bastarderzeugungen hervorgehen.

Die Pauke (auch Labyrinth) oder Knochenblase am untern Kehlkopf, oder dem Theilungspunkt der Luftröhre in die zwei zur Lunge führenden Aeste, ist vorn und auf die linke Seite geneigt, hat zwei häutige, halbe, sichelförmig ausgeschnittene Scheidewände, aber nur die Größe einer mäßigen Kirsche; sie ist bloß Eigenthum der Männchen und denen der männlichen Hausenten ganz ähnlich.

Aufenthalt.

Nur wenige Vogelarten haben eine so große und allgemeine Verbreitung, und machen diese durch die Menge der Individuen so auffallend als die Märzente; denn sie erstreckt sich über die ganze nördliche Erdhälfte und ihr Aufenthalt beschreibt einen Gürtel, dessen Breite im nördlichen Polarkreise beginnt und theilweis fast bis in die Nähe des Wendekreises sich ausdehnt. So ist sie in Asien, von Sibirien einerseits bis Persien, andrerseits bis China und Japan, auch auf den Aleuten, und im Festlande von Nordamerika, hier vom obern Canada, den Hudsonsbailändern und ähnlichen hohen Breiten, bis Mexico und die südlichen Unionsstaaten hinab, dann in ganz Europa bis zum nördlichen Afrika und Aegypten verbreitet. Auch Grönland bewohnt sie in Menge, desgleichen Island, und überwintert sogar häufig unter den hohen Breiten dieser Länder. In Europa lebt sie in allen Richtungen zerstreuet, in manchen Theilen zu gewissen Zeiten in ungeheurer Anzahl, in andern weniger; doch ist uns kein Landstrich bekannt, dem sie ganz fehlte. Eben so ist in Deutschland keine Gegend, wo sie gänzlich unbekannt wäre, und tiefliegende, wasserreiche besitzen sie allenthalben in bedeutender Anzahl. Auch hier in Anhalt ist sie die gemeinste und am häufigsten vorkommende Entenart, daher jedermann bekannt.

In nördlichen Ländern, wo im Winter eine Eisdecke die Gewässer verschließt, ist sie Zugvogel; in mittlern dies nur dann, wenn der Winter zu hart ist und jenes eintritt; finden jedoch kleine Gesellschaften oder Vereinzelte, selbst bei anhaltenden harten Frösten, auf fließenden und quelligen Gewässern hin und wieder noch offne Stellen, so warten sie gewöhnlich das Aeußerste ab, während der große Haufe schon früher südlich auswanderte. In gelinden Win-

tern ist sie daher bloß Strichvogel, und eine kleine Zahl möchte man auch zu den Standvögeln zählen, wenn nicht zu vermuthen stände, daß die dann bei uns überwinternden aus dem höhern Norden erst bei uns eingewanderte wären. So hier in Mitteldeutschland, wo selten ein Winter so strenge ist, daß sich nicht hin und wieder noch einzelne Märzenten sehen ließen. In mehr nach Norden gelegenen Ländern schlagen sie sich im Herbst in große Schaaren zusammen, um bei Eintritt des Winters südlich und südwestlich auszuwandern; auch die, welche in unsern Gegenden den Sommer verlebten, machen es so, um nachher in unsäglichen Schwärmen, oft zu vielen Tausenden beisammen, unter einem mildern Himmelsstriche den Winter zuzubringen, so in England, Frankreich, Spanien, Italien, Ungarn und der Türkei, während manche selbst bis über das Meer nach Aegypten und andere Länder Nordafrikas hinüber gehen. Im Ganzen gehört sie zu den an Individuen ausserordentlich zahlreichen Vogelarten, und scheint in allen genannten Ländern sämmtliche Arten der Süßwasserenten hierin zu übertreffen.

Ihre eigentliche Zugzeit ist der October und November. In dieser Zeit versammeln sie sich meistens in große Schaaren, auch auf unsern Gewässern, und bleiben, wo man sie nicht zu sehr beunruhigt, hier bis es zuwintert. Werden sie von starken Frösten überrascht, so suchen sie durch lebhafte Bewegung des Wassers so lange wie möglich gewisse Stelle desselben offen und frei vom Eise zu erhalten, verlassen aber, wenn dies nicht mehr gelingen will, die stehenden Gewässer oder die Gegend, wenigstens bis auf eine verhältnißmäßig nur geringe Anzahl, welche nun die offnen Stellen der Flüsse und Bäche, auch die versteckteften warmen Quellwasser, aufzufinden wissen, doch wenn der Winter zu lange anhält, bis auf wenige Einzelne ebenfalls verschwinden. So sieht man selbst in den strengsten Wintern hier und da Einzelne herumschwärmen und die wenigen offnen Stellen mit Tauchenten, Sägern, Seetauchern, oder auch wol Singschwänen theilen. Die welche wegzogen, kehren im Frühjahr auch sehr bald zurück, gewöhnlich beim ersten Anschein von Thauwetter oder mit Eintritt desselben, je nachdem dieses früher oder später sich einstellte, im Februar oder im März, nicht selten erst mit Ende dieses Monats, und dabei haben sie dann öfters noch einen Nachwinter und starke Spätfröste zu überstehen, die sie am zeitigen Brüten verhindern. Ihre Reisen machen sie meistens des Nachts, selbst in stockfinstern Nächten, nur wenn

sie Eil haben auch am Tage. Sie fliegen dann sehr hoch, gewöhnlich in einer sogenannten Pflugschleife mit sehr langen Schenkeln, oder in einer einzigen schrägen Reihe, die oft von einer gewaltigen Länge und dann meistens in ihrer Mitte gebrochen ist; liegt ihr Ziel jedoch weniger entfernt, so fliegen sie ohne Ordnung durcheinander, auch niedriger. Wo es sein kann, folgen ihre Züge gern den Richtungen der Gewässer und tiefer, nasser Gegenden; drängen aber Zeit und Witterung auf sie ein, so überfliegen sie alle Landstriche, trockne, ebene, Waldungen, selbst hohe Gebirgsketten.

Wie allen Süßwasserenten dient auch dieser das Meer nur gelegentlich zu einem Zufluchtsorte, besonders in der Zugzeit, und nur die Noth kann sie zwingen, eine längere Zeit auf ihm zu verweilen. Sonst sind allerlei Süßwasser ihr wahrer Aufenthalt, doch die fließenden nur mit Ausnahme; dagegen die stehenden von jeglicher Größe, von den größesten Landsee'n bis zu den kleinsten Schilfgräben tiefliegender Gegenden, Teiche und Wasserlachen in Wäldern wie auf Feldern, selbst in der Nähe menschlicher Wohnungen bei Dörfern und Städten, in bergigen wie in ebenen und niedrigen Lagen, und endlich vorzüglich die grünen, von schilfigen Wassergräben durchkreutzten und mit freien, tiefern Wasserflächen abwechselnden Sümpfe und Moräste. Am Tage sich gern zwischen Schilf, Rohr und andern hohen Sumpfpflanzen oder Strauchgehölz verbergend, liebt sie vorzüglich solche Gewässer, die reichlich mit jenen versehen sind, deren Ufer in Sumpf und Wiesen verlaufen, auch wenn sie von Hochwald umgeben werden; desgleichen die mit Reihen oder Gruppen von Kopf- und Strauch-Weiden, Erlen und anderem Buschwerk und Gestrüpp reichlich versehenen Sümpfe, Erlenbrücher, oder auch von Wiesen und Feldern umgebenen Moräste und Teiche; die an den Rändern und auf den Ufern mit hohem Rohr und Gesträuch versehenen Sümpfe und Abzugsgräben der Marschländer, und ähnliche nasse, morastige, dem Menschen widerwärtige Orte.

Wenn die Gewässer verflachte, unbestimmte Ufer, schlammigen Boden, mit vielem untergetauchten oder schwimmenden Pflanzenwuchs und mehr seichtes als tiefes Wasser haben, so sind sie diesen Enten eben recht; solche müssen aber zur Abwechslung hin und wieder auch größere von Schilf und Rohr freie Stellen haben, auf denen sie sich des Abends frei bewegen und zum Theil die Nächte zubringen können, wo sie dann auch andere kleine schlammige Teiche, Lachen und Pfützen, wenn auch frei von allem Pflanzenwuchs und mit ganz nackten Ufern, auch die beim Wegthauen des Schnee's auf tiefen

Aeckern zusammengelaufenen und andere besuchen, wohin sie sich am Tage nicht wagen. So sind am Tage ihre Aufenthaltsorte wol meistens dieselben; aber in der Abenddämmerung oder mit Eintritt der Nacht besuchen sie auch alle umliegenden, größern und kleinern Gewässer, im Umkreise oft von mehreren Stunden und die, wo sie am wenigsten gestört wurden und die meiste Nahrung fanden, am regelmäßigsten. Letzterer wegen fliegen sie zur Nachtzeit auch auf die Getraideäcker und Stoppelfelder, oft sehr weit vom Wasser entfernt. Auf sehr großen Wasserflächen, wo die Beschaffenheit der Ufer ihnen zwar zusagt, an diesen aber häufig zu lebhafter menschlicher Verkehr Statt findet, verweilen sie am Tage gesellig auf deren Mitte oder doch möglichst fern vom Ufer, bis sie am Abend, wo jener still wird, schwimmend an das Ufer und dessen seichte Stellen rücken können, viel öfter aber sich erheben und andere kleine Gewässer der Umgegend, mitunter auch die Felder besuchen. Ihr Vorhaben zeigen sie beim Eintritt der Dämmerung durch besondere Unruhe an, durch das Flattern, Schreien und Aufschwingen Einzelner, dann Mehrerer zugleich, die sich aber immer wieder bei der Gesellschaft niederlassen, bis endlich alle truppweise sich erheben, noch ein oder ein paar Mal über die Stelle hinstreichen, um die noch auf dem Wasser verbliebenen auch mitzunehmen, bis zuletzt sich alle erhoben haben, aber, wenn nicht etwa die ganze Schaar sich auf die Wanderung begeben will, jetzt in größern oder kleinern Abtheilungen aufgelöst in allen und oft entgegengesetzten Richtungen nach andern Gewässern oder Feldern fortstreichen, sich dort die Nacht hindurch beschäftigen und erst in der Morgendämmerung auf jene weite freie Flächen truppweise zurückkehren, wo sich alle nach und nach wieder versammeln. An solchen großen Sammelplätzen treibt es dieselbe Entenschaar oft Wochen, ja Monate lang so. Beim Beobachten derselben dringt sich häufig die Bemerkung auf, daß manche Individuen keinen Antheil an den geselligen Ausflügen nehmen, sich einzeln oder paarweise absondern, sich an anscheinend unbedeutende, von andern nicht besuchte Plätze begeben und so ein gewisses Stilleben führen; wieder andere, welche im Laufe der Nacht von einem kleinen Gewässerchen zum andern wechseln, auf keinem lange verweilen, darin, wenn nicht Störung dazwischen tritt, einer gewissen Zeiteintheilung folgen, und so bis in die Morgendämmerung alle Nächte, Wochen lang, eine Art von Kreislauf machen.

Uiberall dient diesen Enten tiefes, freies Wasser nur zu einem vorläufigen Aufenthalt; sie lassen sich auf demselben nieder und ver-

weilen auf ihm so lange sie sich anderwärts nicht sicher glauben; sobald sie aber zur Uiberzeugung vom Gegentheil gekommen, schwimmen sie an das Ufer und auf die seichten Stellen, wo sie mit dem Schnabel den Grund erreichen können. Klares Wasser mit reinem Sand- oder Kiesboden, oder mit Felsengrund, lieben sie so wenig, wie rauschendes und schnellfließendes; man trifft sie so selten auf diesem wie auf jenem an. Auch auf dieses lassen sie sich nur nieder, wenn kein anderes in der Nähe liegt; dies wird besonders sehr auffallend wo es neben Strömen und Flüssen noch stillstehende sogenannte Altwasser giebt. Auf jenen trifft man sie daher gewöhnlich nur in den weniger bewegten Uferwinkeln, oder auf ausgetretenen schlammigen Stellen oder da an, wo das Ufer mit vielem Gras, Schilf und Gesträuch besetzt ist oder in Sumpf übergeht, dergleichen sich gewöhnlicher an langsam fließenden als an schnell strömenden Gewässern finden.

Da sie in den beiden Dämmerungen und selbst die ganzen Nächte hindurch, wenn diese nicht gar zu finster, in größter Thätigkeit sind, so müssen sie desto mehr am Tage ruhen und dann auch, obwol oft mit vielen Unterbrechungen und gewöhnlich sehr leise, schlafen. Sie wählen dazu einsame Stellen der Ufer, kleine Inselchen, stille Plätzchen zwischen hohen Sumpfpflanzen und Gestrüpp, und lassen sich dazu gerne von der Sonne bescheinen, oder die Mitte weiter Wasserflächen, überall Orte, wo sie sich ganz sicher wähnen oder die Nähe der Menschen nicht leicht zu fürchten haben. Nur wenn die Nächte stockfinster, ruhen und schlafen sie so lange die ärgste Finsterniß herrscht, und dann auch so fest, daß man ihnen ganz nahe kommen kann, ehe sie es wagen fortzufliegen. Wenn sie schlafen, stecken sie den Schnabel und Kopf bis an die Augen zwischen die Rücken- und Schulterfedern, stehen auf einem Beine, oder legen sich dazu auf die Brust nieder, oder verrichten es schwimmend, den Schnabel auf gleiche Weise versteckt. Sie bleiben zwar auch hier zuweilen Stunden lang in derselben Stellung, so daß sie fest zu schlafen scheinen; daß sie sich aber dabei dem Schlafe nicht ganz sorglos überlassen, beweist der Umstand, daß sie auf derselben Stelle bleiben, nicht vor dem Winde treiben, daher wol die Füße währenddem in einer angemessenen Bewegung erhalten oder durch sanftes und geschicktes Oeffnen und Schließen derselben jenes bewirken mögen.

Eigenschaften.

Die Märzente gehört unter die schlanken Entengestalten, selbst dieser Familie, und im männlichen Hochzeitkleide auch unter die schönsten; keine hat einen größern, schöner gefärbten und schöner glänzenden Spiegel, keine das Goldgrün am Kopfe prächtiger, der niedliche weiße Halsring, welcher dieses und das schöne Kastanienbraun des Kropfes scharf trennt, um beide Farben desto mehr zu heben, ist ihr ebenfalls allein eigenthümlich, wenn man nämlich die Hausente nur als Rasse, aber nicht als Art, verschieden halten will; denn unter diesen giebt es auch welche, die im Allgemeinen dieselben Farben und Zeichnungen haben, beide nur in gröbern Anlagen. In wie weit sich ihre Gestalt und ganze Haltung von dieser unterscheidet, ist schon oben bemerkt. Sieht man die zahme und wilde Ente lebend neben einander, so muß man an der Identität beider zweifeln.

Sie steht, den langeiförmigen, ziemlich gestreckten und spitz endenden Rumpf stets wagerecht, den Bauch durchaus nicht gesenkt, den Hals stark Sförmig niedergezogen, senkrecht auf den kurzen, in den Schwerpunkt vorgezogenen, in den Fersen nicht gebogenen Füßen; geht auch so, eben nicht schwerfällig, doch bei jedem Schritte etwas wankend, aber recht behende, ist aber kein sonderlicher Läufer. Alles fällt leichter, zierlicher und gefälliger ins Auge als bei der plumpern Hausente und so ist es auch schwimmend, wo sie ebenfalls jedermann schon in großer Entfernung von dieser auffallend verschieden finden muß, selbst wenn er nicht Vogelkenner ist. Sie senkt den Rumpf gleichmäßig aber nicht tief unter die Fläche und der Schwanz wird am Ende zwar kaum etwas über die Horizontallinie erhoben, aber doch von der Wasserfläche ziemlich entfernt gehalten. Nur wenn sie eben fortfliegen will, verlängert sich der Hals aufwärts, doch ohne ganz seine schönen Biegungen zu verlieren, dies thut er erst im Fluge. Schwimmend sich auf den Kopf stellen, um mit dem Schnabel in die Tiefe zu gelangen, hat sie mit andern Arten dieser Gruppe und auch mit der Hausente gemein. So den Kopf tief unterm Wasser, vernimmt sie den Knall eines in der Nähe abgedrückten Schießgewehres nicht. Sie kann zwar auch ganz untertauchen, tauchend selbst weite Strecken zwischen Oberfläche und Boden des Wassers ungemein schnell fortrudern, übt dies aber nicht um Nahrungsmittel aufzusuchen, sondern bloß spielend oder in

Noth, die Jungen im Dunenkleide so lange, bis sie wirkliche Federn bekommen; die Alte, wenn ein sie verfolgender Raubvogel sie dazu zwingt, oder wenn sie nicht fliegen kann, oder flügellahm geschossen ist. Im letztern Falle hat sie mit andern Entenarten gemein, daß sie sich lieber zwischen Schilf und Gestrüpp verbirgt und diesem zueilt, oder, wenn sie noch ausserdem vom Schuß verletzt ist, sobald sie sich unbeobachtet wähnt, das Wasser verläßt, um sich auf dem Trocknen ein Versteck zu suchen.

Im Fluge streckt sie, wie andere Enten, die Flügel ganz aus, vom Körper weg, bewegt sie äußerst hastig, aber nur in kleinen Schlägen; dies in einigen Fällen mehr, in andern weniger, kann jedoch nicht schweben, desto schneller aber mit beinahe bloß zitternder Bewegung, wenn sie sich allmählich senkt, durch die Luft schießen. Ihre Flügelschläge sind stets von einem feinen, bei stiller Luft, zumal Nachts, jedoch weit genug vernehmbarem Pfeifen, wichwichwichwichwich u. s. w. klingend, begleitet, das nur wenige Arten mit ihr gemein haben und wenn es auch bei einigen zuweilen vorkömmt, doch für das Kennerohr unterscheidend genug bleibt, um die Märzente selbst in der finstersten Nacht nicht mit jenen zu verwechseln. — Vieler Schwenkungen ist dieser Flug nicht fähig, ausgenommen einiger wenigen beim Kreisen, oder beim schnellen Steigen oder Senken, desgleichen ein hinüber und herüber Werfen des Körpers von einer Seite zur andern, ohne doch dabei aus seinem Striche zu kommen; denn er geht fast immer in gerader Linie schnell vorwärts, über dem Wasser zuweilen ganz niedrig, über dem Lande meistens ziemlich, ja oft sehr hoch durch die Lüfte, letzteres besonders wenn sie mit dem Winde fliegen müssen, wozu sie sich ungern entschließen, weil sie gewohnt sind, fast immer dem Winde die Spitze zu bieten oder ihm entgegen zu fliegen. Das Aufschwingen vom trocknen oder nassen Elemente geht gleich leicht, das Niederlassen, mit einem kurzen Flattern, nicht viel schlechter, auf dem Wasser gewöhnlich mit einem kurzen Hingleiten verbunden. In den meisten Fällen kömmt sie schräg aus der Luft herab und steigt auch so auf. Senkrecht aufsteigen oder sich niederlassen vermögen sie nur unter heftigem Flattern und Letzteres nur aus geringer Höhe. Von einem gepaarten Paar fliegt das Weibchen stets voran und das Männchen folgt etwas seitwärts dicht hinter jenem. Mehrere oder viele beisammen fliegen auf kurzen Strecken oder ihren Streifereien nach Nahrung ohne Ordnung durcheinander, oft in Haufen gesondert, in diesen ziemlich gedrängt; auf weitern, namentlich auf ihren Wanderzügen, wie schon bemerkt,

in einer schrägen, oft sehr langen Reihe, seltner in zwei solchen, hinten ein offnes Dreieck bildenden.

Die Märzente ist mit sehr vorzüglichen Sinneswerkzeugen begabt, unter denen Geruch und Gehör am meisten hervorstechen, das Gesicht diesen aber darum nachsteht, weil es in der Nacht sich lange nicht so bewährt wie am Tage, so daß in tiefster Finsterniß jene seine Stelle vertreten müssen. Geruch und Zartgefühl im Schnabel müssen sie beim Aufsuchen ihres Futters zur Nachtzeit mehr leiten als das Gesicht, das nur am Tage sehr scharf ist. Sie ist dazu schlau, sehr argwöhnisch und äußerst vorsichtig, ja die scheueste der ganzen Gattung. Jedem Menschen mißtrauend, am meisten dem, in welchem sie einen Verfolger vermuthet oder welcher sich als Schütze bemerklich macht, weicht sie ihm auf größern Gewässern gegen 400 bis 500 Schritte schon aus, während sie auf kleinern Teichen und Sümpfen zwar nicht so wild zu sein scheint und hier erst auf 150 bis 200 Schritte Entfernung die Flucht ergreift, doch auch hier zum Schuß nur mit gehöriger Vorsicht hinterschlichen werden kann, woran dort kaum zu denken ist. Auch andere Entenarten zeigen unter so verschiedenen Umständen ein ähnlich verschiedenes Benehmen. Die Ursache hievon ist wol nicht schwer zu finden; denn auf weiter Wasserfläche mag es ihnen darum weniger ängstlich sein, weil es ihnen ein Leichtes ist, hier sich ausser Schußweite vom Ufer zurückzuziehen und sich so zu sichern, ohne daß sie dasselbe verlassen dürfen; dagegen bleibt ihnen auf kleinen Gewässern nur übrig fortzufliegen, aber sie verzögern dies darum, weil sie befürchten müssen, auf dem Wege nach einem andern auf neue Gefahren zu stoßen, weshalb sie lieber das Aeußerste abwarten, um nicht dort vielleicht in noch größere Verlegenheiten zu gerathen. Wie bei andern Arten ist auch hier die Vereinzelte weniger scheu, die größten Schaaren aber zugleich auch am scheuesten. Sie ist klug genug es sehr bald zu merken, wo man sie dulden will; ihr Betragen nimmt dann von Tage zu Tage an Furchtsamkeit ab, geht aber doch nicht leicht in Sorglosigkeit über; umgekehrt ist es an Orten, wo sie sich verfolgt sieht, aber merkwürdig mit welcher List sie hier sich den Augen des Spähers weit erfolgreicher als denen anderer, ihren friedlichen Beschäftigungen nachgehender Menschen zu entziehen weiß, dessenungeachtet solche Orte, welche sie namentlich zum Nisten auserkohren hat, trotz aller Unsicherheit, nicht aufgiebt. Besonders entfaltet hierbei das Weibchen oft eine bewundernswürdige Schlauheit, eine bei weitem größere als das Männchen, das sich viel öfterer vergißt,

— und bringt so unter tausend Gefahren und beiläufigen Störungen seine Brut dennoch oft glücklich aus. Den Ort, wo man sie nie störte oder wol gar Futter streuete, vergessen sie nicht leicht, kommen immer wieder, selbst nach längerer Abwesenheit, und dasselbe ist auch von brütenden Paaren beobachtet, die dahin zurückkehrten, wo sie im vorigen Frühjahr glücklich Junge ausbrachten. Dagegen meiden sie aber für die Zukunft einen Ort gewiß, wo sie sich ein oder ein paar Mal nachgestellt sahen; der Jäger darf nicht mehrere Abende nacheinander denselben Platz zum Anstand wählen wollen, wo er schon geschossen hatte, sondern muß sie dazwischen immer mehrere Tage in Ruhe lassen, wenn er haben will, daß ihrer so viele wieder kommen sollen, als er am ersten Abend fortfliegen sahe.

Sie ist sehr gesellig, auch gegen andere Entenarten, im Allgemeinen auch verträglich gegen anderartige Sumpf- und Wasservögel, nur manche Männchen zänkisch und rachsüchtig, doch auch mehr gegen ihres Gleichen, dies vorzüglich in der Paarungszeit. Ihre Geselligkeit ist so groß, daß sie sich zu Hunderten, ja vielen Tausenden in eine Schaar versammeln, mitsammen die gemeinschaftlichen Futterplätze besuchen, hier auch andere nichttauchende Enten in ihre Vereine aufnehmen, doch nicht mit ihnen fliegen. Während sie mit ihnen und vielen andern Vogelarten an den Sammelplätzen oft zu Wolken ähnlichen Schaaren sich vereint, trennet sie sich beim Ab- und Zufliegen doch immer wieder von andern Arten, eigene Abtheilungen bildend, selbst einzeln nicht unter die Flüge andrer sich mischend, und so auch auf ihren Wanderungen. Mit den Gänsearten hält sie gar keine Gemeinschaft, eher noch mit Schwänen, um welche sie wenigstens an einzelnen offnen Stellen des Eises oft in Menge sich versammelt und sich gut mit ihnen verträgt; nicht so wo sie mit jenen zufällig zusammentrifft und dann ihnen lieber ausweicht.

Ihre Stimme ist zwar der unsrer Hausente höchstähnlich, jedoch auch für den Kenner an dem etwas höhern, reinern, oder hellern und weniger schnarrenden Ton und seinen etwas verschiedenen Modulationen so leicht zu unterscheiden, daß dieser nicht einen Augenblick in Zweifel bleibt, von welcher Art die Töne kommen; dies freilich nur bei nicht unbedeutender Uibung. Das Verhältniß ist hier dasselbe wie zwischen der Graugans und der Hausgans. — Ein ziemlich weitschallendes Quaak oder Vaak ist der Grundton; er ist unter vielfältigen Abänderungen ihre Sprache, mit der sie alle Gemüthsbewegungen und jede auf verschiedene Weise ausdrückt. So ist das einfache Vaak Locke- und Anmeldungston; schärfer ausge-

schrieen, Angstruf, dann oft mehrmals wiederholt; recht kräftig und gewissermaßen erhebend, öfter, doch selten mehr als drei oder vier Mal wiederholt, wie Vaak vaak vaak vak! Die erste Sylbe in höherm, die folgenden in allmählich sinkendem Tone — oder die erste tiefer, die zweite höher und die folgenden bis zu einer Quarte herabsinkend, — ist es der eifrigste Lockruf, in welchem sich die Hausente dadurch unterscheidet, daß sie die Sylbe vaak oder quaak ein paar Mal öfter wiederholt, so das ganze Liedchen länger macht als die Märzente, die es oft auch bei dreimaligem Vaak bewenden läßt. Zum Ausstoßen jeder Sylbe dieses Rufes sperrt sie den Schnabel weit auf und die starke Biegung auch dessen obern Theils zeigt sich dabei so stark, wie wenn diese Enten gähnen. Nur im Sitzen oder Schwimmen läßt sie diesen zusammengesetzten Freudenruf hören, im Fliegen bloß ein einzelnes Vaak oder dies doch mit viel längern Zwischenpausen. Bei freudigen oder auch zänkischen Unterhaltungen wird es mit gesenktem Schnabel, unter vielem lebhaften Kopfnicken sehr oft in etwas höherm Ton wiederholt, wo es dann wie Wäckwäckwäck, wäckwäckwäck (sehr schnell gesprochen) u. s. w. klingt. Ein ganz leises einzelnes Vaak ist Warnungszeichen, noch anders wenn es die Mutter ihren Jungen zuruft; und wenn sie diese sicher und gemüthlich führt, spricht sie oft mit ihnen in einem ungemein leisen Wack wack, wack, und diese antworten mit einem Piepen, das in Angst heftiger wird und dann dem der jungen Hausenten gleicht; aber sie lassen sich ungleich seltner als diese hören, nur wo sie sich für ganz unbelauscht halten, oder in höchster Angst, wo sie auch, aber heftiger piepen. — Ganz verändert zeigt sich die Stimme bei dem männlichen Geschlecht dieser Enten, obgleich genau genommen es dasselbe Vaak der Weibchen sein soll; dieses ist bei jenen nämlich so gedämpft und so heiser, daß sein schwacher Schall sich kaum zum zehnten Theil so weit durch die Luft fortpflanzt und dabei zugleich auch schnarrender wird, wie Rähtsch oder Rääb klingt, nur einzeln oder doch nicht oft nach einander ertönt, sich bei den Jungen anstatt des Piepens einfindet, sobald sie flügge werden, wo es im Jugendkleide schon die von den gleichfarbigen Weibchen nicht auffallend verschiedenen Männchen sehr bestimmt unterscheidet. Unter ganz sonderbaren Nebenumständen schließt das paarungsfähige Männchen, in Bewerbung um eine Braut, das wechselseitige hastige Geschwätz zu manchen Zeiten mit einem einfachen, selten zweimaligen, hellen, aber nicht weitschallenden kurzen Pfeifen, wie Pfihb oder Pfihbfib, wenn beide ne-

beneinander schwimmen. Man hört diesen pfeifenden Ton häufig im Spätherbst, am meisten aber in der Begattungszeit im Frühjahr, hier jedesmal beim Betreten, aber nur allein vom Männchen. Während das Weibchen in kleinen Kreisen um das Männchen schwimmt, unter lebhaftem Kopfnicken und gäckerndem Wäckwäkwäck Wäkwäck u. s. w., das Männchen mit seinem heisern Rääb räb u. s. w. gleichmäßig ihm accompagnirt, erhebt dieses die Brust aus dem Wasser, biegt den Hals in einen hohen Bogen auf und herab, Kopf und Schnabel lothrecht gegen das Wasser gesenkt, stößt in demselben Augenblick mit einem Ruck des ganzen Körpers jenen pfeifenden Ton aus, und fällt jetzt wieder in die ruhig schwimmende Stellung nieder *). — Beide Geschlechter, sobald sie erwachsen, pfauchen und zischen ausserdem, mit weit aufgesperrtem Schnabel, wenn sie böse werden oder sich vertheidigen.

Es ist schon berührt, daß diese Entenart da, wo man sie hegt und ihr Futter streuet, sich trotz ihrer außerordentlichen Wildheit, nach und nach, und zwar recht bald, doch nur bis zu einem gewissen Grade, an die Nähe des Menschen gewöhnt, indem ihr Mißtrauen gegen denselben nur erst durch lange Zeiträume schwächer wird, wenn auch nicht bei den zuerst gewöhnten, als vielmehr nachher bei denen, die in einem solchen Zustande aufwuchsen und bei spätern Generationen. In solchen Fällen unterdrückt sie den ohnehin eben nicht starken Wandertrieb und sehnt sich im Winter nicht weg. Ein in dieser Weise höchst merkwürdiges und gewiß sehr seltes vorkommendes Beispiel gaben ehedem diese Enten in der fürstl. anhalt. Residenzstadt Cöthen, wo sie etwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zuerst auf den Schloßgräben, dann in den nächsten Umgebungen der Stadt gehegt, beschützt und regelmäßig gefüttert wurden, bis zum Jahr 1811 sich nicht allein gewaltig vermehrt hatten, sondern auch so zutraulich geworden waren, daß sie auf den Straßen, dicht vor den Hausthüren, die Gossen durchschnatterten und in die Höfe kamen, um mit den Hühnern das Futter zu theilen, überhaupt eben so zahm schienen, wie man es nur von Haus-

*) Dies sonderbare Manöver könnte man mit dem Balzen der Waldhühner vergleichen. Es begleitet im Frühjahr den Begattungsakt, im Herbst aber nur den Schein eines solchen. Was aber hier das Wunderbarste bleibt, ist eine gleichzeitige Samenausleerung des männlichen Gliedes, die in demselben Augenblick mit dem bemerkten Ruck erfolgt, und sich in durchsichtiger Perlmutterfarbe auf der Wasserfläche von Thalergröße ausbreitet, aber sehr bald mit dem Wasser vermischt und verschwindet. Sie scheint mehr geistiger als körperlicher Natur. Der aufmerksame Beobachter kann dasselbe auch bei Hausentrichen und zwar recht häufig zu sehen bekommen.

enten zu sehen gewohnt ist, indem sie dem Menschen erst auswichen, wenn er ihnen auf wenige Schritte nahe war, dies noch viel öfter bloß zu Fuß thaten als daß sie auf und davon geflogen wären, obgleich in den lebhaftern Gassen Störungen gar häufig vorfielen. Bloß wenn dies ihnen zu arg wurde, flogen sie in die Höhe, über die Häuser hinweg, um sich wieder in einer andern Straße niederzulassen. Dies sonst so scheue Geflügel mitten in der Stadt, auf offner Straße, in solcher Zutraulichkeit und solcher Menge, zwischen den Menschen herumwandeln zu sehen, gewährte, namentlich für den Fremden, einen höchst überraschenden und ungemein reizenden Anblick, besonders vom October an bis in den März, wo die meisten am Tage in der Stadt waren, Nachts aber in der Nähe auf Teichen und Gräben sich haufenweise versammelten, lange Zeit sich selbst das Wasser offen zu erhalten wußten, wo aber, wenn es zu heftig fror, die fürstliche Jägerei Sorge zu tragen hatte, ihnen gewisse Stellen aufeisen zu lassen, neben welchen man oft viele, welche mit nassem Gefieder sich auf das Eis niedergekauert hatten, am andern Morgen angefroren fand. Ungeachtet diese Enten unter solchen Umständen fast ein halbes Jahrhundert dort lebten und sich so vermehrten, daß der Landesherr alljährlich eine vergnügliche Jagd auf sie machen konnte, so wurden sie doch nach so vielen Regenerationen nicht in zahme oder Hausenten umgewandelt. — In der Fortpflanzungszeit, bis die Jungen flugbar geworden und die Alten die Mauser überstanden hatten, waren sie, mit Ausnahme einiger wenigen auf den Schloßgräben verbliebenen, ausserhalb der Stadt, auf Teichen, Gräben, Wiesen und nassen Feldern vertheilt, in einem Umkreise bis zu einer Stunde von jener, und kamen erst zu oben genannter Zeit wieder nach der Stadt zurück. Nicht selten erschienen Weißbunte unter ihnen, denen man es auch im Uibrigen gleich ansahe, daß sie aus einer Vermischung mit Hausenten stammten, dabei aber ganz die Sitten der wilden behielten, sich wieder mit den ächt wilden fortpflanzten und wieder in das Wilde zurück arteten, aber niemals umgekehrt zu Hausenten wurden. In den Kriegsjahren ging diese schöne Entenzucht gänzlich zu Grunde und ein Jahrzehnt hindurch waren in und um der Stadt Cöthen keine Märzenten zu sehen. Erst später wurde auf Befehl des damaligen Durchl. Herzogs, neben anderartigem interressanten Geflügel, auch eine sehr buntscheckige Bastardenzucht von Märzenten und Hausenten auf den Schloßgräben angelegt, die sich bald mehrte, an Gestalt und Farbe aber, namentlich durch stufenweise Abnahme des

Weißen, von Jahr zu Jahr den ächtwilden Märzenten immer ähnlicher wurde, so daß jetzt, nach 20 Jahren, nur selten noch eine mit einzelnen weißen Flecken unter ihnen vorkömmt, vielmehr alle in jeder Hinsicht den wilden Märzenten aufs Genaueste gleichkommen; aber es hat sich — was das Merkwürdigste — trotz ihrer bedeutend angewachsenen Zahl und eines gleichen Schutzes wie die in frühern Zeiten sich erfreuend, bis jetzt noch keine wieder in die Straßen der Stadt gewagt, selbst auf ihrem Schloßgraben sind sie noch viel wilder als es vordem jene waren.

Will man Märzenten zähmen, d. h. im Hofe und Stalle halten, so taugen dazu eingefangene Alte nicht, weil sie zu wild und ungestüm sind, sich dabei leicht beschädigen, überhaupt mit ihrem Betragen die Geduld des Besitzers zu sehr und zu lange auf die Probe stellen. Ein Andres ist es, wenn man alt eingefangene Märzenten unter schon gezähmte ihrer Art, namentlich auf einen umschlossenen Teich bringt; dann bewirkt freilich das Beispiel, daß sie bald eben so zahm wie diese werden. Selbst flugbare Junge eignen sich schlecht zur Zähmung, noch schlechter, wenn sie jünger und noch das Dunenkleid tragen, weil in der Regel alle solche bald drauf gehen. Das Beste bleibt daher, die Eier von Märzenten einer Hausente ausbrüten und ihr die Führung der Jungen zu überlassen. Sie gedeihen beim Futter junger Hausenten und wenn die Stiefmutter sich fleißig mit ihnen aufs Wasser begeben kann, sie Abends in den Hof und Stall zurück bringt u. s. w ganz vortrefflich und werden so zahm wie Hausenten. Wenn sie flugbar werden, muß man ihnen jedoch entweder einen Flügel (auf die oben S. 462 angegebene Weise) lähmen, oder doch die vordern Schwingfedern des einen Flügels kurz verschneiden, weil man sonst Gefahr läuft, daß sie gelegentlich, namentlich wenn der Wandertrieb in ihnen rege wird, sich auf und davon machen, und wenn auch einige Mal wiederkehren, zuletzt doch gänzlich wegbleiben. So zahm nun auch solche Junge werden können, so sind sie späterhin doch durchaus nicht dahin zu bringen, im Hofe oder Stalle Eier zu legen und zu brüten. Sie verlangen dazu einen Aufenthalt im Freien, nisten auf schilfigen Teichen, Gräben und andern passenden Wasserbehältern, kommen dann nachher mit ihrer Nachkommenschaft wol auch auf den Hof zurück, auf ihnen von früher bekanntem Wege, lassen sich aber ungern in den Stall treiben, übernachten lieber auf dem Freien, obgleich sie sich daran gewöhnen, zu gewissen Stunden täglich auf den Hof zu kommen und ihr Futter zu empfangen. Sind sie im ungehinderten Ge-

brauche ihrer Flugwerkzeuge und erst völlig erwachsen, so kommen sie noch seltner zurück; es ist daher das Sicherste sie bald zu lähmen, überhaupt am allerbesten, ihnen auch einen steten, gut umschlossenen Aufenthalt im Freien, auf einem Teiche, mit schilfigen und buschigen Umgebungen, anzuweisen und von den zahmen Enten sie ganz zu trennen. Daß manche von unter zahmen Enten aufgewachsenen Individuen abstammende wilde Enten, sobald sie fliegen konnten, mit der Mutter auf den Hof zurückkehrten und auch wol da blieben, gehört unter die seltnen Ausnahmen. Vor einigen Jahren wurde in einer hiesigen größern Landwirthschaft ein Märzenten-Ei einer brütenden Hausente mit untergelegt; das ausgebrachte Junge war ein Weibchen und wuchs mit den zahmen Stiefgeschwistern, früher auf einem Wassertümpfel im Hofraume, später ausserhalb dieses auf den Teichen und Gräben auf, kam mit ihnen regelmäßig zurück und in den Stall, zeigte im Herbst keine Lust fortzufliegen, schaffte sich aber im nächsten Frühjahr ein wildes Männchen an, kam mit ihm auf den Tümpfel im Hofe geflogen, wo dieses sich bald eben so zutraulich zeigte, hielt sich jedoch mit ihm mehr auf den ausserhalb das Gehöfte umgebenden Gräben und Teichen auf, sonderte sich so von den zahmen Enten ab, und war nach einiger Zeit sammt dem Männchen verschwunden. Erst nach einigen Monaten erschien es wieder, zwar ohne Männchen, aber in Begleitung seiner 9 Jungen, mit denen es zum alten Futterplatze auf den Hof kam, dies regelmäßig längere Zeit fortsetzte, sogar in den Stall sich eintreiben ließ, jedoch unerwartet im Spätherbst sammt den Jungen verschwand. Im folgenden Frühjahr erschien die Alte ganz allein wieder auf dem Wasserbehälter im Hofe, doch nur ein paar Mal, und blieb dann für immer weg.

Mischlinge oder Bastarde von Märzenten mit Hausenten zu erzielen, geht am leichtesten, wenn man ein von letztern ausgebrütetes und mit ihnen aufgewachsenes wildes Weibchen zu einem zahmen Männchen gesellt. Gewöhnlich nehmen aber die Männchen zahmer Enten ein solches Weibchen nicht eher an, als bis die Legezeit der ihnen zugehörigen zahmen Enten vorüber ist. Bemerkt man dann, nachdem man die Begattung mehrmals hatte vollziehen sehen, daß das Weibchen öfter nicht beim Männchen ist, so darf man darauf rechnen, daß es irgendwo ein Nest gemacht und Eier gelegt hat, das man bemüht sein muß aufzusuchen und gewöhnlich ausserhalb der Gehöfte, im Schilfe, an den Ufern, unter Gestrüpp, hinter Zäunen, immer nahe am Wasser findet, um Vorkehrungen zu seiner

Sicherheit treffen zu können, und wenn der Ort für das brütende Weibchen oder sonst zu gefährlich, die Eier lieber wegzunehmen und einer Hausente ausbrüten zu lassen. — Einem Männchen der wilden Art ein zahmes Weibchen anzupaaren, hat bei Weitem mehr Schwierigkeiten; dann darf kein zahmes Männchen in der Nähe, am wenigsten im Hofe gehalten werden und dieser muß auch jedenfalls mit einem größern Wasserbehälter versehen sein. Viel sicherer geht man überhaupt solche ungleiche Päärchen ganz abzusondern, wo möglich auf einem umschlossenen Schilfteiche, und ihnen hier Gelegenheit zu geben, sich selbst ein Nest zu machen, zu brüten und die Jungen zu erziehen. Auch im erstern Falle bleibt eine solche Absonderung immer das Beste. Daß die aus solcher Vermischung hervorgehenden Jungen beiden Aeltern ähneln, in Größe und Stärke des Körpers und seiner Theile das Mittel zwischen beiden halten, gewöhnlich auch von den Farben der zahmen vieles Weiß bekommen u. s. w., ist schon bemerkt. Sie werden zwar zahmer, zumal wenn sie von einer Hausente ausgebrütet und erzogen wurden, bequemen sich aber, wie viele Versuche bewiesen, auch nicht zum Brüten im Stalle, am wenigsten solche, die im Freien ausgebrütet und erzogen waren.

Mein sel. Vater machte auf dem Teiche in unserm Garten, auf welchem er vielerlei Wassergeflügel unterhielt, auch vielfältige Versuche mit der Bastarderziehung von zahmen und wilden Enten. Ein von Erstern mit ausgebrütetes und unter ihren Jungen erzogenes ächtwildes Weibchen ging regelmäßig mit den zahmen auf die Teiche und kehrte Abends mit ihnen wieder in den Stall zurück. Als es flugbar wurde, verstutzte er ihm die Spitze des einen Flügels, und so blieb es bei den zahmen Enten bis zur Begattungszeit des nächsten Frühlings, wo es vorläufig schon gewöhnt war, mit diesen auf den erwähnten Teich zu gehen, und ihm das auf demselben, behufs des Nistens, aufgestellte Bretterhäuschen nicht unbekannt war. Erst als alle zahme Enten brüteten machte sich das zahme Männchen an das wilde Weibchen, und blieb auch fortwährend, so lange dies legte, in seiner Nähe auf jenem Teiche. Als die Jungen ausgebrütet und ein paar Tage alt waren, führte sie die Mutter auf den Hof und ging Abends mit ihnen in den wohlbekannten Stall, so einen Tag wie den andern, bis sie völlig flügge waren, wo sich dann zeigte, daß alle an Körperbau wie in ihrem Benehmen, die meisten auch an Farbe, der Mutter mehr ähnelten als dem Vater, während nur einige weißgefleckte darunter waren, alle aber in der Größe zwischen beiden Aeltern das Mittel hielten. Sie flo-

gen gut, kamen aber alle Abend regelmäßig mit der Alten in ihren Stall; als aber im Spätherbst die Gewässer zufroren, erwachte der Wandertrieb in ihnen; sie ließen auf dem Hofe lieber ihr Futter im Stiche, flogen auf's Eis, saßen im Schilfe und hungerten, so daß es hoch an der Zeit war, ihnen die eine Flügelspitze zu verstutzen, worauf sie dann bei der Alten bleiben mußten. Im folgenden Frühjahr wurden jedem Männchen zwei Weibchen angepaart, allein das eine Männchen litt das andere nicht auf dem Teiche im Garten, weshalb jenes einen andern, ausserhalb des letztern, mit seinen Weibchen beziehen mußte. Zuweilen suchte wol ein Männchen der zahmen Enten sich in den Garten zu schleichen, um die Bastardweibchen zu betreten; dann riefen diese aber bald ihren rechtmäßigen Eheherrn zu Hülfe, welcher dann schnell herbei kam, den Lüsternen beim Schopfe nahm, tüchtig zauste und zuletzt zu dem Loche der Umzäunung, durch welche es hereingekommen, wieder hinausschob, worauf der rückkehrende Sieger dann jedes Mal von seinen Weibern unter fröhlichem Geschnattere und lebhaftem Kopfnicken jubelnd empfangen wurde. — Sie pflanzten sich mehrere Jahre in derselben zweideutigen Gestalt fort, ohne daß die neue Generation weder der wilden noch der zahmen Art merklich ähnlicher geworden wäre *). Eine größere Hinneigung zu den Zahmen wurde erst bemerklicher, als mein Vater alle Bastardenmännchen abschaffte und den Bastardenweibchen ein rein zahmes Männchen zugesellte; diese Mischlinge brüteten sogar zwei Mal in einem Frühlinge, wie zahme. So wurde auch ein Versuch umgekehrt gemacht, durch Abschaffen aller männlichen Bastarde und Beigesellen eines eingefangenen rein wilden Männchens zu den Bastardenweibchen, was, beiläufig gesagt, nicht leicht geht, weil sich jenes nur erst nach längerer Zeit zum Anpaaren der letztern bequemt. Aus dieser Verpaarung gingen Junge hervor, die wieder den ächten wilden Märzenten viel näher kamen. Er brachte es jedoch nicht dahin, sie auf der einen oder andern Seite wieder ganz in eine der Urrassen umzuwandeln, obgleich er sich viele Jahre mit diesen Untersuchungen beschäftigte, bis er endlich wieder einem Männchen von letztern Mischlingen ein ächt wildes Weibchen anpaarte, deren Nachkommenschaft dann sich aber in Allem völlig der Mutter oder andern wilden Märzenten gleich stellte. Bei allen

*) Es gehört dazu, wie bereits oben bei Gelegenheit der Wildentenzucht in Cöthen bemerkt wurde, ein weit längerer Zeitraum, als mein Vater damals darauf verwenden konnte.

diesen Versuchen legte sich klar vor Augen, daß die Verwandtschaft der Märzente mit der Hausente eine so nahe nicht ist, als man sehr oberflächlicher Weise sie gewöhnlich annimmt. Allein sie haben auch sonst nichts beigetragen zur Entscheidung der Frage: Ob die Hausente eine eigene Art oder, wie man gewöhnlich meint, eine durch Domestizirung veränderte Märzente sei? Zahme Enten wurden schon im grauen Alterthume gehalten, und so könnten freilich viele Jahrhunderte diese Abweichungen ausgebildet und befestigt haben.

Nahrung.

Die Nahrungsmittel der Märzente sind sehr verschiedenartig, bald vegetabilischen bald animalischen Ursprungs, je nachdem die einen oder die andern, nach Ort und Jahreszeit sich ihr eben darbieten, häufig auch beide Gattungen zu gleicher Zeit. So verzehrt sie die zarten Blätter oder Spitzen der Grasarten und vieler Sumpf- und Wassergewächse, deren Knospen, Keime und reife Samen, reifes Getreide von allen Sorten, saftige Wurzeln und Rüben, Eicheln und andere Baumfrüchte; dann Insekten fast aller Klassen, nicht allein große, wie größere Wasser- und Schwimmkäfer, alle Maikäferarten, Libellen, Grillen u. dergl., sondern auch die kleinsten, bis zu Fliegen und Mücken, vorzüglich aber die Brut derselben, namentlich die, welche im Wasser, Schlamme und Moraste lebt, die nebst allerlei zarten Gewürm, an gleichen Orten, zu jeder Jahreszeit ihre gewöhnlichste Nahrung ausmacht. Sie frißt ferner ungemein gern Regenwürmer, auch allerlei Mistmaden (Käfer- und Fliegenlarven), nackte Schnecken, kleine Gehäusschnecken und zarte Muscheln jeglicher Art; dann den Laich und die junge Brut von Fischen und Fröschen, einzeln auch kleine Frösche und Fische, letztere bis zur Länge eines Fingers; aber so große, welche sie nur mit Mühe verschlingen kann, nur als äußersten Nothbehelf*).

*) Ich habe nicht ermitteln können, ob es wahr sei, daß sie auch Blutegel fresse, kann aber nicht unerwähnt lassen, daß die Blutegel todtes Geflügel und so auch todte Enten fressen. Sie kriechen oft in größter Menge dem auf dem Wasser liegenden Geflügel zum Munde und zum After hinein, saugen und fressen es von innen so aus, daß nach einigen Tagen nur die äußere Hülle, nebst Knochen und andern harten Theilen, übrig bleibt. Hirudo gulo zeigt sich hier als ein wahrer Vielfraß. In andern Teichen und Sümpfen thun dasselbe und auf ganz gleiche Weise die Schwimmkäfer (Dyticus) von mittler Größe wie D. marginatus, D. cinereus, D. semistratus u. a., welche sich oft in solcher Menge und so bald in geschossene, auf dem Wasser liegende Enten hineinarbeiten, daß nach Ablauf eines Tages Hände voll von ihnen herausfallen, wenn man die Ente aufhebt; die dann bereits ganz leicht geworden, weil sie die Käfer ausgehöhlt haben.

Wo sich diese Enten ganz sicher wissen, durchschnattern sie, mit Ausnahme einiger Ruhestunden, den ganzen Tag das seichte morastige Wasser und den weichen Schlamm, weshalb sie dann auf die seichtesten Stellen und an die Ufer gehen. Dieses Schnattern ist ein ausserordentlich schnelles, fast zitterndes Oeffnen und Schließen beider Theile des eingetauchten Schnabels, wobei sie das zarte Gefühl desselben in Anspruch nehmen und das Genießbare ohne es zu sehen, heraustasten, indem sie Schlamm und Wasser seitwärts durch die Lamellen auslaufen lassen und die zarten Geschöpfchen in denselben zum Verschlucken zurückbehalten. An unsichern Orten bringen sie dagegen den Tag entweder auf weitem freien Wasserspiegel oder zwischen Schilf und Gras versteckt in Ruhe zu, werden erst gegen Abend unruhiger und fliegen, sobald die Dämmerung anbricht und auch die Rebhühner ihren Abendruf hören lassen, nach Nahrungsmitteln einzeln, paar- oder truppweise auf, um nach allen Richtungen sich zu vertheilen und in einem weiten Umkreise alle kleinern Teiche, Lachen, Pfützen und Gräben, selbst im Walde versteckte, zu besuchen und zu durchschnattern, bleiben auf einem oder wechseln von einem zum andern, die ganze Nacht hindurch, bis gegen Ende der Morgendämmerung, wo sie wieder an die sichern Orte zurückkehren. Sie ruhen daher des Nachts fast gar nicht, nur dann und so lange es gar zu finster ist, weil sie dann wenig oder gar nicht sehen können, deshalb ungern auffliegen, desto leiser aber hören und wittern. Ungemein thätig sind sie bei Mondschein, fliegen aber auch dann nicht gern auf, vielleicht weil zu helles Mondlicht sie blendet. So lange es nicht zu finster ist, wo sie auch schon schlechter sehen, vernimmt der unterm Winde sich stockstill verhaltende Lauscher, wenn ringsum die Natur in tiefen Schlaf versunken scheint, eine Todtenstille herrscht und sich kein Lüftchen rührt, das eifrige Schnattern vieler um ihn versammelten Enten als ein fortwährendes leises Geplätscher, selten von einem stärkern mit den Füßen hervorgebrachten oder noch seltner von einem leisen Kehllaut unterbrochen; es ist dann dem gleichmäßig fortdauernden Plätschern eines kleinen Wasserfalls zu vergleichen. — Sobald der junge Tag als ein grauer Schein im Osten sich zeigt, rufen sie sich zu Haufen zusammen; erst wenn dies geschehen, jede sich wieder zu den Ihrigen gefunden, worüber wohl ein Viertelstündchen vergeht, erheben sich sämmtliche Abtheilungen, wie nach einem allen inwohnenden, bei allen in demselben Augenblick ausbrechenden Zeichen, mit einem donnernden Getöse und streichen nun in großen gedrängten Haufen, seltner in ei-

nem einzigen vereint, gewöhnlich niedrig, wieder den größern Gewässern, ihrem Asyl für den Lauf des Tages zu.

In der Morgendämmerung steigen auch Manche auf's Land, suchen auf feuchten Aeckern nach nackten Schnecken, noch öfter auf dem kurz abgeweideten Rasen der Anger und grünen Triften, nach den aus ihren Löchern hervorgekrochenen, im Morgenthau sich badenden Regenwürmern, wobei sie mit niedergebücktem Kopf und Schnabel, bei jedem Tritte mit denselben nickend, ungemein emsig suchend herumlaufen und sich hierbei ganz vorzüglich hübsch ausnehmen, hier gelegentlich auch den Viehdünger nach allerlei Maden durchstören. Zu andern Zeiten und wo es Gelegenheit dazu giebt gehen sie mit anbrechendem Tage unter die Eichen, nicht bloß unter einzeln stehende, sondern selbst in den lichten Hochwald, um Eicheln aufzulesen, mit welchen sie zuweilen die Kröpfe gewaltig vollpfropfen; oder auch unter nahe Pflaumen- und andere Obstbäume, um sich von den herabgefallenen Früchten ihren Antheil anzueignen. Bei allen solchen Beschäftigungen sind sie ungemein beweglich, so daß man ihnen mit Vergnügen zusieht. Wo sie schwimmend Nahrungsmittel suchen, schnattern sie vielerlei an der Oberfläche des Wassers auf, namentlich sehr gern das sogenannte Entengrün (Lemna. L.), was vorzüglich eine Lieblingsspeise der Jungen ist, mit welcher sie zugleich eine zahllose Menge an den Wurzeln dieser schwimmenden Pflänzchen sitzender kleiner Würmchen und Insektenbrut bekommen; angeln nach andern auch mit dem Schnabel in die Tiefe und kippen dazu, um noch tiefer zu langen, auf die mehrbeschriebene Weise, den Rumpf rücklings auf, tauchen aber nach einem Nahrungsmittel niemals förmlich oder mit dem ganzen Körper unter die Wasserfläche. Die untergetauchten Pflanzen ziehen sie oft gegen die Fläche herauf, um bequemer Manches von ihnen, vorzüglich die reifen Samen abzulesen, worunter sie die linsenartigen mancher Potamogeton-Arten, wie P. marinus, P. pectinatus, u. a. ausserordentlich zu lieben scheinen. Auch die Samen mancher Seggen- und Binsen-Arten verschmähen sie nicht. Ihre Haupterndte halten diese Enten jedoch um die Zeit der Samenreife mancher eigentlichen Gräser, vor Allem des sogenannten Schwadengrases (Festuca fluitans. L.) vom Ende des Juli bis in den September und noch später. Die Stellen, wo in unsern Brüchern diese Grasart häufig beisammen wächst, wo sie nicht selten ganze Fluren bildet, werden um diese Zeit fast ausschließend, alle Abende von ihnen besucht; sie versammeln sich daselbst in Massen, ziehen die Rispen herab um sie

der reifen Samenkörner zu entledigen, schnattern auch die abgefallenen aus dem Schlamme und seichtem Wasser auf und füllen ihre Kröpfe öfters damit so an, daß sie bersten möchten. Wenn nachher, wie in vielen Bruchgegenden, die Gräser abgemähet sind, zeichnen sie durch öfteres Besuchen noch die Stellen aus, wo dieses Gras in Menge beisammen stand, um Nachlese zu halten an den abgefallenen Körnern. Der Genuß dieses nahrhaften Samens scheint ihnen über alle andere zu gehen und bekömmt ihnen auch so gut, daß sie sich schnell damit mästen und manche so feist davon werden, wie es nur die fettesten gemästeten Hausenten werden können, so wie zugleich Fett und Fleisch den höchsten Wohlgeschmack davon bekommen, welcher den zu andern Zeiten, d. h. von andern Nahrungsmitteln, bei Weitem übertrifft.

Im November und Dezember fand mein Bruder bei Manchen Kropf und Speiseröhre ganz angefüllt mit der zwiebelartigen Wurzel einer Grasart, die den Zwiebelchen des Schnittlauchs an Größe und Gestalt gleicht, auch dem Anschein nach wie diese in Klumpen dicht beisammen wachsen mögen; ich konnte jedoch nicht herausbringen, welcher Pflanze sie angehörten. Mit denen der Poa bulbosa hatten sie die mehreste Aehnlichkeit.

Der grünen Saat wegen fliegen sie selten auf die Aecker, wohl aber des reifen Getreides halber, wovon ihnen Gerste und Hafer die liebsten sind. Die Aecker in der Nähe bedeutender Sammelplätze, wie bei großen Landsee'n und ausgedehnten Brüchern, namentlich wenn diese wenig oder gar kein Schwadengras haben, werden zur Erndtezeit, wenn das abgemähete Getreide auf sogenannten Schwaden oder Gelegen liegt, gar häufig von ihnen besucht; große Schaaren erheben sich am Abend vom Wasser und strömen den oft Stunden weit entfernten, größern und einsamern Feldern zu, wo Hafer oder Gerste auf Schwaden liegt. Nach einigem Kreisen und Sichern lassen sie sich auf denselben nieder, laufen in größter Emsigkeit auf denselben herum, treten nicht allein mit den Füßen, sondern schlagen auch mit den Flügeln viel Körner ab, die, wenn sie ihnen auch jetzt entgehen, doch später, wenn das Feld abgeerndtet worden, auf den Stoppeläckern, zur guten Nachlese dienen. Auch von dieser kräftigen Nahrung mästen sie sich bald und werden sehr fett und wohlschmeckend. Wo sie keine Schwadengraserndte zu halten haben, fliegen sie bis tief in den Herbst noch nach den Stoppelfeldern um Getreidekörner aufzulesen, wo jedoch jener Same in Menge zu haben ist, ziehen sie ihn diesen vor. Beim Genuß vieler Körner,

zumal wo diese in Menge beisammen liegen, können sie sich aber nicht die ganze Nacht auf dem Felde beschäftigen; in einer Stunde oder nicht viel längerer Zeit sind ihre Kröpfe gefüllt; aber die trocknen Körner wollen auch angefeuchtet sein; deshalb begeben sie sich jetzt eiligst zu den nächsten Gewässern, wenn auch zuweilen bloß Pfützen, und bleiben oft, wenn die gewählten behagen, bis gegen Morgen auf denselben. Auch im Frühjahr, wenn plötzlich Thauwetter eintritt und vom geschmolzenen Schnee Wasserlachen auf den Aeckern zusammen laufen, fallen sie, nebst andern Enten dieser Familie, aber auch hier stets die Mehrzahl bildend, gern auf diese, namentlich auf solche, welche auf Stoppeläckern stehen bleiben, weil sie da hoffen dürfen, noch Getreidekörner zu finden.

Bei einer so großen Mannichfaltigkeit der Nahrungsmittel, die ihnen allein das Wasser, besonders morastiges und quelliges, bietet, kann es nicht fehlen, daß sie in jedem etwas Genießbares finden, wobei jedoch Fische, bis zu eben noch verschlingbaren, die letzte Aushülfe bleiben. So gern sie übrigens sehr kleine Fischchen, kleine Froschlarven und Laich von beiden verzehren, auch am Gefieder klebenbleibenden Fischlaich nach andern Gewässern verschleppen, so scheinen sie jene doch nicht geflissentlich aufzusuchen oder nur neben andern nicht häufig vorhandenen Nahrungsmitteln gelegentlich mit anzunehmen. Das wenigste für ihren Magen finden sie, mit Ausnahme durch vieles Grün hervorrieselnder Quellen und begrünter Bachufer, im fließendem Wasser; sie zeigen sich daher auf größern Flüssen und Strömen schwimmend fast immer unthätig, wenn nicht, wie an manchen Orten und zu gewissen Zeiten, von der ungeheuren Menge gewisser Larven und Insekten, wie der Ephemera-Arten, namentlich E. horaria u. a. angezogen, sie dann zuweilen wol länger auf solchem Wasser verweilten, hier auch zuweilen, mit den an den ausgewaschenen Wurzeln der Ufer oder mit den in dem Flechtwerk der Uferbefestigungen sich häufig aufhaltenden kleinen Wasserschnecken aus den Gattungen Buccinum, Bulimus u. a. fürlieb nähmen, mit diesen sogar sich gelegentlich so vollsackten, daß sie den dabei Erlegten, im Niederstürzen aus der Luft auf den Erdboden, rasselnd aus dem Schnabel rollten, weil die Speiseröhre bis in den Rachen damit angefüllt war. Wenn sie so viel Schneckengehäuse verschlucken, bedürfen sie des Sandes und der kleinen Steinchen nicht, die man sonst immer auch in ihrem Magen in Menge antrifft.

Diese Enten sind überhaupt wahre Vielfraße. Im Sommer, wenn die Tage sehr lang, die Nächte desto kürzer sind, können sie

in der Nacht und Dämmerung nicht so viel zu sich nehmen, daß es für den ganzen Tag ausreichte. Daher sieht man dann, z. B. im August, daß viele, vom Hunger getrieben, zum Aufsuchen guter Futterplätze, nicht, wie sonst gewöhnlich, die Abenddämmerung abwarten, sondern viel früher, manche schon Nachmittags 3 Uhr, rege werden, ihren Tagesaufenthalt verlassen, sich herumtreiben und lange vor Sonnenuntergang auf die Plätze einfallen, zu denen sie sonst mehr als eine volle Stunde später gekommen sein würden. Wo sie ein ihnen zusagendes Nahrungsmittel in Menge finden, pfropfen sie freilich oft so viel davon in sich hinein, wovon der dick angefüllte Kropf auf eine Seite hängt und auch der Schlund so hoch herauf damit ausgestopft ist, daß ihnen das Genossene zum Schnabel herausquillt; aber ihre ungemein rasche Verdauung würde ein solches Anfüllen der Speisebehälter in 24 Stunden wol drei Mal verlangen. Sie müssen sich daher am wohlsten fühlen, wo dies in solcher Zeit wenigstens zwei Mal, in der Abend- und in der Morgendämmerung, in ziemlich gleichen Zwischenräumen geschehen kann, wie im Herbst, einer Zeit, wo sich noch Uiberfluß an Körnernahrung dazu gesellt und beides sichtlich dazu beiträgt, daß sie im November am fettesten sind. Von der Verschiedenheit der Nahrungsmittel und welche Art sie vorzugsweise genossen hatten, hängt auch die Verschiedenheit ihres Auswurfs oder Unraths ab, welcher bald kalkartig dünnflüssig, mit wenigem Derberen vermischt, bald in Häufchen kleiner derber Walzen besteht, im letzten Falle, wie überhaupt von Körnern, denen der Gänse nicht unähnlich, nur kleiner und selten ganz ohne weiße kalkichte Beimischung, daher leicht genug zu unterscheiden ist.

Fast alle Speisen genießen sie lieber aus dem Wasser als von trocknem Boden, und wo Ersteres nicht sein kann, trinken sie nachher desto mehr. Sie können daher nicht lange ohne Wasser sein, bedürfen dessen sehr viel, nehmen aber auch mit schlammigem und stinkendem fürlieb. Vieles pumpen sie schon schnatternd mit ein, beim förmlichen Trinken heben sie aber jeden Schnabel voll in die Höhe und lassen es so den Schlund hinabrinnen. Wie andern Enten scheint es auch ihnen Bedürfniß, den Schnabel immer naß zu halten, weshalb sie ihn auch alle Augenblicke eintauchen, so lange sie auf dem Wasser verweilen. Sie baden sich auch fleißig, jagen und necken sich dabei, wenn ihrer mehrere sind, und tauchen dazu abwechselnd auch auf kurze Strecken unter die Fläche.

Auf eine sehr merkwürdige Weise erscheinen im Anfang des

Herbstes die Spitzen des Gefieders am Kropfe, der Brust und dem Bauche bei manchen Individuen mehr oder weniger purpurroth gefärbt, doch hier nie so oft und so stark als bei andern, namentlich bei Anas crecca um jene Jahreszeit. Diese Farbe kömmt von einer dicken, schwarzgrauen, mit purpurrothem Saft angefüllten, auf niedrigen Buschweiden, namentlich Salix aurita, in manchen Jahren in großer Menge lebenden Blattlaus, von welcher ich jedoch nicht weiß, daß sie von der Märzente gefressen würde, wohl aber, daß diese, beim Durchkriechen des Gestrüpps von jener Weidenart, diese Thierchen zufällig zerquetscht, und deren rother Saft ihr an die Federn kömmt, diese für längere Zeit roth färbt, wie er dasselbe thut an den Haaren der Hühnerhunde, welche solch' Gesträuch fleißig nach Rebhühnern durchstöbern müssen, wo es an weißen Haaren am ersten in die Augen fällt. Darum ist es gewiß auch bei der Märzente niemals so auffallend, als bei der Krückente, weil diese auf dem Unterrumpfe weißlicher aussieht als jene.

In Gefangenschaft genießen die Märzenten Alles, womit man die Hausenten zu füttern pflegt, von Getreide am liebsten Gerste oder Hafer, vorzüglich gern auch klein geschnittene Möhren oder gelbe Rüben, Kohl, auch Kartoffeln, roh und gekocht. Zu einem dauernden Wohlerhalten gehört aber durchaus, daß sie nicht gezwungen sind, den ganzen Tag im Hofe zuzubringen, vielmehr auch noch ausserhalb auf Teiche und Gräben gehen und sich da die Zeit mit Aufsuchen natürlicher und zeitgemäßer Nahrungsmittel vertreiben können.

Fortpflanzung.

Die Märzente wird in allen europäischen Ländern brütend gefunden, obschon sparsamer in den südlichsten. Auch in Deutschland brütet sie allenthalben, besonders in größter Anzahl in den tief liegenden und sumpfigen Gegenden der nördlichen Hälfte, so auch hier in unsern Umgebungen und uns nahe liegenden Strichen. Alle Landsee'n, größere Teiche und weitere Sümpfe, auch von Wald umgebene, oder aus sumpfigem Wald bestehende Niederungen, selbst kleinere Teiche oder vielverzweigte Wassergräben, haben brütende Enten dieser Art, sogar nicht selten in der Nähe bewohnter oder selbst recht lebhafter Orte, wenn sie sumpfige, wasserreiche und buschige Umgebungen haben. Auch auf den Gewässern weiter, tiefer Thalgründe bergiger Gegenden findet sie Brüteplätze, einzelne Paare selbst

in Gegenden, welche nicht überreichlich mit Wasser versehen sind. In den Marschländern brütet sie sehr häufig; überall aber nicht auf Flüssen, obwol gern in deren Nähe auf stehenden Gewässern, den sogenannten Altwassern und andern, nicht einmal unmittelbar an Flußufern. In zu baumarmen Gegenden kommt sie weniger vor und in höher gelegenen und zu trocknen nistet gar keine.

Schon im November und Dezember, wenn das Hochzeitkleid der Männchen völlig hergestellt ist, werben diese um die Weibchen, und wo kleine Gesellschaften versammelt sind, hört man dann die eine solche Annäherung verkündenden gäckernden Töne der Weibchen, zwischen welche sich das heisere Rrb rrb rrb u. s. w. der Männchen mischt, die diese verliebte Zwiesprache mit dem oben beschriebenen hellen Pfiff beschließen. Jetzt trennen sie sich aber noch nicht von der Gesellschaft der Uibrigen; dies geschieht erst nach ihrer Rückkunft im Frühlinge, je nachdem die Witterung früher oder später gut wird, bald schon Anfangs, bald erst Ende des März. Dem Anscheine nach finden sich schon im Herbst die alten Paare wieder zusammen, die jungen aber erst im Frühjahr, wo sich manche Männchen erst ein Weibchen erkämpfen müssen. Märzente nennen die Jäger diese Art eben weil sie meistens schon im März, am frühesten von Allen und während viele Arten noch auf dem Durchzuge begriffen sind, bereits zum Nisten Anstalt macht

Die Gatten hängen zwar mit vieler Liebe an einander, doch weniger die Gattinn an den Gatten, als umgekehrt, so daß, wenn man das Weibchen todtschießt, das Männchen zwar wegfliegt, doch gewiß stets wieder zur Stelle kommt, fortwährend die Verlorne ruft und sie erst nach einigen Tagen vergißt; wogegen, wenn das Männchen an der Seite des Weibchens getödtet wurde, dieses nie wieder zurückkommt und jenes sogleich vergessen zu haben scheint. Ein gleiches Verhältniß zeigt sich bei allen Arten dieser Entenfamilie. Die Begattung wird fast immer auf dem Wasser oder dicht an dessen Rande vollzogen und ist stets von jenem Geschwätz begleitet. Sie leben zwar in Monogamie, aber die Männchen sind so geil, daß sie den Begattungstrieb oft noch bei andern Weibchen, als ihrem angepaarten, zu befriedigen suchen, jedoch von deren Männchen möglichst daran verhindert werden, was häufig sehr lebhafte Balgereien veranlaßt. Da dieser Trieb beim Weibchen weniger stark zu sein scheint, so hat es oft von den Forderungen seines Männchens viel auszustehen, besonders wenn es eben vom Neste kömmt, wo man es nicht selten von 3 bis 4 Männchen fliegend verfolgt sieht,

die es endlich müde jagen, dann alle aufs Wasser stürzen, wo es bald von dem flinksten ergriffen und zum Betretenlassen gezwungen wird. Selbst die Weibchen andrer naheverwandten Entenarten sind vor solchen Zumuthungen der Männchen unsrer Märzente nicht sicher, und wir haben mehrmals gesehen, daß sie den Weibchen von Anas acuta und A. clypeata, sogar die der A. querquedula, eben so hitzig nachjagten. Aus diesem Grunde sucht das Weibchen auch seinem Männchen das Nest möglichst zu verheimlichen, weil es befürchten muß, in Folge jenes unmäßigen Triebes zu oft von ihm beim Eierlegen oder Brüten gestört zu werden. Es ist höchst interessant zu beobachten, mit welcher List es sich der Gesellschaft seines Männchens zu entziehen sucht, wenn es auf das Nest gehen will, jedoch noch mehr zu bewundern, wie ihm dieses in der That meistens glückt.

Ihr Nest findet man in großen Brüchern, auf schilfreichen See'n, Teichen, Gräben und andern Gewässern, doch weniger auf ihnen, als an ihren Ufern und in deren Nähe, an buschigen, unter Weiden und Erlen, Rohr, Schilf und wildem Gestrüpp versteckten, doch nicht zu schattigen Nebengräben, in weitläufigen Sümpfen auf einer kleinen Insel, auf einer sogenannten Kufe, von Gräsern, Schilf- oder Seggen-Arten, oder der großen Sumpfeuphorbie gebildet, in einzelnen Weidengebüschen an Grabenrändern, in Dornhecken, im hohen Grase der Wiesen, selbst im Getreide, in jungen Nadelholzansaaten, auf jungen Laubholzschlägen und dann oft nicht nahe beim Wasser; ferner in alten wüsten Hütten, auf alten Stämmen in den Erlenbrüchern, in ausgehöhlten alten Baumstämmen an Grabenufern, in hohlen Weidenbäumen oder auf den breiten Köpfen derselben, unter niederem Gesträuch an Waldrändern und Waldblößen, ja hier sogar und oft tief im Walde auf hohen Eichen und andern alten Waldbäumen in alten Krähen- oder Raubvogelnestern. Sehr selten ist ihr Nest von tiefem Wasser, viel öfter bloß von Morast umgeben, am häufigsten an solchen Orten, welche in den Sommermonaten austrocknen oder es gleich von Anfang an sind, zuweilen mehrere 100, ja 1000 Schritte vom Wasser oder Sumpf entfernt, zumal in einsamen Gegenden. Es ist sehr versteckt angelegt und für den Menschen äußerst schwer aufzufinden, theils weil sich das Plätzchen fast immer im dichtesten Gestrüpp befindet und von den Umgebungen wenig auszeichnet, theils weil der Umkreis, in welchem man die Alten öfter sieht und dadurch zur Vermuthung kömmt, ein viel zu großer und darum ein genaues Durchsuchen unmöglich ist. Wenn man auch die Alte mehrmals in der Nähe des Nestes antraf und

beobachtete, so weiß sie sich doch gewöhnlich verstohlens auf dasselbe zu begeben, so daß sie gleichsam verschwunden scheint, und eben so schleicht sie sich ungesehen von demselben, sobald sie die annähernden Tritte des Suchers vernimmt. Nur selten verräth sie es, schnell überrascht, durch plötzliches Herausfliegen und Schreien; dies kommt nur in der letzten Zeit des Brütens und wenn die Jungen bald ausschlüpfen wollen vor, wenn sie dann zufällig erschreckt wird. Bisweilen läßt sie sich auch auf wenige Schritte anschleichen; aber nur das mehrgeübte Auge wird die tief im Neste sitzende, ganz niedergedrückte und sich stockstill verhaltende Ente, von den Umgebungen unterscheiden, weil sie die nämlichen Farben trägt, welche das Nest und seine Umgebungen haben.

Schon aus Obigem geht hervor, daß das Weibchen allein den Bau des Nestes besorgt. Es trägt die Materialien im Schnabel herbei, nimmt sie aber wo möglich aus den nächsten Umgebungen, besonders wo es, wie bei den meisten auf der Erde stehenden, viele dazu bedarf. Sie bestehen in trocknen Stengeln und Blättern verschiedener Pflanzen, vom Rohr, Schilf, Binsen, Gras, dürrem Laub von Weiden, Eichen und andern Holzarten, Alles nur lose und ohne Kunst durch einander geflochten oder bloß auf einander gehäuft und dann gerundet, so daß dies lockere Geflecht dennoch leidlich zusammenhält, eine angemessene Größe hat und in der Mitte weit und tief ausgehöhlt ist. Wo die Baumeisterin die Materialien weit zu holen und hoch hinauf zu schaffen hat, wie auf Weidenköpfe oder gar in alte Krähennester, begnügt sie sich mit wenigerem, und auf Aeckern im Getreide trägt sie meistens blos Stroh und Mist dazu zusammen, doch fehlen Rohr- und Schilfblätter auch hier nicht ganz.

Die Eier, deren man gewöhnlich im Anfange des April, 8 bis 14, äußerst selten bis 16, die hohe Zahl von alten, die niedrigere von jüngern Weibchen, in einem Neste findet, ähneln denen der Hausente sehr, sind aber etwas kleiner, meistens schlanker geformt und grünlicher gefärbt, obwol auf Letzteres nicht viel zu geben ist, da es sogar umgekehrt vorkommen kann; wie denn auch bei diesen Eiern sich überhaupt die Bemerkung aufdrängt, daß sie mit denen andrer Entenarten von ähnlicher Größe so sehr übereinstimmen und in jeder Hinsicht eine in die andere übergeht, daß selbst der allergeübteste Blick, wenn er nicht die Alte auf dem Neste antraf und deutlich erkennen konnte, sich täuschen kann. Die der Märzente sind 2 Zoll 4 bis $5\frac{1}{2}$ Linien lang, 1 Zoll 9 bis 10 Linien breit und die größte Breite nähert sich bei kürzer geformten mehr der Mitte,

während sie bei gestrecktern vom stumpfen Ende nur ein Drittheil der ganzen Länge vorgeht. Letzteres ist etwas mehr abgerundet als das schlanker sich zurundende entgegengesetzte, ihre Gestalt überhaupt meistens eine richtig eiförmige, doch oft auch kürzer oder länger. Die ziemlich starke Schale ist von äußerst feinem Korn, die Poren nicht sichtbar, die Fläche glatt, aber ohne Glanz, ihre Farbe ein schmutziges Weiß, das mehr oder weniger schwach ins Olivenbräunliche, im frischen Zustande ins Olivengrünliche spielt. Manche Weibchen legen mehr weißliche, andere mehr grünliche Eier, einige rundlichere, andere länglichere, aber gefleckt sind keine, oft aber vom Brüten ziemlich beschmutzt.

So oft das Weibchen nach dem Legen eines Eies vom Neste geht, bedeckt es die Eier sorgfältig mit einigem Nestmaterial. Das in derselben Gegend weilende Männchen eilt, sobald es sein Weibchen auf freiem Wasser erblickt, sogleich zu ihm um es zu betreten, wozu sich öfters, wenn es auch von andern bemerkt wird, wie oben erwähnt, Nebenbuhler finden, vorzüglich in etwas späterer Zeit, wenn die Gelegenheiten zur Befriedigung dieses Triebes seltner werden, nämlich wenn bereits die meisten Weibchen brüten, bis wohin die eheliche Treue der Männchen nur zu reichen pflegt. Um diese Zeit zeigen sich daher die Männchen unruhiger als je. Geht das Weibchen jetzt vom Neste, was am Tage ein bis zwei Mal, aber nie in der Nacht geschieht, so sieht es sich sogleich, wenn mehrere in der Gegend hausen, von mehr als einem, nicht selten von 3 bis 4 Männchen verfolgt, müde gemacht, und zuletzt von einem mit Gewalt betreten, wobei es dann gewaltig schreiet. Sobald es seine Anzahl Eier gelegt hat und zu brüten anfängt, rupft es sich von der Mitte des Unterleibes Dunen aus, anfänglich wenig, aber nach jedem Abgehen mehr und umgiebt damit die Eier. Die Anwesenheit dieser bräunlichgrauen Dunen im Neste zeigt jedes Mal den Beginn des Brütens an und, wenn sie in größerer Menge vorhanden, sind sie ein sicheres Zeichen, daß die Eier schon längere Zeit bebrütet sind. Sie liegen ohne besondere Anordnung im Neste, doch eins neben, nicht über dem andern; sehr weich und warm, und das brütende Weibchen sitzt so tief zwischen dem nach innen mit den vielen Dunen vermischten Nestmaterial und zieht den Hals so ganz nieder, daß man es zwischen jenem nur gewahr wird, wenn man es ganz nahe und von oben sehen kann, und wenn es aufgescheucht wird, der lockere Rand des Nestes sich fast von selbst über die Eier legt und sie bedeckt, was es bei freiwilligem Abgehen nie unterläßt.

Daß es beim Verscheuchen im Moment des Abfliegens geflissentlich seines Unrathes sich über dieselben entledigen und sie besudeln sollte, wie Andere beobachtet haben wollen, ist uns nie vorgekommen. Es sitzt sehr fest über den Eiern, zumal in der letzten Zeit, wenn die Jungen bald ausschlüpfen wollen oder dies schon theilweis begonnen hat; es wartet jetzt das Aeußerste ab und flattert dann unter heftigem Schreien, sich lahm stellend, gar nicht weit weg, um die Aufmerksamkeit des Störenfrieds vom Neste abzulenken und es baldigst wieder besteigen zu können.

Die Dauer der Brütezeit ist 24 bis 28 Tage, und nachdem die ausgeschlüpften Jungen noch einen Tag unter der Mutter abgetrocknet, erwärmt und erstarkt sind, verlassen sie mit ihr das Nest, meistens für immer, und laufen der Alten mit großer Behendigkeit nach, wie Mäuse, und dem nächsten Wasser zu. Wo sie auf einer Kopfweide ausgebrütet waren, packt die Alte eins nach dem andern mit dem Schnabel und wirft es, nicht selten aus mehr als 10 Fuß Höhe, herab, wenn auch nicht alle Mal aufs Wasser, und man sieht dennoch nicht, daß der Sturz eines beschädigte oder gar zu Grunde richtete. Auch überheben die Kleinen sie oft selbst dieser Mühe, indem eins das andere aufrührig macht und beim Durcheinanderlaufen viele zufällig hinabpurzeln. Aus alten Krähen- oder Raubvogelnestern von hohen Bäumen trägt sie jedoch jedes einzeln im Schnabel herab, auf's Wasser oder, wenn dies zu entfernt ist, auch nur auf trocknen Boden; es geschieht dabei, so sehr sie sich auch beeilt, denn doch auch, daß die letzten im Neste ungeduldig werden und über Bord purzeln, aber man hat nicht gesehen, daß sich eins todt gefallen hätte. Nachher lockt sie die Kleinen auf ein Häufchen zusammen und läuft mit ihnen nach dem Wasser oder verkriecht sich hier im Grase und Schilfe.

Mit kluger Umsicht und unter steter Wachsamkeit führt die Mutter die Kleinen immer auf solches Wasser, was ihnen viele Verstecke gewährt, zwischen dichte Sumpfpflanzen und zugleich gern an solche Stellen, wo ihr erstes Lieblingsfutter, das schwimmende Pflänzchen, sogenanntes Entengrün (Meer- oder Wasserlinse, Lemna. L.) die Wasserfläche bedeckt. Sie weiß die einsamsten Orte zu ihrer und der Jungen Sicherheit auszuwählen, und wären dies auch nur unbedeutende Wassergräben mit dicht verwachsenen Ufern, hält die Kleinen immer zusammen, macht ihnen bei Zeiten jede Gefahr bemerklich um, sobald sie es für nöthig hält und ein leises Zeichen dazu giebt, sich schnell zu verstecken und sich mäuschenstill zu ver-

halten; bereitet am Abend im Schilfe, an einer sichern und versteckten Stelle, durch Umknicken und Niedertreten eines Gras- oder Schilfbüschels, ein meistens vom Wasser umgebenes, an sich aber trockenes Nachtlager, wobei sie die Jungen, um sie zu erwärmen und zu beschützen, unter ihre Flügel und Bauchfedern versammelt und bis zu Tagesanbruch mit ihnen ausruhet. Bei der geringsten Störung besucht sie dies Plätzchen den nächsten Abend nicht wieder; sie bereitet dann ein neues Nachtlager nicht weit vom erstern, so daß in einem kleinen Umkreise sich oft viele solcher finden, die sie abwechselnd benutzt. Wenn die Jungen größer werden und alle nicht mehr Platz unter der Alten haben, schmiegen und kauern sich die Uibrigen dicht an sie; noch später, wenn sie schon Federn bekommen, vertheilen sie sich gruppenweis auf mehreren solchen Schlafstellen, in geringer Entfernung von einander, um bei Störungen oder Frühmorgens schnell wieder vereint zu sein. Diese Ruheplätzchen, welche die Anwesenheit junger Entengehecke verrathen, sind oft sehr schmutzig und mit zurückgelassenem Unrath bedeckt.

Die Klugheit der Alten entfaltet sich bei der Sorge um die Sicherheit und das Gedeihen der Jungen mannigfaltig und oft zum Erstaunen des sie Beobachtenden. Man begreift oft nicht, wie sie es möglich macht, selbst an lebhaftern Orten, sich den vielfältigsten Gefahren zu entziehen und ihre Jungen glücklich aufzubringen, so daß man diese nicht selten erst entdeckt, wenn sie übermüthiger Weise die Warnungen der Alten nicht mehr so streng beachten, wenn sie anfangen ihre Flugwerkzeuge in Thätigkeit zu setzen, oder sich selbst klug genug wähnen. Wenn die Jungen die Rettung aus vielen Gefahren der Schlauheit der Mutter verdanken, so kommen auch Fälle vor, wo dies nur ihr Muth bewirken kann. Mit eigner Lebensgefahr sucht sie die Angriffe kleinerer Räuber, der Krähen und Elstern abzuschlagen und mehr als ein Mal sahen wir die Geängstete in die Höhe springen und nach dem Raubvogel schnappen, welcher auf die Jungen stieß. Ungemein ängstlich gebehrdet sie sich, wenn der Mensch mit Hunden und Schießgewehr in ihr Asyl dringt, und aus dem Mehr oder Weniger wird augenblicklich ersichtlich, ob ihre versteckten Jungen kleiner oder größer sind, indem jene um die kleinsten am meisten in Angst ist, den mehr herangewachsenen aber wahrscheinlich Erfahrung genug zutrauet, selbst auf ihre Rettung bedacht zu sein.

Von aller Sorge und Angst der Mutter weiß der Vater nichts; er kümmert sich nicht um die Familie, ist sogar zuweilen toll genug,

seine eignen Kinder zu erwürgen, wenn sie jene zum ersten Mal aufs Wasser führt, und zwar, dem Anschein nach, um, weil sein Begattungstrieb noch nicht gestillt ist, dies vermeintliche Hinderniß aus dem Wege zu räumen. So erwürgte einstmals eins unsrer halbzahmen Männchen an einem Tage 6 seiner Kinder, indem es eins nach dem andern am Genick packte und so lange schüttelte bis es den Geist aufgab, und gewiß mit Allen so verfahren sein würde, wenn man weitern Mordversuchen nicht Einhalt zu thun gewußt hätte. Damit solche Scenen nicht oft vorkommen können, ist glücklicherweise um die Zeit, wenn die Jungen auskommen, in der Regel bei ihm die Mauser schon im Beginnen, die im Laufe des Maimonats immer stärker wird, jenen Trieb nach und nach überwältigt und bald für dieses Jahr ganz verscheucht. Jetzt, wo sich die Männchen in größern oder kleinern Gesellschaften zusammen begeben, traurig an den Rändern oder auf kleinen, über die Wasserfläche ragenden Hügeln der stehenden Gewässer sitzen und die Federn haufenweis verlieren, endlich gegen Johannis nicht mehr fliegen können, weil ihnen auch Schwing- und Schwanzfedern ausgefallen, könnten die Männchen auch schon deswegen keinen Antheil an den Erziehungsgeschäften nehmen, da bekanntlich die Mauser der Vögel eine Krankheit zu nennen ist. Daher kömmt es auch, daß das Weibchen nur dann ein zweites Gelege macht, wenn es zeitig im Mai, indem es noch nicht lange gebrütet hatte, um das erste kam. Ein solches zweites Gelege besteht jedoch selten aus mehr als 6 bis 8 Eiern, und eine so verspätete Brut macht, daß solche Junge im Juli, einer Zeit, wo die der regelmäßigen, frühern Bruten schon jagdbar, d. i. ziemlich flugbar sind, noch im Dunenkleide stecken oder kaum Stoppelfedern zeigen und jenes oft erst gegen Anfang des September werden. Uiberhaupt hat man beobachtet, daß alte Pärchen früher als junge brüten, mehr Eier legen und auch mehr Junge aufbringen, wovon letzteres auch wol durch mehr geprüfte Erfahrung und bessere Einsicht befördert wird, die den Jüngern bei den Erziehungsgeschäften noch abgeht.

Auch die Jungen hängen mit kindlicher Liebe an der Mutter und beachten folgsamerweise ihre Winke in allen Fällen; denn so möchte man ihre Zuflüsterungen meistens nur nennen, weil sie fast nie laut dabei werden oder in einer sehr leisen Sprache, mehrentheils nur Zeichensprache, sich verständlich machen. Wird sie durch gewaltsame Störung gezwungen aufzufliegen und die Kleinen im Stiche zu lassen, so giebt sie ihnen zuvor ein Zeichen sich zu zerstreuen und

einzeln zu verkriechen, während sie selbst unter heftigem Schreien sich lahm stellt, krankhaft ganz niedrig fortflattert und aus geringer Entfernung dem Scandal zuschauet, um, wenn er vorüber, sogleich wieder da zu sein und die Versprengten um sich zu versammeln. Nicht minder muß man erstaunen über die Behendigkeit und Schlauheit solcher kleinen, kaum 1 bis 3 Wochen alter Geschöpfe; so geschwind wie Wassermäuse verkriechen sie sich, das eine hier, das andre dort, drücken sich unter das Ufer, oder legen sich lang ausgestreckt an dasselbe, einem schwimmenden Holzstückchen ähnlich sehend, oder fahren unter das Wasser und tauchen weithin erst wieder auf, aber nie auf blankem Wasserspiegel, sondern alle Mal entweder zwischen Pflanzen, nur den Schnabel und das Köpfchen bis an's Auge über dem Wasser haltend, oder so, daß sie unter ein oder einige große, schwimmende Blätter (von Nymphaea, Caltha, Rumex, Menyanthes, u. a.) zu liegen kommen, die sie dann etwas aufheben und sich dadurch dem Geübten verrathen, aber auch unter dem grünen Zeltdache so lange, ohne sich zu rühren, liegen bleiben, bis man ihnen ganz nahe ist, worauf sie abermals tauchen, u. s. w. Sie tauchen im Dunenkleide fertiger als später, wenn sie bereits Federn bekommen, aber noch nicht fliegen, können sich dann auch mit dem Verstecken kaum besser behelfen, weil die ansehnlichere Größe sie jetzt überall bemerklicher macht. Dessenungeachtet würde ihnen hier der Mensch wenig anhaben, wenn er sich nicht von gut abgerichteten Hunden unterstützen ließ, die auch mehr mit List und mit Hülfe ihrer guten Nase ausrichten, als hier Gewalt thun würde. Von solchen Stellen, wo sie so Ungebührliches erfahren, führt sie die Mutter gewöhnlich in der nächsten Nacht weit weg; nur wenn sie jene dabei verloren, wagen die Kleinen erst später einen andern Zufluchts- und Aufenthaltsort aufzusuchen. Ein großes, gewöhnlich sämmtlichen Jungen den Untergang bringendes Unglück ist der Tod der Mutter, ehe sie Federn bekommen, weil sie dann ohne sorglichen Führer und gegen tausenderlei Gefahren ohne Schutz sind. Nur erst, wenn sie ziemlich flügge, können sie die Mutter entbehren, stehen ihr aber dann immer noch an Klugheit nach, die sich erst durch Erfahrungen schärfen muß; auch verläßt sie um diese Zeit die Mutter aus eignem Antriebe, um an andern Orten versteckt endlich auch ihre Mauser abzuwarten. Wo man daher auf Entenjagden ein völlig flugbares Gehecke (Schof, Koppel) antrifft, ist dies gewöhnlich ohne Alte. Die zur rechten Zeit, im Mai, ausgekommenen jungen Märzenten sind in Deutschland gewöhnlich im Juli, wenn auch nur

erst zu Ende desselben flügge; in nördlichern Ländern mag dieser Zeitpunkt fast einen Monat später eintreten, als bei uns; aber es findet auch in unsern Gegenden eine große Ungleichheit unter ihnen Statt, die nicht immer vom frühern oder spätern Ausschlüpfen, sondern auch vom Mangel oder Uiberfluß der Nahrung abhängig zu sein scheint, wie es denn ausgemacht ist, daß die Entenzucht in einem nassen Sommer viel ergiebiger ausfällt, als in einem zu heißen und zu trocknen, wovon sogar behauptet wird, daß es auf die bleibende Größe Einfluß habe; dies ist auch nicht unwahrscheinlich, da es sich bei zahmen Enten vollkommen bewährt und, wie auf dem Lande jede Hauswirthin weiß, von demselben Stamme erzogene Junge bei guter Abwartung und reichlicher Futterung des einen Nachbars, schneller gedeihen und größer werden, als bei einer entgegengesetzten Behandlung des andern, bei der sie von gleichem Alter viel kleiner sind und dies für immer bleiben.

Wenn die Jungen völlig flugbar sind, versammeln sie sich Abends und Nachts auf denselben Plätzen, wo die Alten sich Futter suchen, theilen mit ihnen Freude und Leid, halten aber immer noch familienweise, ohne die Alten, aneinander und gehen auch so zu den großen Schaaren des Herbstzuges über, immer noch als Familien gruppirt, bis sie wegziehen.

Da auf Teichen und andern Gewässern nicht selten auch zahme Hausenten unter die wilden Märzenten sich mischen, so kömmt es auch zuweilen vor, daß ein zahmer Entrich ein wildes Weibchen erwischt und es betritt, woher dann hin und wieder ein Bastard erscheint, dessen Abstammung seine ungewöhnlich gefärbte Kleidung verräth; so können dann, wie gemachte Erfahrungen bewiesen, von solchen, wieder mit wilden begatteten, unter der diesen wieder ganz ähnlich gewordenen Nachkommenschaft, noch nach mehrern Generationen buntscheckige Exemplare vorkommen, die sich bloß hierin, in allem Uibrigen aber nicht von den ächt wilden Märzenten unterscheiden.

Feinde.

Die Märzente hat sehr viele Feinde; sonst würde sie sich noch ungleich stärker vermehren, als sie es schon unter so bedrängten Umständen thut. Alt wird sie von vielen größern und schnellern Raubvögeln verfolgt, so von Adlern, Habichten und Edelfalken, denen sie Nichts entgegen zu setzen hat, als die schnellste Flucht zum

ersten besten Wasser, um sich augenblicklich hinein zu stürzen und durch Untertauchen zu retten; ist es zufällig dazu nicht tief genug, so ist sie dennoch verloren. Pfeilschnell fährt eine solche Jagd durch die Luft, die auch, wie erzählt wird, ein Mal mordschlecht für den Falken ablief, indem dieser in dem Augenblicke seine Klauen in die Ente schlug, als sie mit größter Vehemens unter das Wasser schoß, ihn also mit sich hineinriß, der festhaltende Falke aber, als sie wieder mit ihm auftauchte, so betäubt war, daß ein zufällig anwesender Mann ihn mit dem Stocke erschlug. — Man macht überhaupt die Erfahrung, daß die sonst so sehr menschenscheue Märzente solche Verfolger noch weit mehr fürchtet als den Menschen und, wenn es nicht anders sein kann, ganz nahe neben diesen Rettung vor jenen sucht. — Noch weit mehr Gefahren hat die Alte auf dem Neste zu fürchten, und ihrer viele werden von Füchsen, Mardern, Iltissen und Wieseln beschlichen und getödtet; in wasserreichen Gegenden ist jeder Fuchsbau, wenn er junge Füchse enthält, Zeuge davon, da es auf ihm nie an Ueberbleibseln auch von diesen und andern Enten fehlt. Die Jungen werden von den genannten Raubthieren ebenfalls häufig erschlichen, und wenn sie noch klein, auch von den Wanderratten erhascht und getödtet. Alle diese Feinde gehen auch den Eiern nach; ich weiß sogar ein Beispiel, wo die brütende Ente unter einem Bretterhäuschen, auf einem alten Fischkasten saß, daß die Ratten unbemerkt von unten ein Loch durch die morschen Bretter des letztern machten, durch dasselbe von Zeit zu Zeit ein Ei nach dem andern unter der Ente hinab zogen, bis auch dem letzten dies widerfuhr und die Ente das leere Nest verlassen mußte. — Auch Raben, Krähen und Elstern rauben die Eier, wenn zufällig die alte Ente nicht zugegen ist, besonders wenn sie bei zu eiligem Abgehen das Zudecken derselben unterlassen hatte. Als Räuber der Eier und kleinen Jungen gehören ausserdem noch die Weihenarten (Falco rufus, F. pygargus und F. cineraceus) zu den allergefährlichsten, weil sie sich in denselben Gegenden aufhalten und den günstigsten Augenblick zum Plündern der Nester u. dgl. am besten abpassen können, von den Jungen zwar öfters durch kühne Vertheidigung der beherzten Mutter abgehalten werden, doch auch diese oft hintergehen, namentlich wenn sie die Familie überraschen können und die Jungen sich gerade etwas zerstreuet haben; weshalb auch die Alte beim Erblicken eines solchen Räubers nichts Eiligeres zu thun hat, als ihre Kleinen schnell zusammenzurufen, was ein einziges hastig ausgestoßenes Vahk im

Nu bewirkt, und diese auf ein Klümpchen sich dann an sie drängen. — Auch große Hechte darf man mit Recht unter die Feinde der noch ganz kleinen jungen Entchen zählen, da man solche mehrmals in dem Magen jener gefunden hat.

Oftmals verderben plötzliche Uiberschwemmungen, wie sie in mit Flüssen in Verbindung stehenden Brüchern und andern Gewässern nicht selten vorkommen, viele ihrer Bruten, wenn sie zu einer Zeit kommen, wo sie noch nicht ausgebrütet haben. Aber noch weit nachtheiliger wirken auf ihre Vermehrung zu trockne Sommer, wenn viele Gewässer austrocknen und ihre Nistplätze noch vielen andern Vertilgern als den gewöhnlichen zugänglich werden. Unbedingt schadet ihnen Mangel an Wasser ungleich mehr als Uiberfluß daran. Dies wird jeder Liebhaber der Entenjagden bezeugen können. Wir kennen einzelne Reviere, wo in guten, d. h. nassen oder doch nicht zu wasserarmen Jahren gegen 100 Junge erlegt wurden, wogegen in trocknen daselbst kaum eine einzige Brut auskam und gar keine erlegt werden konnte. Daß sie mit andern am Wasser lebendem Geflügel das Schicksal theilen, durch Ablassen der Gewässer und Urbarmachen der Sümpfe behufs einer einträglicheren Bodenkultur, in den mehr und mehr angebaueten und bevölkerten Gegenden vermindert und endlich vertrieben zu werden, kann man von vielen Gegenden Deutschlands sagen, und die Abnahme auch dieser Art ist von einem Jahrzehent zum andern bemerklicher geworden.

Im Gefieder der Märzente wohnen Schmarotzerinsekten, nämlich: Philopterus squalidus und Liotheum luridum, Nitzsch; in den Eingeweiden Würmer, als: Ascaris inflexa, Echinorhypchus filicollis, Distomum echinatum, Ligula simplicissima und Taenia laevis, des Wiener Verzs.

Nach Savi, Orn. tosc. III. p. 163. und f. soll unter den auf den Sümpfen Italiens verweilenden Märzenten in manchem Winter eine Art Krankheit häufig vorkommen, wobei sie bloß an den Flügeln gelähmt schienen, nicht fliegen könnten und dann leicht mit Knütteln zu erschlagen oder durch Hunde zu fangen wären, was auch, sobald sich das Unvermögen zu fliegen bemerklich mache, vielfältig geschähe. Bei allen unter diesen Umständen Erlegten und von S. Untersuchten fanden sich kleine Bleikügelchen (Schrot oder Hagel) im Magen, die sie aus dem Sumpf aufgeschnattert haben mußten, wohin diese durch früheres und alle Jahr häufig wiederholtes Schießen gekommen sein könnten. Er hielt dafür, daß diese Schrotkörner die Ursache jener Lähmung wären, fand

aber in den übrigen Theilen nichts Krankhaftes, und die Enten waren, wie in dieser Jahreszeit immer, weder ungewöhnlich mager, noch ausgezeichnet fett. In hiesigen Gegenden habe ich nie etwas von einem ähnlichen Vorkommen gehört.

Jagd.

Es ist wol allgemein bekannt, daß man die Märzente, wie alle andern Arten der Gattung, zur kleinen Jagd zählt und namentlich wegen Wohlgeschmack ihres Fleisches mit Schießgewehr und allerlei Fangmitteln ihr fleißig nachstellt. Jenes wird am besten mit der Schrotflinte bewirkt, die man mit einer weder zu groben noch zu klaren Nummer ladet, da jene zwar besser durch die Federn dringen, aber zu sehr streuen, diese dagegen oft nicht tief genug durchschlagen, zumal man dazu die Enten selten nahe genug hat. Gute Wasserstiefeln und ein wohl abgerichteter Wasserhund sind ebenfalls nothwendige Requisiten der Entenjagd.

Da sie äußerst scheu und vorsichtig ist, und dem frei heranna-henden Schützen schon fliehet, wenn er noch mehr als Büchsenschuß-weite entfernt ist, nur auf kleinern Gewässern weniger Wildheit zeigt, so kann sie überall nur ungesehen hinterschlichen werden, wobei immer noch der Schütze nicht ohne Besonnenheit und Sachkenntniß zu Werke gehen muß, hauptsächlich nicht außer Acht lassen darf, daß sie viel schärfer riecht (windet) und hört (lauscht) als sieht (äuget), obgleich eigentlich nur im Dunkeln schlecht sieht. — Auf eine eigne Weise benehmen sich Einzelne oder Paare, namentlich Männchen dieser Enten zuweilen, im Frühjahr, im jungen, noch ganz dünn stehenden, einen Fuß hohem Grase und von seichtem Wasser überschwemmten Orten, sobald der freigehende Schütze sich stellt, als sähe er sie nicht, und ihnen seitwärts ausbiegt. Den Hals hoch, ganz senkrecht und völlig gerade ausgestreckt, Kopf und Schnabel wagerecht, den Rumpf eben so, stockstill stehend und sich nicht rührend, wie aus Holz geschnitzt, glauben sie vielleicht für einen Stock gehalten zu werden und lassen schußrecht an sich kommen. Sind Männchen und Weibchen beisammen, so hält sich doch meistens nur ersteres in der steifen Stellung, das Weibchen daneben aber in einer niedergekauerten, der man die noch größere Aengstlichkeit deutlich ansieht.

Zum Anschleichen bedient man sich noch allerlei umständlicher Mittel; das Schießpferd, der Karren, der Schirm von be-

laubten Zweigen oder Rohr, ein mit dergleichen umkleideter Kahn, einem schwimmenden Schilfbusche gleichend, zwischen welchem verborgen man auf schilfreichen, tiefern Gewässern sich behutsam und geräuschlos den Enten auf dem Wasser, hinter jenen versteckt denen am Ufer nähert, gehören hierher; wir können jedoch aus eigner Erfahrung keins besonders empfehlen.

Ein gewöhnliches, weniger umständliches und zugleich sicheres Mittel zum Schuß zu kommen ist der Anstand, an solchen Plätzen, die man als von ihnen häufig besuchte kennt, wo man sich bald nach Sonnenuntergang, den Luftzug im Gesicht, entweder in einer in die Erde gegrabenenen Grube (Anstandsloche) verbirgt, wo man dann auch auf die Enten schießen kann, welche sich nahe genug aufs Wasser niederlassen, oder in einem dichten Busch von Rohr, hohem Schilf oder andern grünem Gestrüpp sich stellt, aus welchem man dann aber bloß im Fluge schießen kann, um die aufs Wasser fallenden, wären sie auch nur wenige Schritt entfernt, sich nicht kümmern darf, auch gewöhnlich nicht kann, weil man sie, wegen der dichten Umgebungen, nicht sieht, — dabei auch, obgleich mit Wasserstiefeln angethan, bis fast an die Kniee im Wasser oder Moraste stehen muß; weshalb eine hier bis zu vier Fünftheile eingegrabene, oben offne Tonne, in welcher man trocknen und festen Fußes stehen kann, große Erleichterung schafft, die auch hinsichtlich der Gesundheit nicht genug zu empfehlen ist. Der Anstand ist besonders belohnend vom August bis October, in den Brüchern und auf den Plätzen in diesen, welche recht reichlich mit Manna- oder Schwadengras (Festuca fluitans. L.) versehen sind, wenn die Enten nach dem reifen Samen desselben, ihrer Lieblingsnahrung kommen, wozu sie sich gewöhnlich nicht vor Eintritt der Dämmerung einfinden, eben wenn auf dem Felde die Rebhühner ihren Abendruf hören lassen oder die Lerchen verstummen. Man schießt sie hier im Fluge, natürlich meistens nur einzeln; aber wo es viel Schwadengrassamen und viel Enten giebt, hat wol schon mancher Angestellte an Einem Abende, zumal wenn er so stand, daß das Abendroth ihm länger zu sehen erlaubte, seine 50 bis 60 Schuß gethan, und der gute Schütze beim Schluß, wenn es zu dunkel geworden, mit Hülfe eines guten Hundes seine 25 bis 30 erlegte Enten aufgelesen *), wobei dann

*) Erst im vorigen Herbst schoß auf diese Weise mein Bruder 27 Stück an einem Abende, ohne diejenigen, welche am andern Morgen noch zusammen gesucht wurden, von denen man aber, da in demselben Bruche noch andere Schützen angestellt gewesen, nicht wissen konnte, von welchen sie erlegt worden waren.

freilich Manche, blos angeschossen, am Abend nicht gefunden wird, in diesem Falle deshalb am nächsten Morgen, wenn es hell geworden, Nachlese gehalten werden muß. Es kann bei diesem Anstande nicht genug empfohlen werden, sich ganz ruhig zu verhalten, sich weiter nicht zu bewegen als zum Schießen und Laden unumgänglich nothwendig ist, noch viel weniger laut zu werden, nicht in Hitze zu gerathen, nie weit aber desto sichrer zu zielen, den Hund an sich zu halten, und mit ihm nicht früher als beim Schluß, den die Dunkelheit gebietet, die Erlegten zusammen zu suchen. Man darf ferner an einen so beunruhigten Ort nicht schon am nächsten Abend wiederkommen um eine eben so belebte Jagd zu erwarten, sondern muß für denselben und für einige Tage sich anderswo und entfernt von ihm anstellen, damit die am ersten Platze übrig gebliebenen oder verscheuchten Enten sich unterdessen beruhigen, neues Vertrauen fassen und andere mitbringen können. — Ist heller Mondschein, so kann unmittelbar nach einem solchen Anstande, wenn die Enten in den Sümpfen sich zerstreuet und beruhigt haben, d. h. nicht mehr umherfliegen, eine eben so interessante Suche folgen, wenn man so gehen kann, daß Mondschein und Luftzug einem entgegen kommen; bei Vermeiden unnützem Geräusches, mit Anhalten des Hundes, unter langsamen Vorwärts-Schleichen, werden vorzüglich zwischen den Kufen der Seggengräser u. a., wo diese große Gefilde bilden, die Enten einzeln oft kaum 10 Schritt vor dem Schützen auf, meist geradehin und gegen den Mond fliegen, wo sie schnell herabgeschossen und vom Hunde sogleich apportirt werden, wobei ebenfalls alles nutzlose Geräusch zu vermeiden ist, weshalb auch der Hund ferm sein muß. Diese Jagd erfordert freilich einen sehr unterrichteten und gewandten Flugschützen, wenn sie Vergnügen machen und gute Ausbeute geben soll, und ist noch wenig bekannt, aber von uns oft mit gutem Erfolg betrieben worden.

Wo diese Enten zur Erndtezeit Nachts in Schaaren auf die Gersten- und Haferäcker fliegen, gräbt man an der passendsten Stelle ein Loch in die Erde, in welchem man sie, gut versteckt und unter Winde, des Abends im Zwielicht erlauert, wo man, wenn auch nicht im Sitzen, doch im Fluge, weil sie dann gewöhnlich sehr dicht fliegen, oft viele mit einem wohl angebrachten Schuß niederdonnern kann. Bei jeder Art Anstand nach Enten spielt der Wind eine sehr wichtige Rolle und darf durchaus nicht unbeachtet bleiben, wenn jener gelingen soll, während es bei dem nach Gänsen ziemlich gleichgültig ist, woher er kömmt. Die Enten, namentlich die Märzenten,

winden über 100 Schritt schon den Schützen, wenn der Luftzug von ihm weg zu jenen hin wehet; nur wenn, wie oft in sehr finstern Herbstnächten, sich kein Lüftchen rührt, scheinen sie nicht zu winden, weil sie sich dann manchmal auch dicht neben dem Schützen niederlassen, der dann auch ganz frei sitzen kann, ohne daß sie ihn sähen; nur ihr leises Gehör bleibt ihnen in solchen Zeiten in voller Schärfe und allein zu ihrer Sicherung übrig.

Auch auf dem Morgen-Anstand kann man oft gegen diese und andere Enten etwas ausrichten, wenn man zuvor den Strich abgepaßt hat, auf welchem die, in eine einzige oder mehrere Schaaren sich vereinigten Enten ihren nächtlichen Tummelplatz verlassen und zu den größern Gewässern für den Tagesaufenthalt zurück eilen. Mit dem Grauen des Morgens erwartet man, wohlversteckt, ihre dichten Flüge, die bei stillem Wetter ganz niedrig hinstreichen, wenn es zu windig ist aber gewöhnlich zu hoch fliegen.

Aller Orten wo Enten ausgebrütet sind, stellt man besondere Jagden auf die eben flugbaren Jungen an, indem man den Eintritt dieser Periode durch fleißiges Aufpassen auszukundschaften sucht, die freilich bei einem einzigen Gehecke leichter zu bestimmen ist, wo man aber mehrere hat, sich nach den Meisten richtet, wobei jedoch immer auf die Aeltesten Rücksicht genommen wird. Auf See'n und Teichen muß man schon eine Woche oder mehrere Tage vor der beschlossenen Jagd breite, gerade Bahnen durch das in zu dichten Massen beisammen wachsende Schilf und Rohr mähen und das abgehauene wegbringen lassen. Vor jeder dieser 6 bis 8 Fuß breiten Bahnen (Stiege) wird dann ein Schütze am Ufer angestellt, während dies auch andere an andern guten Plätzen am Wasserrande thun, namentlich wo es natürliche Schluchten durch das Gestrüpp giebt, nahe genug, um sie überschießen zu können, Stellen, wo man vermuthen darf, die zu erreichen, welche wegfliegen wollen, u. s. w.; während mit Kähnen, jeder ebenfalls, außer dem Führer, mit einem Schützen besetzt, mit Hunden, auch wol, wo es die Tiefe des Wassers und Moraştes erlaubt, durch hindurchwadende Treiber, Strich vor Strich abgetrieben und dabei die theils herausfliegenden, theils über die Bahnen schwimmenden Enten (hier oft mehrere auf einem Schuß) erlegt werden. Seichtern Sumpf, die Gräben und den Moraşt in den Brüchern durchsuchen (revieren) die mit Wasserstiefeln oder besser mit leichten, durchlöcherten Schuhen und leinenen Unterkleidern angethanen Schützen, mit Hülfe guter Hunde, selbst, ohne Treiber nöthig zu haben, mit faşt noch bessern Erfolg.

Hier wie dort sollte man nicht auf kurz vor den Treibern oder Schützen mit heftigem Schreien herausflatternde Alte schießen, weil dies gewöhnlich solche Mütter sind, die noch ganz kleine Jungen haben, welche nach dem Tode jener unfehlbar zu Grunde gehen. Wo man dagegen auf einem abgesonderten Teiche u. dergl. nur eine einzige Hecke (Kette oder Schof) weiß, ist es, wenn die eben erwachsenen oder flugbaren Jungen erlegt werden sollen, sehr anzurathen, zu allererst die Alte wegzuschießen, weil, wenn dies nicht geschähe und man mit den Jungen an einem Tage nicht fertig würde, sie die übrig gebliebenen bestimmt an einen andern Ort und vielleicht weit weg führen würde. — Bei den Entenjagden fangen gewandte Hunde gewöhnlich viel solcher Enten, welche sich noch nicht zum Fluge erheben können, und wo man viele mausernde alte Männchen versteckt vermuthet, bieten diese einen guten Fang und hier richten geübte Hunde mehr aus als die besten Schützen. — Uibrigens geben Localität, Erfahrung und Einsicht den Entenjagden mancherlei Modificationen, deren Beschreibung uns zu weit führen würde. Wir erwähnen nur noch, daß sie zwar ein mit körperlichen Anstrengungen und mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpftes, aber doch auch oft recht belohnendes Vergnügen gewähren, da in guten Gegenden, vorzüglichen Jahren und bei zweckmäßigen Anstalten auf einer solchen nicht selten Hunderte von dieser und andern Entenarten an einem Tage erlegt werden.

Man findet auch empfohlen sich beim Anstande einer gezähmten Märzente als Lockente zu bedienen; wir können aber nicht dazu rathen, weil es zu umständlich ist. Eben so wenig ist zum Schießen dieses Geflügels das in alten Jagdbüchern angepriesene viereckige Schrot (Entenschrot) dazu nöthig. Flügellahm geschossene Enten tauchen gewöhnlich vor dem sie verfolgenden Hunde, ziehen weite Strecken unter dem Wasser fort, stecken oft nur Schnabel und Augen heraus, um Athem zu holen und gleich wieder unterzutauchen, oder beißen in äußerster Bedrängniß an irgend etwas Haltbarem auf dem Grunde sich fest, und verenden nicht selten in dieser Lage, so daß sie dem Hunde wie dem Jäger verschwunden bleiben. Gönnt man solchen Enten, die etwas mehr als am Flügel verwundet sind, einige Ruhe, so schwimmen sie gewöhnlich bald an's Ufer und suchen auf demselben ein trocknes Plätzchen zum einstweiligen Versteck oder um daselbst zu verenden. In Gegenden, wo es viel Füchse giebt, halten diese nach Entenjagden gewöhnlich ihre einträglichen Nachjagden auf angeschossene oder sonst nicht aufgefundene

Enten, und was sie im Laufe der Nacht sich nicht aneignen, wird Tags darauf eine Beute der Krähen, Raben, Milanen und Bussarde, wenn man diesen nicht zuvor zu kommen sucht. Auch zerstören die Blutegel und die Wasserkäfer, wie oben bemerkt, manche angeschossene und von jenen oder dem Jäger nicht gleich aufgefundene Ente.

Der Fangarten für diese und andere Süßwasser-Enten sind so viele beschrieben und empfohlen, daß wir zur Ersparung des Raumes davon nur die in der Kürze anführen können, welche wir entweder selbst versucht oder uns mit eignen Augen von ihrer Zuverlässigkeit überzeugt haben. Märzenten einzeln zu fangen, um sie lebend zu erhalten, geht auch hier am besten mit den Bd. VII. S. 549. d. W. beschriebenen Laufschlingen, die natürlich größer und stärker als dort, jede mindestens von 6 bis 7 haltbaren Pferdehaaren gemacht sein müssen, wenn man zuvor eine solche Entenfamilie auf das Plätzchen gekörnt und sich überzeugt hatte, daß sie alle Abende dahin kam und das ihnen gestreuete Futter aufzehrte. An kleinen Teichen, auf welchen sie bloß zur Nacht einfielen, schlug uns dieser einfache Fang nie fehl. Dagegen wollte der oft beschriebene und recht hübsch ausgedachte Fang an Angelhaken uns niemals glücken, weil die Enten das zum Köder dienende Fischchen jederzeit behutsam abzulösen verstanden, ohne den Haken mit zu verschlucken. — In den Bahnen und Gängen, die sich die Jungen an den Ufern der Teiche, Gräben u. s. w. im Schilfe, Binsen oder Grase zu machen pflegen, fangen sich diese in an paarweise festgesteckten Stäbchen befestigten Schlingen, von ausgeglühetem Messingdraht, aufgestellt wie (oben offene) Laufdohnen (Bd. VI. S. 537 d. W.) sehr leicht, natürlich an den Hälsen, wo sie sich bald erwürgen. — Ein oft noch mehr belohnender Fang, namentlich auf schilfigen Gräben, ist der mit Garnsäcken oder Reusen, worin man sonst Fische fängt, doch besser, wenn sie eigends für den Entenfang, nach Art der Bd. VI. S. 534 beschriebenen für Rebhühner, aber mit noch weitern Maschen und Einkehlen angefertigt werden, die man so aufstellt, daß die Rundung der letztern die Spiegelfläche des Wassers zur Hälfte durchschneidet, damit die Enten ohne Umstände hinein schwimmen können. Solche sind auch auf größern Teichen in schmalen Schluchten zwischen dem Rohr u. dergl. anwendbar. — Auch in einer Art Klebegarne, die senkrecht, gleich einer Wand, halb über, halb unter dem Wasserspiegel, hier mit Senkern unter Wasser gehalten, aufgehängt sind, kann man sie fangen; sie müssen

aber mit Geräusch hinein getrieben werden, was nicht immer gelingt.

Ein weit einträglicherer Fang ist der Entenheerd. Er wird an den Ufern sehr großer Teiche oder Landsee'n, auf denen sich vor dem Wegzuge im Herbst viele Tausende von Enten dieser Familie zu versammeln pflegen, aufgestellt und in vielen Gegenden, namentlich in Norddeutschland und Holland, häufig betrieben. Er besteht in einem geebneten Platze, welcher wo möglich mit Rasen dicht und glatt bedeckt und 1 Fuß tief unter Wasser gesetzt ist, in welchem 2 große Netzwände ausgebreitet liegen, die aus einer bretternen, mit Rohr und Gebüsch bekleideten und versteckten Hütte, an einer langen Leine zugezogen werden, wenn sich zu den Lockenten fremde auf den Heerd niedergelassen haben. Die Einrichtung dieses Heerdes ist ohngefähr dieselbe wie beim Wasserschnepfen-Heerde (s. Bd. VII. S. 550), doch sind die Netze hier viel größer, die Maschen ungleich weiter und das Material zum Ganzen weit stärker; auch hat man, um das Zurücken zu erleichtern und zu beschleunigen, weil es die Kräfte eines Mannes übersteigt, so schwere Wände schnell genug aus dem fast einen Fuß tiefen Wasser zu ziehen, noch eine besondre mechanische Vorrichtung daran angebracht. Die Lockenten sind jede mittelst einer starken hänfnen Schnur, deren Ende, damit sie sich nicht verdrehen kann, durch einen Ring von Horn an einem unter Wasser steckenden Pflocke beweglich, so angefesselt, daß sich jede auf einem Raum von einigen Geviertfuß, schwimmend, beliebig bewegen kann. Ein solcher Heerd heißt im Oldenburgschen ein Pohl oder Pahl, und wird bloß des Nachts gestellt. Ein Haupterforderniß dazu sind gute Lockenten, wozu nur Weibchen taugen, die man erhält, wenn man Eier der Märzente einer Hausente ausbrüten und die ausgekommenen Jungen mit denen dieser aufwachsen läßt, überhaupt gern recht zahm macht, aber in Ermangelung solcher auch mit Hausenten, welche jedoch die Farbe der wilden haben müssen, fürlieb nimmt. Eine gute Lockente ist so gesucht, daß sie, z. B. von den Entenfängern im Oldenburgschen gelegentlich mit 6, 8 bis 10 Thlrn. bezahlt wird, wovon man leicht auf die Einträglichkeit dieses Fanges schließen kann, dessen übrige Vorrichtungen denn doch auch eine nicht unbedeutende Auslage und viel Zeitaufwand erheischen.

Die großartigste, umständlichste, aber auch zugleich belohnendste Fanganstalt für Süßwasser-Enten ist unstreitig die sogenannte Enten- oder Vogel-Koie. Gegenden, in welchen sich zum Herbst-

zuge Enten in großer Anzahl versammeln, neben großen Landsee'n oder schmalen, seichten und stillen Meerengen, sind zur Anlage eines solchen nur passend. In Deutschland gab es sonst viele solcher Entenfänge, von denen man aber die mehrsten, wegen allmählicher Abnahme der Enten, hat eingehen lassen; doch existiren unter andern dergleichen noch bei Weißensee in Thüringen, bei Werth in Rheinbaiern, bei Meienburg im Hanöverschen und anderwärts, ein solcher auch auf der Insel Föhr, und ein besonders wichtiger auf der benachbarten Insel Sylt, beide an der Westküste Jütlands. Da ich Letztern selbst gesehen und mich dabei von dem ganzen Wesen einer solchen Anstalt hinlänglich unterrichtet habe, so kann ich nicht unterlassen, hier eine gedrängte Beschreibung davon zu geben*). Uiber der Mitte der Insel, die sich, beiläufig gesagt, von Süden nach Norden sehr in die Länge zieht und an dieser Stelle bereits ganz schmal wird, lehnt sich westlich an die Dünenhügel, östlich dicht an den sehr seichten, stillen Meeresarm, zwischen der Insel und dem Festlande, auf welchem sich in der Zugzeit wolkenähnliche Schaaren von Süßwasser-Enten versammeln, ein niedriges, sandiges Viereck, etwa 6 bis 8 Morgen groß, mit einem Erdwall (besser würde eine Bretterwand sein) umgrenzt, welches Stück Land, behufs des Entenfangs, den Unternehmern gegen eine ansehnliche Abgabe in Erbpacht überlassen ist. In der Mitte dieser Fläche befindet sich ein runder Teich, von ohngefähr 150 Schritt Durchmesser. Aus diesem sind nach den 4 Hauptwinden eben so viele Kanäle gegraben, die bei der Verbindung mit dem Teiche wol 12 Schritt breit und 3 bis 4 Fuß tief sind, aber allmählich seichter und zugleich schmäler werden, bis sie nach und nach, bei einer Länge von c. 50 Schritt in eine 2 Fuß breite Rinne und zuletzt noch spitzer auf dem Trocknen enden; sie krümmen sich, alle nach einer Seite, in einem flachen Halbmond, damit man, am Ausgangspunkte stehend, die Mündung in den Teich nicht übersehen kann. Die 4 großen Räume zwischen den Kanälen, dem Teich und dem Aussenwall sind mit dichtem, hohen Weiden- und Erlengebüsch, mit Rohr und Schilf vermengt, besetzt, nur die Ufer jener, mehrere Schritt breit, davon frei gelassen. In dem einen dieser 4 Gebüsche (dem

*) Freilich sollte ihr, zum bessern Verstehen, ein Grundriß beigefügt sein. Weil mir es zur Aufnahme eines solchen aber damals leider an Zeit gebrach, und ich aus der Erinnerung einen solchen zu entwerfen, nicht wage, indem ich in den Maaßen mich leicht irren könnte, so sehe ich mich gezwungen, die kurze Beschreibung ohne Zeichnung zu geben.

südlichen) verbirgt sich das Häuschen des Entenfängers und ein bretternes Magazin für die Gefangenen. An jedem Kanal, auf beiden Ufern, läuft nahe am Wasserrande eine dichte, 7 Fuß hohe Rohrwand hin, die von 10 zu 10 Fuß absetzt und eine schmale Lücke läßt, die jedes Mal der nächste Theil so verdeckt, daß der Entenfänger durch sie wohl nach der Spitze des Kanals, aber nicht an dessen Mündung sehen kann, auch die ihm gegenüber auf diesem schwimmenden Enten ihn nicht gewahr werden können. Von der Mündung an ist jeder Kanal bis etwa 12 Schritt, gleich dem Teiche, von oben frei; dann überspannen ihn große hölzerne Bügel (Reife von großen Brau-Bottichen) in Halbkreisen von c. 14 Fuß Lichthöhe, anfänglich ganz weitläufig, dann etwas, dann immer dichter, dann durch Querstäbchen verbunden, die mit ihnen ein schwaches, sehr weitmaschiges Gitterwerk bilden, und wie diese Bogen, wegen fortwährender Abnahme der Breite des Kanals mit beiden in die Erde gesteckten Enden näher zusammen kommen, nehmen sie auch nach und nach ebenmäßig in der Höhe ab; dann sind nur noch große Faßreifen dazu nöthig, anfänglich mit einem sehr weitmaschigen Bindfadennetz überspannt, das bald enger und immer enger, von 3 Zoll Maschenweite zu 2 Zoll, kömmt, und so werden die Bügel immer kleiner, immer niedriger, bis sie endlich von 3 bis zu 2 Fuß aufhören, wo nun der vorn eben so weite, aber allmählich enger werdende, spitz auslaufende, 10 bis 12 Fuß lange Garnsack oder Hamen vorgehängt, und dessen Zuziehschnur an der Spitze mittelst eines Pflockes, straff angespannt am Erdboden befestigt wird. Dieser Fangebeutel bedarf nur vorn einer weiten Einkehle oder auch keiner, und wird am Ende so enge, daß die darin steckenden Enten, eine hinter der andern, sich nicht mehr umwenden können, und liegt aufgespannt ganz auf trocknem Boden; er ähnelt ganz dem Bd. VI. S. 534 beim Rebhühnerfange beschriebenen. Das sehr sinnig berechnete allmählige Uiberspannen des Kanals mit schwachen Holzbügeln muß zuvörderst die zu fangenden Enten nach und nach an den Anblick der Bügel, dann durch ihre dichtere Stellung an das leichte Gitterwerk, dieses an das folgende weite, und dieses wieder an das immer enger werdende Netz gewöhnen; wäre hingegen der Kanal gleich von vorn herein mit engem Netz überspannt, so würden sich die schlauen Enten nicht entschließen, in das sich von allen Seiten verengende und durch das immer enger werdende Netz Schritt vor Schritt düsterere Gewölbe zu schwimmen und sich überlisten lassen. Der Fang geschieht nämlich auf folgende Weise. Auf dem Teiche werden eine

gewisse Anzahl lebender Lockenten, wo möglich von allen zu fangenden Hauptarten (ich sahe damals fast alle einheimische Süßwasser-Enten, auch Löffelenten, Pfeifenten und Krückenten daselbst) unterhalten, denen man auch mehrere wildfarbige Hausenten beigesellt, weil diese nicht allein fleißiger locken und durch ihr Beispiel jene dazu aufmuntern, sondern auch den Winken des Entenfängers besser Folge leisten und damit ebenfalls jenen vorangehen. Sämmtliche Lockenten sind daran gewöhnt, nicht anders als durch über die Rohrwand gestreuete Körner und Brodtbissen in einen der Kanäle gelockt und nicht eher, als unter dem Netzgewölbe derselben, auf gleiche Weise, satt gefüttert zu werden, so daß sie die Körner u. dergl. vom Boden des Wassers heraufholen müssen; und damit sie in dieser Hinsicht jeden der 4 Kanäle gewohnt werden, streuet man ihnen ihr Futter bald in diesem, bald in jenem, und wechselt damit jedes Mal, füttert sie zwar oft, aber nie ganz satt. Sie sind ferner daran gewöhnt, sich durch einen kurzen Pfiff des Entenfängers, welcher eine bekannte Vogelstimme, z. B. vom Gold-Regenpfeifer, nachahmt, zum Futtern einladen zu lassen. Erwartet der Entenfänger nun fremde Enten, so hat er zuvörderst den Strich des Windes und welchem der 4 Kanäle er günstig ist, zu bemerken, d. h. in welchen er vom Teiche kommend hinein wehet, um an die auslaufende Spitze desselben den verhängnißvollen Garnsack aufzustellen. Sobald die Lockenten jetzt eine Anzahl fremder Gäste zu sich auf den Teich gelockt haben, schleicht sich der Entenfänger hinter der ihn den Fremden am besten verbergenden Rohrwand in die Nähe des Teiches, macht sich den Lockenten durch den bekannten Pfiff bemerklich und schleudert dazu etwas Futter über die Wand ins Wasser, welches die daran Gewöhnten bald gewahr werden und heran schwimmen, um jenes aus dem Wasser zu angeln, wobei ihnen auch die Fremden langsam folgen werden; hierauf fährt er, rückwärts gehend, mit dem Einstreuen der Körner in kleinen Pausen fort, bis alle allmählig, auch die Fremden, bereits unter das weite Gitterwerk des Kanals geschwommen. Jetzt zeigt sich sein wohlabgerichtetes Hündchen (von Fuchsfarbe) durch eine der erwähnten Lücken der Rohrwand, doch nur auf einen Augenblick, woran die Lockenten gewöhnt sind, die Fremden aber etwas erschrecken und dabei, sich vergessend, immer tiefer in den bei jedem Schritt sich verengernden Kanal schwimmen, je öfter sich das Hündchen sehen läßt, bis sie endlich unter das engere Netzwerk gerathen, worauf der Entenfänger, sammt dem Hündchen, durch eine der Lücken sich plötzlich hinter ihnen zeigt,

worüber die fremden Enten so erschrecken, daß sie in den cylinderförmigen Sack vollends blindlings hinein fahren, dessen Einrichtung ihnen das Umkehren verbietet, das aber die an die ganze Procedur gewöhnten Lockenten bereits früher ergriffen, worauf der Fänger jenen, oft zu 10 bis 20 Stücken, in einer Reihe, in dem Sacke steckend, diesen hinten öffnet, eine nach der andern herauszieht und ihr den Hals umdreht, unterdessen die Lockenten bereits wieder zurück auf den Teich schwammen, um aufs Neue fremde Enten herbei zu locken u. s. w. — Dieser Fang wird nur am Tage, am meisten in der Abend- und Morgendämmerung betrieben, so lange oder sobald es nämlich helle genug dazu ist. Die getödteten Enten sammelt man in dem luftigen, von Brettern gebaueten Magazin, in welchem sich ringsum Fächer befinden, in welche man jene, nicht dicht, eine neben die andere legt, damit sie gehörig auskühlen und sich um so länger frisch erhalten, indem ein Uibereinanderlegen oder zu dichtes Zusammenschichten nur ein Erhitzen und baldiges Verderben herbei führen würde. Daß auf die Geschicklichkeit, Erfahrung und Besonnenheit des Entenfängers (auf Sylt gewöhnlich ein alter, invalider, in Geduld geübter und in allen Fällen kalt bleibender Matrose) bei diesem Fange Alles ankommen muß, ist leicht begreiflich. Derselbe ist mit im Standehalten der Anstalt, wie mit der Pflege und Abrichtung der Lockenten immer, die längste Zeit im Jahr zwar nur mäßig, in der Fangzeit, d. i. im October, November, bis es zuwintert, aber so stark beschäftigt, daß ihm das eigene Vergnügen am Fange oft dessen Beschwerlichkeiten ertragen helfen muß. Wie schon weiter oben bemerkt, ist das Ergebniß dieses Fanges auf Sylt lange nicht mehr ein so enormes, wie vor einem halben Jahrhundert; aber noch jetzt liefert er in einem Herbste mehr als 10,000 Stück Enten*) in das Todten-Magazin, aus dem sie wöchentlich ein paar Mal, oft in ganzen Bootsladungen, zum Verkauf in größere Städte abgeholt werden, und wirft demnach immer noch seine 1000 Thlr. jährlich ab, so daß, wenn vielleicht zwei Drittheile auf Pacht und Unterhalt des Grundstücks und der Anstalt von jener Summe abgehen, immer noch ein hübscher Uberschuß bleibt.

Wer sich über noch mehr Fangarten, zum Theil für manche Gegend recht anwendbare, zum Theil aber auch recht wunderliche

*) Sonst drei Mal so viel; immer aber besteht die Hälfte des Fanges in Märzenten, ein Viertheil in Krückenten, das übrige Viertheil in Spitz-, Pfeif-, Knäck-, Löffel- und Mittel-Enten; nie war eine (dort so häufige) Brandente darunter

und unverbürgte, wie z. B. die mit dem ausgehöhlten Kirbis auf dem Kopfe ist und manche andere sind, zu belehren wünscht, den verweise ich auf Bechstein's Schriften, vorzüglich aber auf ältere und neuere Jagdbücher, wie die von Döbel, von Wildungen, Jester, Hartig und D. aus dem Winkell.

Nutzen.

Ihr Fleisch (Wildpret) gehört zu den wohlschmeckendsten der ganzen Gattung, obgleich es dem der Hausenten, zumal wenn diese mit Körnern und gelben Rüben gefüttert worden, weit nachsteht, weil ihm ein nicht jedem Gaumen zusagender, wildernder Beigeschmack anhängt, den manche Schmecker freilich wieder delikat finden. Dieser wildernde oder wilderichte, oder thranichte oder ranzige Beigeschmack fehlt dem der Märzente nie ganz, doch ist er, von den genossenen Nahrungsmitteln abhängig, zu Zeiten schwächer oder stärker. Nach dem häufigen und lange anhaltenden Genuß von Animalien, namentlich Fischen und Konchylien, besonders im Frühjahr und durch die Begattungszeit, ist er am stärksten und oft sehr widerlich, in dieser Jahreszeit die Enten überhaupt am magersten, ihr Wildpret daher bis gegen den Sommer hin am schlechtesten. Jetzt wird es vom Genuß vieler Insektenbrut, namentlich aber von vegetabilischer Nahrung schon viel besser; endlich gegen den Herbst, wo die reifen Samen der Grasarten zur Hauptnahrung werden, sie oft auch Getreide genießen und davon sich besonders mästen, namentlich nach dem häufigen Genuß des Schwadengrassaamens (der sogenannten polnischen oder Manna-Grütze, wenn er enthülset), hat es den reinsten und angenehmsten Geschmack und ist zugleich am fettesten. Dies dauert auch durch den Herbst fort, weil sie ausgefallene Saamen überall noch genug aufzulesen haben, auch wol rübenartige Wurzeln, Obst, Eicheln u. dergl. mitunter auch in Menge genießen, und sind bis zum Wegzuge auch am feistesten, so daß sie hierin mancher gemästeten zahmen Ente nichts nachgeben. Sie munden indessen den meisten Liebhabern weniger als einfacher Braten, als vielmehr, wenn sie säuerlich eingedämpft werden. Sollen sie zu einer Zeit, wo man vermuthen darf, daß sie zu sehr wildern, gebraten werden, so darf man dabei nicht versäumen, zuvor den hohlen Rumpf mit gelben Rüben oder Möhren anzufüllen, weil diese den ranzigen Geschmack wenn auch nicht ganz beseitigen, doch sehr mildern, und nachher weggeworfen werden.

Junge Enten, welche so eben fliegen lernen oder es noch nicht vermögen, wie sie die Entenjagden um Johannis oder Jakobi in Menge geben, sind stoppelicht, mager und Alles an ihnen so weichlich, daß sie, bei nicht ganz ausgezeichneter Zubereitung, unbedingt zu den schlechtesten Genüssen gezählt werden müssen, wenn man nicht etwa Interesse am Ungewöhnlichen findet. Es kömmt dazu, daß sie durch die Wärme jener Jahreszeit dem schnellern Verderben ausgesetzt, zumal in den Jagdtaschen auf einander gehäuft u. s. w., nicht selten schon halb zu Aas geworden, ehe sie noch der Küche überliefert werden konnten. Dagegen sind diesjährige junge Märzenten im Spätherbst (an den blassen Füßen und schwärzlichen Schwimmhäuten leicht zu unterscheiden) das schmackhafteste von allem Enten-Wildpret, und diese haben auch von jenem wildernden Beigeschmack das Wenigste. — Wem dieses Wildern überhaupt nicht zusagt, wird besonders die Bastarde, aus der Verpaarung von Märzenten mit Hausenten hervorgegangen, ganz vorzüglich wohlschmeckend finden; sie haben nur wenig von jenem Beigeschmack und dies Wenige ist gerade hinreichend, den Geschmack des Entenfleisches ungemein zu verfeinern, wie denn auch ihr Fleisch, zumal wenn sie recht fett, mürber als das von rein zahmen Enten ist. Dies weiß man auch im südlichen Frankreich, wo deshalb viele solcher Bastarde gezogen werden und eine sehr beliebte, theuere Waare sind.

Die Eier sind sehr wohlschmeckend und zu jedem Gebrauch in der Küche vortrefflich, doch ist das Aufsuchen derselben zu diesem Zweck nach den Jagdgesetzen hochkultivirter Länder, wie billig, nicht erlaubt. Uibrigens soll man die legende Ente, wenn man ihr von dem noch nicht vollzähligem Gelege einen Tag um den Andern eins oder zwei Eier wegnimmt, dahin bringen können, daß sie mehr als 25 Stück legt.

Die Federn und Dunen sind zum Ausstopfen der Betten sehr nutzbar, stehen aber an Güte den Gänsefedern sehr nach. Die Fittige geben kleine Flederwische; die Kiele der Schwingfedern Hülsen zu feinen Malerpinseln; die gahrgemachte Haut der Hals- und Kopfhaut alter Männchen, mit dem goldgrünen Gefieder, ein prachtvolles Pelzwerk zu kleinen Verbrähmungen, selbst zu Mützen und Müffen, von dem nur zu wünschen wäre, daß es mehr Dauer haben möchte.

Im Haushalt der Natur mögen diese Enten durch Vertilgen vieler Insektenbrut und anderen lästigen Gewürmes zur Erhaltung des Gleichgewichts wesentlich beitragen, desgleichen auch dem Men-

schen durch Aufsuchen der nackten Schnecken und Regenwürmer nützlich werden. Dankend muß er es anerkennen, wenn sie ihm Gewässer mit Fischen bevölkern, wo vordem keine waren, indem sie den an ihrem Gefieder zufällig angeklebten Laich mit dahin nehmen und ihn da, freilich auch bloß zufällig, wieder verlieren; sie verschleppen jedoch auch den der Raubfische nach Gewässern, in welchen man solche nicht dulden will.

Wie viel Vergnügen die Jagd und der Fang der Enten, unter denen unsere Märzente immer die Hauptart bleibt, dem Menschen machen und wie anständig die Beute oft seine Mühe belohnt, ist aus voriger Rubrik ersichtlich.

Schaden.

Da sie Fische fressen, besonders aber der kleinen Brut derselben gelegentlich sehr nachstellen, so sind diese Enten in den sogenannten Streichteichen zahmer Fischereien eben keine willkommenen Gäste, während man ihnen die aus wilden Gewässern eben nicht hoch anzurechnen braucht, da Fische ohnehin ihre Hauptnahrung nie sind.

Sichtlichen und oft bedeutenden Schaden thun sie, auf einzelnen Plätzen mancher Gegenden, nicht selten auf den Feldern, wenn sie zur Erndtezeit sich auf Gersten- oder Hafenschwaden lagern, und nicht allein die Körner in großer Menge verzehren, sondern noch mehr durch Austreten mit den Füßen und Ausschlagen mit den Flügeln gleichsam ausdreschen, indem sie dabei mit einer Hast und Gier zu Werke gehen, daß man darüber erstaunen muß.

330.

Die Spitz-Ente.

Anas acuta. *Linn.*

Taf. 301. { Fig. 1. Männliches Prachtkleid.
Fig. 2. Männliches Sommerkleid.
Fig. 3. Weibchen im Frühling.

Spießente, Pfriemenente, langschwänzige oder spitzschwänzige Ente, Spitzschwanz, Nadelschwanz, Pfeilschwanz, Pylstertz, Pylsteert, Pihwäne; Langhals, langhalsige Strichente; Schwalmente, Schwalbenente, Schnepfente; Pfeifente; graue Mittelente, Lerchenente; hier bei den Jägern: Fasanente oder große Mittelente.

Anas acuta. Gmel. Linn. syst. I. 2. p. 528. n. 28. = Lath. Ind. II. p. 864. n. 81. = Retz. Faun. suec. p. 123. n. 81. = Nilss. Orn. suec. II. p. 217. n. 239. = *Anas longicauda.* Briss. Av. VI. p. 369. n. 16. t. 34. f. 1. 2. = *Le Canard a longue queue* ou *Pilet.* Buff. Ois. IX. p. 199. t. 13. — Edit. d Deuxp. XVII. p. 221. t. 7. f. 1. = Id. Pl. enl. 954. = Gerard Tab. élém. II. p. 382. = Temm. Man. nouv. Edit. II. p. 838. = *Pintail Duck.* Lath. syn. VI. p. 526. n. 72. — Uiberf. v. Bechst. III. 2. S. 453. n. 72. = Penn. Arct. Zool. II. p. 566. n. 500. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 527. n. 418. = Bewick, brit. Birds. II. p. 360. = *Anutra di coda lunga.* Stor. degl. Ucc. V. tav. 581. = *Codone.* Savi, Orn. tosc. III. p. 156. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 1116. = Dessen, Taschenb. II. S. 433. n. 19. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 536. n. 17. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlds. S. 251. n. 10. — Meisner u. Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 299. n. 264. = Koch, Baier. Zool. I. S. 413. n. 260. = Brehm, Lehrb. II. S. 796. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 866—869. = Gloger, Schles. Faun. S. 57. n. 257. = Landbeck, Vög. Würtemberg's S. 76. n. 267. = Hornschuh und Schilling, Verz. pomm. Vög. S. 20. n. 261. = E. v. Homeyer, Vög. Pommern's. S. 74. n. 244. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 226. n. 397. = Frisch, Vög. II. Taf. 160. Männch. T. 168. Weibch. = Naumann's Vög. alte Ausg. III. S. 313. Taf. LI. Fig. 74. Männch. F. 75. Weibch. beide im Frühlinge.

Diese Art bildet bei den neuern Ornithologen den Typus einer von Anas getrennten Gattung oder Untergattung, *Dafila.* Leach.

Kennzeichen der Art.

Der Schnabel blaulich, die Füße grau. Der etwas kleine Spiegel beim Männchen kupferfarbig, grünglänzend, oben mit rost-

farbigem, unten mit schwarzem, weißgesäumtem Querstreif begrenzt, beim Weibchen hellgelb- und graubräunlich; die mittlern Schwanzfedern sehr lang zugespitzt. Wenig kleiner als die Märzente, aber viel schlanker und länger gehalset.

Beschreibung.

Durch ihre schlanke Gestalt zeichnet sich die Spitzente vor allen andern Arten aus, und das männliche Hochzeitkleid hat auch Unterscheidendes genug, um das alte Männchen nicht mit dem einer andern einheimischen Art zu verwechseln. Leichter könnte dies vorfallen mit den weiblichen und den jugendlichen Kleidern, weil sie im Allgemeinen nach Farbe und Zeichnung dieselben sind, wie sie die Weibchen und Jungen aller Süßwasserenten tragen, zumal beim weiblichen Geschlecht auch der Spiegel eine ziemlich abweichende Färbung hat. Indessen ist doch die Färbung des weiblichen Gefieders im Allgemeinen eine so bleiche, daß es hierin von dem einer andern Art nicht übertroffen wird. Vor Allen bleibt jedoch die sehr lange, niedrige und schmale Gestalt des Schnabels, der auffallend zugespitzte Schwanz, auch die Farbe der Füße und des Schnabels in jedem Kleide unterscheidend genug, und wenn die letztern in der Farbe auch denen der Pfeifente ähneln, so ist doch der Schnabel dieser ein so wenig gestreckter, daß er jenen gegegenüber auffallend kurz und dick erscheinen muß.

Sie hat beinahe die Größe der Märzente, ist aber viel schlanker gebauet, und weil Hals und Schwanz viel länger als an andern Entengestalten sind, so übertrifft sie in den Maaßen sogar jene, kömmt ihr aber an Gewicht nicht ganz bei, das selten $2^1/_4$ Pf. übersteigt, wogegen der Hals 9 Zoll und bei jener (nämlich alten Männchen beider) nur 7 Zoll lang ist. Die ganze Länge von der Stirn bis zur Schwanzspitze ist bei alten Männchen $26^3/_4$ bis $28^3/_4$ Zoll, wovon 7 bis 9 Zoll auf den Schwanz kommen, bei den Weibchen nur $22^1/_4$ Zoll mit Einschluß des $4^1/_4$ bis $4^3/_4$ Zoll langen Schwanzes; die Flügellänge dort $11^1|_2$ Zoll, hier $10^3/_4$ Zoll; die Flugbreite bei jenen 37 bis 39 Zoll, bei diesen 34 bis 35 Zoll; Letzteres ist am Rumpf bedeutend kleiner als Ersteres, auch viel kleiner als das der Märzente.

An der sehr schlanken Gestalt dieser Art wird besonders die größere Länge des Halses und dessen geringe Stärke sehr auffallend, weil beide in solchen Verhältnissen bei keiner andern dieser Entenfa-

milie so vorkommen, weshalb er im Leben etwas Schlangenartiges in seinen Bewegungen bekömmt. Die gestreckte Gestalt des Schnabels ist der des Halses conform, und der längere, stets sehr spitze, bei alten Männchen an seinen Mittelfedern sehr lange Schwanz, vollenden das langgestreckte, an beiden Enden spitz auslaufende Aussehen des Vogels, woher der Name: Spitzente.

Das Gefieder ähnelt im Allgemeinen dem der vorigen Art, ist aber am Halse viel kürzer und sehr kurz, dabei aber dicht deckend und glatt anliegend, weshalb eben der Hals so auffallend dünn erscheint; — die größern Schulterfedern sind am männlichen Prachtkleide viel schmäler, länger zugespitzt, überhaupt mehr verlängert, in größerer Anzahl von dieser Lanzettform, und biegen sich über den ruhenden Flügel etwas sichelförmig herab; — der Spiegel ist in jedem Kleide viel kleiner oder schmäler, seine Färbung nur beim Männchen eine glänzende, darin aber von vielen andern übertroffen; — der ebenfalls aus 16 Federn bestehende Schwanz ist bei Weitem mehr zugespitzt, seine Mittelfedern viel länger, diese im Prachtkleide des Männchens nicht zurück gerollt, wohl aber in sehr lange, schmal und spitz endende, gerade hinausstarrende Spieße verlängert, diese beiden Spieße $2^1/_2$ bis fast 4 Zoll länger als das nächste Paar, das blos etwas mehr als gewöhnlich zugespitzte Federn hat, die auch noch 1 Zoll länger als die folgenden sind, die in weniger auffallenden Stufen kürzer werden, so daß dies bis zum äußersten Paar nur etwa 1 Zoll beträgt. Beim Weibchen ist das mittelste Paar nur 1 Zoll länger als das folgende, und die übrigen nach und nach auch in kleinern Stufen verkürzt. Von den ruhenden Flügeln reichen die Spitzen wenig über die Schwanzwurzel hinaus.

Der Schnabel streckt sich sehr in die Länge, ist an der Wurzel wenig hoch, nach vorn noch flacher gewölbt, sehr schmal, im Verhältniß zur Länge am schmälsten unter allen Entenschnäbeln, seine Breite fast ganz gleichförmig und vorn unbedeutend erweitert, in einen Halbkreis endend, mit einem kleinen, schmalen Nagel am Obertheil, welcher etwas über den des untern greift; bis auf die viel geringere Breite ähnelt er in allem Uibrigen, auch hinsichtlich des Nasenlochs, der Zahnung, Zunge u. s. w. dem der Märzente völlig. Die Beweglichkeit des Oberkiefers am Anfang der Stirn ist an ihm sehr auffallend, sowol beim Schreien als, und noch stärker, beim Gähnen. Er ist gewöhnlich $2^1/_8$ Zoll lang, an der Wurzel 9 bis 10 Linien hoch und hier 7 bis 8 Linien breit, also auch etwas kleiner als der der eben genannten Art.

Die Farbe des Schnabels ist meistens eine bleiblaue, dunkler in der Jugend, lichter im Alter; dann im Frühjahr hellbleiblau mit Schwarz auf der Firste entlang, am Ende, am Unterschnabel und der Kinnhaut größtentheils, am Nagel ganz, und beim Männchen an der Wurzel zu beiden Seiten ebenfalls tief schwarz und Letzteres von der bleiblauen Seitenfläche in einer senkrechten Linie scharf abgeschnitten; sonst bis auf den schwarzen Firstenstreif und Nagel der ganze Oberschnabel licht bleiblau. Im ausgetrockneten Zustande wird er bleischwarz, die dunkelschwarzen Abzeichen kaum zu unterscheiden. Zunge und Rachen sind fleischfarbig, erstere bläulich angelaufen, bei den Jungen nur röthlichweiß, bei diesen auch der äußere Schnabel meistens aschgrau.

Das kleine lebhafte Auge hat in der Jugend einen braunen, später einen gelbbraunen, vom zweiten Jahr an einen schön gelben und im höhern Alter einen lebhaft ranunkelgelben Stern und befiederte Lider mit einem feinen nackten Innenrändchen.

Die Füße scheinen etwas kürzere Zehen zu haben, als die der Märzente, sind ihnen aber sonst in Allem so völlig gleich, daß auf die S. 580. genauer angegebenen Verhältnisse dieser hingewiesen werden kann. Der Lauf mißt, mit dem halben Fersengelenk, wenig über 2 Zoll; die Mittelzeh, mit der 5 Linien langen Kralle, $2^1/_2$ Zoll; die Hinterzeh, mit der $2^1/_2$ Linien langen Kralle, etwas über 6 Linien. Sie haben in der Jugend eine aschgraue, an den Schwimmhäuten schwärzliche Farbe, die wenn sie älter werden in ein lichtes Bleigrau, dunkler oder schwärzlich an den Gelenken und Schwimmhäuten, übergeht, das fast unmerklich ins Grünliche zieht; dies wird erst bemerklicher im Tode, und ausgetrocknet werden sie ganz schwärzlich. Die Krallen sind stets schwarz.

Das Dunenkleid ist fast wie bei den Jungen der vorigen Art, daher sind beide schwer von einander zu unterscheiden; denn wenn bei gegenwärtiger besonders die dunkeln Streife und Flecke am Kopfe und auch der Rücken von einer weniger dunkeln Farbe sind, daher vom hellfarbigen Grunde sich weniger scharf trennen, so giebt es doch auch unter jenen ähnliche bleiche Färbungen. Den jungen Märzenten gegenüber haben sie jedoch einen etwas kleinern Schnabel, welcher fast das einzige Unterscheidungszeichen abgiebt.

Im Jugendkleide sehen diese jungen Enten ihrer Mutter sehr ähnlich, die ganze Färbung hat aber mattere Zeichnungen und bleicht nach einiger Zeit noch mehr ab, so daß sie gegen die frisch mausernden alten Weibchen um Michaelis lichter aussehen; am

kenntlichsten machen sie sich jedoch durch das einfache dunkle Grau des Schnabels und der Füße. Beide Geschlechter sind, wenn man sie neben einander sieht, leicht zu unterscheiden, weil die Männchen auf dem Mantel und an den Tragefedern dunkler, am Kopfe, Nacken und der Kropfgegend aber etwas rostbräunlicher aussehen, namentlich einen dunklern, glänzendern, dem des Vaters bereits sehr ähnelnden Spiegel haben, wodurch sie dem männlichen Sommerkleide der Alten ähnlicher werden, wie es die Weibchen mehr zu dem der alten Weibchen sind. Die folgenden Beschreibungen werden daher eine detaillirte des Jugendkleides überflüssig machen.

Am Weibchen hat der Schnabel eine weniger schöne Farbe mit mehr Schwarz, das Auge nur im höhern Alter einen bräunlichgelben, sonst braunen Stern. Die Zeichnung des Gefieders ist im Allgemeinen die andrer Entenweibchen dieser Familie, die Färbung, wie schon bemerkt, nur eine etwas lichtere. Der Scheitel ist meistens dunkelgraubraun, weil seine Federn nur schmale Endkäntchen von einem ins Weißliche übergehenden Gelbbraun haben, das auch die Grundfarbe der übrigen Kopftheile und des Halses ist, wogegen jene nur als Schaftstriche in diesem erscheint, die über dem Auge und den Schläfen so fein sind, daß hier ein lichter Streif entsteht, an den Zügeln und auf dem Nacken aber, wegen größerer Breite der Schaftstriche, sich diese Farbe und Zeichnung dunkler gestaltet, gegen die Kehle, die weiß ist, aber ganz verliert; die Kropfgegend ist gelblichweiß, seitwärts bräunlich überlaufen, mit kleinen dunkelgraubraunen Flecken, von theils mondförmiger, theils dreieckiger Gestalt, bestreuet, die an den etwas bräunlichern Brustseiten viel größer werden und die Grundfarbe bloß als Kanten behalten, gegen die Mitte der Brust aber sich ganz verlieren, wobei hier der Grund zugleich ganz weiß wird; der Bauch rein weiß, was auch auf die Unterschwanzdecke übergeht, von denen bloß die größesten Federn dunkle Schaftflecke und einen bräunlichen Anflug zeigen. Die Federn der Halswurzel, des Rückens und der Schultern sind matt dunkelbraun, mit breiten sehr blaß gelblichbraunen, in schmutziges Weißgrau übergehenden Kanten, die größern Schulterfedern zum Theil auch noch mit solchen Querflecken im Dunkeln; die Flügeldeckfedern braungrau, an den Enden oft weißlich gekantet, (dies besonders bei jüngern) die größte Reihe nach außen gelbbräunlich und an den Spitzen weiß, wodurch ein weißlicher Querstreif entsteht, welcher die obere Einfassung des graulichgelbbraunen Spiegels bildet, dessen unteres Ende mit einem schwärzlichen, weiß begrenzten

Strich eingefaßt ist; seine hintern Federn sind nach aussen etwas weißlicher, aber die Schwingen dritter Ordnung gelbbraun, mit dunkelbraunen Querbinden und weißlichen Kántchen; die Primarschwingen und ihre Deckfedern graubraun, an den Aussenkanten etwas lichter; Bürzel und Oberschwanzdecke wie der Rücken; die mittlern Federn des Schwanzes rostgelb, gegen den Schaft fast gelbbraun, dieser und mehrere bindenartige Querflecke schwärzlichbraun, die an den folgenden nach und nach kleiner und an den äußersten zu einigen unbedeutenden Schaftflecken oder bloß so gefärbten Schäften werden, und in dem Maaße abnehmen, wie das Weiß ihrer Aussenkanten zunimmt, so daß das äußerste Paar fast ganz weiß erscheint, denn auch auf den Innenfahnen drängt das Weiß sich bis gegen den Schaft herein. — Im Herbst ist das Gefieder am dunkelsten, im Frühjahr erscheint es schon sehr abgebleicht und gegen den Sommer ist dieses noch mehr der Fall, bis ihnen dann eine neue Mauser wieder ein frischeres Aussehen giebt.

Dem weiblichen sehr ähnlich ist das Gefieder des männlichen Sommerkleides, doch wenn man beide gegen einander hält, auch nicht schwer zu unterscheiden. Der schöner blau gefärbte Schnabel und die gelben Augensterne unterscheiden das alte Männchen von dem jungen, welches braune Augensterne hat, die beim ganz jungen (im Jugendkleide) dunkelbraun aussehen. Kopf und Hals sind auf bleichrostbräunlichem Grunde schwarzbraun gestrichelt, in einem Streif über dem Auge und den Schläfen, desgleichen gegen die weißliche Kehle hin, sehr fein, an den Zügeln auf den Wangen und dem Nacken stärker, auf dem Scheitel sehr stark, hier besonders auch dunkler; am Kropfe und der Oberbrust herrscht fast dieselbe Farbe, doch etwas röthlicher, und jede Feder hat wurzelwärts einen dunkelgraubraunen Fleck, wovon aber, bei geordnetem Gefieder, jeder sich nur zu einem kleinen Theil zeigt, die sich auf der weißen Unterbrust gänzlich verlieren, an den Brustseiten aber stärker werden und hier als Tragefedern schwarzbraun sind, weiße Querstreifen und graue Kanten haben; Bauch und Unterschwanzdecke weiß, die größten Federn der letztern mit schwarzbraunen Schaftflecken. Der Rücken ist dunkel schwarzbraun, mit aschgrauen Federkanten; die Schulterpartie schwarzbraun mit noch breitern hellgrauen Federkanten, auch die Terziarschwingen so, die weißlichern Kanten hier aber schmäler; die Flügeldeckfedern mäusegrau; ebenso die Primarschwingen, doch diese dunkler, spitzewärts fast dunkelbraun; der Spiegel schwarzgrün, stark in Kupferfarbe glänzend, oben mit einem breiten zimmetbraunen

Querstreif, welchen die Enden der großen Deckfederreihe bilden, unten erst von einem sammetschwarzen und dieser wieder von einem hell weißen Querstreif begrenzt, die nächsten Federn hinter ihm tief schwarz mit weißen Rändchen. Die obern Deckfedern des Schwanzes sind fahlschwarz, an den Seiten graulichweiß gekantet; von den Schwanzfedern die beiden mittelsten schwarz, aber nicht über 5 Zoll lang, — die folgenden grauschwarz, die nächsten aschgrau, dieses aber von den weißen Seitenkanten nach und nach immer mehr beschränkt, so daß an den äußersten das Weiße die Oberhand hat.

Dieses Sommerkleid tragen die Männchen vom Juli bis durch den September, nicht volle 4 Monat; denn im October erscheint bereits das folgende, und auch die jungen Männchen legen dieses in demselben Monat zum ersten Male an. Flügel- und Schwanzfedern verbleiben von ihm auch für das neue Kleid, mit Ausnahme der mittelsten Schwanzfedern, welche ausfallen und durch ein Paar lange Spießfedern ersetzt werden. Es geht bei dieser Schönheits-Mauser ganz wie bei der vorigen Art und auch hier sind die Weibchen einer solchen nicht unterworfen.

Zu Ende des October oder Anfangs November ist bei den mehrsten Männchen diese Mauser vollendet und ihr hochzeitliches oder Prachtkleid vollständig. In ihm ist der Kopf schön braun, an den Federschäften schwärzlich, und diese ziemlich dunkle Farbe ist vom Genick in einem sanften Bogen nach vorn sich neigend, auf der Obergurgel schließend, scharf begrenzt und schillert, besonders hinterwärts, stark in Purpurroth; das reine Weiß der Untergurgel und Halsseiten zieht in einem schmalen, immer schmäler werdenden, neben dem Genick spitz endenden und dem der andern Seite sich sehr nähernden Streif hinauf; zwischen den beiden weißen Streifen geht das Braun des Genicks erst ganz schmal, dann etwas an Breite zunehmend und in grünglänzendes Schwarz übergehend, eines kleinen Fingers breit, auf den Nacken hinab, wo es je näher dem Anfang des Rückens, in ein schwarz punktirtes und gewässertes Aschgrau übergeht; die Mitte des Kropfs und der Brust, die Schenkel und der Bauch sind weiß; die untere Schwanzdecke, von jenem Weiß scharf abgeschnitten, tief schwarz; an der Grenze des Weißen, an den Kropf- und Brustseiten beginnt eine anfänglich ungemein zarte Zeichnung schwärzlicher Pünktchen, Wellenlinien und Zickzacks, die an den Tragefedern, auf dem Oberrücken und dem Anfang der Schulterpartie sich allmählich viel deutlicher darstellt, und diese lieblichen, schwarz und weiß abwechselnden, sich dicht und quer über

dies Gefieder schlängelnden Linien machen, daß diese Theile in einiger Entfernung ein sanftes blaugraues oder perlgraues Aussehen erhalten. Alle größern Schulterfedern sind lanzettförmig zugespitzt, die größten sehr lang, aber wenig sichelförmig, alle so zugespitzten längs dem Schafte tief schwarz, an den Seiten weiß, die Ränder wurzelwärts aschgrau punktirt oder verwaschen, aber von den mittlern eine Partie, an der Grenze des Flügels entlang, in einem großen, oben gerade abgeschnittenen, in die Länge gezogenen Fleck, sammetschwarz; der Unterrücken etwas dunkler als der Oberrücken, mit etwas breitern schwarzen Linien durchschlängelt, auch bräunlich überlaufen, diese Färbung aber auf dem Bügel wieder lichter, an der Oberschwanzdecke die einzelnen Federn theils weißlich gekantet mit schwarzem Schaftstrich, theils, nämlich die größesten, ganz schwarz, an der einen Seite weiß gekantet. Die Deckfedern der Flügel sind röthlichaschgrau oder mäusegrau, die größte Reihe mit schön rostfarbigen Enden, einen solchen Querstreif darstellend; die Primarschwingen dunkelbraungrau, etwas heller gerandet; die Secundarschwingen grau, ihre Aussenfahnen stahlgrün, prächtig in Kupferfarbe und Purpurroth glänzend, mit einem sammetschwarzen Querbändchen vor den weißen Enden, sie bilden den sehr schön, meistens in Kupferroth, schillernden, oben von einem rostfarbigen oder vielmehr bräunlichgelbrothen, unten von einem sammetschwarzen, mit einem schneeweißen Bändchen scharf begrenzten Spiegel; die Tertiarschwingen grau, auf den Aussenfahnen sammetschwarz, daher sich hinter dem Spiegel ein großes schwarzes Feld anschließt. Das mittelste, ausserordentlich verlängerte, an der vordern Hälfte allmählich in sehr schmale Spieße auslaufende und weit über die andern hinausragende Schwanzfederpaar ist tief schwarz, nur gegen die Wurzel etwas weiß gekantet; das folgende ebenfalls sehr zugespitzte, doch viel kürzere Paar grauschwarz, weiß gekantet; das nun folgende, noch viel kürzere Paar dunkelgrau, mit weißen Kanten; die folgenden an den Seiten weiß, in der Mitte, dem Schafte entlang aschgrau, welches nach und nach so abnimmt, daß das äußerste bis auf einen kleinen grauen Strich am Schafte meist ganz weiß erscheint.

Je älter das Männchen wird, desto dunkler färbt sich in diesem Kleide das Braun seines Kopfes und dessen Schiller wird stärker; von den Schulterfedern bekommen mehrere lanzettförmige Enden, und die mittlern Schwanzfedern nehmen an Länge zu; alles dieses natürlich nur innerhalb gewisser Grenzen. Die jüngern Männchen unterscheiden sich daher in umgekehrten Verhältnissen, und bei denen,

welche das Prachtkleid zum ersten Mal tragen fehlt noch viel von jenem; ihre Mittelschwanzfedern sind kaum 2 Zoll länger als deren Nachbarn, selbst ihr Hals weniger lang und dünn; an der Schulterpartie sind nur die längsten Federn lanzettförmig zugespitzt und wenig verlängert; der Spiegel von minderem Glanz; der Kopf nur bleich braun, mit schwärzlichen Schaftflecken und meist ohne allen Glanz; dazu macht sie auch die braune Farbe des Augensterns und das schmutzigere Blau des Schnabels kenntlich.

Bei vielen Männchen hat das weiße Gefieder am Unterkörper bis gegen den Kropf herauf, einen rostgelben oder rostfarbigen Anflug an den Federenden, besonders das frisch vermauserte, welcher im vorgerückten Frühjahr meistens verschwindet. Ich halte ihn für etwas Fremdartiges, vom Beschmutzen mit einem mineralsauren Schlamm entstanden; eine Färbung, die sich in reinem Wasser nach und nach wieder abbleicht, am todten Vogel aber nicht abwaschen läßt.

Wirkliche Ausartungen oder sogenannte Spielarten scheinen bei dieser Art nicht vorzukommen; denn was man gewöhnlich dafür ausgegeben hat, sind bloß Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten, wie sie eben beschrieben wurden. Sehr merkwürdige Geschöpfe sind indessen Mischlinge oder Bastarden aus der Verpaarung mit der Märzente, die aber im freien Naturzustande schwerlich vorkommen mögen, wohl aber von in Gefangenschaft zusammen Aufgewachsenen beider Arten erzielt wurden*). Von einem Päärchen, wo das Männchen eine A. acuta, das Weibchen eine A. Boschas (fera) war, fielen im ersten Jahr der letzten Art mehr als der ersten ähnelnde Junge, die Männchen bekamen aber im Prachtkleide einen perlfarbigen (zart weiß und schwärzlich geschlängelten) Kropf; im nächsten Jahr kam unter mehrern auch ein Männchen aus dieser Vermischung, das sowol seiner Körpergestalt als der Struktur und Färbung des Gefieders nach, im Prachtkleide, genau das Mittel zwischen beiden Stammältern hielt, selbst hinsichtlich der Mittelfedern des Schwanzes, die zwar lang und spießartig wie beim Vater, aber merkwürdiger Weise etwas, doch nur mäßig aufwärts gebogen waren; auch der Schnabel war wie am Vater, hellblau und schwarz.

*) Diese interessanten Versuche wurden auch mit andern Arten dieser Entenfamilie von 1836 an fortgesetzt und in der Herzogl. Fasanerie zu Braunschweig, durch den Inspector Hrn. Eimbeck, welcher freundlichst die Güte hatte mir Mehreres darüber mitzutheilen.

Die Mauser ist bei dieser Art ziemlich eben so wie bei der vorhergehenden, tritt aber beim alten Männchen im Mai oder Juni etwas später ein, als bei dem der Märzente, und ist mit Ende des Juli beendet, indem ihm nun auch Flügel- und Schwanzfedern, die um die Mitte dieses Monats fast alle zugleich ausgefallen waren, welcher Umstand ihm das Fliegen für einige Zeit untersagt hatte, wieder vollständig erwachsen sind. Im October und November vertauschen sie es mit dem Prachtkleide und bekommen die langen Schwanzspieße, behalten aber die übrigen Schwanzfedern und sämmtliche Flügelfedern, die sie nur ein Mal im Jahr, in der Hauptmauser wechseln. Die jungen Männchen von diesem Jahr erhalten ihr erstes Prachtkleid einen Monat später als die alten, nicht erst im nächsten Frühjahr, wie man irrig angegeben findet; nur von verspäteten Bruten oder durch andere Umstände aufgehalten, können einzelne Individuen dann noch nicht völlig ausgefedert vorkommen; alle sind aber in diesem Frühjahr, dem zweiten ihres Lebens, zeugungsfähig. Die jungen Weibchen erhalten ebenfalls um jene Zeit ihr ausgefärbtes Kleid, in welchem man sie im Frühjahr an den abgebrochenen Spitzen der vom Jugendkleide verbliebenen Schwanzfedern und an dem dunkler gefärbten Schnabel von den alten leicht unterscheidet. Diese haben nur eine Mauser im Jahr zu bestehen, die wenn die Jungen erwachsen, oder mindestens $1^1/_2$ Monat später als bei ihren Männchen, Statt findet, so daß sie erst im August wieder flugbar werden.

Die Pauke oder Knochenblase in der Luftröhre des Männchens, bei der Theilung in die beiden Tracheen, ist klein, oben breiter als unten.

Aufenthalt.

Die Spitzente hat ein gleiches Vaterland und eine gleiche Verbreitung mit der Märzente, ist aber nirgends in so großer Anzahl anzutreffen. Diese höchst auffallende Erscheinung kann ihren Grund nicht allein in der geringern Anzahl der Eier, welche jedes Weibchen zu legen pflegt, haben, da man dann eben so wenig begreift, warum die auch nicht mehr Eier legende Krückente dennoch in viel größerer Anzahl als die Spitzente und wiederum auch allenthalben häufiger als die, mit ihr in der Eierzahl ganz übereinstimmende Knäkente vorkömmt. In der Art zu nisten haben wir auch Nichts gefunden, was eine solche Verschiedenheit bewirken

könnte, es wäre denn, daß in Führung und Erziehung der Jungen Abweichungen zwischen den häufigern und nicht häufigen Arten Statt fänden, die bis jetzt unentdeckt geblieben wären. Zwischen Knäkente und Krückente könnte vielleicht der Umstand verändernd eingreifen, daß die Erstere in südlichern und mehr bewohnten Gegenden brütet, die Letztere dagegen in nördlichern und unbewohntern sich fortpflanzt. Diese Vermuthung fällt aber zwischen Märzente und Spitzente weg, weil beide Arten in gleichen Gegenden. Erstere weit öfter noch an viel gefährlichern Orten nistet, weshalb es mit dem Mehr oder Weniger dann eher umgekehrt sein müßte.

Die Spitzente ist über das ganze nördliche Europa, Asien und Amerika verbreitet, bis in die Gegenden des Polarkreises hinauf. Aus dem nördlichen Sibirien, welches sie im Sommer in großer Anzahl bewohnen soll, geht sie in der kalten Jahreszeit in das südlichste, nach Persien, in die Tatarei, China und Japan, in Amerika aus Canada bis in die südlichsten Unionsstaaten und Mexiko hinab, aus Island und den europäischen Polarländern nach ebenfalls südlichern; aber auch alle mitteleuropäische Länder haben sie im Sommer, die südlichen im Winter, ja es gehen dann viele aus den diesseitigen Küstenländern des Mittelmeers hinüber an die jenseitigen von Afrika, sogar bis an die Küsten Arabiens. In Holland, England, Ireland, auch auf den Orcaden und in manchen andern Ländern unsres Erdtheils scheint sie weit häufiger zu sein als bei uns; denn sie ist in Deutschland in den meisten Gegenden zwar nicht selten, doch auch nirgends gemein, wenigstens nicht immer und nicht allenthalben zu haben, so daß man hier zu Lande auf 50 Märzenten kaum eine Spitzente zählen darf. Letzteres ist wenigstens im mittlern und auch, so viel ich erfahren konnte, in vielen Lagen des nördlichen Deutschlands so, eben so auch hier in Anhalt, wo wir sie zwar alle Jahr, aber entweder bloß paarweise oder in kleinen Gesellschaften, aber selten in größern und nie in sehr großen Flügen antrafen.

Sie ist Zugvogel, dies mehr noch als die Märzente, und wandert im Winter in südlichere Länder. Die bei uns im Sommer bleiben wollen, kommen mit denen, welche nach nördlichern Brüteorten durchwandern, im ersten Frühjahr beim Schmelzen des Schnee's und dem Aufgehen des Eises, doch gewöhnlich nicht vor Mitte des März, öfter erst im April hier an, und letztere ziehen bald weiter. Je nachdem der Winter früher oder später scheidet, kommen sie bald

und gewöhnlich später als die Märzenten, manchmal auch mit diesen zugleich an. Im September fangen die bei uns verbliebenen mit ihren Jungen schon an umher zu schwärmen, aber eigentlicher Zug ist dies noch nicht; dieser kömmt erst im October und November, und viele warten ab bis es zuzuwintern anfängt, doch haben wir im Winter niemals eine bei uns angetroffen. Auch sie zieht fast immer des Nachts, fliegt dann nicht so hoch als am Tage, wo sie, wenn sie weit weg will, in einer schrägen Linie fortstreicht. Manchmal bildet sie auch sehr große Flüge und mächtige Schaaren, in welchen sie aber bei uns zu Lande äußerst selten gesehen wird.

Ihre Aufenthaltsorte ähneln denen der Märzente; sie wird daher häufig auf denselben Gewässern und in ihrer Nähe angetroffen, nur mit dem Unterschiede, daß sie die kleinern, im Walde versteckten nicht liebt, nie so versteckt wie oft diese lebt, sich zwar vor Bäumen und Gebüsch nicht scheuet, aber doch die weniger mit Bäumen als mit Schilf, Binsen und hohen Gräsern besetzten, sonnigen oder frei liegenden Brücher, großen Teiche und See'n, den kleinern und schattigen vorzieht. In den ausgedehnten grünen Sümpfen sucht sie am Tage die Stellen mit größerm freien Wasserspiegel und auf benachbarten Teichen gewöhnlich die freiere Mitte derselben, die Ufer nur wo sie sich ganz sicher glaubt, und des Nachts. Ebenso schließt sie sich auf Landsee'n und andern großen Wasserflächen den großen Entenschaaren an, welche den Tag auf dem weiten Spiegel derselben zubringen und Abends sich an die Ufer begeben oder sich erheben, um die kleinern Gewässer der Umgegend zu besuchen, bis zur Morgendämmerung von einem zum andern streifen und erst gegen Sonnenaufgang wieder auf dem allgemeinen Sammelplatze erscheinen. Auf Flüssen läßt sie sich selten sehen, wenn sie nicht in Sumpf verlaufende Ufer und schlammige Stellen haben, und so wird ihr auch das Meer nur da für einige Zeit ein Zufluchtsort, wo es stille, seichte Buchten und Arme bildet, die schlammigen Boden haben und bei der Ebbe frei vom Wasser werden. Auf solchen Stellen sammeln sich in der Zugzeit wol Tausende und Myriaden von Süßwasserenten und unter ihnen auch gegenwärtige Art, für Tage und Wochen; aber einen bleibenden Aufenthalt gewährt ihnen das Meerwasser nicht.

Auch die Spitzente geht oft der Nahrung wegen an das Land und aufs Trockne, und fliegt auch auf entferntere Getreidefelder, auf die Stoppeläcker und im Frühjahr auf die Wasserlachen, welche vom aufgethaueten Schnee in den Feldern sich bildeten, namentlich wo

sie auf Gersten- oder Haferstoppeläckern zusammenlaufen. Sie unterscheidet sich überhaupt hinsichtlich ihrer Aufenthaltsorte, außer oben Erwähnten, fast gar nicht von der Märzente, ruht und schläft auch, wie diese, mehr am Tage als des Nachts, die stockfinstern Stunden mancher Herbstnächte ausgenommen, wo sie eben so nicht sehen kann und sie daher in Ruhe hinbringt.

Eigenschaften.

Von Gestalt die schönste und schlankste unter den einheimischen Enten und hierin die Märzente weit übertreffend, im männlichem Prachtkleide auch von sehr angenehmer Zeichnung, ist die Spitzente auch in großer Entfernung, an ihrem schlanken Körperbau, dem langen dünnen Halse und verlängert zugespitztem Schwanze, an dem hellfarbigen Gefieder und, von unten gesehen, dem vielen Weiß, leicht von allen andern zu unterscheiden und nicht zu verwechseln.

Sie steht und geht wie die Märzente, wobei aber der lange dünne Hals die gefälligsten Biegungen annimmt, denen der Schwäne nicht unähnlich; schwimmt wie jene, meistens sehr hoch über der Fläche, trägt darin aber den langen, spitzen Schwanz weit mehr erhoben, den Hals schwanenartig, und sieht darin sehr hübsch aus. Nur in Angst, wenn sie fort will, oder im Fluge, streckt sie den Hals lang und gerade aus. Zuweilen, wenn sie ruhet oder nicht bemerkt sein will, drückt sie ihn in S Form auch ganz auf den Rücken nieder; heftig verfolgt und der Flugkraft beraubt, drückt sie ihn auch wol vor sich ausgestreckt ganz auf die Wasserfläche nieder und schwimmt dazu sehr tief, wie auch andere Arten in solchen Fällen zu thun pflegen. Dann taucht sie auch, gleich diesen, tief und große Strecken unter der Fläche fort, und sucht sich beim Athemschöpfen auf ähnliche Weise zu verbergen. Ausserdem taucht sie auch nur mit Kopf, Hals und Vorderkörper, dessen hintern Theil senkrecht aufgekippt, in die Fläche und es gewährt ein artiges Schauspiel, die langen spitzigen Schwänze einer Gesellschaft abwechselnd sich senkrecht aufstellen zu sehen.

Sie hat einen sehr schnellen und noch gewandtern Flug als die Märzente, schwenkt mit noch mehr Leichtigkeit den Körper abwechselnd bald auf die eine, bald auf die andere Seite, besonders im recht schnellen Fortschießen, wobei sie die Flügel zwar sehr hastig aber nur in ganz kurzen Schlägen bewegt, übrigens aber ebenfalls fast nur in gerader Linie fortstreicht und wenn sie kreisen will, z. B. vor

dem Niederlassen an einem fremden Orte, dies in großen Bogen thut. Ihre ungewöhnlich schlanke Gestalt wird besonders im Fluge auffallend, wo sie den langen Hals, auch wenn sie nicht weit weg will und niedrig fliegt, nicht in einer Horizontalebene mit dem Rumpfe vorstreckt, sondern gegen den Kopf zu etwas erhebt, und wenn sie dann, besonders das Männchen in der Begattungszeit, am Boden oder auf dem Wasser etwas genauer erspähen will, ihn dazu etwas Sförmig biegt, die Schnabelspitze abwärts gerichtet und jenen abwechselnd von einer Seite zur andern schlängelnd, Bewegungen, die bei andern Entenarten nicht so vorkommen. Der Flug ist nicht wie bei jener mit einem pfeifenden Getön, sondern nur von einem leisen Zischen und gelinden Rauschen begleitet. In der Begattungszeit fliegt von einem Paar auch jederzeit das Weibchen voran und das Männchen folgt diesem. Daß sie eine lange Reihe oder eine sogenannte Pflugschleife bilden, wenn ihrer viele mitsammen fliegen, ist schon bemerkt; sie streichen dann gewöhnlich sehr hoch durch die Luft.

Wenn sie im Betragen auch manche Eigenheit der Löffelente haben mag, namentlich ihre Wassernahrung gern auf ähnlichen Plätzen sucht, so ist sie doch lieber auf größern Gewässern und dabei ungleich scheuer. Sie giebt hierin der Märzente wenig oder nichts nach, sieht, hört und riecht so scharf wie diese, und ist aller Orten in gleicher Weise auf ihre Sicherheit bedacht, auch eben so schlau und vorsichtig. Gesellig ist sie in gleichem Grade wie andere Arten, d. h. sie sucht ihre Gesellschaft, mischt sich unter ihre Schaaren, aber nicht innig, und wenn mehrere ihres Gleichen dabei sind, hält sie sich vor Allen zu diesen, so daß in solchen Entenheeren die verschiedenen Arten immer ihre eigenen Abtheilungen bilden. So folgt sie an den Entenfängen zwar auch den Locktönen anderer, namentlich der Märzente, aber ungleich williger, wenn eine Lockente ihrer Art dabei ist.

Ihre gewöhnliche Stimme ist quakend und der der Letztgenannten sehr ähnlich. Allein sie ruft ihr Quaak oder Vaak in einem etwas höhern Tone und nicht so wie jene, wenn sie eifrig lockt, mehrmals nach einander, sondern nur einzeln aus. Ganz anders ruft das Männchen seine Gattinn, oder auch wenn es erschreckt auffliegt, im heisern, schnarrenden und quäkenden Ton, dem Quäken junger Saatkrähen (Corvus frugilegus), ehe sie Federn bekommen, oder dem Ton ähnlich, welchen man auf einer kleinen hölzernen Trompete, als Spielzeug für Kinder bekannt, hervorbringt, in-

dem man etwas schnarrend hineinbläst. In der Ferne klingt es zuweilen auch wie ein gedämpftes Meckern. Ein dumpfes, tiefes Klück scheint auch nur den Männchen eigen. Dieser Ton nimmt sich, wenn man ihn in der Nähe hört, noch ganz anders aus; dann hat er einen Eingangs- und einen Schluß-Ton, ersterer pfauchend, wie wenn dabei der Athem zurückgezogen würde, letzterer schnärrend, so daß dann das Ganze wie Aan-Klrück-ärrr zu vernehmen ist*), wobei die mittlere Sylbe die stärkste ist und weiter schallt, die erste und letzte aber nur ganz in der Nähe vernommen werden können. Das Männchen stößt diese sonderbaren Töne aus, wenn es mit dem Weibchen liebelt, so daß sie ihm offenbar das sind, was dem Männchen der Märzente das S. 600 beschriebene Pfeifen ist, eine Art von Balzen. — Im Unwillen zischen beide Geschlechter und die Jungen piepen ganz so wie die der vorigen Art. Uibrigens gehören die Spitzenten nicht unter die Arten, welche viel Lärm machen; sie lassen sich selten hören, bloß bei ungewöhnlichen Veranlassungen.

Alt eingefangen läßt sich auch diese Art auf einem umschlossenen Teiche zwar recht leicht erhalten, legt aber ihre angeborne Wildheit nie ganz ab. Dagegen werden die Jungen, welche man aus aufgefundenen Eiern einer Hausente ausbrüten läßt, sehr zahm und sind dann allerliebste Geschöpfe, welche sich auch mit Märzenten verpaaren lassen und, wie schon gesagt, eine interessante Bastardbrut hervorbringen. Ich sah einst eine alte Hausente 8 junge Spitzenten führen, welche außerordentlich zahm und sehr hübsch waren. Ein Landwirth hiesiger Gegend hatte bei einem Spatziergange auf seinen Feldern, unfern eines großen Bruches, zwischen der hochaufgeschossenen Gerste, zufällig eine brütende Spitzente vom Neste gescheucht, beim Oeffnen eines der 9 Eier befunden, daß die Jungen in diesen dem Ausschlüpfen bereits nahe waren; worauf er die übrigen 8 Eier, um sie vor dem Erkälten zu bewahren, im Busen verbarg und nun damit (eine volle Stunde Wegs) nach Hause eilte, sie einer seiner zahmen Brutenten unterschob, die schon am dritten Tage alle 8 Eier ausbrachte und ihm die Jungen auch alle,

*) In der ersten Ausgabe dieses Werks, III. S. 323 wurden diese Töne der Eisente (A. glacialis) zugeschrieben, was sich uns später als Irrthum herausgestellt hat. Dort, wo wir damals Eisenten zu sehen glaubten, aber keine erlegen konnten, waren bloß Süßwasserenten und die Langschwänze, mit jener Stimme, unter ihnen männliche Spitzenten, wie spätere und wiederholte Beobachtungen der Stimme dieser außer allen Zweifel gesetzt haben.

ohne eins zu verlieren, bei gutem Futter auf dem Hofe und dem nahen Teiche, glücklich groß erzog.

Nahrung.

Auch hierin hat die Spitzente die größte Aehnlichkeit mit der Märzente. Sie sucht zwar ihre Nahrung meistens auf und im seichten, morastigen Wasser, geht aber auch oft darnach aufs Trockne. Wasserinsekten und Insektenbrut aller Art, die im Wasser leben oder in demselben verunglückten (z. B. Maikäferarten), vielerlei kleines Gewürm, kleine Schalthiere, Laich und Brut von Fischen und Fröschen, Grasspitzchen und allerlei grüne Pflanzentheile, Knollen und Wurzeln, Knospen und Samen von vielerlei Wasser- und Landpflanzen, und auch reifes Getreide gehören hierher. Von Fischen und Fröschen fängt sie nur ganz kleine; sie scheinen ihr überhaupt nur in Ermangelung etwas Anderen oder bei Gelegenheit zur Nahrung zu dienen, aber selten absichtlich dazu aufgesucht zu werden.

Gewöhnlich sucht sie ihre Nahrung auf seichtem Wasser schwimmend, mit dem langen Hals in die Tiefe langend, und wo dies noch nicht ausreichen will, kippt sie auch den Rumpf auf die bekannte Weise dazu auf, wo sie dann mit dem Schnabel auf den Grund eines 16 Zoll tiefen Wassers bequem zu reichen vermag. Sie fischt ebenfalls schnatternd allerlei kleine Geschöpfchen und Pflanzentheile von der Oberfläche oder aus dem flüssigen Morast der Ufer und seichten Stellen, zwischen den Wurzeln der Sumpfpflanzen hervor, taucht aber nie mit ganzem Leibe nach Nahrung unter. Nur in weitschichtigen Sümpfen, an ganz einsamen Orten, sucht sie auch am Tage nach selbiger; allein erst mit der Abenddämmerung beginnt ihre größte Lebensthätigkeit, die bis zu Ende der Morgendämmerung anhält, um in der Zwischenzeit entferntere Fundorte für beliebte Nahrungsmittel aufzusuchen und mit Aufgang der Sonne wieder an die gewöhnlichen Aufenthaltsorte, für die Tageshelle, zurückzukehren. Sie geht zuweilen des Morgens auch nach Regenwürmern und kleinen Schnecken auf die nahen nassen Aecker, Wiesen und Viehtriften. Wenn aber im Sommer erst die Samen der Grasarten reifen, streichen sie des Abends, wie andere Süßwasserenten, meistens nach solchen Stellen, wo es recht viel von diesen giebt, namentlich gehört ebenfalls der des Sumpfschwingels oder Schwadengrases (Festuca

fluitans L.) zu ihrem Lieblingsfutter, so daß sie diese Plätze bis spät in den Herbst noch besuchen, wenn die Samen längst abgefallen sind, wo sie diese dann aus dem Wasser hervorschnattern, aber auch sehr fett und wohlschmeckend davon werden. Zur Zeit der Erndte fliegt sie in der Abenddämmerung mit den Märzenten u. a. auf die Felder, wo abgehauene Gerste oder Hafer liegt, auf die sogenannten Schwaden oder Gelege, und später, im Herbst und noch im Frühjahr, auch auf die Stoppeläcker von diesen Getreidearten, in letzter Zeit besonders da, wo nach plötzlich eingetretenem Thauwetter das Schneewasser in Lachen und großen Pfützen auf solchen Stoppelfedern zusammen gelaufen ist, auf diese. Auch Eicheln verschmähet sie nicht, wo sie solche nahe genug haben kann; aber sie sucht sie nicht tief im Walde, wie oft jene. Es ist demnach bei ihr Alles wie bei jener, doch zweifeln wir nicht, daß sie auch eigenthümliche Nahrungsmittel habe, oder daß unter denen der Märzente ihnen manche nicht behagen und umgekehrt. Sand und Kieskörner verschluckt sie ebenfalls in Menge.

In der Gefangenschaft futtert man sie eben so wie die Märzenten; sie nimmt Alles an, was diese genießen, doch Hafer lieber als Gerste, auch Brodt, zerkleinerte Rüben, Kartoffeln u. dergl. Uibrigens verlangt sie dieselbe Pflege wie jene.

Fortpflanzung.

Sie pflanzt sich vom wärmern Europa an bis in den Polarkreis hinauf fort, in allen Ländern, welche geeignete Lagen für sie darbieten, und in mehrern Gegenden Deutschlands sind nistende Spitzenten keine Seltenheit, so auch in den tiefen Lagen hiesigen Landes. Ihre Nistorte sind vorzüglich große, freie, mit vielen Wassergräben und andern freien Wasserflächen abwechselnde Brücher und Sümpfe, mit vielem Schilf-, Binsen- und Graswuchs, große verwilderte Teiche, schilfreiche See'n und andere stehende Gewässer, mit wenigen Bäumen, aber sonst vielem niedrigen Gestrüpp, mit Schilf durchmischten Weidengesträuch u. dergl.

Anfangs April sieht man sie gepaart in den Gegenden, die sie für die Fortpflanzungsgeschäfte ausgewählt haben, doch gewöhnlich auf großem Raum nur wenige Paare, und weil sie bald hier bald da sich zeigen, so ist das eigentliche Nistplätzchen eines solchen schwer auszumitteln. Das Auffinden des Nestes bleibt daher in den mei-

sten Fällen dem Zufall überlassen, weil es noch dazu fast immer sehr versteckt oder so steht, daß es sich von den nächsten Umgebungen nicht auszeichnet. So ist es bald vom Wasser umgeben auf einer kleinen schilfigen Insel, einer Gras- oder Schilfkufe, am Rande eines Grabens in einem Schilfbusche, in einem kleinen Gesträuch einer nassen Wiese angebracht, bald entfernt vom größern Wasser an ähnlichen Plätzchen, ja oft mehrere Hundert Schritte von jenen auf angrenzenden Aeckern zwischen dem Getreide.

Bei den Vorkehrungen zum Nestbau und andern diese Periode begleitenden Umstände betragen sie sich ganz wie Märzenten, und die eifersüchtigen, sehr verliebten Männchen machen sich viel zu schaffen, viel Sorge um ihre Weibchen, eben auch, weil sie es mit ihrer ehelichen Treue selbst so strenge nicht nehmen. Das Weibchen sucht die Stelle für das Nest aus, gewöhnlich ohne Beisein des Männchens, wenigstens hilft ihm dies beim Bau desselben ganz gewiß nicht. Allerlei trockne oder abgestorbene Pflanzentheile, Schilf- und Rohrblätter, Binsen, Stroh und Grashalme, dürre Grasstöckchen u. dergl. trägt es aus den nächsten Umgebungen im Schnabel auf das erwählte Plätzchen zusammen und ordnet sie, ohne besondere Kunst, mehr auf- und durcheinander gelegt als geflochten, zu einem bedeutenden Haufen, mit ansehnlicher Vertiefung in der Mitte. Hierin legt es meistens im April, doch nicht leicht früher als in der zweiten Hälfte dieses Monats, ja die letzten oft erst im Anfange des folgenden, binnen etwa 2 Wochen seine 8 bis 10 Eier. Daß ein Gelege öfter aus mehr als 10 Eiern bestehe, wie behauptet wird, ist uns nicht vorgekommen, die Zahl 9 aber am gewöhnlichsten. Wenn es zeitig genug das erste Gelege einbüßte, macht es wol ein zweites; ein solches besteht dann aber nicht leicht aus mehr denn 5 bis 6 Eiern.

Diese Eier ähneln im Ganzen denen der Märzente so sehr, daß sie ohne Beisein der Alten Niemand mit apodiktischer Gewißheit zu bestimmen vermag; denn wenn sie auch immer etwas kleiner erscheinen, ihre Gestalt auch wol eine etwas schlankere, ihre Farbe eine mehr grünliche ist, so kommen doch solche Abweichungen auch unter Märzenteneiern, namentlich unter Gelegen von einjährigen Weibchen dieser vor, die sich in der That gar nicht von denen der Spitzente unterscheiden. Stellen wir sie von beiden Arten in bedeutender Anzahl nebeneinander, so wird indessen die Mehrzahl der Märzenteneier allerdings etwas größer, bauchichter und weniger grünlich in die Augen fallen, aber, wie gesagt, nur wenn man

recht viele von beiden Arten beisammen hat. Die unsrer Spitzente sind in den meisten Fällen nur 2 Zoll $2^1/_2$ bis 3 Linien lang und 1 Zoll 7 bis $7^1/_2$ Linien breit; ihre Gestalt eine richtig eiförmige, doch etwas schlank; ihre starke Schale mit so flachen und feinen Poren, daß diese kaum bemerklich werden, daher sehr eben und glatt, aber wenig glänzend; ihre Farbe ein sehr bleiches Graugrün. Auch mit den Eiern der Mittelente haben sie große Aehnlichkeit, doch sind diese standhaft etwas kleiner, weniger schlank und ihre Färbung zieht auch mehr ins Weißliche.

Das Weibchen besorgt das Ausbrüten der Eier allein, indem es, sobald es damit anfängt, sich am Unterrumpfe mehr und mehr Dunen ausrupft, dem Innern des Nestes zufügt, die Eier darin einhüllt und sie bei jedesmaligem Abgehen sorgfältig damit zudeckt. Die Brütezeit dauert, wie bei der Märzente, etwas über 3, aber nie volle 4 Wochen. Es liebt die Eier sehr, hält darauf sitzend und niedergeduckt sehr nahe aus, ist dann aber, weil es sehr tief im Neste steckt und sich durchaus nicht rührt, wegen gleicher Farbe seiner obern Theile mit den nächsten Umgebungen oder dem Nestmaterial, nicht leicht zu entdecken. Zieht man sich so leise als man herbeigeschlichen auch wieder zurück, so bleibt es sitzen; sonst flattert es, sich lahm stellend, mit ängstlichem Quaken fort, aber nicht weit weg, um nach Entfernung der Gefahr sich wieder auf die Eier zu legen, dies besonders wenn die Jungen bald ausschlüpfen wollen. Die Erziehung dieser und das Betragen der Alten und ihrer Jungen ist ganz wie bei den Märzenten, auch das alte Männchen ein eben so sorgloser und gleichgültiger Vater als bei jenen; und wenn man ihn auch anfänglich zuweilen in der Nähe seiner Familie bemerkt, so ist dies doch weiterhin nie mehr der Fall; er entzieht sich ihr dann, wegen Eintritt des Federwechsels, bald gänzlich. Mit Ende des Mai, auch wol noch in den ersten Tagen des Juni, fand ich in unsrer Gegend die Eier gewöhnlich sehr stark bebrütet oder dem Ausschlüpfen nahe und gegen Ende des Juli die Jungen erwachsen und die meisten flugbar. Wenn das alte Männchen um diese Zeit bereits in seinem neuen Sommerkleide erscheint, steht sein Weibchen noch in voller Mauser. Zu Ende des August und im September erscheinen in der Abenddämmerung die flüchtigen Jungen familienweis, aber seltner mit den Alten, sondern von diesen die Männchen zu mehrern vereint, die Weibchen vereinzelter, auf den Schwadengrasplätzen und auf den Haferäckern. Im Spätherbst vereinigen sich alle zum Wegzuge.

Feinde.

Uiber die Nachstellungen, denen sie von Seiten verschiedener Raubvögelarten und mancherlei Raubthieren ausgesetzt ist, läßt sich Nichts hinzufügen, was oben bei der Märzente nicht schon genügend angegeben wäre, so daß es hier nicht wiederholt zu werden braucht. Alte, Junge und Eier werden von denselben Feinden und bei denselben Gelegenheiten oft zu Grunde gerichtet.

In ihrem Gefieder hausen Schmarotzerinsekten, ebenfalls von ähnlichen oder den nämlichen Arten, wie Philopterus icterodes, Ph. squalidus, Liotheum luridum, Nitzschii; in den Eingeweiden Würmer, nämlich: Ascaris inflexa und Taenia laevis, des „Wiener Verzeichnisses."

Jagd.

Auch hiervon läßt sich wenig sagen, was nicht schon oben bei der Märzente geschehen wäre, da Alles, was dort empfohlen wurde, auch auf die Spitzente anwendbar ist. Da diese eben so scheu als jene ist, so ist sie nur mit größter Vorsicht zu hinterschleichen, und dies wird, wenn die Oertlichkeit es nicht besonders begünstigt, dann nur selten gelingen, wenn diese Enten den Schützen schon aus der Entfernung, und wenn diese auch 500 Schritt und darüber betrug, bemerkt hatten. Sehen sie sich besonders nachgestellt, so hält es noch viel schwerer ihnen beizukommen. Obwol auch sie auf kleinern Gewässern, zumal Vereinzelte, weniger wild sind, so ist doch auch hier eine schußrechte Annäherung nur dann möglich zu machen, wenn sie den Schützen nicht sehen, durch Ankriechen u. dergl. Der Abendanstand bleibt auch hier eins der besten Mittel, ihrer habhaft zu werden. Junge und vermauserte Alte werden auf den allgemein von allen Süßwasserenten besuchten Schwadengrasfluren, wenn sie nach den reifen Samen kommen, auf dem Abendanstande mit andern oft erlegt; eben so die kaum flugbaren Jungen auf den in großen Brüchern abgehaltenen Jagden nach andern jungen Enten, hier wie dort freilich nur zufällig, wenn man nicht etwa an einem abgesonderten Platze ein Gehecke eigends von dieser Art ausgespähet hatte.

Mit dem Fangen der Spitzente hat es dieselbe Bewandniß. Die bei der Märzente üblichen und dort empfohlnen Fangmittel sind auch hier anwendbar, und bei denen man Lockenten gebraucht, folgen die Spitzenten auch dem Ruf der Märzenten, sowohl auf

den Heerd als den großen Entenfang; doch ist es auf beiden besser, wenn man Lockenten der eigenen Art hält. Bei derartigen Entenfängen gilt dasselbe, wie auf den für Landvögel u. a. gestellten Heerden; so bleibt auf dem Finkenheerde der gemeine Fink (Fringilla caelebs) der Hauptlockvogel, dem alle Arten gern folgen, auf dem Krametsvogelheerde der Ziemer (Turdus pilaris), auf dem Ortolanenheerde der Goldammer (Emberiza citrinella), u. s. w.

Nutzen.

Ihr Fleisch oder Wildpret ist eben so schmackhaft als das der vorigen Art und wird von Manchen jenem noch vorgezogen. Dies aber nur im Herbst, wenn sich diese Enten durch häufigen Genuß des Schwadengrassamens und reifen Getreides gemästet haben und oft erstaunend fett sind; ihr Fleisch ist dann ungemein zart, besonders das der Jungen von demselben Jahr. Gar gewaltig verschieden ist dagegen das alter Männchen in der Begattungszeit, zähe, trocken und mit zu stark wilderndem Beigeschmack, so daß es mit jenem gar nicht verglichen werden kann.

Alles Uibrige, was sonst noch von der Märzente dem Menschen Nutzen gewährt und oben angegeben wurde, findet auch auf diese Art Anwendung.

Schaden.

Sie würden auch nur in ähnlicher Weise nachtheilig werden, wenn sie nach junger Fischbrut in sogenannte zahme Fischereien kommen und im Sommer nach dem reifen Getreide fliegen; da sie aber wenigstens in Deutschland viel seltner oder in ungleich geringerer Anzahl angetroffen werden, als die Märzenten, so verdient auch beides kaum einer Erwähnung.

331.

Die Mittel-Ente.

Anas strepera. *Linn.*

Taf. 302. { Fig. 1. Männliches Prachtkleid.
Fig. 2. Männliches Sommerkleid (Jugendkleid).
Fig. 3. Weibchen im Frühjahr.

Schnatterente, Schnarrente, Lärmente, Neſſelente, Scherrentlin; graue und braune Ente. Weißſpiegel, Leiner, Locker; bei hieſigen Jägern: kleine Mittelente.

Anas strepera. Gmel. Linn. syst. I. 2. p. 520. n. 20. = Lath. Ind. II. p. 859. n. 69. = Retz. Faun. suec. p. 120. n. 77. = Nilsson, Orn. suec. II. p. 216. n. 238. = *Le Chipeau* ou *Ridenne.* Buff. Ois. IX. p. 187. t. 12. fem. — Edit. de Deuxp. XVII. p. 208. t. 6. F. 3. male. = Id. Pl. enl. 958. male. = Temm. Man. nouv. Edit. II. p. 837. = *Gadwall* or *Gray.* Lath. syn. VI. p. 515. n. 61. — Uiberſ. von Bechſtein, III. 2. S. 444. n. 61. = Penn. Arct. Zool. II. S. 575. L. — Uiberſ. von Zimmermann, II. S. 536. L. = Bewick, Brit. Birds II. p. 350. = *Anatra salvatica, o Cicalona, Canapiglia.* Stor. degli uec. V. tav. 574 & 575. = *Canapiglia.* Savi, Orn. tosc. III. p. 159. *Krak Eend.* Sepp. Nederl. Vog. IV. t. p. 315. = Bechſtein, Naturg. Deutſchlds. IV. S. 1096. = Deſſen, Taſchenb. II. S. 428. n. 16. = Wolf und Meyer, Taſchenb. II. S. 533. n. 15. = Meyer, Vög. Liv- und Eſthlds. S. 250 n. 9. = Meisner und Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 297. n. 262. = Koch, Baier. Zool. I. S. 414. n. 261. = Brehm, Lehrb. II. S. 794. = Deſſen, Naturg. a. V. Deutſchlds. S. 870—871. = Gloger, Schleſ. Faun. S. 57. n. 258. = Landbeck, Vög. Würtemberg's. S. 76. n. 268. = Hornſchuch und Schilling, Verz. pommerſcher Vög. S. 20. n. 260. = E. v. Homeyer, Vög. Pommern's. S. 74. n. 245. = Gr. Keyſerling und Blaſius, Wirbelth. Europ. I. S. 226. n. 396. = Naumann's Vög. alte Ausg. III. S. 279. Taf. XLV. Fig. 65. Weibch. im Frühlinge. Taf. XLVI. Fig. a. Männchen im Frühlinge.

Die neuern Syſtematiker haben dieſe Art von Anas generiſch oder ſubgeneriſch getrennt unter dem Namen: ***Chauliodes.*** Swainson.

Kennzeichen der Art.

Der ſchwarze Schnabel hat bloß bei den Weibchen und den Jungen an den Seiten etwas ſchmutziges Gelb; ſeine in feine

Zähnchen ausgezogene Lamellen stehen, auch wenn er geschlossen, unten vor; die Füße rothgelb mit schwärzlichen Schwimmhäuten. Der Spiegel ist hinten ganz grauweiß, vorn dunkelgrau, unten schwarz eingefaßt und weiß gesäumt. Größe zwischen der Märzente und der Knäkente.

Beschreibung.

Die Mittelente, welche darum bei den Jägern allgemein so heißt, weil sie in der Größe gerade das Mittel hält, zwischen der Märzente und der Knäkente oder Krückente, unterscheidet sich deutlich genug von der gleichgroßen Pfeifente durch die sehr verschiedenen Farben ihres Gefieders, besonders durch die der nackten Theile und durch das gestrecktere Aussehen ihres Schnabels, mit seinen verlängerten Zähnchen, die sich denen der Löffelenten nähern, dessen übrige Gestalt aber noch weit genug von denen dieser abweicht. Von der Spitzente unterscheidet sie diese in sofern, daß ihr Schnabel verhältnißmäßig kleiner und viel kürzer ist, und dann auch die Farbe dieses und der Füße, obschon die Weibchen beider im Gefieder einander sehr ähneln, was aber von allen dieser Familie gesagt werden kann.

Sie ist merklich kleiner als die Spitzente und dies zwischen ihr und der Märzente noch viel auffallender, gewöhnlich wenig über $1^3/_4$ Pfund schwer; das Männchen $19^3/_4$ Zoll lang, 35 bis 36 Zoll breit; der Flügel, vom Bug zur Spitze, $9^3/_4$ Zoll, der Schwanz $3^1/_4$ Zoll lang; beim Weibchen die Länge: $18^1/_2$ Zoll; die Flugbreite: $34^1/_2$ Zoll; die Flügellänge: $9^1/_2$ Zoll; die Schwanzlänge kaum 3 Zoll.

In der Gestalt ähnelt sie ganz der Märzente und auch ihr Gefieder ist von derselben Struktur, nur fehlt am Kopf und auf dem Spiegel der Glanz jener, auch ist der Spiegel verhältnißmäßig etwas kleiner, doch größer als bei der vorhergehenden Art und der Pfeifente; die Tertiarfedern am Prachtkleide sehr breit und lanzettförmig zugespitzt, wie bei A. Boschas. Die Spitzen der in Ruhe liegenden Flügel reichen bis auf die Mitte der Länge des aus 16 Federn zusammengesetzten Schwanzes, welcher, besonders beim Männchen, etwas verlängerte und sehr zugespitzte Mittelfedern hat, deren Spitzen $^1/_4$ Zoll über die des nächsten Paares hinausragen, doch sind sie weder so lang, noch so schmal zugespitzt als bei der männlichen Pfeifente, noch viel weniger mit denen der Spitz-

ente zu vergleichen. Nach außen nehmen die Federpaare stufenweis noch an Länge ab, so daß das äußerste über 1 Zoll kürzer als das mittelste ist, wodurch ein sehr zugerundetes Schwanzende entsteht, das es aber beim Weibchen immer weniger ist als am Männchen.

Der Schnabel ist verhältnißmäßig kleiner und schmäler als bei der Märzente, aber ziemlich gestreckt und fast gleich breit, an der Stirn wenig hoch und vorn nur flach gewölbt, der Nagel klein. Er ähnelt, bis auf die geringere Länge, dem der Spitzente, ist aber auch merklich kleiner als dieser, unterscheidet sich aber von beiden sehr, durch die in sehr feine kammartige Zähnchen ausgezogene Spitzen der Lamellen des Oberschnabels, die über den untern Rand desselben etwas hervorstehen. Der Unterschnabel ist wie bei voriger Art; das eirunde durchsichtige Nasenloch und die Zunge ebenfalls. Er ist 1 Zoll 11 Linien bis 2 volle Zoll lang, an der Wurzel 10 Linien hoch und 9 Linien breit.

Die Farbe des Schnabels ist verschieden, beim Männchen im Prachtkleide blaulichschwarz oder tief schwarz und glänzend, im Sommerkleide blässer, am Mundwinkel, an den Leisten des Unterschnabels und der nackten Kinnhaut gelbröthlich; beim Weibchen meistens schmutzig gelbroth oder rothgelb, auf der Firste entlang mehr oder weniger in Braungrau übergehend; am Jugendkleide pomeranzengelb, auf der Firste schwärzlich, an den Seiten des Oberschnabels mit schwarzen Tüpfeln oder meist viereckigen Fleckchen bezeichnet. Der Nagel ist in jedem Alter und Geschlecht schwarz. Die Färbung des Schnabels ist also beim weiblichen Geschlecht und den Jungen derjenigen ganz ähnlich, welche man bei weiblichen und jungen Märzenten antrifft. Zunge und Rachen sind fleischfarbig. Die rothgelbe Farbe des Schnabels wird im Tode dunkler, nach dem Austrocknen in lichte Hornfarbe verwandelt.

Der Augenstern ist dunkel nußbraun, fast schwarzbraun, in der Jugend etwas lichter; das Augenlid hat nach innen ein schmal nacktes, schwärzliches, nach aussen weißlich befiedertes Rändchen.

Die Füße zeigen nach allen Theilen dieselben Verhältnisse wie bei der vorigen Art, sind aber in Uibereinstimmung mit der geringern Größe des Vogels auch etwas kleiner. Eine Beschreibung der einzelnen Theile würde nur wiederholen, was bei denen der Märzente ausführlich angegeben und daselbst nachzusehen ist. Der nackte Raum von der Mitte des Fersengelenks bis an die Schenkelbefiederung mißt beinahe $^1/_2$ Zoll; der Lauf $1^3/_4$ Zoll; die Mittelzeh, mit

der 3 bis 4 Linien langen Kralle, $2^1/_4$ bis $2^1/_2$ Zoll; die Hinterzeh, mit der 2 bis 3 Linien langen Kralle, 5 bis 6 Linien.

Die Farbe der Füße ist in der Jugend ein frisches Saffrangelb, im Alter mehr Orangegelb, oder ins Gelbrothe ziehend; die Schwimmhäute stets schwärzlich; die Zehengelenke auch schwärzlich überlaufen; die Krallen braunschwarz. Die gelbe oder gelbrothe Farbe der Füße wird nach dem Ableben düsterer, oder röthlicher, wenn sie ausgetrocknet in ein sehr lichtes Horngelb verwandelt, wobei aber das Schwärzliche der Schwimmhäute noch dunkler geworden.

Das Dunenkleid sieht dem der jungen Märzenten täuschend ähnlich.

Das Jugendkleid hat ebenfalls viele Aehnlichkeit mit dem der Jungen von der ebengenannten Art. Das Männchen in demselben hat einen nur oberhalb schwarzen, an den Seiten auf saffrangelbem Grunde schwarzgefleckten, unten ganz saffrangelben Schnabel; Kopf und Hals sind auf graubräunlichem Grunde schwarzbraun getüpfelt, der Scheitel und Nacken fast ganz schwarzbraun, Zügel und Schläfe auch etwas dunkler überlaufen als die Kopfseiten, die Kehle am bleichsten; die Kropfgegend auf röthlichbraunem Grunde mit schwarzbraunen schmälern Mondflecken und breitern Nierenflecken, weil die einzelnen Federn blaß röthlichbraun sind, hinter der breiten Kante einen mondförmigen Streif und in einiger Entfernung, wurzelwärts, wieder einen viel größern nierenförmigen Fleck von schwarzbrauner Farbe haben; die Brustseiten und Tragefedern von ähnlicher Farbe, aber viel gröberer und unregelmäßiger Zeichnung, oft nur mit durchbrochenen schwarzbraunen Schaftflecken; diese Farben und Zeichnungen gehen gegen die Mitte der Brust und des Bauches allmählich in mit wenigen dunkeln Flecken bestreuetes Weiß über, welches an diesen Theilen bis zur untern Schwanzdecke herrscht, wobei diese aber an den Seiten schwarzbraune Schaftflecke und hie und da einen hellbraunen Anstrich zeigt. Oberrücken und Schultern sind dunkel schwarzbraun, mit sehr schmalen lichtbraunen oder rostgelblichen Federkanten; Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdecke fast einfarbig braunschwarz, nur die Federkanten etwas lichter; die kleinen Flügeldeckfedern düster braungrau, an den Spitzen mit rostgelben getheilten Käntchen, die größern allmählig dunkler, die großen Deckfedern hinterwärts auf dem Flügel sammetschwarz; die Primarschwingen dunkel graubraun, an den Aussenkanten wurzelwärts heller gekantet; der Spiegel vorn schwarz hinten weiß, oder von den ihn bildenden Sekundarschwingen die vordere Hälfte tief schwarz,

wurzelwärts an den Kanten in Braun übergehend, an den Enden mit weißem Saum, die andere Häfte weiß, etwas trübe, die einzelnen Federn auch wol mit sehr zarten schwarzen Auffenfäumchen; die breit lanzettförmigen Tertiarschwingen tief braun; der Unterflügel meist weiß, an den Rändern und der Spitze grau; die Schwanzfedern braunschwarz, an den Rändern in lichtes Braun verlaufend. — Den Männchen gegenüber sind die jungen Weibchen viel heller gefärbt; am Kopfe und Halse nicht getüpfelt, sondern nur gestrichelt, die dunkeln Flecke am Kropfe viel kleiner und meistens nur einfach, die bleichrostbräunlichen Federkanten auf dem Mantel viel breiter; von den braunschwarzen Federn des Mittelflügels die vordern grau, an den Enden weißlich, die hintern mit der lichten Schulterfarbe gekantet; die der schwarzen Spiegelhälfte haben wurzelwärts viel Grau und weißliche Säume, die weißen der hintern Hälfte gegen die Wurzel einen grauen Uiberflug, welcher den Spiegel sehr verdüstert und nur am Ende weiß läßt; der Unterrücken und Bürzel viel heller mit breitern Federkanten; die Schwanzfedern in der Mitte lichtbräunlich, mit mehrern bindenartigen dunkelbraunen Querflecken und weißlichen Seitenkanten. Gegen die alten Weibchen sind sie aber dennoch viel dunkler gefärbt und auch der schwarzgefleckte Schnabel und die blassern saffrangelben Füße machen sie kenntlich.

Diese jungen Enten mausern gleich andern Arten im ersten Lebensherbst ihr Gefieder bis auf die Schwing- und Schwanzfedern, die sie mit in das nächste, ihr erstes ausgefärbtes, mit hinüber nehmen, woran, weil diese an den Spitzen abgeschliffen oder verstoßen erscheinen, sie leicht von ältern Individuen zu unterscheiden sind. Die Männchen erhalten dann zum ersten Male ihr Prachtkleid, die Weibchen ihr ausgefärbtes; aber der Schnabel dieser ist noch gefleckt.

Das zwei Jahr alte Weibchen hat einen schmutzig rothgelben, auf der Firste schwärzlichen Schnabel, ohne Flecke; Scheitel und Nacken sind fast ganz dunkelbraun, das Uibrige des Kopfes und Halses blaß rostgelbbräunlich, durch schwarzbraune Schaftstriche überall gestrichelt, in einem Streif über dem Auge und auf der Gurgel am wenigsten, die Kehle fast ganz weiß; die Kropfgegend blaß röthlichrostgelb, mit schwarzbraunen Schaftflecken, welche von den breiten Kanten so verdeckt sind, daß sie nur als kleine Mondflecke erscheinen; die Tragefedern und die der Schultern und des Oberrückens sind in ihrer Mitte schwarzbraun mit breiten, scharf

begrenzten, röthlichrostgelben Kanten, oft auch mit einzelnen dergleichen Flecken in Schwarzbraunen; an den Brustseiten werden diese dunkeln Schaftflecke nach und nach kleiner und bleicher und die Farbe der Federkanten geht in Weiß über, das, ziemlich fleckenlos, auf der Mitte des Unterrumpfs herrschend wird, an der untern Schwanzdecke aber mit deutlichen ovalen Fleckchen an den Schäften der Federn und etwas rostbraun gemischt ist; der Unterrücken nach hinten dunkler und der Bürzel noch dunkler und mit schmälern Federkanten als der Oberrücken; die Oberschwanzdecke etwas mit Weiß gemischt; die Flügeldeckfedern braungrau, weißgrau sehr fein gerändelt, die mittlern jedoch an der Endhälfte schwarz, nach vorn mit weißlichen, nach hinten mit bräunlichrostgelben Käntchen; die große Reihe über dem Spiegel entlang jenen ähnlich, aber das Schwarz noch viel dunkler, die weißen Spitzchen der vordern deutlicher; die großen Schwingen bräunlich grau, an den Spitzen sehr dunkel, alle mit weißen Schäften; die vorderen der zweiten Ordnung im Grunde schwarz, wurzelwärts grau, an den Enden weißlich gesäumt, die der zweiten Hälfte weiß, wurzelwärts sanft in Grau übergehend; der Spiegel erscheint also an der vordern Hälfte weniger schwarz, an der hintern unreiner weiß und überhaupt mehr mit Grau gemischt als am Männchen. Der zugerundete Schwanz hat rostgelbliche, an den Kanten weißliche Federn, mit dunkelbraunen bindenartigen Querflecken.

Das alte Männchen in seinem Sommerkleide ähnelt dem oben beschriebenen jungen Männchen sehr, unterscheidet sich jedoch auf den ersten Blick an den fast einfarbig schwarzen, nur an der Wurzel der Unterkinnlade und an der Kinnhaut rothgelb angelaufenen Schnabel; an dem höhern Orangeroth der Beine; an der reiner weißen hintern Spiegelhälfte, dem tiefern Schwarz der vordern und der großen Deckfedern über der erstern; endlich hat es auf dem Mittelflügel zerstreuete rostrothe Flecke, je älter, desto mehr. Ausser diesen paßt die gegebene Beschreibung des männlichen Jugendkleides ganz auf dasselbe.

Im October und November legt das Männchen dieses Kleid ab und erhält dafür sein hochzeitliches oder Prachtkleid; es wird aber häufig, wenn der Winter früher beginnt, hier nicht fertig damit und dies erst bei seiner Abwesenheit in wärmen Ländern, kehrt dann aber im Frühjahr in vollem Schmuck zurück. Es sieht dann folgendergestalt aus: der Schnabel ist einfarbig blauschwarz; Kopf und Hals auf sehr licht rostgelblichgrauem Grunde dunkelbraun

dicht getüpfelt (rundliche oder ovale Fleckchen, nicht gestrichelt), an der Kehle ohne diese, an den Zügeln und Schläfen meist etwas braun überlaufen, auf dem Scheitel, Genick und zum Theil auch dem Nacken fast ganz dunkelbraun und dieses schwach röthlich glänzend; der Kropf in der Ferne aschgrau, dunkler gewässert, näher betrachtet aber jede Feder mit ihrem Aussenrande entsprechenden, halbkreisförmigen, abwechselnd weißgrauen und braunschwarzen Streifen bezeichnet, eine etwas gröbere Zeichnung als die in den nämlichen Farben sich anschließende der Brustseiten und Tragefedern, welche aus zarten bogenförmig geschlängelten Wellenlinien zusammengesetzt ist, jedoch in kräftigern Strichen besteht, als bei den beiden vorhergehenden Arten, daher in der Ferne dunkler aschgrau, doch etwas lichter als der Kropf erscheint; auf der Mitte der Brust und des Bauches verliert sich diese Zeichnung sanft in fast reines Weiß, nur an den Seiten des Bauchs und an der Schenkelbefiederung sind noch sehr zarte, schwärzliche Wellenlinien bemerkbar; die untere Schwanzdecke vom After an tief schwarz, etwas blaulicht glänzend. Der Oberrücken und die Schultern sehen in der Ferne ebenfalls aschgrau aus, sind aber, näher betrachtet, gleich den Tragefedern, mit abwechselnd weißgrauen und braunschwarzen Wellenlinien durchzogen, die aber gröber gezeichnet sind und viel mehr Zickzacks darstellen; der Unterrücken dunkelbraun, weißgrau etwas bespritzt; Bürzel und obere Schwanzdecke einfarbig tief schwarz, mit blaulichem Glanz. Die kleinen Flügeldeckfedern sind bräunlichaschgrau, an den Rändern weißlich, auch etwas rostroth gefleckt; von den größern die vordern rostroth, die hintern braunschwarz; von den größesten die hintern, über dem Spiegel, tief schwarz, die vordern nach und nach aschgrau mit gelblichen Säumen; die Primarschwingen und ihre Deckfedern dunkelbraungrau, an den Kanten wurzelwärts lichter, die beiden ersten Schwingen auf den Aussenfahnen sehr hell, fast bräunlichweiß, besonders wurzelwärts; die Secundarschwingen oder der Spiegel an seiner vordern Hälfte (4 bis 5 Federn) am weißgesäumten Ende tief schwarz, gegen die Wurzel zu aschgrau, die hintere Hälfte weiß (der frühere graue Anflug der vordersten verbleicht und die dunkle Linie auf der Aussenkante abgerieben); die sich diesem eben nicht blendenden Weiß anschließenden Tertiarschwingen aschgrau, seidenartig glänzend; die untere Seite des Flügels an sämmtlichen Deckfedern schneeweiß, an den Schwingenspitzen silbergrau, die Schäfte weiß. Die Schwanzfedern sind braungrau, an den Kanten in Weiß übergehend, das äußerste Paar mit dem meisten Weiß, das mittelste

dunkelaschgrau, am Schafte schwärzlich, nach aussen schmal weiß gesäumt.

Je älter das Männchen wird, desto heller werden im Prachtkleide seine Farben, desto zarter und reiner seine Zeichnungen, namentlich die des Kropfes, der Tragefedern und der Schultern; das schöne Rostroth des Mittelflügels wird häufiger und bildet bei ganz alten ein großes, gleichförmig rostrothes Feld, unten (an den größern Deckfedern) von glänzendem Schwarz begrenzt, so daß nur der vordere und obere Rand des Flügels, etwa 1 Zoll breit, grau bleibt, wobei auch die Tertiarschwingen lichter, fast bloß silbergrau erscheinen. Bei solchen ist dann auch die Mitte des Unterrumpfs und der hintere Theil des Spiegels reiner weiß; die schwarze, blaulicht glänzende Unterschwanzdecke von dem Weiß des Hinterbauchs scharf abgeschnitten, die beiden Mittelfedern des Schwanzes etwas verlängert zugespitzt, was sie bei jüngern in einem so geringen Grade sind, daß es kaum erwähnt zu werden braucht.

Im Juni beginnt beim Männchen der Hauptfederwechsel; es legt dann nach und nach das hochzeitliche Gefieder und zuletzt, fast auf ein Mal, alle Schwing- und Schwanzfedern ab, wo es dann ebenfalls einige Zeit nicht fliegen kann, und erscheint erst zu Ende des Juli wieder flugbar, in dem neuen, nun vollständigen Sommerkleide, das es im October wieder abzulegen anfängt, u. s. w. Das alte Weibchen mausert dagegen um einige Wochen später und erscheint erst im August im neuen Gewande und völlig flugbar. Seine Farben und Zeichnungen sind dann etwas dunkler und frischer, bleichen aber nach und nach ab, und weil es einer zweiten Mauser (im Herbst) nicht unterworfen ist, so wird sein Gefieder im Frühjahr noch bleicher und bei den Brutgeschäften bedeutend abgerieben.

Spielarten haben wir unter diesen Enten niemals bemerkt. Da sie sich sehr zur Bastardenzucht mit einer der beiden vorhergehenden Arten eignen, so könnten durch eine solche Vermischung sehr interessante Ergebnisse erzeugt werden.

Beim Männchen ist die Luftröhre abwärts etwas erweitert, die Knochenblase oder Pauke am untern Larynx klein, etwas aufsteigend, der der männlichen Märzente ganz ähnlich, auch im Verhältniß zur Körpergröße gleich groß.

Aufenthalt.

Die Mittelente ist über ganz Europa, den höchsten Norden vielleicht ausgenommen, über das mittlere und nördliche Asien und fast das ganze Nordamerika verbreitet, auch im nördlichen Afrika vorgekommen, aber nirgends so häufig als die Märzente. Man könnte sie in dieser Hinsicht der Spießente gleichstellen. — Es scheint nicht, daß sie irgendwo bis innerhalb des Polarkreises angetroffen werde; denn sie ist schon auf Island, im mittlern Norwegen und Schweden selten, in Dänemark gar nicht häufig, dies mehr in England und Holland. Von uns mehr gegen Osten mag sie indessen viel häufiger sein; denn ich traf sie in Ungarn, im September, einer Zeit, wo sie noch nicht auf der Wanderung war, in so großer Anzahl, wie die Märzente, weshalb sie auch in dem östlichen Schlesien unter allen Provinzen Deutschlands am öftersten vorkömmt, da sie in allen an der Ost- und Nordsee gelegenen, wie in den mittlern und südlichen, bis in die Schweiz, wol gerade nicht unter die Seltenheiten zu zählen ist, doch allenthalben nur in geringer Anzahl gesehen wird. Auch hier in Anhalt und am benachbarten Eisleber-Salzsee gehört sie nur in manchen Jahren unter die nicht ungewöhnlichen, in ziemlich starken Flügen erscheinenden, in den meisten aber unter die seltnern Arten.

Sie liebt, wie die Knäkente, ein mehr gemäßigteres und warmes Klima, ist deshalb, wie sie, Zugvogel, bewohnt die nördlichern Länder nur einzeln, erst die mittlern häufiger, und verläßt sie im Winter regelmäßig, um ihn unter einem wärmern Himmelsstriche zuzubringen. So ist es in Nordamerika, wo sie in dessen südlichsten Theilen überwintert; so in Asien, wo sie in der kalten Jahreszeit bis Japan, China, in das südliche Indien und Persien herab kömmt; ebenso in Europa, wo sie aus dessen südlichsten Theilen noch über das Mittelmeer hinüber geht und zum Theil in Afrika den Winter zubringt. Bei uns scheint sie schon mit Ende des September sich auf die Wanderung zu begeben, der Hauptzug findet jedoch im October Statt, und dauert, wenn ihn nicht Schnee und Kälte beschleunigen, wol noch bis gegen Ende des November. Im Winter bleibt keine in hiesigen Gegenden. Im März und April hält sie ihren Rückzug, oft in ansehnlichen Flügen, doch bei Weitem nicht in solcher Anzahl wie die Pfeifenten, mit denen sie einerlei Zugzeit hat. Kleine Gesellschaften von 8 bis 12

Stücken sieht man öfter als Päärchen oder Einzelne, aber größere Schaaren zu 30 bis 50 Individuen werden ziemlich selten gesehen. Wie andere verwandte Arten, fliegen auch sie dann hoch und in einer schrägen Reihe hintereinander, selten in einer sogenannten Pflugschleife, und lassen dabei ihre Stimme so häufig hören wie die Pfeifenten, wodurch sie sich auch in der Nacht, ihrer gewöhnlichen Wanderzeit, sehr bemerklich machen und die Richtung ihres Weges anzeigen, die im Herbst meistens westlich, im Frühjahr östlich ist.

Große Sümpfe und schilfreiche stehende Süßwasser sind ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte, Ströme, klare Flüsse und das Meer nur in Ermanglung jener, vom letztern überhaupt nur stille, seichte, schlammige Winkel, das weite blanke Wasser aber bloß zu einem einstweiligen Zufluchtsorte. Auf Landsee'n, großen Teichen und in Brüchern liegt sie am Tage mit andern Süßwasserenten auf der freien Mitte, schwimmt nur an ganz einsamen Orten an die seichten, mit Gräsern, Binsen und Schilf bewachsenen oder in Sumpf verlaufenden Ufer, wird jedoch, wie jene, erst gegen Abend rege, um sich nach Untergang der Sonne zu erheben und entferntere Stellen oder andere Gewässer im Umkreise die Nacht hindurch zu besuchen, von einem zum andern zu streichen und erst des Morgens wieder auf die großen Sammelplätze zurückzukehren. Dann kömmt sie auch auf kleine unbedeutendere, auf welchen man sie am Tage nicht antrifft. So haben wir z. B. seit vielen Jahren auf den Teichen bei meinem Wohnorte alle Arten Süßwasserenten je zuweilen am Tage angetroffen und erlegt, aber niemals eine Mittelente hier gesehen, obgleich wir des Nachts öfters ganze Heerden durch diese Gegend fliegen hörten. Ebensowenig haben wir auf einem nahen, ganz frei im Felde liegenden Teiche, auf dem alle andern Arten vorkamen, jemals eine angetroffen; sonst würden wir glauben, daß die Nähe vieler und hoher Bäume in den Umgebungen unsrer Dorfteiche Schuld daran sei, da wir auch anderwärts bemerkten, daß sich diese Enten von Hochwald umschlossenen Gewässern entfernt hielten. Sie gleichen hierin einigermaßen den Spitzenten. Wie diese fliegen sie mit andern auf die Felder, im Sommer nach reifem Getreide, im Frühjahr, bei ihrer Rückkunft, auf die vom Schneewasser entstandenen Lachen und Pfützen auf Stoppeläckern.

Zu ihrem Sommeraufenthalt wählen diese Enten ebenfalls stehende, mit vielem Schilf, Riedgräsern und Binsen, auch schwimmenden Pflanzen, Trapa, Nymphaea, Menyanthes, Hydrocharis, Pota-

mogeton, Salvinia, Lemna u. a. m. theilweis bedeckte Gewässer, Teiche und See'n, in tiefen Lagen, mit Wiesen und Moräſten umgeben, oder große Brücher, die hin und wieder auch mit einzelnem Weidengesträuch versehen sein können. In allem Uibrigen stimmt sie mit der Märzente überein.

Eigenschaften.

Unsere Mittelente hat ganz die hübsche Gestalt und den netten Anstand der Märzente; aber ihre geringere Größe, der hellfarbige Kopf, das düstere Grau des Rumpfes, am männlichen Prachtkleide, nebst der ganz verschiedenen Flügelzeichnung, namentlich der große weiße Spiegelfleck, machen sie schon in großer Ferne sitzend und fliegend kenntlich, und wenn auch das Weibchen und die Jungen dem jener am Gefieder fast völlig gleichen, so leuchtet doch ihr weißer Spiegel selbst auf dem Abendanstande, wenn es bereits dunkelt, weithin, um sie daran von andern zu unterscheiden.

Sie steht, geht und schwimmt ganz wie jene, doch Alles mit fast noch mehr Gewandtheit, wie sie denn überhaupt weit beweglicher ist, kippt sich schwimmend eben so rücklings auf, um mit dem Kopf und Schnabel in die Tiefe zu langen, taucht aber nach Nahrung nie, sondern nur in Noth und Verlegenheit, oder spielend, ganz unter Wasser; kann dann aber noch flinker zwischen Boden und Oberfläche des Wassers lange Strecken fortschießen, beim Athemholen auf gleiche Weise sich versteckt halten, oder in Todesnoth unten sich festbeißen und da enden. Ihr Flug ist ebenfalls dem der Märzente ähnlich, aber um Vieles flinker, oft reißend schnell, bei großer Eil, sehr hastiger Flügelbewegung in feuchter Luft von einem eben nicht gelinden Rauschen begleitet. Die verschiedenen Individuen einer Gesellschaft fliegen, wenn es nicht weit gehen soll, unordentlich durcheinander, aber dicht beisammen fort, fallen jedoch beim Niederlassen nicht so, sondern mehr zerstreuet aufs Wasser, wodurch sie sich besonders im Halbdunkel von den gleich großen Pfeifenten unterscheiden. Das Aufsteigen und Niedersetzen geschieht mit größter Leichtigkeit, gleichviel ob vom oder auf Wasser oder Land.

In ihrem Betragen zeigt sie sich lebhaft und munter, auch ist sie mißtrauisch und scheu, dies letztere jedoch lange nicht in dem hohen Grade wie die Märzente, mit welcher sie in ihren Sitten mehr übereinstimmt, als irgend eine andere einheimische Art. Ihre

Geselligkeit ist der anderer Süßwasserenten gleich, d. h. nur für ihres Gleichen innig, wobei sie sich jedoch zu jenen hält, aber in den großen Versammlungen derselben, wenn von ihrer eignen Art mehrere beisammen, ihre eignen Abtheilungen bildet.

Ihre Stimme gleicht denen der nächsten Verwandten und hält hinsichtlich des Tons gerade das Mittel zwischen der Stimme der Märzente und der der Knäkente, d. h. sie hält einen tiefern Ton als die Letzte und einen höhern Ton als die Erstere; ein hell und ziemlich weit tönendes Quäk oder Quääk, oder Väk. Es wird meistens nur einzeln, oder nur ein paar Mal nacheinander ausgerufen, doch nie so oft in einem Athem wiederholt als das der Märzente. Da sie aber öfter schreiet und überhaupt munterer ist, so gebraucht man sie auf Entenfängen gern zu Lockenten, besonders schätzt man solche Individuen, welche ihr Quääk mehrmals nacheinander ausrufen. Beim Männchen klingt dieser Ton ganz anders, viel heiserer und schnärrend. Ausserdem unterhalten sich die Weibchen, wenn mehrere beisammen, sehr häufig mit einem lauten Räckräckräck, räckräck (sehr schnell gesprochen) u. s. w. Dies Letztere hört man auch des Nachts von durch die Luft streichenden Vereinen, und zwar dann noch viel häufiger als zu andern Zeiten, so daß ein schnell vorüberrauschender Zug bei nächtlicher Stille schon in weiter Entfernung sich damit anmeldet und ebenso noch weit hin vernehmen läßt, mit einem hellpfeifenden Ton, vermuthlich der Männchen vermischt, so daß dies Räckräckräck, pihp pihp, räckräckräck pihp, räckräck u. s. w., wenn ihrer recht viele sind, zu einem mit dem Piepen vermischten schnatternden Schäckern wird, und sich so lange fast ununterbrochen fortsetzt, als sie in ihrer Gemüthlichkeit nicht gestört werden. Diese Art macht sich durch diese ganz eigenthümlichen, von allen andern Arten sehr abweichenden Töne auf ihren nächtlichen Wanderungen sehr bemerklich. — In Schreck und Angst, z. B. vom Neste aufgescheucht, schreiet das Weibchen sein Quääk oder Väk sehr heftig und in kurzen Zwischenräumen sehr oft nacheinander aus, aber es klingt dann anders und rauher als der Lockton. Sonst zischen sie im Unwillen, wie andere Enten, und die Jungen haben eine piepende Stimme.

Die Mittelente kann ebenso leicht gezähmt und in Gefangenschaft unterhalten werden, wie die vorige Art, wenn man Eier derselben aufsucht, sie einer Hausente ausbrüten und die Jungen von dieser erziehen läßt. Auf einem umschlossenen Schilfteiche, an einem Flügel gelähmt, pflanzen sie sich ebenso gern wie Märzenten fort.

Sie scheinen aber gegen heftige Kälte ziemlich empfindlich und sind überhaupt von Natur weichlicher als diese. Auf trocknem Hofe und im Stalle halten sie sich nicht lange, zumal alt Eingefangene; diese sind auch sehr zum Verkriechen geneigt und werden nie recht zutraulich. Es würde gar nicht schwer halten durch Verpaarung mit einer der vorhergehenden oder folgenden Arten dieser Familie Bastarden zu erzielen.

Nahrung.

Die Mittelente nährt sich, wie andere ihr nahestehende Arten, theils aus dem Pflanzenreich, theils aus dem Thierreich, bald das eine oder das andere, bald beides zusammen; von zarten Blattspitzen und Blättchen, Knospen, Sprossen, Wurzeln und reifen Samen; von im Wasser und Morast lebenden Insekten und Insektenlarven, allerlei kleinem Gewürm, kleinen Konchylien, Fisch- und Froschlaich und kleiner Brut derselben, im Nothfall von zwei- bis dreizölligen Fischchen und kleinen Fröschen.

Von allen diesen Dingen sucht sie keins ganz untertauchend, alle entweder schwimmend und mit dem Halse, wenn es nöthig, in der oft beschriebenen Weise, in die Tiefe langend, oder im Moraste wadend, bisweilen auch gar auf dem Trocknem. Mit niedergestrecktem Halse, Kopf und Schnabel wagerecht auf der Wasserfläche vor sich hin schiebend, sieht man sie oft sehr emsig Obenaufschwimmendes, animalischen wie vegetabilischen Ursprungs, schnatternd auffischen, gewöhnlicher noch an morastigen Uferstellen und im seichten Wasser den weichen Schlamm durchschnattern und die Wurzeln der Sumpfpflanzen schnatternd durchwühlen. Solche Stellen sucht sie in einsamen Gegenden selbst am Tage auf, obgleich ihre rechte Thätigkeit ebenfalls erst mit Eintritt der Abenddämmerung beginnt und bis durch die Morgendämmerung dauert. Im Spätsommer, wenn die Samen der Wassergewächse reifen, fliegt sie Abends nach den reichlich damit versehenen Stellen, wo z. B. manche Potamogeton-Arten, namentlich P. pectinatus und P. marinus, wachsen, deren Linsen ähnliche Samen sie in Menge aus dem Wasser heraufholt, indem sie oft das Kraut an die Oberfläche heraufzieht und dann die Samen ablieset. Ebenso scheint sie an andern Orten den Samen verschiedener Binsen- Seggen- und Grasarten nachzugehen, ganz vorzüglich aber die des Manna- oder Schwadengrases (Festuca fluitans L.), dieses allgemeine Lieblingsfutter aller Süßwasserenten,

zu lieben. Von den Getreidearten frißt sie nur Hafer gern, aber auch Spelt, und in südlichen Ländern Reis. Sie fliegt deshalb mit andern des Abends auf die Felder, wo abgehauenes Getreide liegt, oder lagert sich im Frühjahr auf die bei schnellem Wegthauen des Schnee's auf Stoppeläckern zusammen gelaufenen Wasserlachen und Pfützen, der hier vorkommenden Feldinsekten und Getreidekörner wegen, mag aber Gerste nicht gern. Sie fliegt überhaupt selten auf die Felder, nur dann, wenn es auf den Gewässern nicht viel Nahrungsmittel für sie giebt, wie z. B. beim Aufthauen des Eises in Brüchern und auf Teichen. Die kleinen Süßwasserschnecken, namentlich aus der Gattung: Planorbis, scheint sie zu manchen Zeiten sehr zu lieben.

In Gefangenschaft futtert man sie, bei einem angemessenen Aufenthaltsorte, z. B. auf einem Teiche mit grünen oder schilfigen Ufern, mit Körnern, besonders mit Hafer, mit Brodt, klein zerstückelte Kohl, Rüben und Kartoffeln, diese auch gekocht und mit Gerstenschrot vermengt, und anderem Entenfutter, wobei sie sich sehr gut halten.

Fortpflanzung.

In allen oben angegebenen Ländern und Gegenden ihres Aufenthalts pflanzen sich die Mittelenten auch fort, doch wie es scheint, weit häufiger unter einem wärmern Himmel als in den kältern Klimaten. Auch bei uns findet man hin und wieder ein nistendes Päärchen, dies schon viel öfterer in den südöstlichen Theilen unsres deutschen Vaterlandes und sehr häufig im mittlern und südlichen Ungarn. Große, ausgedehnte, wasserreiche Niederungen; weite, in nasse Wiesen verlaufende Sumpfgegenden mit vielen freien Wasserflächen, aber auch vielen Binsen, Schilf, Rohr und andern dichtstehenden Sumpfpflanzen, einsame, unwirthbare Moräste, schilfreiche See'n und große Teiche, mit vielen in grünem Sumpf verlaufenden Uferstellen und andern kleinern Teichen in den sie umgebenden Feldern, sind ihre Nistorte. Wir fanden sie sowol in unsern Brüchern, als auf großen Schilfteichen hiesigen Landes und am Eisleber-Salzsee nistend, doch nur sehr einzeln, jedoch noch ungleich öfter als im östlichen Mitteldeutschland nistende Pfeifenten vorkommen.

Die Paarung ist wie bei den nächstverwandten Arten; das sehr verliebte Männchen hält aber mit der ehelichen Treue eben nicht

sehr fest; wir sahen es den zum Erholen vom Nest abgegangenen Weibchen der Löffelente und der Knäkente eben so hitzig nachjagen, wie seinen eigenen. Von gepaarten Paaren fliegt stets das Weibchen dem Männchen voraus; zu andern Zeiten sieht man dies öfter umgekehrt.

Nistplätzchen und Nest haben die größte Aehnlichkeit mit denen der Spitzente. Eine kleine grüne Insel, eine Seggenkufe, ein mit Wasser oder Morast umgebener Schilf- oder Binsenbüschel, ein schilfiges Grabenufer, ein mit Schilf vermischtes Seilweidengesträuch auf einer nassen Wiese, nahe oder auch ziemlich entfernt vom Wasser sind die gewöhnlichen Orte, an welchen das Weibchen sein Nest sehr versteckt anlegt, so daß es selten anders als durch bloßen Zufall entdeckt wird. Ein Mal fand ich ein solches auf einem der, Seite 256 (bei der Graugans) erwähnten großen Teiche, sogar in einer brettern, auf dem Wasser stehenden Schießhütte, freistehend, auf der Schwelle der offnen Thüre, die freilich gegen das Schilf gerichtet war, aber doch noch mehrere Schritt davon entfernt blieb. Der Bau des Nestes ist ziemlich nachlässig, aus trocknem Schilf, Rohrblättern, Binsen und Grashalmen bestehend, in der Mitte sehr vertieft, überhaupt ganz so gebauet, wie eins der beiden vorigen Arten. Aber die Legezeit tritt gewöhnlich ein paar Wochen später ein als bei der Märzente.

Ein Gelege besteht gewöhnlich oder am öftersten aus 9 Eiern; doch können auch wol 10 bis 12, oder auch nur 8 und noch weniger mitunter vorkommen. Diese Eier sind von denen der nächstverwandten Arten kaum zu unterscheiden, am leichtesten wol noch von den viel größern der Märzente und den viel kleinern der Knäkente, am schwierigsten aber von denen der Spitzente und der Löffelente. Sie haben die etwas kurze Eiform der Letztern, aber eine mehr ins Grünliche spielende Farbe, sind aber in dieser Hinsicht bleicher als die zugleich mehr gestrecktern der Spitzente, die von derselben Größe sein würden, wenn sie nicht ein paar Linien länger wären. Sie sind 2 Zoll 1 bis 2 Linien lang und 1 Zoll 5 bis 6 Linien breit; die Beschaffenheit ihrer Schale eben nicht von der genannter Arten verschieden; ihre Färbung, wie bei vielen der Märzente, ein trübes ins Olivengrünliche ziehendes Weiß, wenn sie bebrütet noch weniger grünlich.

Beim Brüten wird das Nest inwendig mit den eignen Dunen ausgefüttert, und wenn das Weibchen, um sich zu erholen, aus freiem Antriebe abgeht, bedeckt es die Eier sorgfältig mit dem Nest-

material und verhält sich dabei in Allem wie das der vorigen Art. Die Dauer der Brütezeit ist genau nicht bekannt, mag aber über 20 bis 21 Tage nicht viel sein. Es sitzt sehr fest über den Eiern, läßt sich dabei ganz nahe anschleichen, und schreiet gewaltig wenn es davon aufgescheucht wird. Die Erziehung der Jungen und das Betragen dieser ist völlig wie bei der Märzente.

Feinde.

Auch hinsichtlich ihrer Verfolger können wir auf diese Rubrik bei der Märzente verweisen, weil sie die nämlichen, und andere uns nicht bekannt sind. Daß Iltisse und Wieseln*) den Enten oft die Eier rauben und nicht selten die Alte auf dem Neste todt beißen, kömmt nur zu oft bei allen Arten vor; auch die Wanderratten zerstören viele Entenbruten, überhaupt diese nächtlichen Schleicher mehr noch als Krähen und andere dieses Gelichters. So gehört auch, wie ich erst, neuerlich aus glaubwürdigem Munde erfahren, die Fischotter (Lutra vulgaris s. Mustela Lutra. L.) unter die Verwüster der Enten- und andrer Wasser- und Sumpfvögel-Bruten, indem sie sowol die Eier auffucht als die zarten Jungen fängt und sie begierig verzehrt. Schon in Hartig's Forst und Jagd-Archiv, Jahrg. IV. Hft. 3. S. 20. ist darauf aufmerksam gemacht, daß zum Köder beim Fischotter-Fange, sowol zum Vorwurfs- als Abzugsbrocken nichts leichter zum Ziele führe als Wasservögeleier oder ein frischgetödteter kleiner Wasservogel. Dieses Thier lebt also nicht bloß von Fischen.

Die Schmarotzerinsekten im Gefieder scheinen denselben Arten anzugehören, welche auch auf der Märzente wohnen; so finden sich auch in den Eingeweiden ähnliche Arten von Würmern, wie Distomum echinatum, Taenia laevis und einige nicht fest bestimmte Gattungen.

Jagd.

Da die Mittelente nicht völlig so scheu als die Märzente ist, so halten auch vereinzelte auf kleinen Teichen leichter zum Schuß

*) Zufällig ist oben S. 560 bei der Brandente anzugeben vergessen worden, daß Wiesel die gefährlichsten Feinde der Brut dieser Enten sind, daß wenn ein solches Raubthier auf Sylt in einen jener künstlichen Entenbaue kömmt, es gewöhnlich die ganze Kolonie zerstört. Einst fand man dort in einem nahen Wiesel-Baue, neben den 6 Jungen, die ausgeleerten Schalen von mehr als 60 Brandenteneiern.

aus, doch auch nur bei vorsichtigem Anschleichen. Auf dem Anstande am Wasser erlegt man sie in der Abenddämmerung entweder in einer in das Ufer gegrabenen Erdgrube versteckt, wenn sie auffallen, — wo man aber, da sie nie nahe beisammen liegen, gewöhnlich auch nur auf Eine zielen oder allenfalls Zweie auf den Strich nehmen kann, — oder aus einem Rohrbusche im Fluge, an den Plätzen, wohin der reife Schwadengrassame viele und auch diese Enten zum beliebten Genuß einladet, — oder im Frühjahr an den Schneewasserlachen auf Stoppelfeldern, ebenfalls Abends. Es ist bekannt, daß in manchen Jahren, wenn nach einem anhaltend strengen und schneereichen Winter erst Ende März plötzlich Thauwetter sich einstellt, viel Wasser an den niedrigsten Stellen der Felder zusammenläuft, und wo kein Abzug Statt findet, hin und wieder ziemliche Flächen bedeckt, daß dann zu gleicher Zeit der Entenzug gewöhnlich ebenso plötzlich losbricht und zwar ehe noch Teiche und Sümpfe vom Eise frei geworden, daß zu solcher Zeit die Süßwasserenten oft zu Tausenden selbst in Gegenden sich zeigen, wo man sonst keine sieht, auf jene Lachen einfallen und Abends von einer zur andern streichen; allein sie fallen, wohl zu merken, nur auf solche Wasser, die Gersten- oder Haferstoppeln überschwemmen, nicht dahin, wo solche über grünen Saatfeldern oder gepflügten Aeckern stehen; der Jagdlustige würde daher schlecht berathen sein, wenn er sich bei den Letztern nach Enten anstellen wollte.

Das Fangen dieser Art ist ebenfalls wie bei der Märzente. Daß man auf Entenheerden und Entenkoien zu Lockenten gern auch Mittelenten hält, weil sie meistens sehr fleißig locken, und besonders die liebt, welche, nach dem Kunstausdruck, viele Schläge in einem Athem thun, ist schon berührt.

Nutzen.

Ihr Fleisch oder Wildpret ist im Herbst sehr feist und vom vorwaltenden Genuß der Sämereien zart und wohlschmeckend; im Frühjahr dagegen mager und, wenn sie einige Zeit vorzugsweise von Konchylien gelebt, nicht ohne den sogenannten wildernden, nicht jedermann angenehmen Beigeschmack. Es ist zarter als das der Märzente; ihre sonstige Benutzung aber dieser gleich. Als Lockenten locken sie auch andere Arten unter die Netze.

Schaden.

Dieser ist noch weit unbedeutender als der der mehrgenannten Art, zumal sie auch selten die Haferschwaden besucht.

Anmerkung. Warum man dieser Entenart vorzugsweise den Namen: Schnatter-Ente beigelegt, ist nicht recht klar, indem man im gemeinen Leben mit dem Worte: „Schnattern" keineswegs ein diesem Worte ähnelndes Geschrei, sondern einzig und allein das in schnurrender Bewegung schnelle und anhaltend abwechselnde Oeffnen und Schließen des Schnabels bezeichnet, mit dem diese und alle andere Enten die feinsten Nahrungsmittel mit dem Wasser und weichen Schlamm, in welchen sie solche vermuthen, in dem mit Zartgefühl versehenen Schnabel aufnehmen und an dessen Seiten durch die Lamellen wie durch ein Filtrum treiben, in welchem dann das Genießbare zum Verschlucken zurück bleibt und von den unnützen Flüssigkeiten geschieden wird, die so geseigert herauslaufen. Dieses hauptsächlich der Entengattung und den Schwänen, weniger den Gänsen eigenthümliche Hülfsmittel, die kleinsten Geschöpfchen und Sämereien als Nahrungsmittel in größter Menge aus dem Fluidum herauszutasten, soll in diesem Werk einzig und allein mit dem Ausdruck: „Schnattern" bezeichnet sein und bleiben.

332.

Die Knäk-Ente.

Anas querquedula. *Linn.*

Taf. 303. { Fig. 1. Männliches Prachtkleid.
Fig. 2. Männliches Sommerkleid.
Fig. 3. Weibchen im Frühling.

Schnärrente; Halbente, Winter- und Sommer-Halbente; Krieck-Kriech-, oder Krück-Ente; Knäkkriekente, Sommerkriekente; Zirzente; Schmielente, Bergente, Bisamente, Schäckente; große Trasselente; Rothhälslein; bunthalsige Ente; sprenkliche Ente; schäckiges Entlein. Kernell; Sarcelli; Kläfeli; Krüzele; bei den Jägern hiesigen Landes: große Krückente oder Knärrente.

Anas querquedula. Gmel. Linn. syst. I. 2. p. 531. n. 32. = Lath. Ind. II. p. 872. n. 99. = Retz. Faun. suec. p. 127. n. 84. & p. 128. n. 86. = Nilss. Orn. suec. II. p. 230. n. 244. = *Anas Circia.* Gmel. Linn. syst. I. 2. p. 533. n. 34. = *La Sarcelle commune & la Sarcelle d'été.* Buff. Ois. IX. p. 260. & 268. — Edit. d. Deuxp. XVII. p. 292. t. 8. f. 2. male. f. 4. fem. = Id. Pl. enl. 946. = Gérard. Tab. élém. II. p. 402. & 406. = *Canard Sarcelle d'été.* Temm. Man. nouv. Edit. II. p. 844. = *Garganey* and *Summer Teal.* Lath. syn. VI. p. 550. and 552. — Uiberf. v. Bechst. III. 2. S. 472 u. 474. n. 87. u. 89. = Penn. Arct. Zool. II. p. 576. O. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 537. O. = Bewick, brit. Birds. II. p. 374. = *Anatra querquedula*, o *Arzagola.* Stor. degl. Uce. V. tav. 595. fem. e tav. 573. (*Mestalone* o *Fistione* femmina) mas. = *Marzajola.* Savi, Orn. tosc. III. p. 151. = *Zomer Taling.* Sepp. Nederl. Vog. II. t. p. 181. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 1135 u. 1150. = Dessen, Taschenb. II. S. 437. n. 23. u. S. 440. n. 25. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 545. n. 21. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlds. S. 255. n. 14. — Meisner u. Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 303. n. 263. = Teutsche Ornith. v. Borkhausen, u. a. Heft. XVI. M. u. W. = Koch, Baier. Zool. I. S. 416. n. 263. = Brehm, Lehrb. II. S. 800. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 880—883. = Gloger, Schles. Faun. S. 57. n. 259. = Landbeck, Vög. Würtemberg's S. 77. n. 271. = Hornschuh und Schilling, Verz. pomm. Vög. S. 20. n. 263. = E. v. Homeyer, Vög. Pommern's. S. 74. n. 246. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 226. n. 395. = Frisch, Vög. II. Taf. 176. Männch. = Naumann's Vög. alte Ausg. III. S. 284. Taf. XLVII. Fig. 66. Männch., F. 67. Weibch., beide im Frühlinge.

Wie weit die Neuern in Zerstücklung der alten Linnäischen Genera gehen konnten, hat unter andern auch die Gattung Anas erfahren müssen. Wenn uns nun auch die alte Anordnung nicht mehr genügend scheinen dürfte, so treibt man diese sogenannten Verbesserungen doch offenbar zu weit. So hat man übertriebener Weise in neuerer Zeit

für nöthig erachtet, die Kriekenten von der Gattung: Anas zu trennen, unter dem Gattungs- oder Untergattungs-Namen: *Querquedula*, nach Ray oder andern alten Autoren. So findet man denn für unsere Art die Namen: Querquedula Circia, Q. cyanoptera, Q. glaucopteros und Q. scapularis. Auch hat man sie als Typus einer eignen Gattung: *Cyanopterus*, Eyton, betrachtet und sogar von A. crecca generisch getrennt.

Kennzeichen der Art.

Der Schnabel ist schwärzlich, die Füße sind grau. Der Spiegel ist klein, dunkelgraubraun, schwach grün glänzend, oben und unten mit einem weißen Strich eingefaßt. Körpergröße wie Haustaube.

Beschreibung.

Sie ist nächst der folgenden eine der kleinsten unter den einheimischen Entenarten, aber doch noch ein Wenig größer als die Krückente, mit der sie, unter gleichen Namen, sehr häufig, und von Jägern oder Jagdliebhabern fast immer verwechselt oder gar für identisch gehalten wird. Für beide Arten giebt aber die sehr verschiedene Farbe des Spiegels, auch die verschiedene Größe desselben, durch alle nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit verschiedenen Kleider ein so sicheres Unterscheidungsmerkmal, daß andere minder auffallende, wohin die der Körpergröße gehört u. a. m. nicht weiter beachtet zu werden brauchen, wie denn auch die alten Männchen beider Arten in ihren Prachtkleidern ausserordentlich von einander abweichen.

Rücksichtlich der Farben und Zeichnungen der Weibchen und Jungen beider Arten herrscht zwar die größte Uibereinstimmung; allein der breitere, an der vordern Hälfte sammetschwarze, an der hintern prächtig goldgrüne, oben breit roströthlich, unten schmal weiß eingefaßte Spiegel der Krückente unterscheidet diese von der Knäkente, mit ihrem viel schmälern und unscheinlich gefärbtem Spiegel, ohne jenes tiefe Schwarz und ohne jenes köstliche Grün, doch eben so auffallend als untrüglich.

Die Knäkente würde an Größe ohngefähr einer Haustaube von mehr als mittler Größe gleichen, wenn diese nicht längere Flügel und Schwanz und einen kürzern Hals hätte. Die Maaße sind folgende: Länge, $13^1/_2$ bis $15^1/_4$ Zoll; Flugbreite: 25 bis 27 Zoll; Flügellänge: 8 bis $8^3/_4$ Zoll; Schwanzlänge: 3 Zoll; wobei die kurzen Maaße den stets kleinern Weibchen zukommen.

In der Gestalt und auch in der Befiederung ähnelt sie der vorhergehenden Art; die Secundarschwingen sind aber verhältnißmäßig bedeutend kürzer, auch kürzer als bei der folgenden, daher der von ihnen gebildete Spiegel auch viel schmäler. Der gewöhnlich hinter den großen Tragefedern ruhende Flügel reicht mit seiner Spitze bis auf die Mitte der Länge des Schwanzes, welcher etwas kurz, am Ende kurz zugerundet ist und aus 14 mäßig breiten, am Ende kurz zugespitzten Federn besteht. Am hochzeitlichen oder Prachtkleide des Männchens haben die größern Schulterfedern eine schlanke, lanzettförmig zugespitzte Gestalt und biegen sich etwas sichelförmig über den ruhenden Flügel.

Der Schnabel hat die Gestalt wie der der folgenden Art, ist an der Stirn wenig hoch, vorn flach gewölbt, mit kleinem Nagel, ziemlich gleich breit oder vorn kaum merklich erweitert, im Halbkreise abgerundet, die Lamellen in feine Spitzchen endend, diese aber bei geschlossenem Schnabel nicht zu sehen; das Nasenloch oval, eben nicht weit von der Stirn. Seine Gestalt ist im Ganzen eine etwas schlanke; auch ist er im Verhältniß zur Körpergröße etwas größer als der der Krückente. Er mißt in der Länge 1 Zoll 7 bis 8 Linien, in der Höhe an der Wurzel 8 bis 9 Linien, in der Breite hier 6 Linien. Von Farbe ist er mattschwarz, lebend ein Wenig in's Grünliche ziehend, im Tode und ausgetrocknet bräunlichschwarz; beim Weibchen schwarzgrau; im Jugendkleide nur oben entlang schwarzgrau, gegen die Mundkante und am Unterschnabel schmutzig und blaß gelbröthlich oder fleischfarbig, bei Einigen mehr, bei Andern weniger, auch am Sommerkleide alter Männchen mit Etwas von dieser Farbe an den Mundwinkeln und unten, was nach völligem Austrocknen hellhornfarbig wird. Zunge und Rachen sind fleischfarbig.

Das Auge hat einen dunkelbraunen, nur bei sehr alten Männchen einen hellbraunen Stern und weißlich befiederte Lider.

Die Füße stehen in demselben Verhältniß zur Körpergröße wie die der vorigen Arten, und haben auch nach allen Theilen, nebst den Einschnitten des weichen Uiberzugs und der Gestalt der Krallen dieselbe Beschaffenheit, nur Alles im verjüngten Maaßstabe und zarter. Der Lauf ist 1 Zoll 4 Linien hoch; die Mittelzeh, mit der 3 bis 4 Linien langen Kralle 1 Zoll 9 bis 10 Linien lang; die Hinterzeh, mit der 2 Linien langen Kralle, 4 bis 5 Linien. Sie haben im Leben eine röthlichaschgraue Farbe, und werden im ausgetrocknetem Zustande hornschwarz; die Krallen sind schwarz.

Im Dunenkleide haben diese jungen Entchen ganz die Farben und Zeichnungen der jungen Märzenten, Schnabel und Füße aber eine dunklere Farbe.

Das Jugendkleid sieht dem des alten Weibchens sehr ähnlich, aber bedeutend dunkler, an der Brust mehr roströthlich überlaufen, an der Kehle und auf der Mitte des Unterrumpfs reiner weiß, alles dieses noch mehr bei den jungen Männchen, bei denen auch der Oberflügel ein reineres Aschgrau zeigt, woran sie besonders kenntlich werden, sonst aber am Aeußern nur zu unterscheiden sind, wenn man beide Geschlechter beisammen haben kann. Manche, besonders solche von verspäteten Bruten, haben ausgewachsen oft nur die Größe der Krückente. Schnabel und Füße sind etwas bleicher als an den Alten.

Das alte Weibchen ist im Ganzen abermals dem der Märzente sehr ähnlich, doch seine Hauptfärbung weniger ins Rostgelbe als ins Graugelbliche ziehend. Ist es über ein Jahr alt, so hat es einen ganz schwarzgrauen Schnabel und röthlichaschgraue Füße; ein kleiner Zügelstreif, Scheitel, Genick und Nacken sind dunkelbraun, durch rostbräunliche Seitenkäntchen etwas lichter gestrichelt; die Kehle weiß; ein Streif über und unter dem Auge gelblichweiß, sehr fein braun gestrichelt; das Uibrige des Kopfes und Halses graulich rostgelb, dicht schwarzbraun gestrichelt, auf der Gurgel am feinsten; das Gefieder des Kropfes dunkelbraun mit breiten hell gelbbraunen Kanten, wodurch diese die Grundfarbe, jene dunkle Flecke, meistens von mondförmiger Gestalt bildet; die Tragefedern und Brustseiten ebenso, die dunkeln Flecke aber größer und spitzer, zum Theil noch mit Flecken von der hellen Randfarbe; auf der Mitte der Brust geht jene in Weiß über und die Flecke werden so klein und blaß, daß sie am Bauche fast ganz verschwinden; die Unterschwanzdecke weiß mit dunkelbraunen Schaftfleckchen und an den Seiten bräunlich überlaufen. Oberrücken und Schultern sind schwarzbraun, mit etwas schmälern Federkanten als die Tragefedern, von einem lichten schmutzigen Gelbbraun mit graulicher Mischung, der Unterrücken noch dunkler und die Oberschwanzdeckfedern an den Rändern weiß gemischt; die Flügeldeckfedern braungrau, die große Reihe mit weißen Enden, einen weißen, die obere Grenze des Spiegels bildenden Querstreif über dem Flügel darstellend; die Primarschwingen fahlbraun, wurzelwärts mit graulichen Kanten, an den Enden am dunkelsten, alle mit weißlichen Schäften; die Secundarschwingen oder der Spiegel schwarzbräunlich, wenig oder nur etwas seidenartig

glänzend, oben (von den Spitzen der großen Deckfedern) mit einem breiten, unten von einem sehr schmalen weißen Käntchen eingefaßt; die Tertiarschwingen schwarzbraun, mit schmalen gelbbräunlichweißen Kanten; der Unterflügel grau, in der Mitte weiß; die Schwanzfedern graubraun, am Schafte sehr dunkel, an den Kanten in trübes Weiß übergehend, die äußersten Paare mit dem meisten Weiß. — Das frische Gefieder im Herbst ist viel dunkler, die allgemeine Hauptfarbe der Federränder rostbräunlicher, dieses im Frühjahr und durch die Fortpflanzungszeit sehr, auch die dunkle Farbe der Schaftflecke merklich abgebleicht und Alles ins Lehm- oder Staubfarbige ziehend.

Dem weiblichen sehr ähnlich ist das Sommerkleid der Männchen, im Ganzen aber viel dunkler, hauptsächlich aber an dem bei jungen mehr aschgrauen, bei alten mehr aschblauem Oberflügel und an den lebhaftern Farben des Spiegels zu unterscheiden. Der Schnabel hat in ihm eine blassere Farbe, die an den Seiten in Grau übergeht, an den Mundwinkeln und unten etwas fleischfarbig schimmert. Scheitel, Nacken, ein oder in zwei Flecke getheilter Zügelstreif sind schwarzbraun; ein vom Mundwinkel unter dem Auge bis zur obern Ohrgegend laufender, undeutlicher Streif etwas blasser; das Uibrige des Kopfes und Halses graugelblich, schwarzbraun gestrichelt, ein Streif über dem Auge zu den Schläfen weißlich und die Kehle ganz in ungeflecktes Weiß übergehend; die Kropfgegend licht rostbraun (an den breiten Federkanten), mit meist mondförmigen schwarzbraunen Flecken; die Tragefedern licht graubräunlich, mit großen schwarzbraunen Schaftflecken, gegen die Brustmitte beides abnehmend und diese glänzend weiß, mit kleinen braunen Fleckchen vermischt; der Bauch noch mehr weiß, die weiße Unterschwanzdecke aber wieder mit stärkern dunkelbraunen Schaftflecken, zumal an den zugleich rostgelb überlaufenen Seiten; Rücken- und Schulterfedern schwarzbraun, mit schmalen graulichtbraunen Kanten; der Unterrücken und Bürzel noch dunkler, die obere Schwanzdecke aber mit breitern, mehr rostgelblichen Federkanten. Die Flügeldeckfedern sind aschblau, dunkler als am Prachtkleide, die große Reihe mit weißen, an den Spitzen rostgelblich angelaufenen Enden, ein weißes Querband als obere Grenze des Spiegels bildend; die Primarschwingen graubraun, an den Enden sehr dunkel; der Spiegel grauschwarz mit grünlichem Seidenglanz, unten mit einem schmalen weißen Querstrich eingefaßt; die Tertiarschwingen braunschwarz, mit schmalen weißen Käntchen; die Schwanzfedern graubraun, am Schafte sehr dunkel, die äußersten weißlich gekantet.

Im Herbst beginnt die Schönheitsmauser der Männchen meistens so spät, daß beim Wegzuge im November viele damit noch nicht fertig sind. Erst bei ihrer Wiederkehr im Frühlinge sehen wir sie daher in ihrem vollen hochzeitlichen Schmuck.

Dieser oder das Prachtkleid giebt dem Männchen nun ein ganz anderes Aussehen und ein sehr schönes Gewand. Der Schnabel ist schwarz, im Leben meistens ein Wenig ins Grünliche ziehend; die Füße röthlichaschgrau oder fast rein aschgrau, die Schwimmhäute von gleicher Farbe. Bei denen, welche dies Kleid zum ersten Male tragen hat das Gefieder folgende Zeichnungen: über dem Auge und den Schläfen zieht ein scharfbegrenzter, anfänglich gleichbreiter, dann allmählig verschmälerter und endlich spitz auslaufender, weißer Streif, in sanftem Bogen bis auf den untern Nacken hinab, dessen helles Weiß nur bei Manchen ein Wenig durch bräunlich angeflogene Federspitzchen getrübt wird; über demselben ist das Genick und der Scheitel sehr dunkel braun, mit hellbraunen Federspitzchen, an der Stirn etwas heller und fein weißlich gestrichelt; Zügel und übrige Kopfseiten nebst dem Hals hell rostbraun, fein weiß gestrichelt, weil jedes Federchen einen schmalen weißen Schaftstrich von gleichförmiger Breite trägt; die Kropfgegend bis zum Anfang der Brust blaß gelbbraun, mit schmalen, halbkreisförmigen, dunkelbraunen Streifchen, die am Ende der Partie zu fast geraden Querstreifchen werden, und zwischen den bogenförmigen sind auch hin und wieder noch Tüpfel von gleicher Farbe sichtbar; Kopf, Hals und Kropf sind daher von einer sehr niedlichen Zeichnung. Die Tragefedern und Brustseiten sind auf rein weißem Grunde ziemlich weitläufig mit feinen schwarzen Zickzack- und Wellenlinien quer durchschlängelt, an den größern Tragefedern nach hinten zu diese Linien sehr weit von einander entfernt, oberwärts mit etwas aschblauem Anstrich, und ein solcher an der hintersten Reihe eine breite Endkante, in Gestalt eines niedlichen hell aschblauen Querbändchens oder weiten Halbmondes, bildend; die Mitte der Brust und der Bauch rein weiß; die Schenkel vorn weiß, hinten rostgelblich, schwärzlich bespritzt; die untere Schwanzdecke vom After an rostgelblich, mit braunen Fleckchen bestreuet; ein schmaler Streif auf dem untern Theil des Nackens dunkelbraun; der ganze Rücken, Bürzel und die Oberschwanzdecke dunkelbraun, mit hell bräunlichgrauen Federkanten, die an den letztern ins Weißliche übergehen, so wie viele von diesen außerdem auch solche Querstreifen haben; der vordere und obere Theil der Schultern wie der Rücken, das Uibrige derselben

längs dem Flügel aber hell aschblau, über diesem mehrere so gefärbte Federn in schlanke Lanzettspitzen verlängert, diese längs ihren Schäften mit einem rein weißen Mittelstrich, welcher auf einer oder auch beiden Seiten von einem sammetschwarzen scharf begrenzt ist. Von diesen sichelförmig gegen den Flügel herab gebogenen Federn sind 5 bis 6 Stück vorhanden; im spätern Alter kommen aber mehr zum Vorschein; auch sind sie dann viel länger. Die großen Schwingen sind graubraun, die kürzern, wie die Fittichdeckfedern, in helles Aschgrau übergehend, die Erstern an den Spitzen dunkelbraun, alle mit weißen Schäften; die Sekundarschwingen, welche den Spiegel darstellen, grauschwarz, schwach stahlgrünlich glänzend, mit weißem Endkäntchen, und da die großen Deckfedern über demselben sehr lange weiße Enden haben, so ist er oben mit einem breiten, unten mit einem schmalen weißen Käntchen eingefaßt; die verlängerten und zugespitzten Tertiarschwingen schwarzbraun, scharf abgesetzt grauweiß gekantet; die Flügeldeckfedern hell aschblau (mevenblau); die untere Seite des Flügels an den kleinen Deckfedern fahlgrau, an den großen und dem Möhringschen falschen Flügel weiß; die Schwingfedern glänzend grau. Die Schwanzfedern dunkelaschgrau, an den Schäften der mittelsten am dunkelsten, an den Rändern weißlich, an denen der äußersten Paare ganz weiß oder weiß gesprenkelt. Solche junge Männchen sind auch an den verstoßenen Schwanzfederspitzen von den ältern zu unterscheiden.

Diese letztern oder wenigstens zwei Jahr alte Männchen unterscheiden sich von jenen im Allgemeinen durch eine bessere Ausbildung und größere Schönheit ihres Prachtkleides; im Einzelnen folgendermaßen: Der Schnabel ist dunkler schwarz, der Augenstern aber heller, fast hellbraun; der Scheitel und das Genick dunkler und gleichförmiger schwarzbraun; das Weiß des etwas breitern Augenstreifs rein, ohne andere Beimischung; die Kehle nicht weißlich sondern schwarz; — die Grundfarbe der Kopfseiten und des Halses viel schöner, fast braunroth und die feinen weißen Strichelchen in demselben klarer und reiner; die Kropfgegend von einem frischen Gelbbraun und die dunkelbraunen Bogenbändchen und Tüpfel der einzelnen Federn viel geregelter; der Rücken und vordere Theil der Schulterpartie brauner; der untere und hintere dieser reiner aschblau, und die über denselben sichelförmig herabgebogenen, längern und schlanker zugespitzten, mit weißem, beiderseits scharf schwarz begrenzten Schaftstreif versehenen, zierlichen Federn in größerer Zahl vorhanden, mindestens 6 große und oberwärts noch mehrere kleine; —

die Tragefedern auf reiner weißem Grunde noch deutlicher schwarz geschlängelt, die hintern weitläufigern sehr regelmäßig parallel, und das flach mondförmige aschblaue Schlußbändchen dieser Partie ebenfalls noch hübscher dargestellt; das Aschblau des Oberflügels reiner und schöner, ohngefähr wie auf dem Mantel der Sturmmeve, und dieses auch über die Aussenseiten und Enden der Fittichdeckfedern und der letzten (kürzern) Primarschwingen verbreitet; der Spiegel schärfer unterschieden, besonders sein oberes Querband viel breiter und rein weiß; die länger zugespitzten Tertiarschwingen grauschwarz, die vordersten wurzelwärts öfters in Aschblau übergehend, ihre scharf abgeschnittenen Seitenkäntchen hell weiß.

Um Johannis stehen die Männchen bereits in der Mauser, um das Prachtkleid abzulegen, im Juli können sie nicht fliegen, aber Ende dieses Monats haben sie ihr eben beschriebenes Sommerkleid vollständig und hiermit auch die Fähigkeit zu fliegen wieder erlangt. Die Weibchen mausern einen vollen Monat später, aber, wie die andrer Arten der Familie, im Herbst nicht wieder, also nur ein Mal im Jahr.

Eigentliche Spielarten scheinen nicht vorzukommen; denn ein im Herbste an der Kehle, der Gurgel und Brust vorkommender purpurrother Anstrich kömmt von Aussen an das Gefieder und ist gleichen Ursprungs wie bei der Märzente, auch so selten und schwach wie bei dieser, und nie so stark als bei der Krückente. Ausserdem scheint auch ein öfter vorkommender, schwacher, rostgelber Anflug an den Enden der weißen Federn des Unterrumpfs nur vom Eisenocher in den Moräſten herzurühren, sich besonders leicht am neuen Gefieder anzusetzen, ehe eine neue Mauser eintritt nach und nach aber wieder ganz auszubleichen.

Die Luftröhre des Männchens verengert sich von oben bald etwas, erweitert sich aber nach unten allmählich wieder, und hat am Theilungswinkel oder untern Kehlkopf eine birnförmige Pauke oder Knochenblase, deren breitestes Ende zu unterst steht.

Aufenthalt.

Die Knäkente hat zwar eine weite Verbreitung, gehört aber mehr der gemäßigten Zone an. In Europa geht sie aus den südlichen und mittlern Theilen nur im Sommer noch ziemlich häufig nach Dänemark und dem südlichen Schweden, aber nur einzeln kaum bis zum 60 Grad n. Br. und im europäischen Rußland auch nur höchstens bis zu gleicher Breite nordwärts.

Ebenso ist sie durch ganz Asien bis Kamschatka unter gleichem Klima gemein, und so wie die das mittlere Europa bewohnenden im Winter nach dem südlichen und westlichen bis ins nördliche Afrika wandern, begeben sich die, welche das gemäßigte Sibirien und südlich angrenzende Länder im Sommer bewohnen, in der kalten Jahreszeit nach Persien, Arabien, Indien und China. Daß sie auch dem nördlichen Amerika angehören solle, ist neuerdings in Zweifel gezogen worden, da sie wol mit A. Crecca oder einer dieser sehr ähnlichen Art verwechselt sein könnte. In unserm Erdtheil ist sie von den südlichsten Theilen Schwedens und Rußlands durch alle von da südlich und westlich gelegene Länder gemein, am häufigsten einerseits, wie es scheint, in Holland, andrerseits in Ungarn; doch kömmt sie schwerlich irgendwo in so großer Anzahl vor als die Krückente, noch weniger wie die Märzente. England bewohnt sie auch häufig, soll auch da zum Theil überwintern, wenn sie nicht mit der folgenden Art verwechselt ist. In Deutschland ist sie in allen niedrigen, nicht zu wasserarmen Strichen allenthalben gemein, wenigstens paarweise vorkommend; so auch hier in Anhalt und den umgrenzenden Ländern, wo wir sie alle Jahr nistend und auf dem Herbstzuge in größerer Anzahl, in kleinen und größern Flügen, an allen geeigneten Orten, doch, wie gesagt, in weit geringerer Menge als die beiden erwähnten Arten, antreffen. Unsere Art mag an Zahl der Individuen im Ganzen die der Mittelente wenig oder nicht übertreffen.

Sie ist weichlicher Natur, deshalb ganz Zugvogel, bleibt im Winter nie bei uns, überwintert aber schon im westlichen und südlichen Europa, z. B. im mittlern und südlichen Ungarn, in Unter-Italien, Spanien, und in den nächsten Ländern jenseits des Mittelmeeres. Schon im August rottiren sich die Familien in kleine Flüge zusammen, von denen im October die Meisten unser Land verlassen, die wenigen Nachzügler sich aber um die Mitte des November gewöhnlich vollends verlieren, so daß man zu Ende dieses Monats und bei eintretenden ernstlichen Fröſten keine mehr gewahr wird. Bei frühzeitig gelinder Witterung im März, doch viel gewöhnlicher erst im April, erscheint diese Art wieder bei uns; dann aber (die Durchziehenden abgerechnet, die auch in kleinen Truppen fliegen), meistens bloß paarweise. Auch sie macht ihre Wanderungen fast immer des Nachts, selten am Tage, im Herbst in südwestlicher Richtung, oft mit andern Arten fliegend, doch in eigenen Abtheilungen. Im raschen Fortzuge fliegt sie ebenfalls sehr hoch und in der-

selben Ordnung wie die vorhergehenden Arten, aber wegen meist geringerer Zahl öfter bloß in einer schrägen Reihe, als in einer sogenannten Pflugschleife.

Sie lebt bloß an süßen Wassern, und besucht den Meeresstrand nur, wo sie seichte stille Buchten findet, deren schlammiger Boden bei der Ebbe vom Wasser frei wird, in der Zugzeit, aber nicht um lange daselbst zu verweilen. Sind Sümpfe und stehende Gewässer mit süßem Wasser in der Nähe, so ist das Meer nur ein Zufluchtsort in der Noth und sie wagt sich auch nicht weit auf dasselbe. Im Lande findet man sie sowohl durchziehend als nistend fast auf jedem Wasser, auf See'n und großen Teichen, doch hier mehr an den Rändern, mehr noch auf schilfreichen kleinern Teichen, selbst auf ganz kleinen, auf Tümpfeln und Wassergräben sumpfiger Umgebungen, in größern und kleinern Brüchern; überall, wo sich viel Schilf, Binsen und hoher Graswuchs befindet, wo die Ufer des Morastes in nasse Wiesen, mit Wassergräben durchschnitten, verlaufen, zwischen Erlengebüsch und Seilweidengesträuch, in der Nähe von Bäumen, ja auf von Hochwald umgebenen Sümpfen und Schilfteichen. Ihre Aufenthaltsorte müssen schlammiges Wasser mit vielem untergetauchten und schwimmenden Pflanzenwuchs enthalten; haben sie aber reines Wasser und nackte Ufer, so weilt sie nicht daselbst. Daher sieht man sie auch selten auf Flüssen; wenn es aber nicht anders sein will, sucht sie auch hier die stillern Winkel an grün bewachsenen Ufern, die größere Strömung und den ausgedehnten freien Wasserspiegel vermeidend. Bei nächtlicher Stille besucht sie alle Wasserlachen und Pfützen auf Aeckern und Wiesen, die beim Wegthauen des Schnee's oder von starken Regengüssen entstanden. Zuweilen läßt sie sich am Tage auch weit vom Wasser auf Wiesen oder in Feldern nieder.

Sie verbirgt sich am Tage gern zwischen nicht gar zu dicht stehenden, hohen Sumpfgewächsen und Gesträuch, oder auf kleinen freien Stellen zwischen denselben, zwischen den nicht zu dichten Sumpfgräsern und Binsen der Ufer, liebt aber das eigentliche Rohr (Arundo phragmitis. L.) weniger als die Schilfarten Poa (aquatica), Sparganium, Acorus, Iris, Carex, und Binsen, Scirpus, Juncus und andere Pflanzen, Equisetum, Sium, Phelandrium, Euphorbia palustris u. dergl. Das Schwaden- oder Mannagras (Festuca fluitans. L.) hat sie zu jeder Jahreszeit sehr lieb, sowohl wenn es noch ohne Halme mit seinen schwimmenden Blättern das Wasser bedeckt, als wenn jene hoch und dicht aufgeschossen, oder gar schon

reifen Samen tragen. Sehr gern liegt sie auch auf überschwemmten Wiesen, wenn die Gräser gegen 1 Fuß hoch und nicht dicht aus dem Wasser ragen, und dieses wenig über ½ Fuß tief ist. Sie kömmt auch auf die Teiche in der Nähe menschlicher Wohnungen, selbst dicht bei Dörfern und an ziemlich belebten Wegen. Auf den an Häuser und Gärten stoßenden Teichen bei meinem Wohnorte war sie von jeher die diese am öftersten besuchende Entenart.

In ihrer Lebensweise ähnelt sie zwar den andern dieser Familie sehr, doch ist sie viel lebhafter, am Tage unruhiger, hält aber auch ihre Schlafstunden um die Mittagszeit, fliegt jedoch schon vor Anbruch der Abenddämmerung, stets etwas früher als die Märzente, nach den gemeinschaftlichen Futterplätzen oder sonst umher, bringt nur in sehr finstern Nächten eine kurze Zeit schlafend zu, ist aber in hellen bis in die Morgendämmerung unausgesetzt thätig. Auch am Tage kehrt sie, von einem Lieblingsorte verscheucht, öfter als andere und zu wiederholten Malen dahin zurück. Uibrigens ruhet sie bald schwimmend, bald stehend oder liegend auf gleiche Weise wie die nächstverwandten Arten und hat einen ebenso leisen Schlaf.

Eigenschaften.

Das alte Männchen der Knäkente in seinem hochzeitlichen Schmuck gehört zu den Nettesten der ganzen Gattung. In ihrer Gestalt, den etwas kürzern Hals ausgenommen, in ihrer Stellung, stehend und gehend, ähnelt sie ganz der Märzente oder in Allem noch mehr der Mittelente; allein die auffallend geringere Größe und die schmälern, spitzigern Flügel unterscheiden sie fliegend schon in weiter Ferne. Viel leichter kann man sie, der wenig verschiedenen Größe wegen, mit der Krückente verwechseln, wo jedoch der geübte Blick an ihrer schlankern Gestalt ein unterscheidendes Merkmal findet.

Sie geht mit wagerechtem Rumpf sehr behende und kann auch ziemlich schnell laufen, weicht aber hierin, so wie im Schwimmen, in Nichts von einer der Vorherbeschriebnen ab, versteht es so gut wie diese, wo der Hals allein nicht auf den Grund reichen will, schwimmend den Hinterkörper aufzukippen und dadurch die Länge der vordern Körperhälfte zur Halslänge zu bringen; taucht auch ganz vortrefflich, aber nur wenn sie der Flugkraft beraubt oder sonst in großer Noth ist, oder spielend, beim Baden oder beim Necken mit andern, ganz unter Wasser; kann, flügellahm geschossen, äußerst

schnell weite Strecken zwischen Boden und Oberfläche fortstreichen, und beißt sich bei solcher Gelegenheit oft unten für kurze Zeit an etwas fest oder steckt zum Athemholen nur den Schnabel und den Kopf bis an die Augen aus dem Wasser, um bei nahender Gefahr sogleich wieder zu tauchen.

Ihr Flug ist weniger durch Haltung und Bewegung der Flügel, als durch seine ausserordentliche Gewandtheit und Schnelligkeit ausgezeichnet, und in gewissen Momenten wahrhaft pfeilschnell zu nennen. Mit kurzen, äußerst hastigen Flügelschlägen in Horizontallinie vorüber huschend, dazu den Körper oft hinüber und herüber werfend, d. h. dem Beschauer bald die obere, bald die untere Körperfläche zeigend, desgleichen wenn sie ohne diese Gaukeleien Abends zu den Fntterplätzen mit kaum sichtbarer Flügelbewegung und größtem Kraftaufwande niedrig durch die Luft schießt, erregt dieser Flug wahrhaft Erstaunen, und keine andere Entenart, ja wenig andere Vögel thun es ihr darin zuvor. Beim Jagen hoch in der Luft, wenn zur Begattungszeit mehrere Männchen ein Weibchen verfolgen, noch mehr aber, wenn die flüchtige Knäkente den sie verfolgenden, nicht minder flüchtigen Taubenfalken zu entkommen, zu übersteigen, seinen Stößen auszuweichen sucht, zeigt sie sich ebenfalls als eine der flüchtigsten und gewandtesten Flieger. Dieser ungemein leichte Flug ist zugleich völlig geräuschlos; nur beim schnellen Wurf des Körpers auf die eine oder die andere Seite hört man manchmal einen ganz kurzen, einzelnen, aber so schwachen Schlag, daß man ganz nahe sein muß, um ihn zu vernehmen. Das Auffliegen geht ebenfalls leicht und ist auch bloß von einem geringen Geräusch begleitet, noch viel leichter und geräuschloser aber das Niedersetzen; dieses klingt oft nur, wie wenn ein leichter Holzspan aus der Luft aufs Wasser fiele; zuweilen gleitet sie jedoch auch, obwol mit wenig hörbarem Rauschen, ein Stückchen auf der Wasserfläche hin, besonders wenn sie sehr niedrig herangeflogen kam. Im Uibrigen fliegt sie, wie andere Enten, meistens gerade aus, oder wenn sie kreiset, in einem weiten Bogen, in Gesellschaft nicht dicht bei einander und fällt noch zerstreueter auf. Bei weitem Flugziel ordnet sich eine solche bald in eine schräge Reihe, sehr selten, wenn ihrer nicht recht viele beisammen, in eine vorn im spitzen Winkel vereinigte Doppelreihe.

Sie ist lange nicht so scheu, so klug oder verschmitzt, so umsichtig wie eine der Vorhergehenden, ja eine der Einfältigsten in dieser Entenfamilie. Zwar weicht sie den frei herangehenden Menschen

auf großen Wasserflächen noch weit genug aus, setzt sich jedoch bald wieder; aber auf kleinen Gewässern hat es wenig zu sagen, sich ihr schußrecht zu nähern. Sie gewöhnt sich auch sehr bald an die Nähe der Menschen und wird, wo man ihr kein Leids zufügt, sogar in einem gewissen Grade vertraulich, zumal gegen Leute, die sich nicht um sie kümmern. Anfänglich entfernt sie sich nur schwimmend, fliegt dann aber, wenn sie ihr zu nahe kommen, auf 40 oder 50 Schritt, auf, fällt jedoch in ähnlicher Entfernung, wenn es der Umfang des Wassers gestattet, schon wieder auf dasselbe oder doch auf ein anderes nahes nieder. Sieht sie sich freilich verfolgt, so wird sie vorsichtiger, vergißt die Störungen jedoch auch bald wieder. Im dünnstehenden Grase überschwemmter Wiesen, nimmt sie vor dem Jäger oft die oben bei der Märzente S. 624. beschriebene, stocksteife Stellung an und hält darin gewöhnlich zum Schuß. Uiber Teichen, wo vergeblich nach ihr geschossen war, kreiset sie beim nächsten Wiedererscheinen, oft schon nach wenigen Stunden wiederkehrend, einige Mal in der Luft, ehe sie auffällt, vergißt aber jenes bald wieder. Bei Anlage und Verheimlichen seines Nestes und bei der Führung der Jungen entwickelt das Weibchen große Klugheit, wie denn hierin überhaupt bei allen einheimischen Entenarten das andere Geschlecht das erste weit überflügelt.

Sie ist so gesellig wie andere Enten und hält sich zu ihrer Gesellschaft, selbst gelegentlich zu der der Hausenten, ohne jedoch mit einer Art sich innig zu verbinden. Dies thut sie nur mit ihres Gleichen und bildet so in den großen Heeren, aus verschiedenen Arten zusammengesetzt, ihre eigenen Abtheilungen. Ausser den allgemeinen Sammel- und Futterplätzen, in Paaren oder ganz kleinen Vereinen, sondert sie sich gewöhnlich von den andern ab, und scheint wenigstens ungeselliger als die Krückente. Unter sich sind sie indessen sehr friedliebend, und wenn, wie eben nicht selten, aus Nahrungsneid, zwei gegeneinander fahren, so ist der Zorn doch eben so schnell wieder verraucht, als er aufbrauste. Nur die Eifersucht der Männchen in der Begattungszeit giebt öfter Gelegenheit zu anhaltendern Zänkereien.

Ihre Stimme ähnelt der der Märzente sehr, hält aber einen viel höhern und weit schwächern Ton, und klingt mehr quäk als quak, oder vielmehr heiser und hoch wie knäk oder knääk; daher der Name Knäkente. Sie stößt es meistens einzeln, selten mehrmals nach einander aus, läßt sich überhaupt nicht gar oft hören, und das Männchen hat im Herbst denselben Ruf, im Frühjahr

und durch die Fortpflanzungszeit aber einen ganz andern. Dieser ist ein sonderbar klappernd schnärrendes Klerrreb, dem Schnärren der Misteldrossel (Turdus viscivorus.) sehr ähnlich, auch nicht viel stärker und in gleicher Entfernung kaum so vernehmbar. Man hat es ziemlich unpassend mit dem Klappern des Storchs verglichen, das aber einen tiefern Ton hat und länger in einem Zuge anhält, in welchem auch die einzelnen Noten lange nicht so schnell folgen. Auf keinem Instrument ist es täuschender nachzuahmen, als auf einer Art kleiner hölzerner Knarren, die man auf allen Märkten in den Drechslerbuden, unter dem Spielzeuge für Kinder, antrifft, durch einmaligen Umschwung oder vielmehr langsameres Umdrehen einer solchen. Stimmt sie gut, so läßt das Männchen sich sehr leicht damit herbei locken, weil es einen Nebenbuhler darin vermuthet, weniger oft das Weibchen, wenn ihm sein Männchen abhanden gekommen ist. Ausserdem lassen beide Gatten, gegen einander aufgeregt, öfters noch ein helles Schäckern wie jäck jäck jäck (sehr schnell gesprochen), hören. Das Männchen schnärrt im Anfange der Begattungszeit viel öfter noch als sein Weibchen knäkt, meistens beim Auffliegen und gleich nach dem Niederlassen, seltner auch im Fluge, es sei denn, daß es jenes verloren habe, wo es sitzend, schwimmend und fliegend sehr viel schreiet. Das pfauchende Zischen der Alten und das Piepen der Jungen ähnelt denen anderer verwandten Arten.

Sie ist ein sanftes Geschöpf und wird vermöge ihrer geringen Wildheit auch alt eingefangen bald zahm. Unterhält man auf einem umschlossenen Teiche bereits andere Entenarten, besonders Märzenten, so gewöhnen sie sich neben diesen sehr bald. Da sie dem Locken dieser gern folgen, so gesellen sich zuweilen aus freien Stücken Knäkenten zu diesen, wie dies ehemals auf dem Teiche in meinem Garten zu mehrern Malen der Fall war. Ein Mal wurde von einem schon ganz zutraulich gewordenen Päärchen absichtlich dem Weibchen die eine Flügelspitze abgeschossen*), worauf es da

*) Das ging nämlich so zu: Mein sel. Vater, ein ungemein ruhiger und sicherer Schütze, und dazu ein Vogelflintchen, dessen Rohr den wenigen Hagel des Schusses ausserordentlich zusammenzuhalten pflegte, ging ganz nahe an das ihn schon kennende und vertrauende Knäkentenpäärchen, scheuchte es auf, zielte im Fluge beim Weibchen seitwärts auf dessen einen Flügel, und traf so glücklich, daß nur dessen Spitze zerschmettert, das Weibchen im Uibrigen aber unverletzt blieb. Dasselbe Stück spielte später noch ein Mal mit demselben Erfolg, bei einem andern Paar, auch bei einem fremden Märzenten-Männchen, das sich freiwillig zu unsern gezähmten gewöhnt hatte und zuletzt eben so zahm als diese geworden war.

bleiben mußte, indem diese bald vertrocknete und abfiel. Das Männchen verließ es nicht, und zeigte sich, so lange es beim Weibchen war, eben nicht wilder als dieses; nur wenn zu lebhafter Verkehr im Garten Statt fand, flog es einstweilen auf die Teiche ausserhalb des Gartens, kam aber, sobald es ruhiger geworden, auch wenn es, wie oft, des Abends noch andere entferntere Teiche besucht hatte, immer wieder, bis die Mauser eintrat, wo es in den letzten Tagen des Juni verschwand, vermuthlich weil ihm zu der Periode, wenn alle Schwingfedern ausgefallen, der Teich, obgleich er Schilf in Menge hatte, doch nicht sicher genug geschienen haben mochte. Es kam aber auch nach der Mauserzeit und im Herbst nicht wieder. Im nächsten Frühjahr kamen wol ein paar Mal Männchen zu dem Weibchen; allein sie wurden vom Letztern spröde abgewiesen, vermuthlich, weil das rechte nicht dabei war. Erst im zweiten Frühjahr kam abermals ein sehr schönes altes Männchen, das sogleich mit Freuden und in solcher Zärtlichkeit auf- und angenommen wurde, daß, als mein Vater es den ersten Morgen nach der nächtlichen Ankunft zum ersten Male gewahr wurde, sich das Weibchen schon von ihm betreten ließ, ohne die Nähe meines Vaters zu beachten, ganz so zahm wie dieses scheinend, mit der Geliebten auf den Futterplatz ging und bald sogar noch zutraulicher als diese wurde, so daß es gar nicht schwer fiel, den neuen Eheherrn in eine Falle zu locken und ihn behufs des Lähmens eines Flügels zu fangen. Es war wol große Wahrscheinlichkeit vorhanden, das Männchen für dasjenige zu halten, welches 2 Jahr zuvor zuerst mit dem Weibchen in den Garten kam. — Von den in der Zwischenzeit zu dem verwittweten Weibchen gekommenen Paaren wurde auch von einem das Weibchen weggeschossen, in der Absicht, daß nun um so eher das fremde Männchen sich das zahme Weibchen anpaaren sollte; allein Letzteres wollte durchaus nichts von ihm wissen, schrie, biß um sich, verkroch sich im Schilfe und ließ sich fast nicht mehr sehen, bis endlich nach einigen Tagen dieses Männchen seine entschieden abgelehnten Bewerbungen aufgab und sich wieder entfernte. Wie so ganz verschieden war dagegen das Betragen der Verlassenen, als der ehemalige Auserwählte wieder erschien. — Die große Anhänglichkeit der gepaarten Gatten, ihre innige Zuneigung gegen einander, ihre zärtlichen Liebeleien, überhaupt das stillvergnügte, artige, zutrauliche Betragen dieser niedlichen Entchen gewähren dem Besitzer ungemeines Vergnügen. Alle die in unserm Besitze waren, wurden viel zutraulicher und zahmer als es unter gleichen Umständen sogar

selbstgezogene Märzenten, selbst Bastarde von diesen und Hausenten waren. Aber für den Hof und Stall taugen diese kleinen Enten noch viel weniger als die genannten. Noch im Dunenkleide befindliche Junge bringt man selten auf; sie verkriechen sich und kommen nicht wieder zum Vorschein. Besser ist, Knäkenteneier einer Hausente ausbrüten zu lassen, diese dann sammt der Brut auf einen umschlossenen, mit Schilf und Gräsern versehenen Teich zu bringen, der Alten ein sicheres Obdach für die Nacht daselbst anzuweisen und das ganze Gehecke bis zum Winter auf dem Teiche zu belassen, im nächsten Frühjahr, ohne die Alte, wieder hinaus zu bringen u. s. w.

Nahrung.

Die Knäkente nährt sich großentheils von Insekten, Insektenlarven und allerlei kleinem Gewürm, aber auch von zarten weichen Wurzeln und Knollen, Keimen, Blättchen und Blattspitzen, Knospen und Samen von vielerlei Sumpf- und Wasserpflanzen, von Grassamen und Körnern, von Gerste, Hafer und Hirsen; dann von Regenwürmern, nackten und kleinen Gehäusschnecken, ganz kleinen Fröschen und Froschlarven, und zuweilen, außer dem Laich, auch von ganz kleiner Brut von Fischen.

Im Anfange des Frühlings durchschnattert sie die aufkeimenden Schilf- und Grasarten und verzehrt dann viele kleine Süßwasserkonchylien, wozu später auch nackte Schnecken und Regenwürmer, dann Insektenlarven und allerlei zartes im Moraste lebendes Gewürm kommen, bis gegen den Herbst Sämereien ihre Hauptnahrung werden, die sie theils von den Stengeln und Halmen abzupft, theils wenn sie ausgefallen, aus dem Schlamme hervorschnattert. Wo sie am Tage sich niederläßt, geschieht es zwar meistens auf der freien Mitte der Gewässer; allein sobald es nur einigermaßen ihr nicht zu gewagt scheint, schwimmt sie den seichtesten Uferstellen zu, besonders solchen, wo Binsen, Gräser und niedriges Schilf vorhanden ist, doch nicht zu dicht steht, und wo sie im seichten Wasser bei hinabgestrecktem Halse mit dem Schnabel auf den Grund langen kann, wenn sie dazu auch den Hinterkörper senkrecht aufkippen müßte; denn mit ganzem Körper taucht auch sie nie nach Nahrung unter. Häufig sucht sie diese auch watend oder am Ufer hin laufend, wobei sie besonders frühmorgens sich oft noch weiter auf vom Wasser freien Rasen der Anger, Viehtriften und in die Wiesen verläuft, und der Regenwürmer und Schnecken wegen sich oft ziemlich weit

vom Wasser entfernt. Im Entengrün (Lemna. L.) und andern schwimmenden und untergetauchten Pflanzen schwimmt sie gern herum, theils zarter Pflanzentheile, theils der vielen zwischen denselben sich aufhaltenden Insektenbrut wegen, die sie daraus hervorschnattert, wo ihr selbst die kleinsten Mückenlarven eine angenehme Nahrung sind. Gegen Abend wird sie viel aufgeregter, verläßt bald nach Sonnenuntergang, früher als andere Enten, den Tagesaufenthaltsort und fliegt nach solchen Stellen, wo sie recht viel Futter zu finden hoffen darf, wo manche Potamogeton-Arten, Binsen oder Gräser in Menge beisammen wachsen und reifen Samen haben, vor allen nach solchen Stellen, wo das Manna- oder Schwaden-Gras in Menge beisammen wächst, dessen Same zu ihren Lieblingsgenüssen gehört. Sie streifen diesen Samen entweder von den Rispen oder schnattern den ausgefallenen aus dem Wasser oder Moraste auf. Diese Grasart gehört überhaupt zu ihren Lieblingsgewächsen; denn auch im Frühjahr, wenn bloß erst die schwimmenden Blätter desselben sich auf der Wasserfläche ausbreiten, schwimmt und schnattert sie gern zwischen denselben herum. Abends und die Nächte hindurch besucht sie auch alle kleinern Teiche, Tümpfel, Pfützen und Gräben im Umkreise, besonders gern überschwemmte Wiesen und vom Schnee- oder Regenwasser entstandene Lachen und Pfützen auf Viehtriften und Aeckern, auch die, welche Stoppeläcker überschwemmen, wo sie noch Körner sucht, namentlich Gerste und Hafer, die sie sonst, wie andere Getreidearten, meistens nur zufällig findet, jedoch in Gegenden wo es wenig Schwadengrassamen gibt, mitunter auch den Märzenten auf die Gersten- oder Haferschwaden folgt, um sich von den Körnern zu sättigen. Ist in dieser Zeit jedoch das nahe Wasser reich an Potamogetum marinus, P. pectinatus und andern ähnlichen Arten, deren linsenartige Samen sie sehr liebt, so fliegt sie nicht leicht aufs Feld und entbehrt den Genuß des Getreides. Auch diese Enten werden vom häufigen Genuß vieler Sämereien, namentlich des Schwadengrases, wenn sie ihn in Menge und auf längere Zeit haben können, sehr feist und ihr Fleisch zarter und wohlschmeckender.

In Gefangenschaft, wenn sie auf einem mit Binsen und Schilf, mit Entengrün und andern Lieblingspflanzen reichlich versehenem Teiche sein können, folglich neben dem ihnen gestreueten Futter auch viel natürlich daselbst vorkommendes sich suchen können, halten sie sich recht gut, bei zerkleinertem Brodt, Gerste und Hafer, gewöhnen sich auch an ganz klar zerschnittene gelbe Rüben oder Mohren und lernen diese sehr gern fressen.

Fortpflanzung.

In allen oben beim Aufenthalt angezeigten Ländern und Gegenden nistet auch die Knäkente, so auch in vielen Gegenden Deutschlands, so daß eigentlich bloß zu wasserarme und gebirgige hiervon eine Ausnahme machen. Uiberall bei See'n und Teichen mit schilfigen oder in Wiesen verlaufenden Ufern, in großen und kleinern Brüchern, in sumpfigen, mit Gräben und andern Wasserbehältern durchkreuzten Wiesenflächen und in der Nähe dieser, finden sich hin und wider nistende Päärchen, in ausgedehntern nassen Flächen viele, in kleinen nur einzelne; doch kömmt sie nistend nirgends so häufig vor als die Märzente, mit der sie übrigens ganz gleiche Beschaffenheit der Gewässer und ihrer Umgebungen verlangt, auch ebensowenig den Wald scheuet, oft mitten im Hochwalde bei kleinen Teichen, wie in mit Bäumen und Gebüsch reichlich versehenen Sümpfen ihre Nistplätze findet. Unmittelbar an Flüssen nistet sie nicht, oft aber in der Nähe derselben, immer bei stehenden Gewässern und Morästen.

Sie erscheinen an den Orten, wo sie nisten wollen, bald im Frühjahr und die Meisten schon gepaart, doch viele auch nicht, dies wahrscheinlich die Jungen vom vorigen Jahr, unter denen es dann zwischen den Männchen nicht an lebhaften Zänkereien um die Weibchen fehlt, die besonders in einem anhaltenden Jagen und Verfolgen in der Luft bestehen, wobei sie ihre ausserordentliche Flugkraft im glänzendsten Lichte zeigen, wenn man nicht selten 3 bis 4 Männchen 1 Weibchen, unter allerlei Schwenkungen, bald sehr hoch, bald tiefer fliegend, unabläßig verfolgen und in diesem Wettfluge bis zur gänzlichen Ermüdung aushalten sieht, wo dann der Streit damit endet, daß das am meisten begünstigte Männchen sich neben das Weibchen aufs Wasser wirft und mit ihm schwimmend entweder nach dem Schilfe eilt oder es sogleich betritt*), die andern sich aber zerstreuen und eine andere ähnliche Gelegenheit abwarten, um ihre Bewerbungen bei einem andern Weibchen mit mehr Glück zu versuchen und anzubringen. Daß die Letztern sehr wählig sind, und

*) Man hat gesagt: Sie reihen in der Luft. — Wenn man aber unter „Reihen" Betreten (Begatten) verstehen wollte, würden wir dem widersprechen müssen, da wir wol in jedem Frühling jenes Nachjagen einzelner Weibchen von mehrern Männchen zugleich, aber keinen andern Beschluß dieses Manövers als den erwähnten beobachtet haben. Unzählige Mal sahen wir diese Enten den Begattungsact vollziehen, aber nie anders als schwimmend.

wenn sie sich einmal einem Männchen ergeben haben, diesem sehr treu bleiben, ist schon im Vorhergehenden, wie es bei Gezähmten beobachtet wurde, mitgetheilt. Nicht so die Männchen; diese machen es, wenn ihre Weibchen brüten und eins, um sich zu erholen, vom Neste geht und sich auf dem Freien blicken läßt, ebenso wie die Männchen der Märzente, von denen sich nicht selten eins sogar unter die nachjagenden Knäkenten-Männchen mischt; doch haben wir eine so ungleiche Begattung nie bemerkt, auch unter Gezähmten Anträge dieser Art stets mit dem größten Widerwillen abweisen sehen.

Bei einmal gepaarten Päärchen hangen die Gatten mit inniger Zärtlichkeit aneinander, doch scheint die Liebe des Gatten zur Gattinn stets stärker zu sein, als die dieser zu ihm. Er fügt sich auf jedem Tritte und Schritte ihrem Willen und folgt ihr auch im Fluge; wird sie ihm weggeschossen, treibt er sich Tage lang rastlos suchend und ängstlich rufend in der Gegend umher und kömmt immer wieder zur Unglücksstelle zurück. Schießt man dagegen das Männchen weg, so kömmt das Weibchen nicht wieder zurück und scheint sich bald in sein Geschick zu fügen.

In der Gegend, welche ein Päärchen zum Nisten erwählt hat, sieht man es vom Tage seiner Ankunft an alle Tage; da dies aber ein Bezirk von mehr als einer halben Stunde Umfang sein kann, so ist das Plätzchen, welches das Weibchen für das Nest aussucht, nicht allein schon darum schwer zu entdecken, sondern auch fast noch mehr deswegen kaum anders als zufällig aufzufinden, weil es dabei seiner Laune den weitesten Spielraum läßt und die verschiedenartigsten Orte dazu auswählt, es obendrein auch noch sehr sorgfältig zu verstecken weiß. So steht es bald dicht am Wasser, im Schilfe und Gestrüpp eines Grabenufers, oder ganz vom Wasser oder Moraste umgeben auf einer Seggen- Binsen- oder Sumpfwolfsmilchkufe; bald ganz auf dem Trocknen, nicht selten wol 1500 Schritt vom Wasser entfernt, im Grase der Wiesen, im hohen Getreide naher Aecker, oder in einzelnen Gebüschen, auf jungen Kiefernansaaten wo die Bäumchen schon mehrere Fuß hoch, an buschigen Garten- oder Ackerrändern, oder wol gar tief im Walde, auf jungen Schlägen oder grasreichen kleinen Blößen oder an Waldwegen, selbst wo das Strauchholz mehr als Mannshöhe erreicht hat, aber nicht zu dicht steht, um auch Graswuchs zuzulassen. Zudem nahet es sich dem Neste stets mit großer Vorsicht, umkreist den Platz zuvor, mit dem Männchen, im weiten Fluge, stürzt sich erst, wenn es die Um-

gebungen sicher befunden, schräg herab, doch immer noch ziemlich entfernt von dem Plätzchen, zu dem es sich nun vollends, im Gestrüpp versteckt haltend, schwimmend oder laufend verfügt, während das Männchen entfernt bleibt und in Zeiten der Noth mit seinem schnärrenden Ton jenem ein Warnungszeichen giebt, sich selbst aber auf und davon macht. Trifft man daher an ungewöhnlichen Orten ein einzelnes Männchen öfter an, so darf man sich versichert halten, daß sein Weibchen in den Umgebungen das Nest hat und legt oder brütet.

Den Bau des Nestes besorgt das Weibchen am selbst gewählten Plätzchen allein, und da es die Materialien aus den nächsten Umgebungen nimmt, so sind diese bei jedem etwas verschieden, doch immer trockne Pflanzentheile, bald Schilfblätter und Binsen, bald bloß trocknes Gras, bald dieses mit vielem dürren Laube vermengt, bald bloß Stroh oder nur wenig von jenem darunter. Zuweilen trägt es diese Dinge in Menge zusammen und häuft sie ohne Kunst aufeinander, ein anderes Mal sind es nur wenige; immer aber sind die es umgebenden Schilf- und Grashalmen in sofern zur Hülfe genommen, daß sie oben über dasselbe ein leichtes Gewölbe bilden, wodurch das Weibchen von oben nicht leicht gesehen werden kann, wobei dann der Eingang gewöhnlich nur auf einer Seite ist. Sehr niedlich bildet zuweilen der schrägaufsteigende Zweig eines Gebüsches eine Art von Träger für das Halmengewölbe, unter dem das Nest steht. An solchen und überhaupt trocknen Orten, kratzt es zuvor gewöhnlich eine napfartige Vertiefung in den Boden, ehe es Baumaterialien herbei trägt, mit welchen es dann jene oft ziemlich nachlässig belegt, doch den Rand des Nestes stets bedeutend erhöhet, daher immer tief in denselben und um so sichrer sitzt, je besser die um dasselbe stehenden Halme u. dergl. es überwölben, was jedoch mehr dem Zufall als seinem Kunstsinn anheimgestellt bleibt.

Erst mit Ende des April oder Anfangs Mai fängt das Weibchen zu legen an, wo man dann in einem Neste 9 bis 12, selten bis 14 Eier findet. Diese Eier sind stets von einer etwas länglichten Eigestalt, nicht selten an beiden Enden fast gleich schlank zugerundet; ihre Schale von sehr feinem Korn, ohne sichtbare Poren, sehr eben und glatt, doch ohne Glanz; ihre Farbe ein braungelbliches, sehr schwach (nur frisch) ins Grünliche ziehendes Weiß, wie bei denen der nächstverwandten Arten. Sie sind 1 Zoll $10^3/_4$ bis $11^1/_4$ Linien lang, und 1 Zoll 3 bis 4 Linien breit. Ihre viel geringere Größe unterscheidet sie von denen der vorigen Art hin-

länglich, weniger von denen der Löffelente, die gewöhnlich fast nur dieselbe Länge, dazu aber stets eine größere Breite, daher eine dickere Gestalt und ein stärkeres Gewicht haben. Von denen der Krückente sind sie kaum zu unterscheiden, wenn man sie nicht in Mehrzahl vergleichen kann, wo diese im Allgemeinen eine etwas kürzere Gestalt, aber in der Größe wenig, in der Färbung der Schale fast keinen Unterschied zeigen, indem auch unter denen der Knäkente welche vorkommen, deren Farbe wenig oder gar nicht ins Grünliche zieht, andere wieder, wie die der Löffelente, einem reinen Ochergelb sich nähern, sogar in einem Gelege solche Abweichungen zeigen.

Kömmt das Weibchen vor dem Brüten oder ganz im Anfange desselben um die Eier, so macht es ein neues Nest und Gelege; dann besteht dieses aber selten aus mehr als 6 bis 7 Eiern, daher man dann oft um die Mitte des Juli, beim Mähen der Wiesen, noch brütende Weibchen findet, deren Junge dann nicht vor dem September flugbar werden können.

Sobald es zu brüten anfängt rupft es sich Dunen am Unterrumpfe aus, zuerst wenig, dann von Tage zu Tage mehr, und umhüllt damit die Eier, bedeckt sie auch bei jedesmaligem Abgehen sorgfältig, wird auch, wenn es sich auf dem Freien blicken läßt, von den müßigen Männchen, sowol dem seinigen als andern, heftig umhergejagt und von einem oft mit Gewalt betreten, wie es bei andern verwandten Arten auch herzugehen pflegt. Es sitzt zwar sehr fest über den Eiern, so daß man behutsam sich auf wenige Schritte nähern kann, ehe es mit Geschrei herausfliegt; wenn dies aber beim Eierlegen öfter vorkömmt, verläßt es Eier und Nest; nicht so, wenn es schon einige Zeit gebrütet hat, zumal in der letzten Zeit, wo es öftere Störungen nicht achtet, und sich dann zappelnd und flatternd auf dem Boden fortwälzt, was es immer und mit klaglichem Schreien thut, wenn man sich den dem Neste bereits entlaufenen Jungen nähert. Die Brütezeit dauert nach genauen Beobachtungen nur 21 bis 22 Tage. In den ersten Wochen hält sich das Männchen nicht weit vom Nest auf, um gleich bei der Hand zu sein, wenn das Weibchen abgeht; später wird es lauer und hält dann mit mehrern seines Gleichen sich am Tage auf der freien Wasserfläche auf, bis Anfangs Juli, wo die Mauser stärker wird und um die Mitte dieses Monats die ängstlichste Periode, in welcher sie nicht fliegen können, eintritt, während welcher alle Männchen verschwinden, d. h. im dichtesten Schilfe sich versteckt halten.

Der Mutter ist also auch hier die Sorge für die Erziehung ihrer Kinder ganz allein überlassen, die sie, sobald sie den Eiern entschlüpft und gehörig abgetrocknet sind, dem nächsten Wasser zuführt. Hier zwischen hohen Gräsern und andern dichten Sumpfgewächsen verweilt sie an Orten wo sie keine Störungen erfuhr, bis die Jungen nach und nach herangewachsen, führt sie aber im entgegengesetzten Falle oft weit weg, von einem Teiche und Sumpfe zum andern. Sowol das Betragen der Alten wie das der Jungen ist dem der Märzenten gleich, die letztern sind aber noch beweglicher, im Schwimmen und Tauchen bei Gefahren noch hurtiger und gewandter als die der genannten Art. Im August sind die meisten Gehecke erwachsen und flugbar, nur spätere Bruten erst im September, und kommen dann Abends auf die Plätze, wo es viel Schwadengrassaamen giebt, doch mehr vereinzelt als in gedrängten Vereinen, bis sie im Spätherbst in ziemlichen Flügen vereint das Land verlassen.

Feinde.

Der Knäkente wird von mehrern Raubvögeln oft und hart zugesetzt. Wir sahen den Hühnerhabicht, den Sperber und den Taubenfalken als ihre heftigsten Verfolger und nur wo es ihr möglich war ein Wasser oder ein Gebüsch zu erlangen, in welches sie schnell genug sich werfen und verbergen konnte, den Klauen jener entgehen. Ganz auf dem Freien rettet sie nicht selten die große Schnelligkeit, Gewandtheit und Ausdauer ihres Fluges, namentlich bei den Angriffen der letztgenannten Art. Ein höchstinteressantes Schauspiel giebt ein solcher Wettkampf zweier so ausgezeichneter Flieger, wenn die Knäkente vom Falken eingeholt seinem Stoße durch eine plötzliche Seitenwendung ausweicht, ihn hoch in der Luft immer wieder zu übersteigen sucht, oder sich senkrecht herabstürzt und durch eine erneuerte Schwenkung seitwärts abermals seinem Stoße sich entzieht, und dies meistens so lange treibt, bis der große Kraftaufwand den Falken erschöpft und ihn zum Abzuge nöthigt. Die Knäkente übertrifft in solchem Wettfluge die flüchtigste Feldtaube bei Weitem. — Die Weihenarten, Raben, Krähen und Elstern rauben ihr oft die Eier und erwischen auch manches Junge. Den nächtlichen Raubthieren, als Füchsen, Mardern, Iltissen, Wieseln und Ratten, so wie menschlicher Ruchlosigkeit, wird das Zerstören der Nester häufig dadurch erleichtert, daß viele Weib-

chen sie an trocknen und an solchen Orten anbringen, wo mehr Verkehr herrscht.

Unter den ihr Gefieder bewohnenden Schmarotzerinsekten kommen die meisten, wie Philopterus icterodes, Ph. squalidus, Liotheum luridum, Nitzschii, auch auf andern Entenarten vor. Ebenso hausen in ihren Eingeweiden auch die Taenia laevis, ein Amphistomum u. a. A.

Jagd.

Gleich andern Enten ist sie auf größern Gewässern viel scheuer, doch lange nicht so scheu als eine der vorhergehenden dieser Familie, auf kleinen aber eine der zutraulichsten; und wenn man auch dort sich aus der Ferne ihr nur ungesehen auf Schußweite zu nahen vermag, so hält sie hier, bei Vermeidung eines starren Anschauens und stracks auf sie zuzugehen, sogar dem frei sich nähernden Schützen oft schußrecht aus. Im dünnstehenden Grase überschwemmter Wiesen nimmt sie oft, wie die Märzente, jene S. 624. beschriebene starre Stellung an und hält darin gewöhnlich schußmäßig aus. Auf dem Abendanstande, namentlich im September auf den Schwadengrasplätzen, wird sie häufig geschossen, doch gehört dazu, wo dies nur im Fluge geschehen kann, ein sehr geübter Flugschütze, weil ihr pfeilschneller Flug hier dem der Bekassinen ganz gleich kömmt. Schießt sie im Scheitelpunkt des Schützen über diesen hinweg, so würde es auch für den gewandtesten vergebliche Mühe sein, sie zielend einzuholen; er darf sich daher nur auf die einlassen, welche nicht zu nahe neben ihm vorüber streichen, und wird auch hier bloß bei größtmöglichster Schnelligkeit etwas gegen sie ausrichten. Uibrigens ist diese Art von Jagd, so wie die an den Nistorten nach den Jungen abzuhaltende, ganz wie sie bei der Märzente beschrieben worden, mit dem kleinen Unterschiede, daß die Knäkenten im Verstecken, Tauchen und andern Rettungsmitteln jene noch bei Weitem übertreffen. Wo heftige Störungen vorfielen, führt gewöhnlich die Alte ihre Jungen weit weg, nach abgelegenen Teichen und Sümpfen, und sollte sie den Weg auch theilweis über das Trockene nehmen müssen. Ihre Wahl trifft in solchen Fällen oft ganz kleine Schilftümpfel, in Lagen, wo man sonst keine sieht, und sie dann nur zufällig entdeckt.

Auf den Entenheerden und in den Entenkoien wird sie ebenfalls häufig gefangen, und folgt hier dem Locken der verwandten

Arten, obgleich besser noch den Lockenten von ihrer eigenen. Da sie sehr gern an das verflachte Ufer geht, besonders, wo nicht zu hohes Gras und Binsen wachsen, so kann sie in den Bahnen zwischen diesen auch leicht in Schlingen (m. s. Thl. VI. S. 537.) gefangen werden, wie denn hier auch das Rebhühner-Schleifennetz (VI. ebendaselbst) mit Vortheil anzuwenden ist. Ebenso fängt sie sich sehr leicht auch in Fußschlingen, wie man sie für schnepfenartige Vögel (s. VII. S. 209.) am Wasserrande aufstellt, oft zufällig in bloß für diese gestellte, zumal wenn man das Plätzchen mit zerstückelten Regenwürmern bestreuet hatte, welche sie gern aufsuchen, da diese und anderes Gewürm eine Hauptnahrung für sie ausmachen, besonders im Frühlinge.

Nutzen.

Ihr Wildpret ist sehr wohlschmeckend und im Herbst, wenn diese Enten sich an Sämereien, besonders Schwadengrassamen, gemästet haben und oft sehr feist sind, eins der allerbesten. Sein wildernder Beigeschmack ist dann, zumal bei Jungen, sehr schwach und eine wirklich angenehme Zugabe; dieser dagegen im Frühjahr viel stärker und widerlicher, das Fleisch magrer und zäher, und somit auch der Genuß desselben um Vieles schlechter. Dieser Unterschied ist bei keiner Art auffallender. — Die Eier sind sehr schmackhaft und zu jedem Küchengebrauch geeignet.

Die Federn können zwar wie die andrer Enten zum Ausstopfen weicher Kissen und Betten benutzt werden, ihre geringe Größe giebt ihnen jedoch wenig Empfehlendes.

Schaden.

So wenig wir ausser dem angegebenen einen anderweitigen Nutzen zu bemerken haben, kennen wir auch Etwas, wodurch sie dem Menschen nachtheilig würden. Daß sie, gleich andern Enten, den Fischlaich nach andern Gewässern verschleppen und so den von Raubfischen in solche übersiedeln, worin man diese nicht dulden will, und daß sie mitunter auch junge Fischbrut fressen, ist Alles was man ihnen nachsagen kann und, an sich schon unbedeutend genug, wird Ersteres noch häufig dadurch aufgehoben, daß sie auch den Laich von guten Fischen an Orte übertragen, wo diese erwünscht sind.

333.

Die Krück-Ente.

Anas crecca. *Linn.*

Taf. 304. { Fig. 1. Männliches Prachtkleid.
Fig. 2. Männliches Sommerkleid.
Fig. 3. Junges Weibchen.

Krickente, Kriekente, Kriechente; kleine Kriek- oder Kriech-Ente, gemeine Kriechente, fränkische Kriechente; Kriechen; Kricke; Krugente, Krugelente; Kleinente, Franzente; Schapsente; Spiegelente, Kreutzente; Bisamente; Schmielente; Murentlein, Sorentlein; Wachtelentchen; Grauentchen; Sommerhalbente. Drossel; Trösel; kleine Trasselente; Socke; bei hiesigem Jäger: Kleine Krückente.

Anas crecca. Gmel. Linn. syst. I. 2. p. 532. n. 33. = Lath. Ind. II. p. 872. n. 100. = Retz. Faun. suec. p. 127. n. 85. = Nilsson, Orn. suec. II. p. 234. n. 245. = *La petite Sarcelle.* Buff. Ois. IX. p. 265. t. 17 & 18. — Edit. de Deuxp. XVII. p. 298. t. 8. f. 3. male. = Id. Pl. enl. 947. male. = Gérard. Tab. élém. II. p. 404. = *Canard Sarcelle d'hiver.* Temm. Man. nouv. Edit. II. p. 846. = *Common Teal.* Lath. syn. VI. p. 551. n. 88. — Uiberf. von Bechstein, III. 2. S. 473. n. 88. = Penn. Arct. Zool. II. p 577. P. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 537. P. = Bewick, Brit. Birds II. p. 376. = *Anatra querquedula, o Arzavola.* Stor. degli ucc. V. tav. 596—598. = *Alzavola.* Savi, Orn. tosc. III. p. 148. = *Winter Taling.* Sepp. Nederl. Vog. III. t. p. 147. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 1143. = Dessen, Taschenb. II. S. 438. n. 24. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 547. n. 22. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlds. S. 256. n. 15. = Meisner und Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 304. n. 269. = Teutsche Ornith. v. Borkhausen u. A. Heft III. M. u. W. = Koch, Baier. Zool. I. S. 417. n. 264. = Brehm, Lehrb. II. S. 802. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 884—886. = Gloger, Schles. Faun. S. 57. n. 260. = Landbeck, Vög. Würtemberg's. S. 77. n. 272. = Hornschuch und Schilling, Verz. pommerscher Vög. S. 20. n. 264. = E. v. Homeyer, Vög. Pommern's. S. 74. n. 247. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 227. n. 399. = Frisch, Vög. II. Taf. 174. Männch. T. 175. Weibch. = Naumann's Vög. alte Ausg. III. S. 292. Taf. XLVIII. Fig. 68. Männch. F. 69. Weibch., beide im Frühlinge.

Diese Art ist in jüngster Zeit generisch oder subgenerisch bald von Anas getrennt, bald zu einem eigenen Subgenus in der Gattung Querquedula gemacht, oder man hat sie bei Anas gelassen, während man sie von Querquedula generisch trennte.

Die Schmielente, *Anas juncea*. Frisch, Vög. II Taf. 173. kennt man bloß aus dieser Abbildung. Da sich seit Frisch ein zweites Exemplar dieser vermeintlichen Art nirgends hat auffinden lassen, auch in andern Ländern nicht, so muß das Entstehen jener Abbildung auf einem groben Irrthum beruhen und ihr Vorkommen in der Natur, in dieser Gestalt, bezweifelt werden. Nach Frisch soll sie in der Größe den andern Kriekenten gleichen und nach der Abbildung in Farbe und Zeichnung große Aehnlichkeit mit dem männlichen Prachtkeide der Anas Boschas, aber einen schwarzen Schnabel und schwarze Füße haben, deren Gestalt auch denen der Kriekenten gleicht. Einen weißen Ring, zwischen dem goldgrünen Kopf und Hals und dem dunkelkastanienbraunen Kropfe hat sie nicht; dieser fehlt aber auch bei Frisch der Abbildung (Taf. 158.) des Männchens von Anas Boschas, und ist wahrscheinlich hier wie dort ein Versehen des Coloristen; wie denn überhaupt die Frischischen Figuren bei genauerer Untersuchung nicht das sind, wofür man sie gewöhnlich nimmt und was sie durch eine nicht zu leugnende ansprechende Darstellung zu sein scheinen, da sie, namentlich hinsichtlich systematischer Genauigkeit viel zu wünschen übrig lassen, daher zu dem jetzigen Zustand der Wissenschaft und Kunst durchaus nicht mehr passen.

Kennzeichen der Art.

Der Schnabel schwärzlich, die Füße grau. Der Spiegel ist groß, hinten prächtig grün, vorn sammtschwarz, unten schmal weiß, oben breit weiß und rostfarbig eingefaßt. Etwas kleiner als die Knäkente.

Beschreibung.

Die Krückente gehört unter die kleinsten Entenarten und in Europa giebt es eine kleinere nicht. Die ältern Individuen haben die Größe der jüngern von der vorhergehenden Art; die Größenverschiedenheit ist demnach eben nicht sehr auffallend, dann aber sehr stark, wenn man manche Exemplare von jungen Weibchen in ihrem ersten Lebensherbste, worunter zuweilen ausserordentlich kleine vorkommen, mit mehrere Jahr alten Knäkenten vergleichen will. Die Verwechslung beider Arten ist noch sehr gewöhnlich, nicht allein bei den meisten Jägern, sondern selbst noch hin und wieder bei Liebhabern der Ornithologie, ja sie kam vor wenigen Dezennien noch oft genug bei wirklichen Ornithologen vor. Bei aller Aehnlichkeit der Farbe und Zeichnung des weiblichen und jugendlichen Gefieders, wie das der männlichen Sommertrachten, giebt doch der ganz anders gefärbte Spiegel ein so zuverlässiges Unterscheidungszeichen, daß es große Unachtsamkeit verrathen würde, wenn es auch nur für den ersten Augenblick den leisesten Zweifel Raum geben sollte. Der viel größere Spiegel der Krückente mit seinem prächtigen Goldgrün und tiefen Sammetschwarz, beides den viel schmälern der Knäkente fehlend, leuchtet augenblicklich in die Augen, und drau-

ßen ist der dieser ebenfalls fehlende Lockruf, welcher der Krückente den Namen verschafft hat, eben ein so sicheres Unterscheidungszeichen *).

Sehr ähnlich und leicht mit ihr zu verwechseln, ist die amerikanische Krückente, die etwas kleiner ist und am gleichgefärbten Spiegel bloß einen breitern weißen Hintersaum, im männlichen Prachtkleide keinen weißen und schwarzen Längestreif an den Schultern, aber zwischen Kropf- und Tragfederpartie einen weißlichen Querstreif hat. Sie muß der unsrigen auch in der Lebensart sehr ähneln, weil sie von fast allen naturforschenden Reisenden nicht für artverschieden gehalten worden ist. Pennant, Brünnich, Gmelin u. a. ältere Schriftsteller haben sie indessen schon als verschiedene Art beschrieben, und letztgenannter sie mit dem Namen Anas carolinensis bezeichnet.

Unsere Krückente kann in der Größe zwar nicht, wie wol übertriebener Weise häufig geschehen, mit der Wachtel verglichen und deshalb Wachtelentchen genannt werden, sondern gleicht hierin wol eher einer etwas großen Haustaube, wenn man dieser Flügel und Schwanz verkürzt und einen längern Hals aufsetzt. Ihr Gewicht beträgt selten viel über 1 Pfund, öfter noch etwas darunter. Die Maaße der Männchen sind gewöhnlich folgende: Länge: $13^1/_4$ bis $13^7/_8$ Zoll; Flugbreite: 24 bis 25 Zoll; Flügellänge: $8^1/_4$ Zoll; Schwanzlänge: 3 Zoll. Die Weibchen sind bedeutend kleiner, gewöhnlich nur $12^1/_2$ bis $12^3/_4$ Zoll lang und 23 bis 24 Zoll breit, ja von den jungen im ersten Lebensherbst manche noch kleiner, nur 12 Zoll lang und $22^1/_4$ Zoll breit.

In der Gestalt gleicht sie völlig der vorhergehenden Art, doch scheint ihr Rumpf etwas weniger schlank. Ihr Gefieder ist wie bei dieser, der aus 16 etwas zugespitzten Federn zusammengesetzte Schwanz am Ende zugerundet und die Spitzen der ruhenden Flügel bis auf das zweite Drittheil seiner Länge reichend. Die Sekundarschwingen sind etwas länger, daher der Spiegel breiter als bei jener. Am männlichen Hochzeit- oder Prachtkleide zeigen sich einige Abweichungen; in ihm hat der Hinterkopf verlängerte, zarte, buschichte Federn, die sich zu einer Art Holle aufsträuben lassen, aber auch glatt niedergelegt werden können; die größern Schulterfedern haben zwar

*) Der Name „Krück-Ente" wird auf verschiedene Weise, theils von der Stimme, theils von „Kriechen", theils von „Krick" oder „Kriek" d. i. „klein", u. s. w. abgeleitet, daher auch verschieden, bald Krick- bald Kriek- bald Kriech-Ente geschrieben.

auch lanzettförmig zugespitzte Enden, diese aber bei Weitem kleiner und von wenig auffallender Zeichnung.

Der Schnabel ist dem der Knäkente ganz ähnlich, verhältnißmäßig aber etwas kürzer, daher weniger schlank aussehend; Zahnung, Zunge und Nasenloch wie bei jener. Dieser schmale, gleich breite, flach gewölbte, vorn halbzirkelig endende, mit kleinem Nagel versehene Schnabel ist 1 Zoll 6 bis 8 Linien lang, an der Wurzel 7 bis 8 Linien hoch und hier $5^1/_2$ Linien breit; bei den Alten im Frühjahr ganz schwarz, beim Weibchen meist nur schwarzgrau; im Spätsommer unten, am Rande und den Mundwinkeln schmutzig röthlichgelb, beim Weibchen mehr als beim Männchen; Zunge und Rachen fleischfarbig. Im getrockneten Zustande wird er ganz schwarz.

Das Auge hat einen lebhaft braunen, fast nußbraunen Stern und nur nach innen nackte schwärzliche Lider.

Die kleinen niedlichen Schwimmfüße zeichnen sich vor denen der vorhergehenden Art, außer daß sie etwas kleiner, durch Nichts besonders aus. Der Lauf mißt von der Mitte des Fersengelenks bis auf die Einlenkung der Zehen 14 bis 15 Linien, bei manchen Weibchen zuweilen nur $13^1/_2$ Linien; die Mittelzeh, mit der $3^1/_2$ Linien langen Kralle, 1 Zoll 7 bis 8 Linien; die Hinterzeh 5 Linien, wovon die kleinere Hälfte auf die Kralle abgeht. Die Farbe der Füße ist im Leben ein röthliches Aschgrau, das im Tode allmählich schwarzgrau und völlig ausgetrocknet mattschwarz wird. Die Krallen sind stets hornschwarz.

Das Dunenkleid sieht dem der jungen Knäkenten so täuschend ähnlich, daß beide Arten darin nicht zu unterscheiden sind. Es hat im Ganzen die Farbe und Zeichnung wie das der jungen Märzenten.

Im Jugendkleide hat der schwarzgraue Schnabel unterhalb und an den Mundwinkeln noch viel röthliches Gelb oder Fleischfarbe und die Füße eine gelblich bleigraue Färbung, das Auge einen dunkelbraunen Stern; Kopf und Hals sind auf blassem graulichrostgelblichem Grunde, braunschwärzlich gestrichelt und getüpfelt, so daß ein nicht sehr deutlich gezeichneter lichter Streif über dem Auge, auch wol ein ähnlicher unter demselben entsteht, die weißliche Kehle ganz frei von dunkeln Schaftstrichen bleibt, auf dem Scheitel und Nacken aber die dunkle Farbe die Oberhand hat und diese Theile, zumal erstere, fast ganz schwarzbraun färbt; am Kropfe haben die braunschwarzen Federn sehr breite, aus dem Rostbraunen in rostgelbliches

Weiß übergehende Kanten, die jene sehr verdecken und sie nur als braunschwarze Mondfleckchen hervortreten lassen; die Tragefedern rostbräunlich, an den Kanten sehr blaß, am Schafte braunschwarz und die größern auch ausserdem hinter der lichten Kante noch mit solchen bogenartigen Flecken; gegen die glänzendweiße Brustmitte verlieren sich die dunklen Flecken der Seiten allmählich; Bauch und untere Schwanzdecke weiß, diese nur an den größern Federn mit dunkeln Schaftflecken. Die Federn des Rückens und der Schultern sind braunschwarz, sehr bleich rostbräunlich gekantet, die größern Schulterfedern im Dunkeln noch auf ähnliche Weise rostbraun gezeichnet wie die Tragefedern; der Bürzel und die obere Schwanzdecke ähnlich gezeichnet, aber die etwas gezackten Federkanten weißlicher; die Schwanzfedern schwarzgrau, an den Seitenrändern in Weiß verlaufend; die Flügeldeckfedern düster bräunlichaschgrau, mit hellern Rändchen, die große Reihe mit langen weißen, hinterwärts rostfarbig angelaufenen Enden, welche eine weiße Querbinde über dem Flügel und die obere Begrenzung des Spiegels bilden; dieser an der vordern Hälfte sammetschwarz, an der hintern prächtig goldgrün, hat eine feine weiße Linie als untere Einfassung; die nächsten Tertiarschwingen grau, die weiße Aussenkante von diesem durch einen schwarzen Strich geschieden, die übrigen schwärzlich, auf den Aussenfahnen mit weißgrauen Kanten; die Primarschwingen und ihre Deckfedern dunkel braungrau, gegen die Aussenränder etwas lichter; der Unterflügel in der Mitte weiß, an den Rändern braun gefleckt, die Spitze glänzend grau. — Die jungen Männchen sind von den gleichalten Weibchen leicht an der im Allgemeinen viel dunklern Färbung, dem schönern Spiegel, der stärkern Rostfarbe an dessen oberer Einfassung und an den regelmäßiger grau, schwarz und weiß gezeichneten Tertiarfedern, wie auch an der ansehnlichern Größe zu unterscheiden.

Wie andere verwandte Arten vertauschen auch diese Enten im October das Jugendkleid bis auf die Schwing- und Schwanzfedern, mit einem neuen, die Weibchen mit dem ausgefärbten, die Männchen mit dem hochzeitlichen Prachtkleide. Jene unterscheiden sich dann darin an dem ganz grauschwarzen Schnabel und den röthlichaschgrauen Füßen, an der dunklern Farbe der Schaftflecke aller Körpertheile und an den breitern und lichtern Federkanten, auch an dem einförmigern Grau der Flügeldeckfedern, sonst aber so wenig von ihrem vorigen jugendlichen Gewande, daß eine ausführliche Beschreibung dieses ausgefärbten weiblichen Kleides überflüssig

wird. Im Frühjahr und durch die Fortpflanzungszeit werden die Federkanten noch lichter und ihre Ränder scheuern sich sehr ab. An den verstoßenen Schwanzfederspitzen unterscheiden sich dann die jungen Weibchen von den ältern.

Zu gleicher Zeit mit den jungen Weibchen legen auch die gleich alten Männchen ihr Jugendkleid ab, und erhalten dafür zum ersten Male ihren hochzeitlichen Schmuck. In diesem Prachtkleide, wenn es im November vollendet dasteht, hat das Männchen einen ganz schwarzen Schnabel; der Hinterkopf und das Genick mit einem Theil des Nackens zarte, verlängerte Federn, die aufgesträubt eine Holle bilden, oder diesen Theilen ein buschichtes Aussehen geben, wie bei mehrern Tauchentenarten. Kopf und Hals, dieser bis zur Hälfte seiner Länge herab, haben eine sehr angenehme, kastanienrothbraune Farbe, ohne Glanz; um das Auge und über die Schläfe hin breitet sich ein prächtig goldgrüner, blau und violett schillernder Fleck aus, welcher sich neben dem Genick, immer schmäler werdend, hinab zieht, an den Seiten des Nackens spitz und hier in einem schwarzen, blau und violett schillernden Fleckchen endet; vor, über und unter dem Auge ist dieser grüne Fleck durch eine gelbweiße Linie umschlossen und vom Rothbraun getrennt, und aus dem vor dem Auge gerundeten Theil dieser, am Zügel, entspringt ein Fortsatz derselben, welcher im Bogen herabfällt und an der Seite der Kehle in einer zarten, wieder vorwärts sich wendenden Spitze endet; die drei Schenkel dieser Linien bilden fast die Figur eines zierlich geschwungenen *Y*, oder einer zarten Gabel mit gekrümmtem Stiel. — Die Untergurgel, der Kropf und Anfang der Brust sind weiß, bald rostgelb, bald schwach roströthlich angeflogen, sehr hübsch mit nierenförmigen und rundlichen kleinen schwarzen Fleckchen bestreuet, doch auch hin und wieder mit dunkeln Federsäumchen untermischt; auf der Mitte der weißen Brust verlieren sich jene Fleckchen, an den Brustseiten tritt aber allmählich die äußerst niedliche Zeichnung der Tragefedern ein, die in einiger Entfernung aschgrau scheint, eigentlich aber aus ziemlich gleichbreiten, dabei aber sehr zarten, abwechselnd schwarzen und weißen Wellenlinien besteht, die an den größern Federn, über den Schenkeln, dadurch so eigenthümlich als schön wird, daß die etwas breitern schwarzen und zartern weißen Linien lauter Bogen bilden wie sie der Umriß der Endhälfte jeder einzelnen Feder vorschreibt, in einer Regelmäßigkeit, wie sie bei einer andern inländischen Art nicht vorkömmt. Der Bauch ist weiß, in feinen, oft unterbrochnen Wellenlinien und Punkten

schwärzlich bezeichnet; vom After geht jederseits eine tiefschwarze Querbinde aus bis an die Seiten des Bürzels hinauf, desgleichen ein noch breiteres Längeband auf der Mitte der Unterschwanzdecke hinaus, deren Seiten weiß, gegen das Querband rostgelb überflogen sind und jederseits einen dreieckigen hellen Fleck bilden; der untere Nacken, Oberrücken und Schultern scheinen ebenfalls in der Ferne aschgrau, haben aber eigentlich eine aus abwechselnd schwarzen und grauweißen äußerst zarten Wellenlinien zusammengesetzte Zeichnung, feiner aber weniger regelmäßig als die Tragefedern an den Brustseiten. Die größten Schulterfedern laufen in schmale, lanzettförmige Spitzen aus, deren Farbe blaß aschgrau mit schwarzem Schaftstrich, und die längs der Begrenzung des Flügels bilden einen tief schwarz und rein weiß der Länge nach getheilten, langen, charakteristischen Schulterstreif; — der Unterrücken und Bürzel bräunlichschwarz, sehr fein weiß bespritzt; die obere Schwanzdecke an den Seiten tief schwarz, in der Mitte schwarz mit grauweißen Federkanten; die Schwanzfedern längs den Schäften braunschwarz, neben diesem in Grau und an den Rändern in Weiß übergehend. Die Flügeldeckfedern sind bräunlichgrau, die größte Reihe mit großen weißen, nach dem Hintertheil des Flügels zu in lebhafte Rostfarbe übergehenden Enden, die einen hellen Querstreif bilden, welcher die obere Begrenzung des Spiegels darstellt; dieser ist an der vordern Hälfte sammetschwarz, an der hintern prachtvoll goldgrün, unmerklich ins Blaue schillernd, unten mit feinerem schneeweißen Saum begrenzt. Da dieser Theil das Hauptkennzeichen der Art bildet, wird eine genauere Beschreibung desselben nicht überflüssig sein: Die ihn bildenden Schwingfedern zweiter Ordnung, 10 an der Zahl, sind auf den Innenfahnen alle braungrau, nur die Aussenfahnen tragen die prächtigen Farben, nämlich die ersten 4 ein tiefes Sammetschwarz, mit einigen goldgrünen Fleckchen, die zusammengelegt aber nicht sichtbar sind, häufig auch gänzlich fehlen; die 5 und 6te nur an der Endhälfte sammetschwarz, an der Wurzelhälfte von diesem schräg abgeschnitten goldgrün; die 7te goldgrün, spitzewärts mit einem bogigen schwarzen Randfleck; die 8te goldgrün, spitzewärts noch mit einem kurzen, schmalen, schwarzen Schmitz auf der Kante; die 9te und 10te endlich ganz goldgrün; alle mit einem feinen weißen Endsäumchen. Diese Zeichnung wird jedoch nicht bei allen Individuen in ganz gleicher Uibereinstimmung angetroffen. — Von den Schwingen dritter Ordnung, hinter dem Spiegel, die etwas verlängert zugespitzt sind, ist die erste nur neben dem weißlichen

Aussensaum schwarz, übrigens wie die folgenden aschgrau mit schwarzen Schaftstrichen; die der ersten Ordnung, vor dem Spiegel, auch 10 an der Zahl, nebst ihren Deckfedern, dunkel braungrau, an den Rändern wurzelwärts etwas lichter. Der Unterflügel ist in der Mitte und an den langen Achselfedern weiß, an den Rändern grau, die Flügelspitze braungrau.

Die ältern Männchen unterscheiden sich, ausser einer noch prächtigern Färbung und reinern Zeichnungen, von den jungen, das Prachtkleid zum ersten Male tragenden, in Folgendem: Die Kropfgegend hat viel regelmäßigere nierenförmige und rundliche Fleckchen auf reinerem Grunde, ohne dunkle Federsäumchen; die Bogenlinien auf den Tragefedern sind noch reiner und deutlicher dargestellt; der schwarze und weiße Längestreif an der Schulter länger und beide Farben leuchtender; vorzüglich aber die Tertiarschwingen etwas anders gezeichnet, nämlich die erste, zunächst dem Spiegel, an dem weißen Aussensaume sammetschwarz, in der Mitte hellgrau, die andern ähnlich, aber weniger schwarz gezeichnet, und die weißlichen Aussensäumchen ganz schmal, die Schäfte aller schwarz. Diese Zeichnung der Schwingen dritter Ordnung scheinen die Männchen nicht vor dem dritten oder vierten Jahr zu erhalten.

Alle Männchen tragen ihr Prachtkleid vom October bis in den Juni, in dessen Mitte die Hauptmauser beginnt, in welcher ihnen im Juli auch Schwing- und Schwanzfedern ausfallen, während welcher sie nicht fliegen können, bis ihnen mit Ende dieses Monats die neuen wieder erwachsen sind, wo sie völlig ausgemausert haben und schon in den ersten Tagen des August flugbar, aber in einem ganz andern, ihrem Sommerkleide erscheinen.

Dieses männliche Sommerkleid ähnelt wol im Ganzen dem Kleide der Weibchen, doch mehr noch dem männlichen Jugendkleide, hat aber eine noch dunklere Färbung, die Tertiarschwingen eine bestimmtere Zeichnung, der Spiegel schönere Farben und sein oberer Querstreif eine dunklere Rostfarbe in mehrerer Ausdehnung, auch die Flügeldeckfedern ein gleichförmigeres Braungrau, woran es noch ziemlich leicht von jenem zu unterscheiden ist. Der Schnabel hat dann ein matteres Schwarz, unten, am Rande und dem Mundwinkel des obern ein durchschimmerndes, schmutziges Röthlichgelb; das Bleigrau der Füße fällt etwas in's Gelbliche, an den Schwimmhäuten und Gelenken ins Schwärzliche. Scheitel und Nacken sind braun, schwarz gemischt und fein gefleckt; das Gesicht bräunlichweiß, schwarzbraun getüpfelt; ein Streif durch das Auge

etwas dunkler; die Kehle weiß, nur fein und matt getüpfelt; der Kropf weißlich mit roſtbraunem Anſtrich und jede Feder mit mondförmigen, ſtarkem, braunſchwarzem Schaftfleck; die Tragefedern braunſchwarz, mit lichtroſtbräunlichen Kanten und etwas dunkler braunen Querflecken in der Grundfarbe; die Bruſtſeiten ähnlich, aber kleiner gefleckt; der übrige Unterrumpf weiß, an den Federkanten ſtark roſtgelb angeflogen, welche die kleinen, rundlichen, dunkelbraunen Schaftflecke, womit er überſäet iſt, zum Theil verdecken; die untere Schwanzdecke reiner weiß, mit dunklern und deutlichern ſchwarzen ovalen Flecken. Die Schultern ſind wie die Tragefedern, ihre lichten Federränder aber etwas ſchmäler; Rücken und Bürzel ſchwarzgrau, fein weißgrau gekantet, jede Feder mit einem feinen lichtgelbgrauen Querſtrich durch die Mitte; die Oberſchwanzdecke ebenſo, doch ohne Letztere; die Schwanzfedern dunkelbraungrau, fein weiß gekantet, die Unterſeite des Schwanzes glänzend hellgrau; die Flügeldeckfedern gleichförmig dunkel bräunlichaſchgrau, die Enden der großen Reihe über dem Spiegel ein breites, weißes, hinterwärts in ſchöne Roſtfarbe übergehendes Querbändchen bildend; der Spiegel wie im Frühjahr, aber mit noch friſchern Farben; die Tertiarſchwingen aſchgrau, hinter der weißen Auſſenkante mit breitem ſchwarzen Längeſtreif; die Primarſchwingen und ihre Deckfedern dunkelbraungrau. Auf der untern Seite iſt der Flügel am Rande herum dunkelaſchgrau, mit mondförmigen, weißen Kanten an den Enden der Federn, in der Mitte, an allen größern Deckfedern und an den langen Achſelfedern (Ala notha Möhringii) gänzlich weiß; die Schwingen ſilbergrau, die vordern mit dunklern Spitzen. — Dies Kleid iſt zwar dem Sommerkleide der männlichen Knäckente ſehr ähnlich, aber an der ganz andern Färbung des Oberflügels, vorzüglich aber an der des Spiegels augenblicklich zu unterſcheiden.

Die Schönheitsmauſer, im October und November, welche auch den Männchen dieſer Art das unſcheinliche Sommerkleid nimmt und ihnen dafür das hochzeitliche Prachtkleid, das man auch Winter- oder Frühlingskleid nennen könnte, bringt, wird oft erſt auf ihrer Reiſe nach wärmern Ländern beendigt.

Beſondere Spielarten ſind uns nicht vorgekommen, wohl aber eine zufällige ungewöhnliche Färbung des Gefieders, die einer Erwähnung verdient. Es kommen nämlich im September, beſonders unter den Jungen deſſelben Jahres, öfters Individuen vor, deren Gefieder an der Stirn, im Geſicht, an der Kehle und Gurgel, und am ganzen Unterrumpf, mehr oder weniger ſtark, am

meisten immer am Kropfe und auf der Mitte der Brust purpurroth gefärbt sind, oft so stark, als wenn sie in diese liebliche Farbe getaucht wären, was sich auf dem weißen Grunde der Kehle und Brustmitte besonders schön ausnimmt, im heißen Wasser nicht abwaschen läßt, mit der Zeit wol etwas verbleicht, an Ausgestopften, vor zu heftigem Sonnenlicht bewahrt, sich jedoch viele Jahre lang ziemlich unverändert oder wenig geschwächt erhält. Wie bereits im Vorhergehenden erwähnt, habe ich dasselbe auch an jungen März- und Knäk-Enten, aber ungleich seltner und bei keiner jemals so stark gefunden als bei unsern Krückenten. — Woher diese auffallende Färbung kommt, ist schon S. 612. gesagt. Zur Entdeckung ihres Entstehens verhalfen mir zuerst meine Hühnerhunde, als nach häufigem Durchkriechen des Gestrüpps von Seilweiden (Salix aurita) ihre Haare im Gesicht, am Vorderhalse und der Brust rothgefärbt (wie von Blut) erschienen und ich denselben Färbestoff in der auf diesen Weiden (in jener Jahreszeit) sehr häufig vorkommenden großen, schwarzgrauen Blattlaus fand, welche jene Thiere zufällig in Menge zerdrückt und mit ihrem blutrothen Safte sich beschmiert hatten*). Daß gerade diese Enten jene ungewöhnliche und liebliche Färbung am öftersten zeigen, mag daher kommen, daß sie das Weidengesträuch in dieser Zeit häufiger und anhaltender durchkriechen als andere; daß es aber meistens Junge sind, welche sich an genannten Theilen roth färben, mag darin liegen, daß das weichere und lockerere Gefieder des Jugendkleides diese Beitze eher und vollständiger annimmt, als das derbere und glattere der Alten.

Die Pauke oder Knochenblase am untern Kehlkopf der männlichen Lufröhre ähnelt der der männlichen Märzente sehr, ist aber um Vieles kleiner und von der Größe einer Gartenerbse.

Aufenthalt.

Die Krückente hat eine weite Verbreitung und geht im Sommer nördlich bis unter den Polarkreis hinauf, ist weit weniger

*) Bei diesem rothen Färbestoff im Magen und den Eingeweiden jener Blattläuse fiel mir ein sonderbarer Zusammenhang auf, welcher vielleicht noch nicht beobachtet ist. Die Blattläuse saugen ihn nämlich an den jungen Trieben jener Weidenart, deren zarte Schale sie mit dem Rüssel durchbohren, zwischen dieser und dem Holze als einen farbenlosen Saft auf und erst im Magen dieser Thierchen erhält er die schöne Blutfarbe, ganz der ähnlich, welche derselbe erhält, wenn man einen solchen Zweig in seiner Saftfülle abschält, und so den Saft zwischen Schale und jungem Holze der Einwirkung der Luft aussetzt, auf welche Weise ich oft Kinder sich belustigen sahe, um ganz rosen- oder purpurroth gefärbte Stäbchen zu erhalten.

empfindlich gegen die Kälte unsrer Winter als die Knäkente, als Art aber überall auch an Individuen bei Weitem zahlreicher als diese und in unserm Erdtheil eine der zahlreichsten, selbst noch häufiger als die nächstfolgende Art, nur allein der Märzente darin nachstehend. Sie bewohnt indessen wahrscheinlich nur die alte Welt*), geht in Europa und Asien bis zum 65ten Grade n. Br. und weiter hinauf, ist über die gemäßigten Länder beider Erdtheile in Menge verbreitet, und zieht sich im Winter tief nach Süden hinab, von uns aus zum Theil selbst bis in das nördliche Afrika hinüber, wie aus dem mittlern Sibirien, das sie bis Kamtschatka bewohnt, nach Japan, China, Ostindien, Persien und Arabien hinab, und zwar überall, die entgegengesetzten Punkte ausgenommen, in großer Anzahl. Auf Island, im obern Norwegen, Schweden und Rußland ist sie im Sommer allenthalben gemein, noch häufiger einige Breitengrade südlicher, und von da an, vorzüglich auf ihren Wanderungen, durch alle Theile Europa's bis zur Türkei, Italien und Spanien, selbst in Aegypten noch, in manchen Gegenden in größter Anzahl anzutreffen. Dies ist sie besonders auch an den westlichen Theilen Dänemarks, in England und in Holland. In Deutschland gehört sie in allen geeigneten Lagen zu den gemeinsten und in vielen zu den häufigsten Arten der Gattung, und auch hier in Anhalt und den angrenzenden Ländern kömmt sie alle Jahr und stets in ungleich größerer Anzahl als die Vorhergehende vor.

Obgleich weniger empfindlich gegen ein kälteres Klima verläßt sie solches doch im Winter und hält als Zugvogel ihre beiden Wanderperioden um unter einem mildern Himmel zu überwintern. Man darf durchgängig annehmen, daß alle, die in unserm Erdtheile vom 54. Grad an im Sommer nach Norden hinauf wohnen, im Herbst regelmäßig auswandern und im Frühjahr wiederkehren, daß von ihnen nur in sehr gelinden Wintern Einzelne in unsern Gegenden bleiben, aber bei Weitem die Meisten und in harten Wintern alle

*) Mit dem Vorkommen der Krückente in Nord-Amerika steht es etwas ungewiß. Zwar wird in den Verzeichnissen dortiger Vögel, von Bonaparte, Nuttal und andern dort wissenschaftlich sammelnden Reisenden, ausdrücklich Anas crecca als eine, vom Hudsonsbusen bis Carolina und Mexico allgemein verbreitete und häufige Art aufgeführt, indessen der bereits oben erwähnten amerikanischen Krückente, Anas carolinensis, Gmel. nicht gedacht. Die Sache hat also zwei Seiten; entweder müßten jene Forscher die Genannte nicht als artverschieden von unsrer europäischen Krückente anerkannt haben, oder die Letztere müßte neben jener auch dort vorkommen. Etwas Bestimmteres findet sich darüber in Richardson, Orn. boreal. Amer. p. 443.

mit den unsrigen Deutschland verlassen, um im südlichen Ungarn, der Türkei, Italien und Spanien zu überwintern, wovon ein großer Theil selbst über das Mittelmeer hinüber wandert. Ihre herbstliche Wanderzeit beginnt bei uns oft schon im September, gewöhnlich aber mit dem October, und dauert bis durch den November. Die bei oder nicht fern von uns Ausgebrüteten rotten sich zwar schon mit Ende des August zusammen, aber zur wirklichen Abreise schicken sie sich viel später an. Von denen, welche am längsten bei uns verweilen, werden manche von Frost und Schnee überrascht, worauf sie dann schnell abziehen; nur wenige dieser Nachzügler halten sich noch an offnen Stellen unter den Märzenten, verschwinden aber auch, sobald der eigentliche Winter eintritt, und wenn dieser mit strenger Kälte anhält, ist nie eine mehr bei uns gesehen worden. Dagegen halten sie im Frühjahr sehr frühzeitig ihre Rückkehr, so daß sie sich oft schon mit Anfang des März zeigen, und dieser Rückzug dauert bis zum Anfang des Mai. Ihre Wanderungen machen sie nie einzeln oder paarweise, sondern immer gesellschaftlich, bald in kleinen, bald in größern Vereinen und oft in großen Schaaren, öfters des Nachts als am Tage, meistens in einem gedrängten Haufen fliegend, doch wenn es ihnen rechter Ernst damit ist, eine schräge Reihe, und wenn mehr als 30 oder 40 beisammen, in zwei solchen, vorn vereinten, ein spitziges, an der Basis offenes Dreieck bildend. In beiden letztern Fällen fliegen sie gewöhnlich ausserordentlich hoch, im erstern oft ziemlich niedrig.

Auch sie liebt das Meerwasser nicht; nur wo sie es in ganz seichten Buchten und zwischen Landengen, mit schlammigen Boden, von dem es bei der Ebbe meistens abfließt, antrifft, verweilt sie länger auf ihm. Aber große freie und tiefe Flächen, weit vom Lande, sind ihr selbst auf großen Landsee'n und breiten Strömen zuwider und solche, wie das offene Meer, ihr nur für den Nothfall ein Zufluchtsort, den sie sobald als thunlich wieder verläßt. Dagegen sind alle stehende Süßwasser, mit vielem Schilf, Binsen und Gräsern, in Sumpf oder Wiesen verlaufenden Ufern, mit freien Wasserflächen abwechselnd, alle derartige Teiche und Brücher ihr dauernde Wohnorte, und auf der Wanderung begriffen besucht sie selbst die kleinsten Teiche, sumpfigen Lachen, auf Wiesen und grünen Viehtriften, die vom Regen oder aufgethauetem Schnee entstandenen Pfützen, solche auch auf Stoppeläckern in den Feldern; nur Flußwasser liebt sie nicht und wo sie es besucht, sind es nur die stillern Winkel an grün bewachsenen Ufern, die schlammigen, wenig bewegten Stellen, überhaupt

nur die langsam durch sumpfige Niederungen schleichenden Flüsse, wie z. B. in Deutschland die Spree, in Ungarn die Theiß, u. v. a. Auf klaren und schnell strömenden Gewässern mit nackten Ufern verweilt sie noch viel weniger, dann am liebsten noch an steinigen Uferstellen; auch an nackten Seeufern, selbst am Meer, wählt sie solche, in Ermanglung grüner, für einen kurzen Aufenthalt, vielleicht weil sie zwischen den aus dem Wasser ragenden kleinen Steinen schwimmend sich nicht so leicht bemerkt glaubt als auf freiem Wasser.

Da sie von allen Süßwasserenten am wenigsten scheu ist, kömmt sie in der Zugzeit auch auf Teichen und Gewässern nahe bei bewohnten Orten vor, selbst auf größern Teichen mitten in den Dörfern. Auf den Teichen bei meinem Wohnorte ist und war sie von jeher, nächst der Vorhergehenden, die am öftersten vorkommende Entenart. Kleine Gesellschaften verweilen auch auf solchen, an denen sehr belebte Wege vorbei führen, wenn sie nicht zu klein sind, nicht selten den ganzen Tag, andere, wenn sie nicht gestört werden, auf ganz kleinen, flachufrigen Feldteichen. Auf größern ziehen sie sich bei Annäherung von Menschen nach der Mitte zu, auf die freie Wasserfläche, kehren aber, bei Entfernung jener, bald wieder auf die seichtern Stellen am Ufer zurück. Sehen sie sich in sonst wasserarmen Gegenden ja gezwungen von einem solchen aufzufliegen, so kehren sie doch, nach zurückgelegtem großen Kreisfluge, meistens wieder auf den ersten Aufenthaltsort zurück. Unruhiger und flüchtiger werden sie erst gegen Abend, wo sie in der Zwischenzeit vom Untergange zum Aufgange der Sonne allerlei Gewässer im Umkreise besuchen und nur in zu finstern Stunden der Nacht einige Zeit sich still und ruhig verhalten.

Sie liebt die Sümpfe und morastigen Gewässer an und in welchen viel Weidengesträuch wächst, scheut Bäume und Gebüsch überhaupt nicht und wird auch auf solchen angetroffen, welche von Hochwald umschlossen werden. So ist sie denn so wenig in baumarmen als in waldigen Gegenden eine Seltenheit; nur auf kalten Gebirgswassern wird sie selten gesehen. Ihre Schlafstellen sind bald der blanke Wasserspiegel, bald kleine Inselchen oder ein ganz flacher Uferrand, und sie benimmt sich dabei wie die nächstverwandten Arten.

Eigenschaften.

Die Krückente ist bei ihrer Kleinheit und dem herrlich gezeichneten Gefieder des männlichen Hochzeitkleides eine unsrer

schönsten und niedlichsten Arten. In einer Entfernung, wo man die Farben nicht unterscheiden kann, namentlich im jugendlichen und weiblichen Gefieder ist sie schwer von der Knäkente zu unterscheiden. Dem Kenner sind zwar ihre etwas geringere Körpergröße, der etwas dickere Kopf und weniger schlanke Rumpf sichere Unterscheidungszeichen, doch erfordert ihr Erkennen sehr viele Uibung. Das hochzeitlich geschmückte Männchen sträubt sitzend und schwimmend seine Kopffedern oft zu einer Holle auf und dann ist am Kopf dessen größerer Umfang auch in der Ferne auffallend genug, viel weniger aber am Weibchen, und eben so wenig bei beiden im Fluge. Mit wagerecht getragenem Rumpf und Sförmig eingezogenem Halse steht, geht und schwimmt sie wie jene; mit gleicher Fertigkeit läuft und durchkriecht sie das Gestrüpp, sucht dabei das Anstoßen an Grashalmen, Schilfblätter u. dergl. sorgfältig zu vermeiden, um dem Verfolger am Bewegen der Spitzen jener Gewächse ihren Weg nicht zu verrathen, und es gehört in der That große Aufmerksamkeit dazu, diesen an dem Wanken einzelner Grasspitzen mit den Augen zu folgen, selbst wo die Sumpfgewächse ganz dicht stehen. In solchen Fällen streckt sie den niedergebeugten Hals vor sich hin und schlüpft so äußerst behende durch das dichteste Gestrüpp. Im ruhigen Schwimmen taucht sie dagegen den Rumpf wenig in die Fläche und zieht bei Annäherung einer Gefahr den Hals so ein, daß der Kopf unmittelbar auf jenem zu sitzen scheint, wobei sie dann gewöhnlich sich fast gar nicht bewegt.

Sie taucht nur in Noth oder spielend ganz unter Wasser, besitzt darin aber eine ungemeine Fertigkeit, kann weite Strecken zwischen Boden und Oberfläche fortstreichen und streckt beim Athemholen nur Augen und Nase über die Fläche. Aber sie übt diese Kunst, in welcher besonders die Jungen, ehe sie fliegen lernen, eine große Meisterschaft besitzen, nicht um sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Diese erhalten sie schnatternd und wo sie mit dem Schnabel nicht auf den Grund des seichten Wassers reichen können, durch Aufkippen des Hinterkörpers auf die oft beschriebene Weise. Flügellahm geschossen taucht sie so hurtig und anhaltend, daß sie der Hund selten erwischt. Ist sie außerdem auch in die Eingeweide (weidwund) oder in den Rücken geschossen, darf man sich nur entfernen, um sie aus eigenem Antriebe an's Ufer kommen und auf dem Trocknen ihr Ende abwarten zu sehen, was auch andere Enten in solchen Fällen zu thun pflegen.

Ihr Flug ist ebenso leicht, schnell und geräuschlos, auch im

Aufsteigen oder Niedersteigen ganz dem der Knäkente gleich. Pfeilschnell durchstreicht sie die Luft unter ganz ähnlichen Bewegungen; auf der Stelle erhebt sie sich sowohl vom Lande als dem Wasser, ohne einen Anlauf zu nehmen, und das Niederlassen auf Letzteres macht meistens nicht mehr Geräusch, als wenn ein äußerst leichter Gegenstand auf dasselbe herabfiele. Das Jagen der Männchen um die Weibchen und ihre außerordentliche Gewandtheit in Schwenkungen aller Art, wenn ihnen ein Raubvogel hart zusetzt, gleichen ganz denen jener. Daß sie in Gesellschaften sehr gedrängt, und auf weiten Strecken, gleich andern Arten, in einer oder zwei schrägen Reihen fliegt, ist schon erwähnt.

Von allen Süßwasserenten ist sie die am wenigsten vorsichtige. Auf ausgedehntern Gewässern flieht sie den Menschen zwar weit über Flintenschußweite, bleibt aber in der Entfernung von noch nicht 200 Schritten ganz ruhig, und wenn sie ja auffliegt, so läßt sie sich doch bald oder in ähnlicher Weite wieder nieder. Auf kleinen isolirten Teichen nimmt sie zwar, wenn mehrere beisammen und man gerade auf sie zu geht, auch bald die Flucht; nähert man sich aber mit Vorsicht, so zeigen Päärchen oder Vereinzelte sich oft sehr wenig scheu. Man bemerkt indessen in dieser Hinsicht eine bedeutende Verschiedenheit unter ihnen oder solchen, vermuthlich in Gegenden geboren, wo sie vom Menschen nie angefeindet wurden, und andern, welche schon mancherlei böse Erfahrungen machten, namentlich die Wirkungen des Schießens an gefallenen Kameraden kennen lernten, indem jene harmlos, ja fast einfältig genannt werden können, und diese dagegen, in größtem Abstich, furchtsam und vorsichtig, oft wirklich scheu erscheinen. Anfänglich weicht sie der drohenden Gefahr schwimmend aus, hält aber, den Hals ganz verkürzt, damit an, sobald sie näher kömmt, zumal zwischen großen Blättern schwimmender Pflanzen, kleinen Schlammhügelchen oder aus dem Wasser ragenden Steinen, vermuthlich um in dieser Unbeweglichkeit zwischen jenen Gegenständen nicht bemerkt zu werden, ohne sich jedoch wirklich zu verstecken. An solchen Orten schlafen ganze Gesellschaften auch am Tage, wobei sie jedoch gewöhnlich den Schnabel zwischen die Schulterfedern stecken, aber so leise, daß sie sich selten darin überraschen lassen, viel seltner auf ganz freiem Wasser schwimmend, aber auch nie an Plätzen, wo sie ganz versteckt sein würden.

Sie sind sehr gesellig, zumal in der Zugzeit, wo sie nur durch bedeutendes Mißgeschick vereinzelt werden können, sich in Flügen zusammenhalten, ja oft große Schaaren bilden. In Flügen von 8

bis 15 Stücken kommen sie am öftersten vor, und wenn von einem solchen einige getödtet wurden, fliegen die andern wol weg, kommen aber bald wieder auf den Platz zurück, um die Vermißten aufzusuchen, und wiederholen dies am ersten Tage mehrmals, werden dabei aber zusehends ängstlicher, kehren auch, wenn sie die Gegend nicht ganz verließen, sogar den folgenden Tag noch einmal wieder. Sie sind sehr sanftmüthig, leben in großer Verträglichkeit untereinander, und zwischen beiden Geschlechtern fehlt es nicht an zärtlichen Ausbrüchen. Zwar meistens sich selbst genügend, schließen sie sich gelegentlich doch auch den großen Vereinen andrer Süßwasserenten gern an, bilden aber ihre eignen Abtheilungen unter ihnen.

Wie bei andern verwandten Arten ist auch bei der Krückente die Lockstimme ein helles Quäken, wie knäk oder väk klingend, das sie jedoch meistens einzeln, seltner ein paar Mal nacheinander ausruft, das dem der Märzente bis auf den ungleich höhern, zartern und weniger unangenehmen Ton sehr, noch mehr aber dem der Knäkente ähnelt oder sich von dem dieser kaum unterscheiden läßt. Sie ist Lockstimme beider Geschlechter; ebenso eine andere, die mehr Frühlingsruf zu sein scheint, weil man sie in den übrigen Jahreszeiten viel seltner hört. Diese klingt in der Ferne etwas gedämpft wie trüff oder krück, in der Nähe heller und nicht unangenehm, wie krlück oder krlüff, immer nur ein Mal oder in großen Zwischenräumen ausgerufen, und hat der Art wahrscheinlich zu mehrern Beinamen verholfen. Bei nächtlicher Stille vernimmt man dieses Trüff wol aus ziemlicher Ferne, im Geräusch des Tages verhallt es aber, weil der Ton doch ein ziemlich weicher ist, auf kürzerm Wege. An stillen Frühlingsabenden und auf ihren nächtlichen Wanderungen hört man es am häufigsten; ungewöhnlich oft rufen es von ihrer Gesellschaft abgekommene Einzelne oder die Männchen aus, denen ihr Weibchen abhanden gekommen war, besonders beim ängstlichen Suchen nach dem Verlornen, sowol fliegend als sitzend und schwimmend, doch im weitern Fluge nicht so oft als beim Niederlassen und Aufschwingen. Ausserdem ist dem Männchen noch ein schnärrender Ton eigen, doch dem der vorigen Art gar nicht ähnlich und im Zorne stößt es einige dumpfe pfauchende Töne aus. Auch vom Weibchen vernimmt man eigenthümliche Töne, wenn es mit andern zankt, die wie wäck wäck, wäckwäckwäck (sehr schnell gesprochen) klingen. Beide Geschlechter zischen im Unwillen und die Jungen piepen wie die der vorherbeschriebenen Arten.

Man kann auch diese kleine Ente zähmen, doch ist sie zärtlicher als die Knäkente. Auf einem schilfreichen, mit vielem Entengrün (Lemna) und andern Wasserpflanzen versehenen, umschlossenen Teiche halten sie sich gut, doch gewöhnen sich alt Eingefangene schwer an das harte Getreidefutter. Es ist daher sicherer Eier von einer zahmen Ente ausbrüten und die Jungen von dieser führen zu lassen, wo sie sich nach und nach an das Futter der Hausenten gewöhnen. Auf dem Hofe und in einem trocknen Behälter dauern sie nicht lange. Gezähmte Krückenten sind äußerst niedliche Geschöpfe, gegen harte Kälte im Winter aber ziemlich empfindlich und davor zu bewahren.

Nahrung.

Diese besteht in allerlei kleinem Gewürm, Insektenlarven, Wasserinsekten, kleinen Süßwasserschnecken, zarten grünen Pflanzentheilen, vorzüglich Entengrün, und den Samen von vielerlei Sumpf- und Wasserpflanzen, namentlich der Grasarten, auch in Gerste und Hafer. Fischlaich oder kleine Fischbrut und Froschlarven genießen sie nur selten.

Sie durchschnattern am Tage die seichten Ufer, den Morast an den Wurzeln der Sumpfgewächse, oder das seichte Wasser, auf dessen Boden viel Kräuter wachsen, welche sie, ohne danach unterzutauchen, bloß auf den Kopf gestellt, mit dem Schnabel gut erreichen können. Sie ziehen deshalb alle kleinere Pfützen, überschwemmte Stellen, Sümpfe und morastige Teiche den großen klaren Gewässern vor und gehen nur ungern auf Flüsse, während sie die grünen sumpfigen oder quelligen Ufer kleiner Bäche gern durchschnattern. Gegen Abend werden sie vorzüglich thätig, fliegen dann in der Dämmerung auf alle seichte Lachen und Pfützen im Umkreise, die auf Wiesen und grünen Viehtriften, auch auf Stoppelfeldern vom Regen- oder Schneewasser gebildet wurden, suchen hier Regenwürmer und allerlei Erdmaden, in den Letztern auch Getreidekörner und nehmen im Frühjahr vorzüglich die von Gerste und Hafer, auch die Samen vom Hirsegras (Panicum glaucum, P. viride u. a.) sehr gern an; denn man trifft sie beim Wegthauen des Schnee's, nächst den Märzenten, am häufigsten auf solchen Feldlachen an, und wo diese etwas größer und nicht an lebhaften Wegen liegen, bleiben sie oft auch über Tage. Im Spätsommer und Herbst nähren sie sich meistens von Sämereien und lieben die linsenähnlichen von

Potamogeton marinus, P. pectinatus u. a., vorzüglich aber die verschiedenen Binsen- und Grasarten, namentlich die Samen des Manna- oder Schwadengrases (Festuca fluitans), dessen Plätze in den Brüchern, wo es in Menge beisammen wächst, sie dann neben andern Arten in der Abenddämmerung häufigst besuchen und bis zu Ende der Morgendämmerung an solchen sich beschäftigen. Sie mästen sich an diesem nahrhaften Futter und ihr Fleisch wird davon sehr schmackhaft. In warmen Ländern sollen sie auch die Reisfelder in dieser Absicht besuchen; aber auf die Hafer- und Gerstenäcker zur Erndtezeit fliegen sie bei uns nicht; in dieser Zeit genügen ihnen die vielartigen Samen der in den Sümpfen wachsenden Pflanzen. Auch sie laufen öfters Nahrung suchend an den Wasserrändern einher oder gehen zu Fuß auf anstoßende Anger und Rasenplätze, der Regenwürmer und nackten Schnecken wegen. Auf dem Wasser schwimmende, sehr kleine Nahrungsmittel sieht man sie oft, den Hals niedergedrückt, Kopf und Schnabel auf der Fläche vor sich hinschiebend, emsig auffischen. Bei allen diesen Geschäften verbreitet sich eine Schaar über eine ziemliche Fläche und keine kömmt der andern in den Weg; geschieht dies ja einmal, so ist der aufbrausende Unwille der Competenten mit einigen schäckernden Tönen abgemacht und der Nahrungsneid zeigt keine weitern Folgen. Werden sie in solchen Beschäftigungen plötzlich gestört, so erheben sich alle in demselben Augenblick, doch bleiben manchmal auch Einzelne ganz still sitzen und warten das Weitere ab. Daß sie sich, besonders Junge, beim häufigen Durchkriechen des Seilweidengesträuchs durch Zerquetschen gewisser Blattläuse das Gefieder roth färben, ist oben gesagt; ich habe aber nicht bemerkt, daß sie diese Insekten fräßen.

Viele alt Eingefangene gehen ungern an Gerste und Hafer, oder verschmähen dies Futter ganz, daher man in dem Wahn gestanden, diese Enten fräßen kein Getreide. Wir haben indessen auf Feldlachen Krückenten geschossen, in deren Kröpfen wir beide genannte Getreidearten in ziemlicher Menge angetroffen und auch Gefangene gesehen, die sie gern annahmen. Wollen sie auch anfänglich nicht daran, so gewöhnen sie sich doch mittelst Hirse und Kanariengrassamen, die sie sehr gern fressen, nach und nach auch an jene. Ebenso lernen sie Brodt, zerkleinerte Rüben, Kartoffeln, Kohl und anderes Entenfutter fressen; dies hat besonders mit von Hausenten ausgebrüteten gar keine Schwierigkeit. Nur müssen sie neben dem Körnerfutter sich auch Gewürm, Insekten und Grünes suchen können, darum

auf einem Wasser gehalten werden, worin sie sich dieses nach Belieben aufsuchen können.

Fortpflanzung.

Wie schon beim Aufenthalt bemerkt, geht die Krückente im Sommer weit höher nach Norden hinauf als die Knäkente. Sie nistet im obern Schottland, auf Island, in Lapp- und Finnland und allen Provinzen des europäischen und asiatischen Rußlands bis Kamtschatka hin, allenthalben in großer Menge, in Sümpfen und an den grünen oder zuweilen auch bloß steinigen Ufern und den buschigen Umgebungen derselben; weiter herab, wie in Norwegen, Schweden, Livland, Preußen und Polen schon weniger häufig, doch dies auch noch im nordwestlichen Jütland, im nördlichen und nordöstlichen Deutschland aber nur hin und wieder und nicht alle Jahr, in den mittlern und südlichen Theilen unsres Vaterlandes noch viel seltner, nur zuweilen ein einzelnes Paar, so auch in hiesiger Gegend. Daß nistende Krückenten in Thüringen gewöhnlich sein sollen, ist ein durch Bechstein's Schriften verbreiteter, offenbarer, zuverlässig auf einer Verwechslung mit der Knäkente beruhender Irrthum, was aus allen dabei bemerkten Nebenumständen deutlich hervorgeht. In geeigneten Lagen hiesiger Gegend, namentlich in unsern Brüchern und wasserreichen Niederungen, haben wir, mein Bruder und ich, trotz allen sorgfältigen Nachsuchens, zur Nistzeit nur sehr selten und nicht alle Jahr ein einzelnes Päärchen bemerkt, in einem langen Zeitraum nur einige Mal, auf den Entenjagden im Sommer, das letzte Mal im Juli 1824, kaum flugbare Junge und mausernde Alte beiderlei Geschlechts, ein Mal am 7ten Juli ein noch kaum zu mausern anfangendes und am 3ten August 1830 ein fertig vermausertes einsames Männchen auf hiesigen Teichen erlegt. Auf dem Entenanstande bei den Schwadengrasplätzen kommen im September zwar vermauserte Alte (die Männchen im Sommerkleide) und flüchtige Junge in ziemlicher Menge vor, aber diese können aus nördlichern Gegenden bereits eingewandert sein, wie sich denn auch gegen Ausgang dieses Monats ihre Zahl täglich mehrt.

Die Krückente nistet so selten in unsern Gegenden, daß es meinem Bruder und mir nach langjährigen unausgesetzten Bemühungen nicht hat glücken wollen, selbst ein Nest derselben aufzufinden.

Die Paarung, Begattung und Alles was dem Legen und Brüten vorhergeht ist dem der Knäkente sehr ähnlich; auch das Nest, bei uns nur in weitläufigen Sumpfgegenden, soll auch an ganz ähnlichen, aber eben so verschiedenartigen Orten gefunden werden, sich aber von dem jener durch Anhäufung einer größeren Menge trockner Pflanzentheile, besonders Grashalme, unterscheiden, was auch wol nicht durchgängig so sein mag. An steinigen Ufern soll es zuweilen zwischen Steinhaufen, manchmal sogar auch in Felsenspalten gefunden werden.

Die Eier, deren 9 bis 14, nach Behauptung der Isländer zuweilen sogar bis 20, in einem Neste gefunden werden, sind denen der Knäkente ebenfalls sehr ähnlich, kaum merklich kleiner, aber in der Mehrzahl von etwas kürzerer Form, von einer mehr gelblichen Farbe und, wenn sie ausgeblasen, ohne alles Grünliche. Ich erhielt sie in mehrfacher Zahl durch Faber aus Island. In der gewöhnlichern kurzen Eigestalt sind sie 1 Zoll $9^1/_2$ Linien lang, ihre größte Breite, ziemlich in der Mitte, 1 Zoll 4 Linien; in der seltnern schlanken Eiform 1 Zoll $11^1/_2$ Linien lang und ebenfalls 1 Zoll 4 Linien breit, die größte Wölbung an diesen aber dem stumpfen Ende um Vieles näher als dem schmal zugerundeten entgegengesetzten. Ihre feste Schale ist von sehr feinem Korn und hat eine sehr glatte, doch wenig glänzende Oberfläche, eine schmutzig weißgelbliche, ins Rostgelbliche spielende Färbung, fast ganz ohne grünlichen Schein, diesen vielleicht frisch und ihres Inhalts noch nicht entleert etwas deutlicher. Sie mit Taubeneiern zu vergleichen ist doppelt unstatthaft; denn keine von diesen, selbst von den größten Haustauben, erreichen diese Größe, und alle Taubeneier sind rein weiß.

Die Eier werden beim Bebrüten in Dunen gehüllt, die sich das Weibchen am Unterrumpfe selbst ausrupft, auch beim Abgehen jedes Mal damit bedeckt. Ihre Brütezeit dauert nicht länger als 21 bis 22 Tage, und gegen Ende des Juni sahe Faber sogar auf Island schon ausgeschlüpfte Junge, die, wie bei uns, zu Ende des Juli bereits flugbar waren. Die zarten Jungen sind so behende wie Mäuse und besitzen so große Fertigkeit im Tauchen und sich zu verkriechen, daß sie darin fast alle andere junge Entchen übertreffen. Der Vater macht, nach jenem Beobachter, darin eine Ausnahme gegen andere verwandte Arten, daß er, so lange die Jungen noch klein sind, sie führen und beschützen hilft, und sich erst dann in die Einsamkeit und um sich zu mausern zurück zieht, wenn sich bei jenen die wirklichen Federn zu zeigen anfangen. Die Geschwister sind

einander mit großer Liebe zugethan und bleiben beisammen, bis sie wegziehen, wo sich gewöhnlich auch die Alten ihnen wieder beigesellen.

Feinde.

Diese sind die nämlichen, welche bei der Knäkente genannt wurden, und die flüchtigen Alten haben nur dieselben Rettungsmittel, den wiederholten Angriffen der Raubvögel zu entgehen, entweder sich schleunigst in's nächste Wasser zu stürzen und unterzutauchen, oder durch pfeilschnellen Flug und die geschicktesten Schwenkungen den Stößen des Falken auszuweichen und ihn zu ermüden. Dessenungeachtet wird jedoch manche eine Beute derselben; im erstern Falle, wenn das erlangte Wasser zum Untertauchen zu seicht war, oder wenn im Fluge, zu schnell überrascht und von Bestürzung gelähmt, sie dem ersten kräftigsten Stoße des Räubers nicht schnell genug auswich. Ihre Brut leidet ebenfalls von den bei jener Art genannten Feinden.

Im Gefieder wohnen Schmarotzerinsekten von denselben Arten wie bei der Knäkente; in ihrem Innern Würmer, nach dem Wiener Verzeichniß, in der Speiseröhre: Strongylus papillosus, in den Eingeweiden: Echinorhynchus filicollis und Taenia laevis.

Jagd.

Am wenigsten scheu von allen Süßwasserenten ist sie auch am leichtesten von Allen zu erlegen. Manche, vermuthlich mit solchen Gefahren noch unbekannt, halten auf kleinen Teichen den frei ankommenden Schützen, wenn er nur nicht stracks auf sie zuschreitet, schußrecht aus, andere ziehen sich bloß schwimmend abwärts oder fliegen auf, um sich sogleich wieder niederzulassen und auf diese Weise außer Schußweite zu ziehen. Wird auf solche geschossen, so kehren die Unverletztgebliebenen gewöhnlich nach einer kurzen Abwesenheit zur Stelle zurück, wo sie die Kameraden verloren, sind aber nun schon vorsichtiger und können, um sich ihnen zum zweiten Male schußmäßig zu nähern, nur ungesehen beschlichen werden. Hat man von einem Paar das Weibchen erlegt, so kömmt das Männchen gewiß wieder zurück, und zwar wiederholend, selbst wenn mehrmals fehl nach ihm geschossen wurde; es wird dann aber immer scheuer, wie es überhaupt alle sind, welche schon Feuer gesehen haben, zumal auf größern Gewässern, wo alle ohne Ausnahme nur ungesehen zu

hinterschleichen sind. Auf dem Abendanstande erlauert man sie, gewöhnlich in einem in das Ufer gegrabenen Erdloche versteckt, um sie, sobald sich welche auf das Wasser niedergelassen, im Sitzen zu schießen, wo sie aber meistens so zerstreuet auffallen, daß man selten mehr als zweie auf den Strich bekömmt; oder an den Schwadengrasplätzen in einem Schilfbusch gestellt, um im Fluge zu schießen, wo man sie gewöhnlich nur einzeln herabschießt und dazu eine mehr als gewöhnliche Gewandtheit im Flugschießen besitzen muß; oder auf dem Morgenanstande, wo sie meistens sehr dicht fliegen und dann mit einem Schuße mehrere herabzuschießen sind, was Alles bei der Märzente weitläufiger angegeben ist. Auch werden auf gleiche Weise die Jungen auf den Entenjagden im Sommer erlegt, wo jene aber den Hunden, wegen großer Tauchfertigkeit, viel zu schaffen machen.

Auf den Entenheerden und Entenkoien werden sie in größter Menge gefangen und sind daselbst, nächst der Märzente, die am häufigsten vorkommende Art, es giebt sogar Jahre, in welchen sie an manchen Orten in ebenso großer oder gar in noch weit größerer Anzahl gefangen wurden, so im Herbst 1820 im großen Entenfange auf Sylt, wo unter den 7000 Enten, als ungewöhnlich wenig, nur 1500 Märzenten, aber mehr als noch ein Mal so viel Krückenten gefangen worden sein sollen. Nicht so sehr ihre größere Anzahl, als vielmehr ihre geringere Schlauheit, macht, daß sie oft häufiger gefangen werden, als jene. — Man kann sie auch in Schlingen, besonders in Laufschlingen an den Ufern, wie die vorige Art fangen.

Nutzen.

Ihr Fleisch oder Wildpret ist im Herbst, wenn es vom Genuß vieler Sämereien recht fett, vom ausgezeichnetsten Wohlgeschmack und ungemein zart; magrer, zäher und unschmackhafter wol im Frühjahr, weil sie dann viele kleine Konchylien fressen, doch immer noch von allem Entenwildpret dieser Familie das beste, indem es nur ganz schwach wildert. Diesen für manchen Gaumen so unangenehmen Beigeschmack bemerkt man aber im Herbst und besonders bei Jungen desselben Jahres fast gar nicht. Nur Schade daß sie einen so kleinen Braten geben. Die Eier sollen sehr schmackhaft sein.

Die Federn können wie die andrer Enten benutzt werden; aber auch bei diesen ist zu beklagen, daß sie so klein sind, und deshalb denen von größern Enten und Gänsen weit nachstehen.

Schaden.

Sie fressen zwar zuweilen kleine Fischbrut, aber so selten, daß dies kaum erwähnt zu werden verdient.

Schlußbemerkung.

In dem alten gediegenen Werke: Vorstellung der Vögel Teutschlands ꝛc. von J. L. Frisch, finden wir auf Taf. 173. eine Ente abgebildet, von welcher seitdem ein zweites Exemplar nirgends hat aufgefunden werden können. Sie gehört nach Frisch's Bemerkung und nach dem Aussehen des Bildes zu den Krückenten und scheint nach Größe, Gestalt, Schnabelbau u. s. w. unsrer A. Crecca am nächsten zu stehen, gleicht aber den Hauptfarben nach der Märzente im männlichen Hochzeitkleide sehr. Schnabel und Füße sind schwarz, der Augenstern braun; Kopf und Hals einfarbig goldgrün (ohne weißen Halsring); der Kropf dunkelkastanienbraun; der Unterrumpf in der Mitte weiß, an den Brustseiten und Tragefedern, wie die Schultern, die hintern Schwingfedern und der ganze Rücken bis an den Schwanz perlgrau oder mit grauweißen und schwarzbraunen zarten Wellenlinien quer durchschlängelt; der Schwanz graubraun (ohne gekräuselte Mittelfedern); die Flügeldeckfedern braungrau; der große Spiegel glänzend grünblau oder blaugrün, unten und oben von einem weißen Querstreif begrenzt, den ebenfalls unten und oben ein schwarzer Strich vom Blauen trennt; die großen Schwingfedern graubraun.

Man hat sich über diese Darstellung, die nach dem Leben gezeichnet zu sein scheint, vielfältig den Kopf zerbrochen, es aber nicht gewagt, sie einer bekannten Art als Varietät zuzuzählen, öfter dagegen für eine eigene selbstständige Art gehalten. Wäre sie jedoch dieses, so müßte sie in dem langen Zeitraum wol noch irgendwo ein Mal vorgekommen sein, was aber nie mehr der Fall war. Mir will sie immer vorkommen wie ein Bastard, aus der Vermischung der Märzente mit der Krückente. Wer da weiß, wie stark der Begattungstrieb der meisten Entenmännchen ist, wird eine so ungleiche Begattung mit Befruchtung nicht für unmöglich halten. Weiter unten, bei der Löffelente, wird etwas Aehnliches vorkommen.

334.

Die Pfeif-Ente.

Anas penelope. *Linn.*

Taf. 305. { Fig. 1. Männliches Prachtkleid.
Fig. 2. Männliches Sommerkleid.
Fig. 3. Weibchen im Frühjahr.

Gemeine Pfeifente; Mittelente, rothbrüstige Mittelente; Bläßente, Rothente, Rothhals, mittler Rothhals, Brandente, Piepente, Speckente; Penelopeente, Penelope; Schmünte, Schmüente; Eisente mit weißer Platte; Weißstirn; Seeelster; Piepäne.

Anas Penelope. Gmel. Linn. syst. I. 2. p. 527. n. 27. = Lath. Ind. II. p. 860. n. 71. = Retz. Faun. suec. p. 123. n. 80. = Nilss. Orn. suec. II. p. 220. n. 240. = *Le Canard siffleur.* Buff. Ois. IX. p. 169. t. 10 & 11. — Edit. d. Deuxp. XVII. p. 190. t. 6. f. 1. male. = Id. Pl. enl. 825. male. = Gérard. Tab. élém. II. p. 389. = Temm. Man. nouv. Edit. II. p. 840. = *Wigeon*, or *Whewer*, or *Whim.* Lath. syn. VI. p. 518. n. 63. — Uiberf. v. Bechst. III. 2. S. 446. n. 63. = Penn. arct. Zool. II. p. 574. K. — Uiberf. v. Zimmermann, II. S. 535. K. = Bewick, brit. Birds. II. p. 352. = *Anatra*, o *Morigiana*, o *Bibbio*, o *Fischione.* Stor. degl. Ucc. V. tav. 585 & 586. = *Fischione.* Savi, Orn. tosc. III. p. 146. = *Smient, Fluit-Eend, halve Eendvogel.* Sepp. Nederl. Vog. III. t. p. 111. u. IV. t. p. 349. = Bechstein, Naturg. Deutschlds. IV. S. 1109. = Dessen, Taschenb. II. S. 431. n. 18. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 541. n. 19. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlds. S. 253. n. 12. — Meisner u. Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 302. n. 266. = Koch, Baier. Zool. I. S. 415. n. 262. = Brehm, Lehrb. II. S. 798. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 872—874. = Gloger, Schles. Faun. S. 57. n. 261. = Landbeck, Vög. Würtemberg's S. 76. n. 269. = Hornschuh und Schilling, Verz. pomm. Vög. S. 20. n. 262. = E. v. Homeyer, Vög. Pommern's. S. 75. n. 248. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 226. n. 394. = Frisch, Vög. II. Taf. 164. Männch. T. 169. j. Männch. = Naumann's Vög. alte Ausg. III. S. 307. Taf. L. Fig. 72. Männchen, F. 73. Weibchen, beide im Frühlinge.

Nach der neuesten Systematik bildet sie, von Anas getrennt, den Typus einer eigenen Gattung oder Untergattung: *Mareca*, Stephens.

Kennzeichen der Art.

Der etwas kleine Schnabel bläulich; die Füße grau. Der Spiegel ist nicht groß, am Männchen dunkelgrün, oben und unten sammtschwarz eingefaßt, die nächste Feder hinter demselben aussen

hellweiß, oft schwarz gesäumt, — am Weibchen dunkelgrau, weißlich gesäumt, die hinterste Feder fast weiß. Der Schwanz ist ziemlich zugespitzt. Mittlere Größe.

Beschreibung.

Die Pfeifente unterscheidet sich von der gleichgroßen Mittelente leicht an der geringern Länge des Schnabels, hauptsächlich aber an der andern Farbe dieses und der Füße, die beide eine aschgraue, mehr oder weniger ins Blaulichte ziehende haben, während sie dort mehr oder weniger orangefarbig aussehen. Wie bei andern Süßwasserenten sind auch hier die Jungen und die Weibchen denen anderer Arten ähnlicher und darum schwerer zu unterscheiden, als die auffallend genug gezeichneten Männchen, sowol in ihrem Prachtkleide als in ihrem Sommerkleide, da dieses Letztere mehr von den weiblichen abweicht als bei allen übrigen einheimischen Arten und sich besonders durch viele Rostfarbe und reines Weiß, in großen Partieen beisammen, auszeichnet. Das weibliche Gefieder ist mehr in Grau und Staubfarbe gehalten und weniger scharf gefleckt als bei andern, und wenn es auch hierin nicht selten dem der weiblichen Spießente sehr ähnelt, so ist es doch am Kopfe und Halse nicht wie bei dieser dunkel gestrichelt, sondern mehr getüpfelt, d. h. die Schaftfleckchen sind nicht in die Länge gezogen, sondern kürzer und gerundet; zudem sind auch hier der viel kürzere und kleinere Schnabel und die geringere Größe des Vogels standhafte Unterscheidungszeichen.

Die Pfeifente hat eine mittlere Größe, so daß sie hierin das Mittel hält zwischen der Märzente und der Knäkente, die Löffelente aber noch übertrifft und so der Mittelente am nächsten kömmt, obwol namentlich unter den Weibchen solche Verschiedenheiten in der Größe vorkommen, daß manche darin viele der Vorletztgenannten nicht übertreffen. So sind die Maaße alter Männchen gewöhnlich folgende: Länge (ohne Schnabel), 19 bis 19½ Zoll; Flugbreite: 35½ bis 36 Zoll; Flügellänge (vom Bug zur Spitze): 12 Zoll; Schwanzlänge: 4 bis 4½ Zoll; während die kleinern Weibchen gewöhnlich nur 17 bis 17¼ Zoll in der Länge, und 32 bis 32¾ Zoll in der Breite messen; ja welche vorkommen, die kaum 15 Zoll lang und nur gegen 29 Zoll breit sind. So kann denn das Gewicht dieser Enten von 1½ bis auf 1 Pfund herab vorkommen.

In der Gestalt ist sie, des kürzern und stärkern Halses und dickeren Kopfes wegen, eher den Krückenten als den größern Arten der Familie ähnlich; die Unterschiede sind jedoch wenig auffallend, wenn man sie nicht der schlankern und dünnhalsigern Spitzente gegenüber sieht, oder mit der etwas gedrungenern Gestalt der Löffelente zusammenstellt. Das kleine Gefieder hat etwas Eigenthümliches, was es vor Andern auszeichnete, nicht; aber der Vorderflügel ist länger und schlanker zugespitzt als bei Vielen, weil die vordersten Schwingfedern von der Stelle, wo sich ihre Fahnen plötzlich verschmälern, sehr schmal in die Spitze auslaufen, indessen von ihnen die allererste kaum bemerklich länger oder nur von gleicher Länge mit der zweiten ist, und 10 zu dieser Ordnung gehören. Die der zweiten Ordnung sind etwas kürzer als bei vielen Andern, etwa in gleichem Verhältniß wie zwischen Knäk- und Krück-Ente, der Erstern ähnlich, oder auch mit denen der Spitzente zu vergleichen, weshalb sie einen etwas schmalen Spiegel bilden, welcher auch nur beim Männchen eine glänzende Färbung, beim Weibchen aber eine sehr unscheinliche trägt. Die der dritten Ordnung sind ziemlich verlängert, breit, mit lanzettförmiger Spitze, von den größten Schulterfedern nur wenige von dieser Form und ohne ausgezeichnete Farben, nämlich im männlichen Prachtkleide, das übrigens prächtige Farben und schöne Zeichnungen, aber sonst keine Auszeichnungen hat, als daß das mittelste Schwanzfederpaar in eine schmale Spitze verlängert ist, die über das nächste, weniger zugespitzte Paar, bei recht alten Männchen, oft 5 bis 8 Linien hinausragt und meistens etwas, doch nur ganz schwach, aufwärts gebogen ist; die übrigen Paare nehmen nach aussen, mit stufenweiser Abnahme der Länge, eine mehr zugerundete Gestalt an, und so wird ein spitz zugerundetes Ende des aus 14 Federn zusammen gesetzten Schwanzes gebildet, bis auf die Mitte dessen Länge die Spitzen der in Ruhe liegenden Flügel reichen. Die untere Schwanzdecke ist bedeutend lang und reicht mit der Spitze weit über das Ende des äußersten Schwanzfederpaares hinaus.

Der Schnabel dieser Art ist kurz, so daß die Länge der Mundspalte nur der des Laufs gleich kömmt, an der etwas breiten Stirn ziemlich erhaben, gegen den nicht großen, aber etwas breiten Nagel sanft abfallend, doch nicht sehr flach gewölbt, von der Basis nach vorn allmählig verschmälert und am Ende mehr zu- als abgerundet; diese Verhältnisse unterscheiden ihn deutlich von denen der vorhergehenden Arten dieser Entenfamilie. Auch das etwas kleine, ovale,

in der ebenfalls ovalen, nicht sehr großen Nasenhöhle, nicht weit von der Stirn und an den Seiten einer breitern Nasenscheide sich öffnende Nasenloch, so wie eine etwas weitere Kielspalte, dürfen zu den bemerkbaren Abweichungen gezählt werden; im Uibrigen ist er aber denen jener ganz gleich. Er ist 1 Zoll 5 bis 6 Linien lang, an der Stirn 8 bis $8^1/_2$ Linien hoch und ebenso breit, bei jungen Weibchen oft merklich kleiner, bei manchen sogar zuweilen gegen 3 Linien kürzer. Von Farbe ist er in der Jugend aschgrau, an der Spitze und unten schwärzlich, beim alten Weibchen lichter und blaulichter, beim Männchen hell bleiblau, im Frühjahr besonders schön und noch viel heller, die Spitze und der Nagel tief schwarz und dieses hinter dem Nagel in flachem Bogen scharf vom Blauen getrennt, oft auch noch am Mundwinkel ein kleines schwarzes Fleckchen; Rachen und Zunge blaß fleischfarbig, diese spitzewärts meist bläulich angelaufen. Im Tode wird die Farbe des Schnabels dunkler und wenn er ausgetrocknet, ganz schwärzlichgrau mit schwarzer Spitze.

Das Auge hat einen dunkelbraunen, bei alten Männchen nußbraunen Stern, und die befiederten Lider ein sehr schmales, nacktes, röthlichschwarzes Innenrändchen.

Die nicht großen Füße sind, die wegen größern Körpers auch ansehnlichere Größe abgerechnet, denen der beiden Vorhergehenden ganz gleich gestaltet, der weiche Uiberzug wie bei Andern nur auf dem Spann und den Zehenrücken gröber, seitwärts derselben klarer geschildert, übrigens netzartig gegittert, die Schwimmhäute und Sohlen besonders sehr fein; die Krallen klein, wenig gekrümmt, unten etwas ausgehöhlt, scharfrandig und die innere Seite der Kralle der Mittelzeh mit vorstehender scharfer Kante; die sehr verkleinerte, höher gestellte Hinterzeh mit rundlicher Sohle ohne Hautlappen. Die Nacktheit über der Ferse ist unbedeutend; der Lauf 1 Zoll 6 bis 7 Linien; die Mittelzeh, mit der 3 Linien langen Kralle, 1 Zoll 10 bis 11 Linien, die Hinterzeh, mit der noch nicht 2 Linien langen Kralle, 5 Linien lang. — Die Farbe der Füße ist ein helles, reines, zuweilen auch röthliches Aschgrau, an den Schwimmhäuten und Gelenken kaum etwas dunkler, die der Krallen hornschwarz. Jenes lichte Grau wird im Tode dunkler, an Ausgestopften in Grauschwarz verwandelt.

Bei den Jungen im Dunenkleide sind Schnabel und Füße schmutzig bleifarbig; der Flaum auf allen obern Theilen dunkelolivengrün, an den untern schmutzig gelb, am Bauche in Weiß über-

gehend; die Enden der dunkelbraungrünen Dunen auf dem Kopfe in Weiß verlaufend, wodurch der Kopf wie bereift erscheint, was in den ersten Tagen ihres Daseins am hübschesten aussieht, später aber weniger in die Augen fällt.

Das Jugendkleid, was auf jenes folgt, unterscheidet sich schon dadurch leicht von dem anderer verwandten Arten, daß es am Kopfe und Halse mehr getüpfelt als gestrichelt ist, worin es dem männlichen Sommerkleide der Krückente ähnelt; dies ist aber im Uibrigen viel dunkler gefärbt. In ihm haben die jungen Pfeifenten einen aschgrauen Schnabel und ebenso gefärbte Füße, und das Gefieder der Weibchen folgende Zeichnungen: Kopf und Hals sind blaß graugelblich oder staubfarbig, mit kleinen schwärzlichbraunen Tüpfeln überäet, auf dem Scheitel, meistens auch an den Zügeln und Schläfen, mit einem bräunlichern Anstrich; die Kropfgegend staubfarbig mit etwas Rostfarbe vermischt, und mit vielen mondförmigen schwärzlichbraunen Querflecken besetzt; die Mitte der Brust und des Bauches rein weiß, an den Seiten in's Staubfarbige übergehend; die Tragefedern, die Oberrücken- und Schulterfedern dunkel- oder schwärzlichbraun, mit breiten staubfarbigen, rostfarbig und weißlich gemischten Kanten; Unterrücken und Bürzel dunkelbraun mit hellbraungrauen Federkanten, diese an den gleichgefärbten Oberschwanzdeckfedern seitwärts weiß gemischt; die untere Schwanzdecke staubfarbig, seitlich stark braun gefleckt; die Schwanzfedern in der Mitte schwärzlichbraun, an den Seiten durch braun in weißliche Käntchen übergehend, die mittlern Flügeldeckfedern wie der Rücken, die am Rande herum braungrau, der Rand selbst weißlich; der unscheinliche, gelblichgraue, schwarzgrau gemischte Spiegel hat oben und unten einen schmalen weißen Querstrich, von welchen den obern, als den auffallendsten, die weißen Endkanten der größten Deckfederreihe bilden; die erste Tertiarschwinge hinter dem Spiegel auf der Aussenfahne grauweiß, meistens mit einem schwärzlichen Strich hinter der rein weißen Aussenkante, die folgenden schwärzlichbraun, mit staubfarbigen, an den Spitzen weißlichen Kanten; die Primarschwingen und ihre Deckfedern graubraun, heller gesäumt; der Unterflügel braungrau, in der Mitte weißlichgrau.

Ziemlich verschieden vom weiblichen, ist das männliche Jugendkleid, daher leicht von ihm zu unterscheiden. Kopf und Hals sind stark mit Rostfarbe überlaufen oder die Staubfarbe zieht bedeutend ins Röthlichrostgelbe; am Kropfe ist Rostfarbe und Weiß eingemischt; die Tragefedern, die der Schultern und des Oberrückens

haben meistens rostfarbige Kanten, die größern auch einzelne bräunlichweiße Querflecke in der schwarzbraunen Grundfarbe; die Federn des Unterrückens sind auch lebhafter gekantet; die Oberschwanzdecke buntscheckiger; der Oberflügel einförmig grau; der Spiegel schwärzlich, mit grünem Metallglanz, oben und unten mit breiter sammetschwarzer Einfassung; die erste Tertiarschwinge, hinter dem Spiegel, auf der Aussenfahne weiß mit schwarzen Säumchen, auf der Innenfahne graubraun, die folgenden schwarzbraun mit grauen, aussen weiß gesäumten Kanten; die Primarschwingen und die Schwanzfedern wie beim Weibchen; die Mitte des Unterrumpfes rein weiß. Beide Geschlechter sind demnach unter den jungen Pfeifenten weit verschiedener gefärbt als dies unter denen andrer Arten dieser Entenfamilie vorkömmt, dennoch aber das männliche Jugendkleid noch sehr verschieden von dem Sommerkleide alter Männchen.

Das jugendliche Gefieder, bis auf Schwing- und Schwanzfedern, legen diese Enten, wie andere, im October und November ab, wo die Männchen ihr erstes Prachtkleid, die Weibchen ihr ausgefärbtes Kleid erhalten, das diese dann jährlich nur ein Mal wechseln. Das Gefieder einjähriger Weibchen ist zwar schon grauer als das jugendliche, hat aber doch hin und wieder noch eingemischte Rostfarbe und an den Tragefedern und Schultern auch eine kräftigere dunkle Fleckenfarbe, ist also im Ganzen bunter gezeichnet, während es im höhern Alter eintöniger und grauer wird, mehr als bei andern weiblichen Süßwasserenten.

Das mindestens zwei Jahr alte Weibchen hat einen aschblaulichen Schnabel mit schwarzer Spitze und Untertheil, und aschgraue Füße; Kopf und Hals sind auf licht gelbgraulichen oder staubfarbigem Grunde dicht schwärzlichbraun getüpfelt und bespritzt, der Kropf hat auf ähnlicher Grundfarbe solche dunkele, meist schmale, mehr gerade als mondförmige, Querflecke; die Mitte des Unterrumpfs ist rein weiß; die Tragefedern, die der Schultern und des Oberrückens matt dunkelbraun mit staubfarbigen Kanten, fast ganz ohne rostgelbe oder rostfarbige Beimischung, oder eine solche kaum zu bemerken; Unterrücken und Bürzel noch einförmiger; die Oberschwanzdecke dunkelbraun mit staubfarbigen, an den Seiten weißlichen Federkanten, die untere an den Seiten ebenso, in der Mitte schmutzig weiß; die Schenkel vorn weiß, hinten grau und etwas roströthlich gemischt; die kleinen Flügeldeckfedern dunkelgrau, die größern wie der Oberrücken; der Spiegel wie im Jugendkleide, doch mit etwas mehr grau und etwas Glanz; die hintern Schwingen, die erste aus-

genommen, welche meist weiß, wie die Schulterfedern; die Primarschwingen mit ihren Deckfedern wie im Jugendkleide. — Im Juli und August wechselt das alte Weibchen jährlich sein ganzes Gefieder.

Das junge Männchen legt im October und November, manche Individuen auch erst im Dezember, sein Jugendkleid, bis auf die Schwing- und Schwanzfedern, von letztern das mittelste Paar ausgenommen, ab und erhält dafür sein erstes Hochzeit- oder Prachtkleid. In diesem hat es nun einen hellbleiblauen, an der Spitze schwarzen Schnabel und aschgraue Füße; Stirn und Scheitel sind rosträthlichweiß; der übrige Kopf und der Hals schön rostroth, an den Kopfseiten fein schwarz getüpfelt, am stärksten an einer kleinen Stelle gleich hinter dem Auge, wo die Tüpfel auch grünlich glänzen, am Kinn und auf der Mitte der Kehle entlang schwärzlich überlaufen; der Kropf weinroth oder purpurröthlichgrau (eine eigenthümliche, seltne Farbe); Brust und Bauch rein und glänzend weiß; die Tragefedern, die der Schultern und des Oberrückens in der Ferne licht aschblau scheinend, in der Nähe aber mit sehr feinen, gleichbreiten, wellenförmigen, abwechselnd perlweißen und schwarzen Linien in die Quere durchschlängelt, die längsten, etwas zugespitzten Schulterfedern noch mit schwarzgrauen Schaftstrichen; Unterrücken und Bürzel dunkelbraungrau, weißlich bespritzt, am meisten Letzterer; die Mitte der Oberschwanzdecke noch weißer an beiden Seiten aber tief schwarz; die ganze untere Schwanzdecke, vom After an, sammetschwarz und dieses gerade und scharf vom Weiß des Bauches getrennt, nur die längsten Federn mit weißen Spitzchen; die Flügeldeckfedern bräunlichaschgrau; der Spiegel wie im Jugendkleide, das Grau der Kanten an den Tertiarschwingen aber in Weiß abgebleicht; die großen Schwingen wie in jenem Kleide, die Schwanzfedern ebenso, nur die beiden mittelsten erneuert und verlängert zugespitzt, braunschwarz, weißlich gesäumt. Der Spiegel hat bei den meisten noch ein sehr feines weißes Endsäumchen, das aber auf zusammen gelegtem Flügel kaum bemerkt wird. Auf der untern Seite ist der Flügel meistens glänzend hellgrau, die Spitze der Primarschwingen dunkler, ihre Schäfte weiß (auf der obern Seite hellbräunlich), die Deckfedern sehr fein und dicht weiß bespritzt, die größern an den Enden mit mehr Weiß, die langen Achselfedern fast ganz weiß, nur an den Enden braungrau bespritzt und bekritzelt.

Das mehr als zweijährige Männchen unterscheidet sich in seinem Prachtkleide sehr auffallend von jenem, hauptsächlich am

Flügel, von dessen Deckfedern nur die am Rande herum grau, alle übrigen aber schneeweiß aussehen, wodurch ein großes weißes Feld über dem Spiegel entsteht, welcher, da die große Deckfederreihe sammtschwarze Enden hat, oben wie unten von einem sammetschwarzen Bande eingefaßt wird, zwischen denselben aber dunkel metallgrün, goldgrün glänzend, also viel prächtiger aussieht, während die erste Tertiarschwinge fast rein weiß mit schwarzer Linie auf dem Aussensaum, auf der Innenfahne nur wurzelwärts braungrau ist, alle folgenden, gewöhnlich fünfe, auf der Innenfahne aschgrau, auf der äußern sammetschwarz aussehen und diese mit einer scharf getrennten, schmalen schneeweißen Aussenkante eingefaßt ist. Der Schnabel ist viel heller und reiner blau, seine Spitze schwärzer und oft auch am Mundwinkel ein schwarzes Fleckchen; der Augenstern nußbraun; die Füße rein aschgrau; die röthlichweiße Blässe an der Stirn und auf dem Scheitel schmäler und nicht so leuchtend; Kopf und Hals noch schöner rostroth, nicht schwarz bespritzt, nur Kinn und Kehle schwärzlich und dicht hinter dem Auge ein kleines dreieckiges Fleckchen schwarz mit goldgrünem Glanz; das liebliche Rosengrau des Kropfes noch reiner und schöner, ebenso die herrliche Wellenzeichnung der Tragefedern, an den Schultern und auf dem Oberrücken; der Unterrücken ganz anders, fast wie der Oberrücken, mit abwechselnd grauweißen und dunkelbraunen, sehr feinen Wellenlinien durchschlängelt, nur etwas düsterer, auf dem Bürzel mit mehr und reinerm Weiß. Die obere Schwanzdecke an den Seiten und am Ende mit viel mehr und tieferm Schwarz, nur in der Mitte weiß, aber an den Wurzeln dieser Federn mit feinen schwarzen Wellenlinien bezeichnet; auch die untere Schwanzdecke reiner und dunkler schwarz ohne weiße Spitzchen an den längsten Federn; die beiden mittlern Schwanzfedern noch mehr verlängert und schlanker zugespitzt, auch schwärzer; die Schenkel vorn weiß, hinten grau bespritzt und bekritzelt; Bauch und Brust rein und glänzend weiß.

Das Männchen tritt mit Ende des Juni oder Anfangs Juli seine Hauptmauser an, in welcher es zuletzt auch alle Schwanz- und Schwingfedern verliert und dann einige Zeit nicht fliegen kann, daher in dieser Periode sich ängstlich im Schilfe verborgen hält, aber mit Ende des Juli und Anfangs August wieder flugbar ist und auf dem Freien, dann aber in einem ganz anders gefärbten, dem der Weibchen sehr wenig, dem männlichen Jugendkleide aber etwas mehr ähnelndem Gewande erscheint. Dies männliche Sommerkleid ist keinem einer andern einheimischen Art dieser En-

tenfamilie ähnlich und wegen seiner lebhaftern Färbung viel schöner als bei einer derselben.

Bei recht alten Männchen ist in diesem Sommerkleide der Schnabel etwas dunkler blau als im Frühjahr und das Aschgrau der Füße fällt ein wenig ins Röthliche. Die Stirn bis auf den Scheitel ist roströthlichweiß, schwärzlich fein bespritzt; Kopf und Hals rostroth, schwarz getüpfelt, am dichtesten an der Kehle und Obergurgel, dann an den Zügeln und der Schläfegegend, an dieser die Tüpfel grün schillernd, das Kinn fast ganz schwarz; die Kropfgegend ringsum hell gelbbraun, hin und wieder weißlich gemischt, mit schmalen, fast geraden, aber kurz abgebrochenen, braunschwarzen Querstrichen; die Mitte des Unterkörpers rein weiß, nur die Seiten des Bauchs braun gefleckt und die Tragefedern lebhaft Rostfarbig, fast gleichförmig, nur an den Rändern der Federn etwas lichter, ohne alle anderartige Zeichnung; — die Schulter- und Rückenfedern in der Mitte braunschwarz, am Schafte am dunkelsten, mit breiten, schönrostfarbigen Rändern und jede mit einem, die größten mit zwei gelbröthlichweißen schmalen Querflecken auf dem Braunschwarzen; die Unterrückenfedern bloß schwärzlichbraun, rostfarbig gekantet, auf dem Bürzel weißlich gemischt; die Oberschwanzdeckfedern braun, mit bräunlichweißen Kanten und Querflecken; die untere Schwanzdecke weiß, bloß an den Seiten und der Spitze braun gefleckt; die Schwanzfedern, von denen die beiden mittelsten sehr verlängert und spitz, am Schafte schwarzbraun, übrigens schwarzgrau, hell aschfarbig bepudert und an den Rändern weißlich; die Schenkelfedern nach vorn weiß, hinten braungrau bespritzt und gewellt; der Flügel wie am Prachtkleide, aber die Farben frischer, der Spiegel dunkler und sein mittlerer Raum schöner glänzend, und an den fünf hintersten Schwingen dritter Ordnung die weißen Aussenkäntchen nach innen (zunächst dem Schwarzen) hell aschgrau überpudert.

Jüngere Männchen zeichnen sich in diesem Gewande durch den heller rostfarbigen Kopf und Hals, durch eine blässere Kropfzeichnung, durch einzelne schwarzbraune Schaftflecke an den rostfarbigen, weißlich gemischten Tragefedern und durch mehr Grau als Weiß auf dem Oberflügel aus.

Im September kommen schon Männchen vor, an denen sich neue Federn des Prachtkleides zeigen, zuerst zwischen den Schulterfedern, an den Seiten der Brust und zwischen den Tragefedern, die mit weißen und schwarzen Linien durchschlängelten; allein erst

im October ist die Mauser in vollem Gange und im November das neue Hochzeitkleid völlig hergestellt.

Solche in der Mauser stehende Männchen, im Gefieder von zweierlei Kleidern, bald mehr oder weniger von einem derselben, untereinander gemischt und sonderbar bunt aussehend, kommen im Herbst oft genug vor, und sind früher, als man die Doppelmauser nicht kannte, gewöhnlich für Varietäten gehalten worden, weil man sich ihr Dasein nicht zusammen zu räumen wußte. Alle in ornithologischen Schriften aufgezählte sogenannte Spielarten gehören daher zu den Uibergangskleidern aus einer Altersperiode oder einem der oben beschriebenen Kleider zum andern. Wirkliche Spielarten oder Ausartungen in Weiß oder Weißbunt u. dergl., scheinen nirgends vorgekommen zu sein und auch wir erinnern uns keiner.

Die Knochenblase oder Pauke am untern Kehlkopf der männlichen Luftröhre ist ziemlich entwickelt, ihr ganz gerundeter oberer Theil etwas abwärts aufsteigend, der untere schmäler zugerundet, fast von der Gestalt einer Haselnuß und verhältnißmäßig größer als bei einer der vorhergehenden und der nächstfolgenden Art.

Aufenthalt.

Die Pfeifente gehört unter die überall in größerer Anzahl vorkommenden Arten, doch folgt sie hierin, für Europa, erst der Krückente, und wenn sie uns auch in größern Schaaren erscheint, so ist sie doch weniger allgemein verbreitet als diese. In Nordamerika hat sie, wie diese, eine nahe Verwandte (Anas americana. L.), welche dort allein ihre Stelle zu vertreten scheint, und in der alten Welt ziemlich dieselbe Verbreitung, im Sommer im nördlichen, im Winter im südlichen Europa und Asien, dann ebenfalls bis ins nördliche Afrika streifend. Sie geht nicht häufig in den arctischen Kreis hinauf, wird es erst diesseits desselben, bewohnt daher Island und die obern Theile der scandinavischen Halbinsel lange nicht in so großer Anzahl als das mittlere Norwegen, Schweden, Finnland und die in gleicher Breite liegenden Theile des russischen Reichs nebst einem großen Theil von Sibirien, dort vorzüglich die obern Gegenden des kaspischen Meeres, streift von da gegen den Winter bis Syrien, Persien, Ostindien, China und Japan hinab; dehnt in unserm Erdtheil ihre Sommwohnsitze von Livland, Polen und Preußen bis Dänemark,

sehr einzeln selbst bis England, Holland und Deutschland herab aus, ist aber südlicher, in Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, der Türkei und Ungarn nur als Zugvogel bekannt und kömmt als solcher im Winter auch sehr häufig noch in Aegypten vor. Sie besucht in der größten Mehrzahl Holland und Deutschland, eigentlich auch nur als solcher, denn brütende Paare sind hier von dieser so selten, wie von der Krückente, und wie von diesen überwintert auch von den Pfeifenten keine bei uns. Uibrigens ist sie, in der Zeit ihres Durchwanderns, in allen sumpfigen und wasserreichen Niederungen der nördlichen wie der südlichen Hälfte Deutschlands, auch hier in Anhalt und den angrenzenden Ländern, keine Seltenheit, obwol in manchem Jahr ungemein häufig und in großen Heerden, in andern dagegen sehr selten, ohne daß man im Stande ist, die Ursache zu so großer Verschiedenheit nur muthmaßlich aufzuspüren.

Nicht leicht früher als mit Ende des September oder meistens erst im October erscheinen die aus Norden und Nordosten kommenden Pfeifenten in größern oder kleinern Flügen in unsern Gegenden und sammeln sich bald zu großen Schaaren an, in denen sie ihre Reise fortsetzen, und wenn im November starke Nachtfröste eintreten oder gar Schnee fällt, verschwinden alle und keine wagt es länger zu bleiben oder hier zu überwintern. Dies geschieht in wärmern Gegenden, in Spanien, Südfrankreich, Unteritalien und überhaupt in der Nähe des mittelländischen Meeres oder in den nächsten Ländern jenseits desselben. Aber im Frühjahr werden sie schon unter den zuerst zurückkehrenden Zugvögeln im März bemerkt, doch dauert ihr Durchzug oft bis zu Ende des April. Auch in dieser Zeit sind sie häufig noch in großen Schaaren beisammen, wie sie denn überhaupt unter allen durchwandernden Enten auf der Reise die größten Schaaren bilden; dabei sehr an einander gedrängt fliegen und an beiden auch in der Ferne vor den meisten sich auszeichnen. Oft durchstreichen sie in dichten Schaaren weite Räume, bilden jedoch auch zuweilen eine einzige schräge, manchmal sehr lange Reihe, seltner eine sogenannte Pflugschleife, wenn sie sich wirklich auf der Reise nach fernen Gegenden befinden. Dann fliegen sie gewöhnlich auch sehr hoch, oft aber, wenn sie bloß in einem dichten Schwarme fortstreichen, wie meistens des Nachts, ziemlich niedrig, denn sie machen ihre Wanderungen öfter des Nachts als am Tage, und man kann auch bei jenen die Richtung ihres Zugs, die im Herbst fast immer eine südwestliche, im Frühjahr eine nordöstliche ist, deut-

lich wahrnehmen, weil sie auf diesen Zügen ihre eigenthümlichen, weitschallenden, pfeifenden Töne beständig hören lassen.

Die Pfeifente ist so wenig Seevogel als eine der übrigen Arten dieser Entenfamilie, obgleich es manchmal den Anschein dazu haben möchte, weil sie sich überall, besonders an den großen Sammelplätzen, bemerklicher macht, theils durch ihre Stimme, theils durch die Gewohnheit, immer in dichtern Massen sich zusammenzuhalten als alle andern. In solchen kömmt sie denn natürlich auch in stillen, seichten Meeresbuchten und zwischen Landengen neben jenen vor und wird darin um so mehr bemerkt, je mehr sie ihre Stimme hören läßt, die auch Leuten bekannt ist, die sonst eine andere Entenart gar nicht zu unterscheiden wissen. Da wo das Meer bei der Ebbe sehr weit zurücktritt und schlammige Watten hinterläßt, ist auch diese Art am liebsten, vorzüglich um da am Tage einen sichern Aufenthalt zu haben; sie flüchtet sich, bei gewaltsamen Veranlassungen wol auch aufs hohe Meer, verweilt aber nur so lange als die dringendste Noth es erfordert auf ihm, und verläßt dies überhaupt überall, sobald sie Süßwasser in der Nähe hat, die ihr zusagen. Sie besucht diese dann vorzüglich des Nachts, von der Abenddämmerung bis zu Anbruch des nächsten Tages, und sind sie groß genug und sicher gelegen, so zieht sie dieselben auch für den Tagesaufenthalt dem Meerwasser vor. So ist denn der freie Spiegel großer Landsee'n und Brücher oft der Sammelplatz großer Schwärme, die sich dann, in kleinere Haufen zertheilt, gelegentlich wol auch den Ufern und seichten, grün bewachsenen Stellen nähern, hauptsächlich aber des Nachts sich auf solche begeben und dann auch alle kleinern Teiche, Lachen und Sümpfe im Umkreise besuchen. Durchwandernde lassen sich zuweilen auch auf Teichen bei Dörfern und Gehöften, auch ganz freien, mitten im Felde liegenden, kleinen Teichen, und im Frühjahr auf den beim Aufthauen des Schnee's auf Aeckern zusammengelaufenen Lachen und Pfützen nieder; doch thun dies gewöhnlich nur kleine Gesellschaften, während die größeren immer auch größere Gewässer aufsuchen. Alle mögen jedoch das Flußwasser nur ungern und es müssen, wie beim Besuchen des Meeres, dringende Umstände gebieten, wenn sie auf breiten Strömen und Flüssen einige Zeit verweilen sollen.

Wo diese Enten Ruhe haben, nähern sie sich auch am Tage den seichten, schlammigen Ufern, dünn mit niederem Schilf, Binsen u. dergl. bewachsenen, oder in Sumpf verlaufenden, oder solchen Stellen, wo das Wasser über Rasen ausgetreten ist; aber sie betreiben

ihre Geschäfte überall weniger im Verborgenen als viele andere, so daß man sie sehr gewöhnlich schon von Weitem gewahr wird. Mit den Krückenten haben sie, hinsichtlich der Wahl ihrer Aufenthaltsorte, Vieles gemein, theilen mit diesen auch häufigst die zum Brüten auserwählten, kommen aber, wie diese, in unsern Gegenden, im Sommer sehr selten und nur in manchen Jahren vor. Man bemerkt dann, daß sie in dieser Zeit Bäume und Gebüsch weniger scheuen als sonst, und auf den Gewässern waldiger Gegenden gewöhnlicher als auf zu frei gelegenen und von allem Baumwuchs entblößten Gegenden sich aufhalten. In allem Uibrigen gleichen sie den andern Arten dieser Familie.

Eigenschaften.

Wo die Pfeifenten in Heerden beisammen vorkommen, unterscheiden sie sich schon in großer Ferne von andern Arten durch ihr Aneinanderdrängen, im Fluge wie im Sitzen. Uibrigens würde es schwer halten, sie von der gleichgroßen Mittelente zu unterscheiden, wenn man den wenig dickern Kopf und kürzern Hals, die längern, spitzigern, in der Mitte schmälern Flügel und den spitzer endenden Hinterkörper nicht genau beachten wollte, was jedoch viele Uibung erfordert. Dagegen ist ihre sonst recht schlanke Figur mit der der Spitzente, die hierin Alle übertrifft, noch lange nicht zu vergleichen, wenigstens in der des Halses und Schwanzes. Indessen leuchten am Tage die schönen Farben der Männchen unsrer Art schon in weiter Entfernung in die Augen, zumal das weiße Feld auf dem Oberflügel und das reine Weiß auf der Mitte des Unterrumpfs, letzteres selbst bei den Weibchen, den sonst ähnlich gefärbten verwandter Arten gegenüber. — In der Nähe betrachtet gehört übrigens die männliche Pfeifente sowol im hochzeitlichen als im Sommer-Kleide zu den schönsten Arten; ihr rostrother Kopf mit der weißlichen Stirn, der rosengraue Kropf, der perlgraue Rücken mit den gleichfarbigen Brustseiten, die schöne Flügelzeichnung mit dem vielen Weiß u. a. m. leuchten im Sonnenschein weithin, und dies ebenso die viele Rostfarbe auf dem Rücken und an den Seiten des Unterrumpfs im Sommerkleide, zumal recht alter Männchen.

In ihrer Stellung beim Stehen und Gehen gleicht sie den verwandten Arten, zieht den Sförmig gebogenen Hals häufig sehr nieder, so daß er viel kürzer zu sein scheint als er es wirklich ist,

schreitet recht behende und wenig wankend einher und läuft auch ziemlich anhaltend. Auch im Schwimmen ähnelt sie den Vorhergehenden, zieht aber auch hierbei den Hals stark ein; ebenso hat sie mit ihnen gemein, daß sie nur spielend oder in höchster Lebensgefahr ganz unter Wasser taucht und bei heftiger Verfolgung auch recht flink zwischen Boden und Oberfläche fortrudert, diese Fertigkeit aber beim Aufsuchen der Nahrung nicht übt, sondern hier, auf die oft beschriebene Weise, bloß schwimmend den Hals in die Tiefe senkt und wo dies nicht hinreichen will, den Rumpf dazu hinterwärts senkrecht aufkippt.

Ihr Flug, in welchem sie vorzüglich die etwas längern oder schmälern Flügelspitzen auszeichnen, ist sehr leicht, äußerst schnell, in seinen Bewegungen denen der Verwandten ähnlich, aber fast geräuschlos; nur beim Herabschießen aus der Höhe, wenn ihrer sehr viele beisammen, vernimmt man ein nicht unbedeutendes Sausen, und wenn sie aufs Wasser hingleiten ein stärkeres Rauschen, beides bei der Einzelnen höchst unbedeutend. Manchmal fliegen sie ausserordentlich hoch, ein andres Mal sehr niedrig, jenes besonders auf der Wanderung am Tage, dieses des Nachts, immer aber alle sehr dicht aneinander gedrängt, so daß man an großen Gewässern, wo sich oft viele Tausende zu Einer Schaar versammeln, Flüge sieht, die in der Ferne einer kleinen beweglichen Wolke ähneln. Ebenso gedrängt als sie die Luft durchschnitten, bleiben sie auch beim Niederlassen aufs Wasser, wo sie für einige Augenblicke einen dichten dunkeln Knäuel bilden, welcher sich erst nach und nach entwickelt, wenn sie sich beruhigter den Nahrungsgeschäften hingeben. Hat ihre Wanderung viel Eil, so bildet eine solche Schaar auch wol eine einzige schräge Reihe, oft von gewaltiger Länge, mit einer oder einigen Unterbrechungen in der Mitte, seltner zwei solche, vorn im spitzen Winkel vereinte; dann fliegen sie auch sehr hoch.

Sie gehört zwar unter die scheuen Arten, zumal auf großen Wasserflächen, doch kömmt sie hierin der Märzente nicht bei. Große Gesellschaften halten sich am Tage meistens weit vom Ufer entfernt, kleinere nähern sich ihm jedoch öfter, wenn sie nicht von Menschen beunruhigt werden, und steigen, wo es ihnen behagt, zuweilen auch aufs Trockne. Sind viele beisammen, so fliehen sie die Annäherung eines Menschen immer früh genug, wogegen Vereinzelte oder gepaarte Päärchen, zumal in der Nähe menschlicher Wohnungen und unter zahmen Geflügel, oft sehr harmlos scheinen und wenig vorsichtiger sind als eine der letztvorhergehenden Arten.

Wie sehr gesellig sie ist, wurde schon bemerkt; aber ihre Geselligkeit gegen andere Arten ist der dieser gleich, sie bildet nämlich in den Heeren, aus vielen Arten zusammengesetzt, ihre eigene Abtheilungen; selbst Vereinzelte mischen sich jenen nicht innig bei. Wird ein solches Entenheer aufgescheucht, so fliegt zwar in den ersten Augenblicken Alles durcheinander; allein sehr bald sondern sich die verschiedenen Arten, wenn auch Alle dasselbe Ziel vor Augen haben, und dieses ein ziemlich kurzes ist, fliegen so truppweise neben- und hintereinander her, und selbst auf dem Platze, wo sie sich aufs Neue niederlassen, geschieht dies so, und bleibt es auch, so lange sie daselbst Ruhe haben. Diese Absonderungen wird man immer bemerken können, selbst wo eine solche Schaar auf verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt ist und die Wasserfläche gleichmäßig zu bedecken scheint.

Von ihrer auffallenden Stimme hat die Pfeifente den Namen erhalten und diese macht sie unter Tausenden von andern Arten kenntlich. Sie wird auf dem Wasser, wie in der Luft, von ihr gehört, doch viel häufiger noch im Fluge als schwimmend, und ist in weiter Entfernung vernehmbar, wo der pfeifende Ton in einer solchen Schaar sehr häufig ertönt und wie Wiw, wiwiw u. s. w., näher wie wibwů, wibwiů sich ausnimmt, ganz in der Nähe aber anders lautet, wie hoiiärr und dit-hoiärr, indem der schnurrende Schluß so heiser ist, daß er nur in geringer Entfernung vernommen werden kann. Sie sind demnach nur in einiger Entfernung, wo das eigentliche Pfeifen bloß vernommen wird, angenehm klingend zu nennen und machen, von einer großen, durch die Luft streichenden Schaar, besonders in stiller Nacht, einen fröhlichen Eindruck auf das Gehör des Beobachters, schallen dann auch desto weiter durch die Lüfte, so daß man, weil sie sich ununterbrochen hören lassen, daran sowol die Schnelle als die Richtung ihres Fluges deutlich bemerken kann. So sehr nun auch diese nächtliche Musik das Ohr des Naturfreundes ergötzen kann, so würde doch zu viel Einbildung vorhanden sein müssen, um sie eine Melodie nennen zu wollen, da die pfeifenden Töne bei den verschiedenen Individuen in Höhe und Tiefe höchst unbedeutend wechseln. Uibrigens ist dieses mit Buchstaben schwer zu versinnlichende Pfeifen beiden Geschlechtern eigen, bei den Weibchen aber etwas kürzer abgebrochen und weniger gellend. Auf dem Wasser öfter als in der Luft wechseln die pfeifenden Töne häufig mit einem tiefen, heisern Schnarchen ab, das bald wie chrrr oder charrr, bald wie chrrrahr klingt, und

auch dieſes haben beide Geſchlechter mit einander gemein; ſie ſcheinen, wenn man ſo ſagen darf, ein verdorbenes Quaken zu ſein. Plötzlich überraſcht ſtößt das Männchen auſſerdem im Aufſchwingen einen einzeln, faſt meckernden Laut aus, dem ſehr ähnlich, welchen in ſolchen Fällen auch die männliche Löffelente zuweilen hören läßt. Sonſt pfauchen und ziſchen ſie, wie andere verwandte Arten, und die Jungen piepen denen jener ähnlich.

Auch die Pfeifente gewöhnt ſich bald an die Gefangenſchaft, wenn man ſie gleich auf einen umſchloſſenen Teich bringt, beſonders wenn ſie hier ſchon Geſellſchaft von andern gezähmten Arten antrifft. Für eine ſolche Menagerie iſt das Männchen in ſeinem hochzeitlichen Schmuck eine wahre Zierde. Bei guter Pflege hält ſich dieſe Art hier viele Jahre lang, wird ſehr zahm und pflanzt ſich alljährig fort, wenn nämlich der Aufenthalt aus ſüßem Waſſer beſteht, aus welchem ſie neben dem ihr zu verabreichenden Futter auch natürliches aus jenem auffiſchen kann; dagegen dauert ſie auf Meerwaſſer, wenn der Aufenthaltsort nur ſolches enthält, vermuthlich wegen Mangel an Süßwaſſerfraß, nicht über ein Jahr aus. Dieſe Erfahrung hat man oft in der Entenkoie auf Sylt, jene an andern Orten im Lande gemacht. Sie ſteht hier ganz im Gegenſatze mit der Brandente, die durchaus nur auf ſalzigem Waſſer gedeihet. Hr. N. Bruch in Mainz (ſ. Iſis. Jahrg. 1828. Hft. VII.), welcher mehrere Pfeifenten, 8 Jahre lang, an einem angemeſſenen Orte auf dem Feſtungsgraben unterhielt, die alle Jahr Eier legten und mehrmals glücklich ausbrachten, machte die intereſſante Beobachtung, daß von den auffallend kleinſten, ſehr dunkel gefärbten Weibchen, wie man ſie unter der Menge öfters findet, Junge fielen, welche viel größer und heller gefärbt waren als ihre Mütter, ſo daß dieſe kleine Zucht bald alle unter den wilden Pfeifenten vorkommende Abweichungen in Größe und Farbe aufzuweiſen hatte.

Nahrung.

Dieſe beſteht aus Waſſerinſekten und im Waſſer lebenden Inſektenlarven, kleinen Mollusken und anderem Gewürm, kleinen Süßwaſſerkonchylien, nackten Schnecken und Regenwürmern, ſeltner in Laich und der ganz kleinen Brut von Fiſchen und Fröſchen, dagegen ſehr häufig in Vegetabilien, zarten Wurzeln, Keimen, Blattſpitzen, Knospen und reifen Samen vieler Sumpf- und Waſſerpflanzen, ſeltner in Getreidekörnern.

Sie durchwühlt und durchschnattert den schlammigen Boden an den Ufern und wo er sonst nicht tief unter Wasser liegt, oder fischt das Obenschwimmende von der Wasserfläche auf, taucht aber nach Nahrungsmitteln nie mit ganzem Körper unter dieselbe, sondern angelt sie nur mit dem eingetauchten Halse, den Hinterkörper dazu aufgekippt, vom Boden herauf, wo dieser hierzu nicht zu tief liegt, kann demnach auf zu tiefem Wasser wenig schaffen. Deshalb begiebt sie sich auch, Nahrung suchend, meistens an seichte Stellen oder an die Ufer, auch auf dieselben, wo Rasen ist und dieser kurz abgeweidete Flächen bedeckt, besonders um hier, hauptsächlich des Morgens auf dem Thau, Regenwürmer und nackte Schnecken aufzulesen. Oft sahen wir sie vom Wasser aus weithin auf solche Plätze fliegen und sich hier emsig beschäftigen. Wie die Vorhergehenden werden sie besonders gegen Sonnenuntergang unruhig, schwärmen dann nach guten Futterplätzen, auch nach entferntern, im Umkreise des Tagesaufenthalts herum, und machen in der Nacht bis zur Morgendämmerung, vielen kleinern Teichen und Pfützen, auch ganz abgesondert im freien Felde liegenden, einen längern oder kürzern Besuch. Diese letztern besuchen sie auch in der Zugzeit, in den Abend- oder Morgenstunden, während sie die der Nacht zur Weiterreise benutzen. In den Brüchern fliegen sie mit Beginn der Samenreife des Manna- oder Schwadengrases (Festuca fluitans.) Abends auf die Plätze wo dieses in Menge beisammen wächst, und schwelgen im Genuß dieses nahrhaften Samens, fressen aber ausserdem auch noch den verschiedener anderer Gras- und Binsen-Arten, auch von einigen Potamogeton-Arten u. a. m. Nach dem Getreide, von dem sie bei uns reife Gerste und Hafer nicht verschmähen, sahen wir sie zwar nicht zur Erndtezeit auf die Felder fliegen, dies aber im Frühjahr häufig auf den vom aufgethaueten Schnee entstandenen Lachen und Pfützen thun, wenn sie sich auf Stoppeläckern befanden, um hier Getreidekörner hervorzuschnattern, die man dann in dieser Zeit öfter in den Kröpfen der daselbst Erlegten findet. — Von grünen Pflanzentheilen scheint sie das sogenannte Entengrün (Lemna.) besonders zu lieben, da sie so gern da weilt, wo dies Pflänzchen die Wasserfläche bedeckt; es ist auch vorzugsweise das Lieblingsnahrungsmittel der Jungen.

Im gefangenen Zustande läßt sie sich bald an Gerste und Hafer, auch an Brot, Rüben, Kartoffeln u. dergl., wenn man diese zerkleinert, und zu anderem Entenfutter gewöhnen, wenn sie sich dabei nur auf süßem Wasser aufhalten darf. Gegen die Kälte unsrer

Winter ist sie eben so empfindlich als die Knäkente, muß daher in strengen Wintern gegen sie in Schutz genommen werden.

Fortpflanzung.

Die Pfeifente scheint mit der Krückente gleichen Sommeraufenthalt zu haben, nämlich in von uns nördlich und nordöstlich gelegenen Ländern, doch mögen ihre Brüteorte, in dieser Richtung, nicht weit von hier schon anfangen, weil bereits zu Ende des Auguſt viele in kleinen Flügen bei uns anzukommen pflegen, obschon der eigentliche Zug einen vollen Monat später erst beginnt. Daß sie auf Island ziemlich, im mittlern Schweden und Finnland sehr häufig brütet, ist bekannt. Bei uns bleibt nur in manchen, meistens nassen Jahren, hin und wieder ein einzelnes Päärchen zurück um hier seine Brut zu machen. Dasselbe weiß man von Schlesien und andern Gegenden der nordöstlichen Hälfte Deutschlands. Auch in unsern Brüchern, in der Nähe der Elbe und Saale, kam es schon vor, daß auf Entenjagden, im Juli, mausernde Alte und kaum flugbare Junge erlegt wurden, die also hier ausgeheckt sein mußten; dies ist jedoch in einem sehr langen Zeitraum nur wenige Mal der Fall gewesen, das letzte Mal im Sommer 1824.

Sie verlangt zum Nistorte eine wasserreiche Gegend, in welcher es auch nicht an großen freien Wasserflächen fehlt; diese kann auch mit Wald und Gebüsch abwechseln, entweder in großen aneinanderhangenden Teichen, oder in ausgedehnten tiefen Sumpf bestehen. Hier sucht sie an mit Schilf und Binsen bewachsenen Ufern, auch wol unter einem Weidenbusche oder sonstigen Gestrüpp, besonders gern auf erhöheten kleinen Inseln, an steinigen Orten (wie auf Island oft), auch zwischen Steinhaufen, ihr Nest zu verstecken, das immer schwer aufzufinden ist, wenn es der Zufall nicht verräth, zumal es in hiesigen Gegenden erst vorkömmt, wenn die Gräser und Schilfarten schon etwas aufgeschossen sind und die Gebüsche sich zum Theil belaubt haben, was das Aufsuchen um so schwieriger macht.

Am Bau des Nestes nimmt das Männchen keinen Antheil und das Betragen beider Gatten beim Nest ist dem der Spießente und andern ähnlich. Das Weibchen nimmt dazu, gewöhnlich aus den nächsten Umgebungen, eine Menge trockne Schilfblätter, Binsen, Gras, dürres Laub u. dergl., die es ziemlich gut mit ein-

ander verflicht und für die Aufnahme der Eier eine große Vertiefung in der Mitte desſelben aushöhlt. Nicht leicht früher als gegen die Mitte des Mai fängt es an zu legen. Die Zahl der Eier für ein Neſt iſt am gewöhnlichſten 9, doch kommen auch 10 bis 12 vor.

Dieſe Eier unterſcheiden ſich ziemlich leicht von andern Arten dieſer Familie, an ihrer mehr ins Roſtgelbe gehaltenen, gar nicht grünlichen Färbung, ähneln aber hierin wie an Größe und Geſtalt wieder andern deſto mehr, wie namentlich denen der Kragenente. In der Größe kommen ſie denen der Spitzente gleich, und ihre Geſtalt iſt eine etwas dick eiförmige, nicht ſo ſchlanke als bei den meiſten dieſer. Sie ſind 2 Zoll $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Linien lang und 1 Zoll 7 bis $7^1/_2$ Linien breit, dieſes ziemlich in der Mitte ihrer Länge. Die feſte Schale iſt von ungemein feinem Korn, die Poren nicht ſichtbar, ihre Oberfläche ganz eben und glatt mit bedeutendem Glanz, ihre Farbe gelbbräunlichweiß, ſtark ins Roſtgelbliche ſpielend, beſonders friſch eine freundliche Färbung, die nur beim Bebrüten düſterer wird, wo auch der Glanz der Schale ſich vermindert. Ins Grünliche ſpielen ſie gar nicht; ſelbſt von innen, wenn man ſie gegen das Licht hält, ſchimmern ſie bloß weißgelblich.

Wie bei Andern werden ſie beim Brüten in die eigen ſich ausgerupften Dunen eingehüllt und damit jedes Mal bedeckt, wenn das Weibchen, Bedürfniſſe halber, vom Neſte gehen muß. Das Männchen, das nie Brüten hilft, hält ſich im Anfange dieſer Zeit faſt immer in der Nähe des Neſtes auf; verläßt es aber zuletzt, wegen eintretender Mauſer, ehe noch die Jungen ausſchlüpfen. Dies geſchieht nach 24 bis 25 Tage langem Bebrüten, wobei das Weibchen ſehr feſt ſitzt und erſt mit knarrendem Geſchrei herausfliegt, wenn die Störung ihm ganz nahe gekommen iſt. Die zarten Jungen werden, ſobald ſie abgetrocknet und von der Alten durchwärmt ſind, aufs Waſſer geführt, und geben hier an Beweglichkeit und in der Kunſt ſich hinter Sumpfgewächſen und an Uferrändern zu verſtecken den jungen Knäkenten nichts nach, werden wie dieſe, ſorgfältig von der Mutter beſchützt und an Orte geführt, wo ſie Nahrung und nöthigenfalls Verſtecke genug finden, beſonders gern an ſolche Stellen, wo Entengrün das Waſſer bedeckt, theils weil dieſe Pflänzchen ſelbſt ein Lieblingsgenuß für ſie ſind, theils auch der zwiſchen denſelben ſich in Menge aufhaltenden Geſchöpfchen, wie Mückenlarven u. dergl., wegen, die ſie bald fangen und auffiſchen lernen. In allem Uibrigen gleichen ſie andern jungen Süßwaſſerenten. Wenn ſie erwachſen und flugbar ſind, iſt gewöhnlich die

Mutter nicht mehr bei ihnen, weil sie dann noch mauſert, doch hält jede Familie zuſammen und ſo kommen ſie dann auch des Abends auf die Schwadengrasfluren, wenn der Samen dieſer Grasart, das allgemeine Lieblingsfutter aller Süßwaſſerenten, zur Reife gelangt. Endlich ſchlagen ſich mehrere ſolcher Familien zuſammen und ſchließen ſich zuletzt, zum Fortzuge, den von Norden herkommenden großen Schaaren an.

Feinde.

Dieſe ſind ganz dieſelben wie bei den vorhergehenden Arten. Zu den Verwüſtern der Entenneſter ſind übrigens nicht allein Wanderratten (Mus decumanus.), ſondern auch die Waſſerratten (Hypudaeus aquaticus.) zu zählen, da ſie nicht allein die Eier vernichten, ſondern auch die zarten Jungen wegfangen, und ſo begierig danach ſind wie jene.

Im Gefieder wohnen Schmarotzerinſekten, von den Arten wie bei mehrern Vorhergehenden; in den Eingeweiden Würmer, als: Echinorhynchus filicollis, Distomum echinatum und eine Taenia, deren Art das Wiener Verz. nicht beſtimmt hat.

Jagd.

Obgleich zu den ſcheuen Arten gehörig, iſt die Pfeifente doch ungleich leichter zu beſchleichen als die Märzente. Die wenigſte Furcht verrathen Vereinzelte, wenn ſie auf kleine Teiche kommen; doch iſt auch hier dem Schützen anzurathen, ſich ihnen möglichſt ungeſehen zu nähern, wenn ſich jene nicht etwa unter zahme Enten oder Gänſe gemiſcht haben, in welchem Falle ſie vor dem frei herannahenden Schützen zuweilen wol auf 30 Schritt erſt auffliegen. Der Abend- oder Morgen-Anſtand geben bei ihnen gewöhnlich die beſte Ausbeute, und dem erfahrenen Jäger beſonders günſtig wird der Umſtand, daß größere Schaaren immer ſehr gedrängt fliegen und ſo dicht beiſammen auch aufs Waſſer ſich niederlaſſen, daß der Schuß des im richtigen Augenblick abgedrückten Gewehres gewöhnlich mehrere treffen muß. Wir haben von 20 und mehrern gehört, ſelbſt ein Mal 13 Stück, ein anderes Mal, in ziemlich dunkler Nacht, aus einer ganz kleinen Heerde, 5 Stück mit einem Schuß erlegt. Auf das Waſſer ſo eben niedergelaſſen iſt ein ſolcher Klumpen Abends noch bei ziemlicher Dunkelheit zu ſehen, wenn dies bei

einer einzelnen Ente nicht mehr angeht; allein der Schütze, in einem Erdloche versteckt, vor dem sich ein solcher dichter Schwarm aufs Wasser wirft, darf auch mit dem Abdrücken des Gewehres nicht säumen, weil die Pfeifenten, so aneinander gedrängt, keine Nahrung suchen können, sich daher bald mehr auf der Fläche verbreiten und dann zu einzeln schwimmen, um mehr als höchstens 2 auf den Strich zu bekommen. Die Jagd auf Junge ist wie bei andern Arten.

Auf den Entenheerden und Entenkoien ist sie eine sehr ergiebige Art, von der man gern auch Lockenten unterhält, weil sie diesen viel lieber folgt, als denen von andern Arten. Auch sie sind an den Uferrändern und ihren Aussteigeplätzen in Fußschlingen zu fangen.

Nutzen.

Ihr Fleisch oder Wildpret ist von vortrefflichem Geschmack, zart und mürbe, und giebt darin keinem andern etwas nach, zumal im Herbste, wenn sie sich vom häufigen Genuß der Sämereien, vorzüglich des Schwadengrassamens, wie gewöhnlich, mästen und ihr Körper ganz mit Fett überzogen ist, so ausserordentlich feist, wie eine andere Art kaum jemals vorkömmt. Nur im Frühjahr wildert es etwas, doch nicht arg, ist dann zugleich magrer und ohne Vergleich schlechter als im Herbst, gehört aber auch dann noch unter das beste Entenwildpret.

Die Federn sind wie andere Entenfedern zu nutzen.

Schaden.

So wenig wie bei den zunächst vorhergehenden Arten läßt sich auch an dieser Etwas auffinden, was dem Menschen Nachtheil brächte.

Dritte Familie.

Löffel-Enten. Anates clypeatae.

Kaum zur mittlern Größe gehörend, zeichnen sie sich vor Andern durch ihren großen, hinten schmalen, vorn sehr erweiterten und stärker gewölbten Schnabel, von sehr weicher Beschaffenheit, mit sehr kleinem Nagel, und durch die in zarte und sehr lange, senkrechtstehende Zähnchen auslaufenden Lamellen des Oberschnabels aus, welche ein natürliches Sieb bilden, zum Durchlassen des im Schnabel aufgeschöpften Wassers, um die zartesten Nahrungsmittel allein in jenem zurückzubehalten.

Hinsichtlich der Füße, der Körpergestalt, der Färbung des Gefieders und der Doppelmauser der Männchen, sind sie den Arten der vorigen Familie gleich.

Auch sie leben nur auf süßen Gewässern, doch gern in der Nähe der Meeresküsten, gehen aber selten aufs Meer, gleichen in ihrer Lebensweise überhaupt ganz der vorhergehenden Familie, schreien und nähren sich wie diese, fressen ebenso gern Sämereien, Getreide aber nur wenn sie es zufällig finden, halten sich aber in Gefangenschaft gut dabei. Ausgebildeter ist bei ihnen ein auch andern Enten eigenthümliches Fischen nach sehr kleinen Insekten und Würmern, auf der Oberfläche des Wassers, wobei sie, fort schwimmend, den Hals ganz niederbiegen, Kopf und Schnabel wagerecht auf der Fläche vor sich hin schieben, so jene in größter Menge aufschlürfen und das überflüssige Wasser gleichzeitig durch die engen Zwischenräume der kammartigen Zähnchen der Schnabelseiten filtriren oder durchseigen; was jene weit unvollkommner vermögen und daher viel seltner anwenden. Nur nach fortgesetztem Genuß vieler

Süßwasserschnecken nimmt ihr sonst wohlschmeckendes Fleisch zu Zeiten einen schlechtern Geschmack an. Sie nisten zwar gern in der Nähe des Meeres, aber nicht ausschließlich, immer nur auf süßen, seichten und mit vielen Sumpfgewächsen besetzten Gewässern, auf dem Erdboden oder im Gebüsche, Schilfe, Grase u. s. w., in welchem sie sich auch gern verstecken, auf große, weite Wasserflächen aber nur als einstweilige Zufluchtsorte sich niederlassen. Jagd, Fang und Nutzen sind wie bei voriger Familie, welcher sie überhaupt so nahe stehen, daß kaum mehr als die nach vorn ungewöhnlich erweiterte Gestalt des Schnabels zum Unterscheiden übrig bleibt.

Arten hat diese Familie, welche von neuern Ornithologen sogar als besondere Gattung unter dem Namen: Rhynchaspis, behandelt worden ist, nur wenige. Ausser wenigen andern giebt es in Südamerika eine, desgleichen in Neuholland und Südasien eine, welche von der unsrigen abweichen; Europa und Deutschland besitzt aber nur

Eine Art.

335.

Die Löffel-Ente.

Anas clypeata. *Linn.*

Taf. 306. { Fig. 1. Männliches Prachtkleid. Fig. 2. Männliches Sommerkleid. Fig. 3. Weibchen im Frühling.

Gemeine Löffelente, blauflügliche Löffelente; Löffelente mit rothgelbem oder mit weißem Bauch; Spatelente; Schildente; Schellente; Schallente; Stockente; Moosente, Moorente, Murente; Fliegenente; Mückenente; Muggente; breitschnablige wilde Ente, große breitschnablige oder langschnablige Löffelente; Breitschnabel, großer Breitschnabel, aufgeworfner Breitschnabel, aufgeworfner Breitschnäbler; Breitschnabelkopf, Räschenkopf, Räschen; Taschenmaul; Leppelschnute; Lepelgans; deutscher Pelikan; Seefasan.

Anas clypeata. Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 518. n. 19. = Lath. Ind. II. p. 856. n. 60. = Retz. Faun. suec. p. 118. n. 75. = Nilss. Orn. suec. II, p. 229. n. 243. = *Canard Souchet* ou *le Rouge.* Buff. Ois. IX. p. 191. = Edit. de Deuxp. XVII. p. 212. = Id. Pl. enl. 971. male 972. fem. = Gérard. Tab. élém. II. p. 369, = Temm. Man. nouv. édit. II. p. 842. = *Shoveler.* Lath. syn. VI. p. 509. n. 55. — Uiberf. v. Bechst. III. 2. S. 439. n. 55. = Penn. arct. Zool. II. p. 485. — Uiberf. v. Zimmermann, III. 2. S. 517. n. 403. = Bewick, brit. Birds. p 345. = *Anatra salvatica,* o *Mestolone,* o *Fistione.* Stor. degli Ucc. tav. 572. masch. = *Mestolone.* Savi, Orn. tosc. III. p. 154. = Bechstein, Naturgesch. Deutschlds. IV. S. 1101. = Dessen, Taschenb. II. S. 442. n. 27. = Wolf und Meyer, Taschenb. II. S. 543. n. 20. = Meyer, Vög. Liv- und Esthlands. S. 254. n. 13. = Meisner und Schinz, Vög. d. Schweiz. S. 302. n. 267. = Koch, Baier. Zool. I. S. 409. n. 257. = Brehm, Lehrb. II. S. 288. = Dessen, Naturg. a. V. Deutschlds. S. 876—879. = Gloger, schles. Faun. S. 56. n. 255. = Landbeck, Vög. Würtemberg's. S. 76. n. 270. = Hornschuch und Schilling, Verz. pomm. Vög. S. 20. n. 258. = E. v. Homeyer, Vög. Pommerns. S. 73. u. 242. = Gr. Keyserling und Blasius, Wirbelth. Europ. I. S. 227. n. 401. = Frisch, Vög. II. Taf. 161. Männch. Taf. 162. Männch. Spielart. T. 163. Weibch. = Naumanns Vög. alte Ausg. III. S. 299 Taf. XLIX. Fig. 70. Altes Männch. und Fig. 71. Weibch., beide im Frühlinge.

Wahrscheinlich gehört hierher, als männlicher Uibergangsvogel vom Sommer- zum Prachtkleide: *Anas rubens.* Gmel. Linn. Syst. I. 2. p. 519. n. 81. = *Anas platyrhynchos.* Retz. Faun. suec. p. 119. n. 76. = *Red breasted Shoveler.* Lath. Syn. VI. p. 512. = Uiberf. v. Bechstein, III. 2. S. 442. n. 57.

Auch diese Art bildet bei den neuern ornithologischen Schriftstellern, von Anas getrennt, den Typus einer eignen Gattung: ***Rynchaspis,*** Leach, oder ***Clypeata,*** Boie.

Kennzeichen der Art.

Der große, breite, vorn sehr erweiterte und stark gewölbte Schnabel dunkel gefärbt; die Füße orangefarbig. Der Spiegel mittelgroß, oben mit einem weißen Streif eingefaßt, beim Männchen prächtig grün, beim Weibchen schmutzig dunkelgrün oder grünlichgrau; der Oberflügel bei jenem glänzend himmelblau, bei diesem glänzend aschgrau. Größe der Mittelente, aber weniger schlank.

Beschreibung.

Der große, vorn ausserordentlich erweiterte Schnabel, welcher dieser Entenart den Beinamen verschafft hat, unterscheidet sie von allen einheimischen Arten der Entengattung so auffallend, daß sie mit einer andern nicht zu verwechseln ist. Allein unter den ausländischen finden sich einige, welche denselben oder doch einen sehr ähnlichen Schnabelbau besitzen und ihr auch hinsichtlich des Gefieders und seiner Zeichnungen mehr oder weniger gleichen. Eine solche ist in Neuholland zu Hause; sie hat den Schnabelbau der unsrigen, auch ihre Körpergröße, ist im männlichen Sommerkleide (in solchem konnte ich sie nur vergleichen) ihr besonders höchstähnlich nur etwas gröber und dunkler gefleckt, aber auf dem Oberflügel mit einer abweichenden Zeichnung versehen, die sie sogleich kenntlich macht; nämlich im Blau desselben, das schöner und glänzender ist, befinden sich hellweiße, dunkelumgrenzte Fleckchen, von sehr verschiedener Gestalt, halbmond-, haken-, tropfenförmig u. s. w., die dieser Partie eine sehr niedliche Zeichnung geben.

Eine zweite (mir bekannte) Art bewohnt Südamerika und andere Länder der südlichen Erdhälfte und kömmt in Sammlungen unter dem Namen Anas (Rhynchaspis) fasciata vor. Sie ist sehr schön, ziemlich von der Größe unsrer Löffelente, ihr Schnabel aber etwas länger und schlanker, vorn fast gerade abgestutzt, am breitesten und die Breite hier jederseits noch durch ein lappiges Anhängsel vergrößert. Dieser sonderbare Schnabelbau unterscheidet sie auffallend genug von jener, aber auch von ihrem Gefieder läßt sich dasselbe sagen; denn dieses ist an der Kehle rein weiß, auf dem Oberkopf, Nacken und Mantel grauweiß, mit schwärzlichen, sehr scharf begrenzten, fast geraden Querbändern durchzogen; zu beiden Seiten des Kopfes, an den Schläfen, steht ein rein rosenrothes Fleckchen; die Tragefedern in grauweißen und braunschwarzen, fast

geraden, scharf begrenzten Querbändern sehr schön gezeichnet; auch die Flügelzeichnung etwas anders, und somit finden sich selbst für den Ungeübten, unterscheidende Merkmale genug diese Art nicht mit der europäischen Löffelente zu verwechseln.

Unsre Löffelente hat eine mittlere Größe und würde darin mit der Mittelente übereinkommen, wenn ihr Rumpf nicht etwas kürzer und gedrungener, Kopf und Schnabel aber viel größer wären. Die Ausmessungen ergeben Folgendes: Länge (von der Stirn zur Schwanzspitze): 17½ bis 19 Zoll; Flugbreite: 32½ bis 34½ Zoll; Flügellänge (vom Handgelenk zur Spitze): 10 bis 10¾ Zoll; Schwanzlänge: 2⅞ bis 3 Zoll. Die kleinern Maaße kommen den Weibchen zu.

In der Gestalt ähnelt sie den vorhergehenden Arten, besonders der Krückente, aber der Kopf ist noch stärker als bei dieser und die abnorme Größe des Schnabels macht das großköpfige Aussehen noch auffallender; während die Füße, Flügel und andere Theile mit jenen übereinstimmen. Auch im Bau des Gefieders findet man keinen Unterschied, und die Schwingfedern erster Ordnung scheinen nur etwas lang, weil die der zweiten Ordnung etwas kürzer sind als bei Vielen, obwol immer noch einen Spiegel von mittlerer Breite bilden. Der etwas kurze Schwanz ist aus 14 sehr breiten, kurz zugespitzten Federn zusammen gesetzt, von denen nur die etwas spitzern Mittelfedern etwas mehr über die andern hinausragen, im Uibrigen aber das Schwanzende ein stumpf zugerundetes ist, doch von den Spitzen der ruhenden Flügel lange nicht erreicht wird, weil diese meistens nur bis zum Enddrittheil der Schwanzlänge reichen. Das männliche Prachtkleid ist ausgezeichnet schön und in ihm hat der Oberkopf etwas (doch nicht so sehr wie bei der männlichen Krückente in diesem Kleide) verlängerte Federn, die aufgesträubt den Kopf noch dicker machen, doch meistens glatt anliegen, und die hintersten Schwingen mit den größern Schulterfedern verlängern sich in schmale Bandspitzen, die sich sichelförmig über dem ruhenden Flügel herabbiegen.

Der Schnabel ist im Vergleich mit denen aller andern bekannten Entenarten vom größten Umfange und von einer höchst merkwürdigen Gestalt. Er hat eine beinahe ganz gerade, an der Stirn kaum merklich aufsteigende Firste, einen nach vorn bedeutend aufsteigenden Kiel; ist an der Basis weit höher als breit, hier überhaupt schmal, nach vorn allmählich bis zur doppelten Breite erweitert und im Halbkreis endend, in dessen Mitte der flache und

ziemlich kleine Nagel einen wenig vortretenden Zipfel bildet. Hinten, wo der Oberschnabel schmal, sind seine Seiten senkrecht abgeflacht; von den Nasenlöchern an, der nach vorn immer mehr erweiterte Theil im flachen oder gedrückten Bogen gewölbt, an den Rändern mit einem schwachen Leistchen umgeben, der innere Rand mit sehr enge stehenden Lamellen, deren äußere Ecken in sehr lange, äußerst feine Zähnchen ausgezogen sind, die vom Mundwinkel bis zwei Drittheil der Schnabellänge senkrecht gestellt sind und den dichtstehenden Zähnchen eines sehr feinen Kammes gleichen, am Enddrittheil aber, einwärts gerichtet und niedergedrückt, hier zugleich auch kürzer sind. Die Erstern stehen bei geschlossenem Schnabel gegen 2 Linien über den Rand hervor, den ebenfalls senkrechten, nach innen in eben solche feine kammartige Zähnchen ausgezogene Querlamellen des eingebogenen Aussenrandes vom Unterschnabel gegenüber, die sie verdecken, schließen aber in der ganzen Strecke den Schnabel nicht dicht, weil der untere Theil des Schnabels bedeutend schmäler als der obere ist und in diesen hineinschlägt, so daß besonders das sehr abgeflachte Enddrittheil sich tief in diesen verbirgt, und nur die bogenförmig aufsteigende Unterkante oder Sohle an der Wurzelhälfte des Unterschnabels unten bedeutend vorsteht, wodurch der Schnabel am Wurzeltheil sehr an Höhe gewinnt. Von unten gesehen schließt der bedeutend schmälere Unterkiefer demnach nur an drei Punkten genau, nämlich gleich an den Mundwinkeln und an dem kleinen flachen Nagel, welcher aber auch tief in den obern schlägt, während die Seitenränder des umgekehrt löffelartigen Enddrittheils vom Oberkiefer bis zu $2^1/_2$ Linien die Ränder des untern überragen, weshalb eben die feinen Zähnchen jenes nach innen niedergelegt sein mußten, damit ihre Spitzchen in die correspondirenden Lamellen des ganz abgeflachten Vordertheils vom Unterkiefer passen sollten, was indessen auch nur unvollkommen geschieht, so daß bis auf jene drei Punkte die ganzen Schnabelränder klaffen oder bloß durch die zarten Zahnspitzen nur ganz lose geschlossen werden. Die Kinnspalte, bloß an der Wurzel mit befiederter, übrigens mit nackter Haut überzogen, reicht bis an den Nagel vor, ist ziemlich breit, nach vorn etwas schmäler und stumpfspitz endend. — Die Nasenhöhle ist nicht groß, eirund, nicht weit von der Stirn und hoch oben neben der hier nur etwas über 2 Linien breiten Firste liegend; die vorn in ihr sich öffnenden ovalen, durchsichtigen Nasenlöcher stehen daher sehr nahe bei einander. — Die fleischige Zunge ist sehr groß, weil sie die innere Höhlung des Schnabels ziemlich füllt, übrigens von

Gestalt denen anderer Entenarten ähnlich, in der Mitte entlang mit vertiefter Rinne, an jeder Seite mit einem beweglichen Lappen, vorn mit einem muschelartigen Anhängsel und das Zungenband, welches sie an die Kinnhaut heftet, reicht bis über die Mitte der Schnabellänge vor.

Dieser Schnabel ist im Leben sehr weich, biegsam, sanft anzufühlen und unter der weichen Haut, womit er überzogen, liegen eine Menge Nerven, deren Gänge auch nach dem Austrocknen durch die Haut scheinen; nur der Nagel ist hornartig. Die Biegsamkeit des Oberkiefers, aufwärts, nicht allein an der Stirn, sondern seiner ganzen Länge nach, wird bei heftigem Schreien sehr auffallend, am allermeisten aber beim Gähnen, wobei er bis zur Spitze einen sanft aufsteigenden Bogen macht. Seiner weichen Beschaffenheit wegen trocknet er im Tode und an Ausgestopften sehr ein und verändert zum Theil seine Gestalt auffallend, namentlich biegt er sich an den Rändern der breitesten Stelle des Oberschnabels stark nach innen, wodurch die Wölbung höher, ihre Basis aber schmäler wird, und der Unterschnabel erscheint viel schmäler, weil, wenn die Zunge herausgenommen oder vertrocknet ist, die Kinnhaut sich zusammen zieht. Ist er dann geschlossen, so klafft er an den Seiten weit stärker als im frischen Zustande oder am lebenden Vogel. — Er ist 2 Zoll 6 bis 11 Linien lang; an der Stirn 10 bis 12 Linien hoch; an der Wurzel 7 bis 8 Linien, vorn aber 1 Zoll 3 bis 6 Linien breit. Diese Verschiedenheiten in der Größe sind größtentheils zufällig und bei manchen Individuen sehr auffallend; die kleinern Weibchen haben aber auch gewöhnlich kleinere Schnäbel. — Seine Farbe ist nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit verschieden, in frühester Jugend aschfarbig, — dann braunröthlich, — erwachsen oben graugrünlich, unten und an den Rändern gelbröthlich; bei alten Weibchen ebenso, das Grünliche aber dunkler, das Gelbrothe schöner; am männlichen Sommerkleide diesem ebenfalls ähnlich, doch von obenher mehr mit Schwarz überlaufen, unten mit weniger Roth oder Saffrangelb; am alten Männchen im Prachtkleide endlich einfach bläulich- oder tiefschwarz, ohne Grün und Roth. Bei Letztern ist auch ausgetrocknet seine Farbe zu erkennen, bei Ersteren wird das Grünliche schwarzgrau, das Röthliche hell hornfarbig. Der Nagel ist stets schwarz, Zunge und Rachen blaß fleischfarbig.

Das Auge hat ein nach innen nacktes, schwärzlich gefärbtes Lid und bei den Jungen einen hellbraunen, nachher und bei den Weibchen einen schwefelgelben, bei alten Männchen einen hochgelben Stern.

Die Füße sind ganz gestaltet wie bei der Mittelente, haben aber mit denen der Pfeifente verglichen etwas längere Zehen, im Uibrigen aber, auch die Zerkerbung des weichen Uiberzugs, ganz so wie bei diesen. Die Krallen sind etwas länger, spitziger und mehr gebogen, sonst denen jener ebenfalls gleich, so auch Größe und Stellung der Hinterzeh und die Nacktheit über der Ferse. Der Lauf mißt in der Länge 1 Zoll 5 bis 7 Linien; die Mittelzeh, mit der 4 Linien langen Kralle, 2 Zoll bis 2 Zoll 2 Linien; die Hinterzeh, mit der 2 Linien langen Kralle, 6 Linien. Ihre Farbe ist in früheſter Jugend fleischröthlich und geht nach und nach ins Gelbrothe über, wobei die Schwimmhäute schwärzlich überlaufen sind, endlich wird, vom zweiten Jahr an, bei den Männchen noch früher, Alles orangeroth, bei Letzteren sehr lebhaft, bei den Weibchen blasser. Im Tode wird diese Farbe alsbald dunkler und bei den Meisten die der Schwimmhäute schwärzlich; nach völligem Austrocknen aber in unscheinliche rothgelbliche Hornfarbe verwandelt, die Mitte der Schwimmhäute schwarzbraun. Die Krallen sind stets graubraun, an den Spitzen in's Schwarze übergehend.

Im Dunenkleide ist der Augenstern grau, der Schnabel anfänglich ganz bleifarbig, später an den Rändern und unten röthlich, die Fußfarbe eine blaß fleischröthliche; Scheitel und Oberrumpf, auch ein kleiner Strich am Zügel und an den Schläfen grünlich schwarzbraun; die Kehle weißlich; die Kopf- und Halsseiten grüngelblich; Gurgel und Unterrumpf schmutzig lichtgelb. Am größern und vorn sehr erweiterten Schnabel unterscheidet man diese Jungen leicht von andern jungen Entchen, obwol er erst mit dem Zunehmen der Körpergröße sich nach und nach zu der spätern Gestalt und Größe ausbildet.

Das nachfolgende Jugendkleid sieht in beiden Geschlechtern dem der alten Weibchen so ähnlich, daß eine besondere Beschreibung fast überflüssig wird; Farben und Zeichnungen sind bloß etwas düsterer, besonders der Spiegel mehr grau als grün, nur beim Männchen schöner und glänzender; ebenso der Oberflügel bei diesem bloß aschblaulich, beim andern Geschlecht düster grau; an den Rücken- und Schulterfedern die lichten Kanten, wie überhaupt allenthalben, viel schmäler, daher besonders diese Theile dunkler und schwärzer; Schnabel und Füße viel blasser als bei den Alten, oft schwarzgrau überlaufen und die Schwimmhäute stets schwärzlich; auch die braunen Augensterne, so wie die abgebrochenen Spitzen der Schwanzfedern, wo früher der Flaum saß, machen sie kenntlich genug. An

der dunklern Rücken- und Bruſtfarbe, dem mehr in's Bläulichte ziehenden Oberflügel und grünerem Spiegel ſind die jungen Männchen nur dann ſicher von den gleichalten Weibchen zu unterſcheiden, wenn man beide beiſammen hat, wo auch ſchon die verſchiedene Größe auffallend genug wird.

Wie andere Süßwaſſerenten legen ſie dies jugendliche Gefieder bald im Herbſt, meiſtens im October, bis auf die Schwing- und Schwanzfedern, wieder ab, und die Männchen erhalten dann ihr erſtes Prachtkleid, dies jedoch vor ihrer Abreiſe aus den nördlichen Geburtsgegenden nicht vollſtändig, die Weibchen dagegen ihr ausgefärbtes Gewand, das ſie von jetzt an jährlich nur ein Mal mit einem gleichgefärbten wechſeln.

In dieſem hat das Weibchen einen oben ſchwärzlicholivengrünen, an den Rändern, Mundwinkeln und untern Theilen blaß gelbrothen Schnabel; orangerothe, an den Schwimmhäuten meiſt ſchwärzliche Füße, und einen ſchwefelgelben Augenſtern. Kopf und Hals ſind auf bräunlichroſtgelbem Grunde, welcher in einem Streif über dem Auge, unter den Zügeln und auf der Gurgel am lichteſten iſt und an der Kehle in Weiß übergeht, ſchwärzlichbraun theils geſtrichelt, theils getüpfelt, dies beſonders an den hintern Theilen, doch oft auch nur in langen Schaftſtrichen bezeichnet, aber auf dem Scheitel, Genick und Nacken graubraun überlaufen; die Kropfgegend auf gleichgefärbtem Grunde mit ſchwarzbraunen Mondflecken beſtreuet, weil die Federn hier eigentlich dieſe Farbe und nur ſehr breite, ſcharfgetrennte bräunlichroſtgelbe Kanten haben; die Bruſt ähnlich, in der Mitte aber in Weiß übergehend und die dunkeln Flecke kleiner und länglichter; Bauch und Unterſchwanzdecke in der Mitte weiß, an den Seiten in dunkelroſtgelb übergehend, ſchwärzlichbraun gefleckt; die Tragefedern wie die der Schultern und des Oberrückens ſchwärzlichbraun mit dunkelroſtgelben, ſcharfgetrennten, aber nicht ſehr breiten Kanten, hin und wieder auch mit ſolchen Flecken in der Mitte der Fahnen; der Unterrücken viel dunkler, mit ſchmälern und verlaufenden Kanten; der Bürzel und die Oberſchwanzdecke dem Oberrücken gleich. Der mehr zugerundete als zugeſpitzte Schwanz hat ſchwärzlichbraune Federn mit an den Seiten durch Grau und Gelbbraun in Weiß übergehenden, breiten Kanten, der Flügel aber folgende Farben: Die Deckfedern rein aſchgrau, am Flügelrande am lichteſten, die große Reihe mit weißen Enden, welche einen Querſtreif über den Flügel und die obere Einfaſſung des Spiegels bilden, welcher ſchwärzlich ausſieht und etwas metallgrün glänzt, und durch

die weißen Endsäume der Federn auch unten eine ganz schmale weiße Einfassung erhält; die großen Schwingen und ihre Deckfedern schwärzlichbraun, an den Kanten in Grau verlaufend; die Tertiarschwingen breit, etwas zugespitzt und von der Farbe der größern Schulterfedern; der Unterflügel in der Mitte weiß, an den Rändern grau, die Spitze am dunkelsten. — Das ganze Colorit des weiblichen Gefieders hat, mit Ausnahme des Spiegels und der Oberflügeldecke, große Aehnlichkeit mit dem der weiblichen März- und Mittel-Ente.

Je älter das Weibchen wird, desto lichter wird die bräunlichrostgelbe Hauptfarbe des Gefieders, das Aschgrau des Oberflügels bekömmt einen Anflug von Blau und der Spiegel einen stärkern Glanz in Grün, dies beides aber doch lange nicht so schön als man es beim Männchen findet. In und gleich nach der Begattungszeit erscheint auch dies weibliche Gefieder ziemlich verbleicht und an den Federenden zum Theil abgerieben. Es wird in der einmaligen Mauser, im Juli und August abgelegt und mit einem neuen vertauscht, wobei es ebenso hergeht wie bei andern Entenarten, und das neue Gewand trägt wieder frischere Farben, so daß auch diese Weibchen im Herbst am schönsten aussehen.

Höchst ähnlich dem weiblichen Gefieder ist das des männlichen Sommerkleides, aber auffallend dunkler und auf dem Flügel viel schöner, und vorzüglich am Letztern nicht schwer vom Weibchen, aber viel schwerer vom männlichen Jugendkleide zu unterscheiden. Wie bei den vorigen Arten, erscheint das alte Männchen darin nach beendeter Hauptmauser, vom Juli bis zum October, und hat dann einen oben mattschwarzen, an den Seiten ins Olivengrünliche verlaufenden, an den Mundwinkeln und hintern Rändern der Kiefern orangeröthlich gefärbten Schnabel, matt orangerothe Beine und einen schöngelben Augenstern. Kopf und Hals sind hell rostgelblichbraun, mit schwarzbraunen Strichen und Fleckchen längs den Federschäften, diese Zeichnung auf dem Scheitel und ganzen Hinterhalse, der Ohrgegend und an den Zügeln stark mit einem dunklern Braun überlaufen; die Kropfgegend hell rostgelblichbraun mit schwarzbraunen Mondfleckchen; Brust und Bauch roströthlichbraun, schwarzbraun gefleckt; die Tragefedern braunschwarz, breit rostbraun gekantet und dies gelblichbraun gesäumt, hin und wieder auch solche Flecke im Schwarzen, und diese dunklere, stark ins Rostbräunliche ziehende Färbung des Unterrumpfs, dem Weibchen gegenüber, vorzüglich unterscheidend, ebenso der viel dunklere

Oberrumpf, indem die schwarzbraunen Oberrücken- und Schulterfedern nur schmale lichtbraune Ränder haben und der Unterrücken, Bürzel und die Mitte der Oberschwanzdecke einfarbig braunschwarz aussehen, wo nur die Seiten der Letztern mit weißlichen Federkanten bezeichnet sind; die Unterschwanzdecke seitwärts weiß, übrigens rostbräunlich gemischt und schwärzlich gefleckt; die mittlern Schwanzfedern schwarzgrau, weiß gekantet, die folgenden weniger grau und breiter Weiß, die äußern in der Mitte bloß dunkelgrau bespritzt, sonst weiß und das alleräußerste Paar oft noch auf der Kante neben der Spitze mit schwarzen Flecken, von individuell verschiedener Gestalt, aber selten ganz fehlend. Nächst diesen giebt der prächtig gefärbte Flügel ein Hauptunterscheidungsmerkmal; denn seine Deckfedern sind schön aschblau, eine zwar etwas dunkle, aber glänzende und an Himmelblau grenzende Farbe, die Enden der größten Reihe, als obere Begrenzung des Spiegels, oder eines vorn breitern, hinten ganz schmal auslaufenden Querstrichs über dem Flügel, rein weiß und dies scharf von den Umgebungen getrennt; der mittelgroße Spiegel prächtig goldgrün, sehr wenig in Blau oder Violett glänzend, unten mit sehr feinem weißen Saum eingefaßt; die ihm am nächsten stehende Tertiarschwinge schwarz, fein weiß gesäumt, die übrigen nach aussen mehr grau und ihre schmutzigweißen Einfassungen breiter; die Primarschwingen und ihre Deckfedern dunkel braungrau, an den Enden in Schwärzlichbraun übergehend. Hat man beide Geschlechter beisammen, so erfordert es wenige Uibung die größern Männchen an der prächtigen Flügelzeichnung, dem ungefleckten Unterrücken und an dem dunklern, ins Rostbraune gehaltenen Unterrumpf von den kleinern Weibchen zu unterscheiden.

Im October beginnt bei den Männchen die Schönheitsmauser, bei den alten etwas früher als bei den jungen desselben Jahres, bei denen sie vor ihrer Abreise gegen Ende des November oft noch nicht ganz beendet ist. Wie bei andern Arten bleiben ihnen vom ganzen Gefieder nur die Flügel- und Schwanzfedern, bis auf das mittelste Paar der Letztern, das für das Prachtkleid durch ein Paar neue, etwas mehr zugespitzte ersetzt wird.

Zum ersten Prachtkeide junger Männchen hat sich bereits ihr Schnabel ganz gleichförmig blauschwarz, der Augenstern gelb, die Füße lebhaft orangeroth gefärbt, der Hinterkopf etwas verlängerte und die Schultern mit einer schmalen Spitze versehene Federn bekommen. An ihnen sind Kopf und Hals, dieser bis über die Mitte seiner Länge herab und hier rundum scharf begrenzt, schwarz, mit

bläulich-goldgrünem, etwas in's Purpurblaue schillerndem Glanz, doch lange nicht so schön als bei A. Boschas mas, vielmehr etwas mit Schwarz geschuppt, überhaupt auf dem Scheitel, zwischen Schnabel und Auge, an der Kehle und auf der ganzen Gurgel fehlend und, letztere ausgenommen, die schwarzen Federn auch noch braun gekantet. Der untere Theil des Halses und der Kropf sind rein weiß, jedoch mehr oder weniger mit kleinen braunschwarzen Halbmondfleckchen bestreuet, am meisten abwärts, wo die Brust anfängt, wo sie erst in der dunkeln Färbung dieser sich verlieren, die vom weißen Kropfe bis zur grünglänzendschwarzen Unterschwanzdecke (hier auch scharf getrennt) ein schönes Kastanienbraun ist, am gesättigsten und rötheften an der Tragefederpartie, doch an den längsten Federn dieser, nach hinten, und am Ende des Bauches, sanft in ein röthliches Rostgelb übergehend und in diesem sehr fein schwarz gepunktet, dies großentheils in weitläufigen Wellenlinien queer durchzogen; zwischen Bauch und Bürzel jederseits ein länglichter reinweißer Fleck; der Oberrücken schwarzbraun mit graubraunen Federkäntchen; der Unterrücken und Bürzel einfarbig braunschwarz; die Oberschwanzdecke tief schwarz mit schön bläulichgrünem Metallglanz. Die Schulterpartie ist sehr bunt, im Anfang und nach vorn hell weiß, nur viele Federenden schwärzlich bespritzt oder mit einem kleinen schwarzbraunen Querstreif bezeichnet; in der Mitte nach hinten aus Schwarzbraun an den größern Federn in grünliches Schwarz übergehend, die auch sehr verlängert zugespitzt, jede mit einem breiten, spitz auslaufenden, blendend weißen Schaftstrich bezeichnet sind, an welche sich zunächst über dem Spiegel zwei große, breite, glänzende, schön himmelblaue Federn anschließen, von denen die hintere ebenfalls einen schneeweißen Schaftstreif hat, welcher sehr verlängert in eine zarte Spitze ausläuft. Die sich diesem anschließende Partie des Hinterflügels oder die lanzettförmig spitzen und ziemlich verlängerten Tertiarschwingen sind tief braunschwarz, die längsten mit breitem, die kürzern mit schmalen, die allerletzten ohne weißen Schaftstreif; der Spiegel prächtig goldgrün, viel schöner als das Grün des Kopfes und nur in manchem Licht schwach violett glänzend, unten mit zarten weißen Saum, oben mit einem vorn breiten, hinten schmal auslaufenden schneeweißen Querstreif begrenzt, dieser von den Enden der übrigens tiefgrauen Reihe der großen Flügeldeckfedern gebildet; die übrigen Deckfedern im Grunde zwar auch von dieser dunkelgrauen Farbe, aber durch die großen glänzend aschblauen, in Himmelblau spielenden Federenden jene völlig verdeckt; die Primarschwin-

gen mit ihren Deckfedern dunkelgraubraun, am dunkelsten spitzewärts und an den Seiten lichtbraungrau gesäumt, ihre Schäfte weiß. Der Unterflügel ist meistens glänzend weiß, nur am Rande etwas braun gefleckt, die Schwingen silbergrau, an den Enden in Rauchfahl übergehend und ihre Schäfte weiß. Von den breiten Schwanzfedern sind die beiden mittelsten am meisten zugespitzt, doch ragen ihre Spitzen wenig über die der andern hinaus, schwarzgrau, an den Seiten aschgrau überpudert und weiß gekantet; das nächste Paar auf der Aussenkante dunkelaschgrau mit breiter weißer Aussenkante, auf der Innenfahne weiß, grau bespritzt; das folgende Paar auf der Aeußern aschgrau gemasert, marmorirt oder gesprenkelt, mit breiter weißer Aussenkante, auf der innern Fahne weiß, nur wenig grau bespritzt; die folgenden noch mehr weiß und weniger grau bespritzt; das äußerste Paar weiß, bloß nach innen grau bespritzt, aber zunächst der Spitze mit einigen braunschwarzen Randflecken von unregelmäßiger Gestalt und Größe, selbst manchmal nicht auf einer Seite des Schwanzes wie auf der andern, geschweige bei jedem Individuum gleich, doch aber auch selten ganz fehlend; die Unterseite des Schwanzes glänzend weiß, sehr blaß grau bespritzt.

Das mehrere Jahr alte Männchen übertrifft an Schönheit das einjährige noch um Vieles; sein Schnabel ist im Prachtkleide noch schwärzer, die Fußfarbe hoch mennigroth, der Augenstern feuerig gelb; Kopf und Hals viel stärker und prächtiger grün glänzend, an den weniger glänzenden schwarzen Stellen des Kopfes und auf der Gurgel auch ohne braune Federkanten; die Kropfgegend blendend weiß, ohne alle Flecke; der Unterrumpf aus dem Kastanienbraunen in schönes Rothbraun übergehend, übrigens am Ende des Bauches und der Tragefedern wie dort; das einfarbige Braunschwarz des Oberrückens läuft gegen den Nacken in einem fingerbreiten Streif hinauf, hat jederseits vor den Schultern einen heraustretenden Flügel, und schließt sich nach hinten dem gleichgefärbten Unterrücken an, während der schwarze Bürzel und die Oberschwanzdecke stärker grün schillern; der weiße Theil der Schulterpartie ist zuweilen ganz fleckenlos, der hintere schwärzer mit merklichen grünen Seidenglanz, reiner weißen und längern Schaftstreifen und das Himmelblau der letzten, dem Spiegel zunächst stehenden Schulterfedern, so wie Alles auf dem Flügel noch viel prächtiger, hier sowol das glänzende Himmelblau der Deckfedern, welches jedoch stets dunkler und düsterer bleibt als das der Schulter, wie das Goldgrün des Spiegels; auch der Schwanz hat an den Seiten der Federn mehr Weiß.

Im Juni beginnt die Mauser der Männchen, und zu Ende dieses Monats oder im Anfange des folgenden verschwinden sie von den freien Wasserflächen, weil sie dann die Schwingfedern verloren haben, an deren Stelle erst gegen Ende des Juli wieder neue erwachsen sind, die nun die im vollendeten, oben beschriebenen Sommerkleide aus ihren Verstecken hervorkommenden Männchen wieder flugbar machen.

Eigentliche Spielarten (Ausartungen in Weiß u. dergl.) mögen auch bei diesen Enten äußerst selten vorkommen. Frisch a. a. O. hat auf Taf. 162. ein sehr schönes altes Männchen, im reinen Hochzeitkleide stehend, abgebildet, an welchem Brust und Bauch nicht kastanienbraun, sondern ebenso weiß sind als der Kropf; die einzige Ausartung, welche wir gesehen haben*) Einer besondern Art, wie man gemeint hat, gehört sie nicht an. Andere, welche man hierher gezählt hat, waren gewöhnlich mausernde und im Uibergange von einem Kleide zum andern befindliche Individuen.

Eine ungleich interessantere Abweichung traf im Jahre 1796 mein verst. Vater auf einem (jetzt längst trocken gelegten) Nebenwasser des Eisleber Salzsee's an. Schon von Weitem fiel ihm dies Löffelenten-Paar auf, dessen Männchen ganz anders gezeichnet und gefärbt war als die gewöhnlichen, während das Weibchen nur denen dieser glich. Es schien dort brüten zu wollen und die Gatten waren unzertrennlich, aber auch abgesondert von andern Enten, eben nicht scheu, doch hinlänglich, um für einen sichern Schuß nicht nahe genug auszuhalten. Nach langem vergeblichen Bemühen, gelang es endlich, hinter einem kleinen Hügel ankriechend, auf das am Ufer stehende Päärchen schießen zu können und das Männchen zu treffen; allein es war bloß flügellahm geschossen und stürzte sich in's Wasser ehe es der herbeispringende Hund greifen konnte, vor dessen Nachsetzen es nun wiederholt tauchte, bis es eine große Schilfflur erreichte und in derselben verschwand. Alles war dem Nachsuchen auf frischer That entgegen und am andern Morgen blieb dies vollends ohne Erfolg, sogar auch das Weibchen war verschwunden. Da mein Vater diesen Enten mehrmals und beim hellsten Frühlingswetter auf nur 70 bis 80 Schritt nahe war, als er aber das Männchen

*) Vorausgesetzt, daß man dieser Abbildung trauen darf. Beiläufig gehören indessen die drei Abbildungen der Löffelenten in diesem Werke zu den besten; Taf. 161. stellt ein Männchen dar, welches das hochzeitliche Kleid zum ersten Male trägt; Taf. 163. aber nicht, wie die Uiberschrift sagt, ein Weibchen, sondern ebenfalls ein Männchen im jugendlichen oder Sommerkleide.

durch den Schuß gelähmt, dies auf kaum 20 Schritt vor sich hatte, konnte er die Farben und Zeichnungen, die im Ganzen denen des männlichen Prachtkleides von Anas boschas höchstähnlich sahen, recht deutlich unterscheiden und entwarf demnach folgende Beschreibung davon:

„Der Schnabel hatte ganz die Gestalt wie bei der gewöhnlichen Löffelente, allein eine grüngelbe Farbe; die Füße waren roth; Kopf und Hals schwarz, mit prächtigem goldgrünen Schiller; zu Ende dieses umgab den Hals ein schmaler weißer Ring; dann folgte ein glänzendes Kastanienbraun, das den Kropf einnahm und am Anfange der weißen Brust scharf abschnitt; die Tragefedern perlgrau, näher gesehen dicht mit sehr zarten, schwärzlichen und weißen Wellenlinien abwechselnd durchzogen; Rücken und Flügel ganz wie beim Männchen der Märzente; der Bürzel schwarz; die Schwanzfedern auch schwarz, an den Seiten weiß gekantet, aber ohne zurück gerollte Mittelfedern."

Dies merkwürdige Löffelentenmännchen zeichnete sich schon in großer Entfernung von andern seiner Art aus, während das mit ihm verpaarte Weibchen andern gewöhnlichen Löffelentenweibchen so völlig gleich kam, daß, wenigstens aus jener Entfernung, etwas Abweichendes nicht bemerkt werden konnte. Die ansehnlichere Größe und auffallende Aehnlichkeit der Farben und Zeichnungen dieses Männchens mit dem der Märzente, bei völliger Gestalt der Löffelente, machte bei meinem Vater augenblicklich die Meinung rege, daß es aus der Vermischung mit beiden Arten hervorgegangen oder eine Bastarderzeugung sei, weil es, wo beide in der Nähe beisammen nisten, gar so etwas Ungewöhnliches nicht ist, daß man vom Neste abgehende Löffelentenweibchen auch von Märzentenmännchen verfolgen sieht, um sie zu betreten. Es gelang uns indessen nicht, behufs solcher Verpaarung beider Arten, gezähmte Löffelenten zu erhalten, um unsere Muthmaßung zur völligen Gewißheit zu bringen; auch ist uns seitdem, bei fortgesetzter Aufmerksamkeit, durch einen so langen Zeitraum, ein ähnlich gezeichnetes Löffelentenmännchen nie wieder vorgekommen, weder im Freien noch in Sammlungen.

Die Luftröhre des Männchens ist ziemlich gleichweit, nur nach unten etwas mehr erweitert, mit einer kleinen halbkugeligen Pauke auf der einen Seite des untern Larynx und mit etwas langen Bronchien.

Aufenthalt.

Gewöhnlich nimmt man an, unsere Löffelente sei über die ganze nördliche Erdhälfte verbreitet; hierbei muß jedoch bemerkt werden,

daß der hohe Norden davon auszuschließen ist, indem sie zu den weichlichern Arten gehört und der Winterkälte, nach Süden hin, ausweicht. Auf Island und unter andern hohen Breiten von Europa kömmt sie nicht vor, ebenso nur in den gemäßigtern Theilen von Asien und Nordamerika, wie das südliche Norwegen und Schweden, die wärmern Theile des europäischen und asiatischen Rußlands, das untere Canada und die Vereinsstaaten. Hier soll sie im Winter bis Mexiko, in Asien bis Japan und Ostindien hinab streifen. In unserm Erdtheil wohnt sie schon häufig in Preußen, Polen, Dänemark, noch häufiger in England und am meisten wol in Holland, wie sie denn auch in ganz Deutschland bekannt genug ist und in vielen Gegenden ihre Sommerwohnsitze aufschlägt. Ungarn, Italien und andere südeuropäische Länder gewähren ihr häufig einen Winteraufenthalt, den sie selbst bis über das Mittelmeer ausdehnt, und so im Winter in Aegypten und Nubien angetroffen worden ist. Sie scheint dabei nirgends in so großer Anzahl vorzukommen, als viele andere Arten von Süßwasserenten, so daß wir sie hierin nur ohngefähr der Knäkente gleichstellen möchten. In Deutschland, wo sie auf dem Zuge, zwar ebenfalls nicht in großer Menge, doch paarweise und in kleinen Vereinen allenthalben vorkömmt, bleiben in geeigneten Lagen auch viele um zu nisten, und dies mag noch mehr in der nördlichen oder vielmehr nordöstlichen Hälfte der Fall sein, als in den südlichsten Theilen; so können wir in dieser Hinsicht das Oldenburgsche, Holsteinsche, Pommern, Schlesien u. a. nennen, und auch unser Anhalt und seine Nachbarländer dazu zählen, weil sie auch hier ziemlich häufig vorkömmt.

Sie ist empfindlich gegen die Kälte unsrer Winter, daher Zugvogel, um die kalte Jahreszeit unter einem mildern Himmel zuzubringen. Schon im August schlagen sich diese Enten in kleine Vereine zusammen, um in der Mehrzahl mit dem Anfang des Oktober unsere Gegenden zu verlassen, um welche Zeit auch die aus dem Norden kommenden bei uns durchwandern, und dieser Zug dauert durch den ganzen Monat, bis zu Anfang des folgenden; sobald jedoch im November Frost und Schnee eintreten, verlassen uns auch die bis daher noch bei uns verweilten einzelnen Nachzügler. Nie sahen wir, auf offnen Stellen, im Winter eine solche Ente. Im Frühjahr kehrt sie mit Ende des März oder gewöhnlicher erst im April wieder, und diese Wanderperiode dauert bis zur Mitte des Mai. Dann fliegen sie meistens paarweise, in ersterer mehr trupp-

weise, zu 8 bis 20 Stück vereint. Sehr selten kommen hier zu Lande größere Schaaren, im Frühjahr vielmehr öfterer nur einzeln durchstreichende Individuen vor. Sie ziehen fast immer des Nachts, selten am Tage, wie die andern, in eine schräge Reihe geordnet und bei Tage oft sehr hoch fliegend.

Obgleich die Löffelente das Meer nur als gelegentlichen Zufluchtsort benutzt, so ist sie doch gern auf den süßen Gewässern in dessen Nähe. Nur in der Zugzeit trifft man sie unter andern Süßwasserenten auch in seichten Meeresbuchten und auf schmalen, stillen Meerengen, aus welchen bei der Ebbe das Wasser größtentheils zurücktritt; zur Fluthzeit aber zieht sie dagegen die nächsten Binnenwasser und Sümpfe, wenn sie in einsamen Gegenden liegen, dem Meere weit vor, und in der Fortpflanzungszeit sucht sie dieses gänzlich zu vermeiden. Große, schilfreiche Landsee'n und Teiche, mit flachen und häufig in Sumpf und Wiesen verlaufenden Ufern, die größern Wasserflächen und breiten Gräben in ausgedehnten Brüchern sind ihr Lieblingsaufenthalt; aber sie besucht auf der Wanderung auch Teiche und stehende Gewässer jeder Art, groß oder klein, mehr oder weniger mit Schilf und Binsen besetzt und mit vielen schwimmenden Wasserpflanzen bedeckt, im freien Felde, oder mit Viehweiden und Wiesen umgeben, ja selbst in der Nähe der Dörfer und menschlicher Wohnungen liegende, und war daher von jeher auch eine dicht bei meinem Wohnort am öftersten vorkommende Art, hier jedoch meistens nur vereinzelt. An allen diesen Orten scheuet sie Bäume und Gebüsch nicht; allein auf tief im Walde versteckten Lachen und Tümpfeln, welche die Knäkente, und auch die Märzente sehr liebt, trifft man sie sehr selten an.

Seichtes, schlammiges, viel Pflanzenwuchs enthaltendes, aber doch auch mit ganz freien Stellen abwechselndes, nicht durchgängig unter Gräsern, Schilf- und Binsenarten verstecktes Wasser, zieht sie den einförmig grünen Brüchern und überschwemmten Sumpfwiesen vor, obgleich ein längeres Verweilen auf großen, freien Wasserflächen, wie auf der Mitte der Teiche und See'n, nur vorkömmt, wenn es an den Ufern und in den Umgebungen zu unruhig hergeht und so lange Gefahr zu fürchten ist. Hat sich die Ursache ihrer Furcht entfernt, so schwimmt sie wieder auf die seichten Stellen und nähert sich mehr den Ufern. Auf Flüssen wird sie daher auch nur an grünenden, seichten und schlammichten Uferstellen angetroffen, äußerst selten und nie anhaltend auf der freien Strömung. Wie andere Arten verläßt sie gegen Abend die größern Wasserflächen

und durchschwärmt die Umgegend, um bis zum Anbruch des folgenden Tages alle kleinern Gewässer, ausgetretene Stellen der Teiche, überschwemmte Wiesen, im Frühjahr auch die auf Stoppelfeldern zusammengelaufenen Wasserlachen zu besuchen, die letztern jedoch nicht so gern, wie viele vorhergehende, mehr Körner fressende Arten. Wo Vereinzelte in der Nähe der Dörfer erscheinen, zumal auf kleinen Teichen, mischen sie sich oft unter die zahmen Enten, doch ohne sich mit ihnen besonders gemein zu machen. Was sonst noch von ihrem Aufenthalte zu bemerken wäre, kömmt dem der Knäkente gleich.

Eigenschaften.

Unsere Löffelente ist schon in weiter Ferne an ihrem großen Schnabel, welcher dem ganzen Kopf ein dickes Aussehen giebt, von andern Süßwasserenten zu unterscheiden; selbst von den Tauchenten unterscheidet sie die auffallende Größe des Schnabels und der nach hinten schlanker zugespitzte Leib. Ungemein auffallend werden vor allen Andern dem Beobachter die Männchen in ihrem Prachtkleide, das zu den bunteſten gehört und dessen abstracte Farben, besonders das viele Weiß in großen Partieen beisammen, weit in die Ferne leuchten. Dies Kleid gehört zu den schönsten der Gattung und man weiß nicht ob das fliegende Männchen von unten gesehen, das Schwarzgrün des Kopfes und Halses, das reine Weiß des Kropfes und das Kastanienbraun des Unterrumpfes scharf von einander getrennt, — oder von oben gesehen, sich schöner ausnimmt, da hier bei recht alten das Weiß des Kropfes und der Oberschulter, der Länge nach, durch einen auf dem Nacken, am schwarzgrünen Kopfe und Halse, schmal anfangenden, auf dem Rücken breitern und auf den mittlern Schwanzfedern spitz endenden, zusammenhangenden, schwarzen Streif getrennt wird, welcher demnach bis zum Ende schmäler oder breiter mit Weiß eingefaßt ist, während das Himmelblau der ausgebreiteten Oberflügel sich hinterwärts mit dem der Unterschulter vereinigt, und dieses Blau durch den breiten weißen Querstreif über dem goldgrünen Spiegel wiederum scharf getrennt erscheint. Es hat demnach fliegend und in der Ferne einige Aehnlichkeit mit dem alten Männchen der Anas clangula, ist jedoch an dem blauen Oberflügel und dem kastanienbraunen Unterrumpf, wie an der nach hinten mehr zugespitzten Figur leicht genug zu unterscheiden.

Ihre Stellung im Stehen und Gehen ist ganz wie bei andern Süßwasserenten, doch erscheint der Rumpf etwas weniger schlank. Sie steht gern anhaltend auf festem Boden, geht auch ziemlich behende, und schwimmt wie jene, in Ruhe mit ziemlich eingezogenem oder in die Sform niedergedrücktem Halse und steckt schlafend den großen Schnabel gewöhnlich zwischen die Schulterfedern, wobei der Körper nur flach auf der Wasserfläche ruhet. Das halbe Untertauchen, Gründeln oder sich auf den Kopf stellen, wenn sie nach Nahrung in die Tiefe und auf den Grund angelt, hat sie mit jenen gemein, und auch sie taucht nur in Lebensgefahr, wenn sie des Flugvermögens beraubt, oder spielend ganz unter Wasser, ist dann aber ebenso flink unter demselben wie jene, dies besonders auch bei Gefahren die Jungen im Dunenkleide.

Ihr Flug ist zwar leicht und gewandt genug, doch mit dem der Knäkente verglichen lange nicht so schnell, meistens auch mit etwas Geräusch, zuweilen sogar mit einem, sonst nur der Märzente eigenthümlichen, doch stets viel leiserem, pfeifenden Ton, wie wich wich wich u. s. w. klingend, verbunden. Beim Aufsteigen oder Niederlassen benimmt sie sich eben so gewandt wie diese und man hört dabei nur wenig Geräusch auf dem Wasser.

Unsere Löffelente gehört unter die wenig scheuen Arten, obwol sie auf größern Gewässern dem Menschen, zumal wenn sie sich von ihm beobachtet oder gar verfolgt sieht, immer noch weit genug ausweicht, um nicht in Lebensgefahr zu gerathen. Nicht allein zutraulicher, sondern wol auch einfältiger als andere, zeigt sie dagegen auf Gewässern von geringem Umfange, besonders auf isolirt liegenden kleinen Teichen, so wenig Furcht, daß sie sich sogar auf Stellen wagt, wo Bäume und Gebüsch, ja Zäune, Mauern u. dergl. den lauernden Schützen oder andere Feinde leicht verbergen können, Orte, woselbst sogar Krückenten nicht gern, wenigstens nie lange verweilen. Sie scheint auch weniger gesellig als Andere, und wenn man in großen Entenheeren auch Löffelenten in eigenen Abtheilungen bemerkt, so sieht man sie doch noch viel öfterer abgesondert, ja paarweise oder einzeln umherschwärmen, wie sie denn überhaupt in unserm Lande zu den in großen Heerden vorkommenden Arten nicht gezählt werden kann. Zu bemerken wäre noch, daß im Frühjahr die Männchen (im Prachtkleide) weit vorsichtiger sind als zu andern Zeiten, wenn sie im Sommergewande wie ihre Weibchen aussehen, und diese selbst. Jene halten sich dann mit den angepaarten Weibchen auf größern Gewässern auf und schweifen nicht

auf weit von den Brüteorten entlegene umher. So haben wir auf hiesigen Teichen, auf der einen Seite dicht am Dorfe gelegen, im Spätsommer und Herbst alte und flugbare junge Löffelenten beiderlei Geschlechts und im Frühjahr auch einzelne Weibchen oftmals angetroffen und erlegt, aber unter sehr vielen, in einem langen Zeitraume, kaum ein paar Mal ein Männchen im Prachtkleide gesehen, aber nie eins hier erlegt.

Ihre Stimme läßt unsere Löffelente selten hören; sie klingt entenartig quakend, ziemlich laut, beim Weibchen wie Vaak oder Vak, beim Männchen in viel heiserern und etwas tiefern Ton, mehr wie Woak, — Woak, und dieses läßt im Frühjahr beim Auffliegen nicht selten auch einen sonderbaren, nicht sehr lauten Ton, wie peckn, — peckn klingend, hören. Die Jungen piepen auch nur selten und in einem sehr hohen Tone. Außerdem pfauchen und zischen sie wie andere Enten.

Zu zähmen sind sie so leicht wie andere Arten dieser Abtheilung, wenn man sich Eier verschaffen und diese einer Hausente ausbrüten lassen kann, die Alte mit den Jungen alsbald auf einen passenden Wasserbehälter bringt, woselbst sie natürliches Futter, zum Versteck hohes Gras und Sumpfgewächse finden, und sich so nach und nach an das ihnen gebotene Futter und an die Menschen gewöhnen können. Wir sahen einst, wie man einer Gluckhenne ein ganzes Gelege solcher Eier hatte ausbrüten lassen, die Jungen, welche sehr schnell wuchsen, mit Brodkrumen und geschroteter Gerste fütterte; als man sie aber auf einen freien Teich brachte, wo sie an der Henne eine zu schlechte Führerin hatten, kam eins nach dem andern weg, ehe sie noch zur Hälfte erwachsen waren. — Im Entenfange auf Sylt hielt man auch Alte, als Lockenten, ohne Schwierigkeit, obgleich ihnen der Teich wenig Grünes darbot.

Nahrung.

Aus der abnormen Größe und Gestalt des Schnabels möchte man wol, im Vergleich mit andern Entenarten, eine sehr abweichende Art sich zu nähren oder eine wesentliche Verschiedenheit der Nahrungsmittel vermuthen, allein zur Zeit ist eine solche Entdeckung noch nicht gemacht. Unsere Löffelente nährt sich, wie die Knäkente und ähnliche Arten, von ganz kleinem Gewürm, von Insektenbrut, Fisch- und Froschlaich, kleinen Froschlarven und Fröschchen, auch wol von ganz kleiner Fischbrut, von allerlei kleinen Süßwasserschnecken, dann von zarten Vegetabilien, wie Grasspitzchen, Knospen

und Blättchen verschiedener untergetauchter Pflanzen und von Sämereien derselben; endlich genießt sie auch, wiewol nicht oft, Getreidekörner. Von diesem Allen haben wir bald diese, bald jene, mit vielem groben Sand oder kleinen Steinchen vermischt, in ihrem Magen gefunden.

Wie die vorigen Arten durchschnattert sie an den Ufern und auf seichtem Wasser schwimmend, so tief der Hals hinabreicht, den Schlamm, um aus demselben die kleinsten Dinge herauszufühlen und stellt sich, wo der Hals dazu nicht hinablangen will, sehr häufig auf die oft beschriebene Weise auch auf den Kopf, taucht aber nie mit ganzem Körper darnach unter. Sie durchschnattert besonders gern auch die schwimmenden Wasserpflanzen, zwischen welchen gewöhnlich ganz winzige Geschöpfchen in Unzahl leben und diese fischt sie auch von der freien Oberfläche des Wassers fleißig auf, indem sie oft in Kreisen oder Schlangenlinien fortschwimmt, den Hals vor sich hinstreckt, den die Fläche durchschneidenden Schnabel schnell öffnet und schließt, das mit jenen aufgeschlürfte Wasser seitwärts durch die kammartigen Lamellen, wie durch ein Filtrum treibt und das Genießbare zum Verschlucken zurück behält. Dies Alles geschieht gleichzeitig und so schnell, daß dabei, auser dem Fortrudern, kaum weiter etwas, als das schnurrende Plätschern, durch die schnelle Bewegung des Schnabels erzeugt, bemerklich wird. Im Frühjahr, wo es noch an Insektenbrut und kleinen Weichthierchen mangelt, frißt sie auch viele ganz kleine Konchylien; besonders fanden wir solche aus der Gattung Planorbis, von diesen mitunter selbst ziemlich große Exemplare, häufig in ihrem Vormagen. Im Spätsommer und zur Samenreife geht sie mehr zum Genuß der Samen von allerlei Sumpfgewächsen über, namentlich ist ihr auch der des Schwadengrases (Festuca fluitans. L.) von allen der wichtigste, weshalb sie die Stellen, wo er häufig vorkömmt, ebenso fleißig besucht wie andere Süßwasserenten. Zum Genuß des Getreides kömmt sie seltner, nur wenn sie solches ganz in der Nähe ihres nassen Aufenthaltes haben kann, fliegt aber darnach nie auf die Felder; dann ist ihr auch Hafer lieber als Gerste.

In einsamen Gegenden sucht sie zwar auch zu jeder Tageszeit nach Nahrungsmitteln und bleibt da nie lange auf freier, tiefer Fläche, sondern schwimmt auf die seichten Stellen und an die morastigen Ufer; allein ihre größte Thätigkeit beginnt erst beim Eintritt der Abenddämmerung, dauert die Nacht, wenn diese nicht gar zu finster, hindurch und endet mit Aufgang der Sonne. Gleich den

Andern wird auch sie beim Untergang der Sonne unruhiger, verläßt bald darauf den Aufenthalt des Tags und fliegt nach den kleinern Gewässern im Umkreise oder nach den Schwadengrasplätzen. Wo sie Futter genug fand und nicht bedeutend gestört wurde, kehrt sie zu solchen alle Abende wieder, so lange sie in der Gegend verweilt.

In der Gefangenschaft futtert man sie zwar auch meistens mit Gerste, Hafer und Brodt, doch ist es für ihr längeres Wohlbefinden durchaus nöthig, daß ihr ein kleiner Teich angewiesen wird, in oder an welchem Schilfarten und in dessen schlammigem Wasser auch untergetauchte oder schwimmende Pflanzen, wie Lemna, Ceratophyllum, Myriophyllum, Potamogeton u. dergl. wachsen, damit es ihr neben dem trocknen Futter nicht ganz an natürlichem fehle. Ohne dieses halten sie kaum über ein Jahr aus. Daß von einer Henne ausgebrütete junge Löffelentchen, anfänglich bei mit Gerstenschrot vermischten Brodtkrumen ganz vortrefflich gediehen, haben wir selbst gesehen; doch ist es jedenfalls besser, sie gleich auf ein passendes Wasser zu bringen, überhaupt, wenn man dabei vieler Sorge überhoben sein will, nur anzurathen, die Eier nicht einer Henne, sondern einer zahmen Ente ausbrüten zu lassen, weil sie diese weit besser zu führen und zu beschützen versteht. Da die Löffelenten gegen Kälte sehr empfindlich sind, müssen sie im Stalle durchwintert und dabei reinlich gehalten werden.

Fortpflanzung.

Die Löffelente nistet hin und wieder auch in Deutschland, in manchen Gegenden, auf mit Wiesen und Sumpf umgebenen See'n, großen Teichen und in weitläufigen Brüchern, auch auf den süßen Gewässern in der Nähe des Meeresstrandes gar nicht ungewöhnlich, bei uns wenigstens so häufig als die Knäkente. Große freie Brücher liebt sie sehr und die hier in dem Winkel, welchen die Saale beim Einfluß in die Elbe bildet, liegenden sind alljährlich so reichlich damit versehen, daß wenn man dort zehn Entennester findet, die eine Hälfte den Löffelenten, die andere den Märzenten und Knäkenten zukömmt. Sie zeigt sich zwar oft schon zu Ende des März, gewöhnlicher aber erst im April an den Orten, wo sie nisten will, theils schon gepaart, theils bald hierzu schreitend, legt und brütet aber später als andere Enten, so daß sie nicht so leicht, wie oft die Märzente, durch späte Nachtfröste um die beginnende Brut kömmt.

An kleinen Gewässern oder auf unbedeutenden, zwischen Wald versteckten, wenn auch in der Nähe größerer vorkommenden Lachen, Tümpfeln und Gräben, wie oft die Knäkenten, haben wir die Löffelenten nie nistend gefunden; sie liebt ausgedehntere und freiere, nämlich weniger mit Bäumen und Gebüsch versehene, aber auch großentheils mit Schilf, Binsen und hohen Gräsern bewachsene Lagen der Gewässer und tiefern Moräste; noch weniger kömmt sie auf ganz vom Hochwald umgebenen vor, wenn diese nicht von sehr großem Umfange sind. Auf den freien und tiefern Stellen des Wassers sieht man dann die sehr verliebten Männchen um die Weibchen buhlen und sich dabei tüchtig herumzausen, weil gewöhnlich um eine Geliebte sich mehrere zugleich bewerben, diese dann oft die Flucht ergreift, nun hoch durch die Luft von sämmtlichen Bewerbern verfolgt und so lange herumgejagt wird, bis sie sich dem einen ergiebt und mit ihm absondert, was aber erst geschieht, wenn sie, müde gejagt, sich wieder aufs Wasser gestürzt haben. Sie zeigen sich hierbei abermals wie die Knäkenten, sind jedoch lange nicht so flüchtig, haben weniger Ausdauer und das Herumjagen hört auch auf, sobald sich alle gepaart haben, ausser dem, wenn das legende oder brütende Weibchen einmal vom Neste geht. In solchen Fällen wird es gewöhnlich von allen Männchen, deren Weibchen in der Nähe nisten, zugleich verfolgt und so lange gejagt, bis es sich einem, gewöhnlich dem rechtmäßigen Eheherrn, ergiebt, doch wird der Begattungsact stets schwimmend (nicht wie man irrig gemeint, in der Luft) und auf dem Wasser vollzogen. Mit der ehelichen Treue ist es auch bei diesen Enten nicht weit her; ja wir sahen einige Mal ein Löffelentenmännchen sich unter die ein Weibchen ihrer Art verfolgenden Märzentenmännchen mischen und es neben diesen so hitzig verfolgen, als wenn alle nur Löffelenten gewesen wären. Zur wirklichen Begattung so ungleicher Arten mag es denn freilich wol nicht oft kommen; sie kann aber unter Umständen möglich werden und die oben schon ausgesprochene Meinung, von vorkommenden Bastarden, rechtfertigen, da umgekehrt die Märzentenmännchen nicht selten auch vom Neste abgegangene Löffelentenweibchen in jener Absicht zu verfolgen pflegen. — Wie bei andern Enten ist auch hier die Liebe und Anhänglichkeit des Männchens zu seinem angepaarten Weibchen größer als umgekehrt, die dieses zu jenem, was sich deutlich zeigt, wenn einer der Gatten todtgeschossen wird; auch fliegt von einem gepaarten Päärchen das Weibchen stets voran.

Dieses wählt sich allein das Plätzchen für das meist sehr gut versteckte Nest, auf einer mit Wasser oder Moraſt umgebenen Schilf oder Seggenkufe, im Schilf und Gestrüpp eines Grabenufers, unter dem Strauchwerk auf nassen Wiesen, nahe oder auch ziemlich entfernt vom Wasser, selbst zuweilen auf anstoßenden Aeckern im Getreide. Ein Mal ist ein solches sogar dicht am Seestrande in von den Wellen ausgeworfenen und aufgehäuften Seetang, unfern von süßen Gewässern, gefunden worden. Gewöhnlich ist es aber im Pflanzengestrüpp und unter Gesträuchen so gut versteckt wie das der Knäkente, und auch aus ähnlichen Stoffen, meistens trocknem Schilf, Binsen, Gras und andern Pflanzentheilen gebauet, schlecht gewebt, aber ziemlich gerundet und in der Mitte sehr vertieft. Zuweilen ist es in einer kleinen Vertiefung des Bodens angebracht, ein anderes Mal zwischen alten Schilfstoppeln; oft ist es auch nur ein sehr dürftiger Bau von wenigem Material, manchmal dieses wieder ein ziemlicher Haufen. Baumeister ist auch nur das Weibchen, aber während der Arbeit und auch nachher hält das Männchen in seiner Nähe Wache.

Meistens nicht vor Anfang des Mai findet man in solchem Neste die 7 bis 10, sogar bis 14 Eier, welche merklich größer und kürzer gestaltet sind als die der Knäckente, und in ersterer Hinsicht das Mittel halten zwischen denen der Genannten und der Mittelente. Sie sind mehrentheils etwas kurz eiförmig, an dem schmalen Ende spitzer zugerundet als am entgegengesetzten, von diesen aus die stärkste Wölbung ziemlich in der Mitte liegend; sie haben bei einer Länge von 2 Zoll eine Breite von fast $1^1/_2$ Zoll, mit Variationen von jener um 1 Linie, bei dieser um $^1/_2$ Linie auf und ab. Ihre Schale ist von ungemein feinem Korn, glatt, aber ohne Glanz, einfarbig trübe rostgelblichweiß, frisch kaum bemerkbar ins Grünliche spielend. — Gehen die Eier dem Weibchen zu Grunde, ehe es sie noch 2 Wochen bebrütet hat, so macht es sich ein neues Nest an einen andern Platz, öfters ins junge Sommergetreide, legt aber dann selten mehr als 6 Eier; hat es aber das erste Gelege schon länger bebrütet, so macht es in diesem Jahr keins wieder.

Beim Brüten verhält sich Alles wie bei andern Enten und das Nest wird ebenso, von den vorletzt gelegten Eiern an, mit den eigenen Dunen des Weibchens, in täglich wachsender Menge, ausgefuttert, und beim jedesmaligen Abgehen die Eier sorgfältig damit bedeckt. Das auf und sehr tief im Neste sitzende Weibchen würde schon der gleichen Färbung mit den Umgebungen wegen nicht leicht

zu entdecken sein, wenn es nicht auch noch Sorge trüge, daß es von oben durch überhängendes Gestrüpp verdeckt würde. Es sitzt sehr fest über den Eiern, poltert endlich meistens ohne zu schreien heraus, geht aber nach solcher Störung nicht leicht wieder aufs Nest, sondern verläßt die Eier, wenn es sie noch nicht lange bebrütet oder gar die Zahl noch nicht vollgelegt hat, gewöhnlich. Hat es aber schon länger gebrütet, so umschwärmt es nach dem Aufscheuchen den Störer in nicht gar weitem Kreise und stößt dazu sein Vaak wiederholt, doch nur in größern Zwischenräumen aus. Hieran unterscheidet es sich sehr von andern, unter denen dies manche wol auch thun, aber, wie z. B. die Märzentenweibchen, ohne zu schreien, in ungleich weitern Kreisen fliegend, den Störer nur aus der Ferne beobachten. Es brütet sie in 22 bis 23 Tagen aus, ist dann aber um so anhänglicher an die Jungen, und setzt sich, diese zu retten, selbst der augenscheinlichsten Lebensgefahr aus. Das Häuflein um sich versammelt und die ungemein beweglichen Kleinen zum schnellen Verstecken mahnend, hält es oft so nahe bei diesen aus, daß man es mit einem Stocke erschlagen, oder wenigstens todtwerfen könnte, so lange die Jungen erst ein paar Tage alt sind; nachdem diese aber eben so viel Wochen älter geworden und im Verstecken und Tauchen mehr Uibung erlangt haben, hält es auch die Alte nicht mehr für nöthig, ihr Leben dabei sichtlich aufs Spiel zu setzen, indem sie schon früher Reißaus nimmt, jedoch auch zu den Jungen zurückkehrt, sobald sich die Gefahr wieder entfernt hat. Letztere werden nach 4 Wochen flugbar und verhalten sich bis dahin im Ganzen wie die andrer Süßwasserenten. Im August finden sie sich Abends familienweis, doch gewöhnlich ohne die Aeltern, auf den Schwadengrasplätzen und an andern guten Futterstellen ein und rüsten sich allmählig zum Fortzuge.

Feinde.

Diese hat sie mit der Knäkente gemein, sowol die gefiederten als die behaarten, ebenso ihre Brut; und ihre große Mutterliebe leistet noch manchem der Räuber bedeutenden Vorschub. Daß auch die Fischotter gelegentlich junge Entchen rauben soll, haben wir, aus Mangel an Gelegenheit nicht selbst beobachten können, zweifeln aber nicht, daß es damit seine Richtigkeit haben könne.

Im Gefieder wohnen Schmarotzer und in ihrem Innern Würmer, nach dem Wiener Verzeichniß: Monostomum attenuatum,

Distomum echinatum und die in den meisten Enten vorkommende Taenia laevis.

Jagd.

Wie wir schon aus dem Vorhergehenden gesehen, ist die Löffelente eine der am wenigsten scheuen Arten und daher nicht schwer zum Schuß zu bekommen. Auf isolirten kleinen Teichen hält sie meistens den Schützen, wenn er nicht stracks auf sie zugeht, schußrecht aus, ohne daß er das mühsame Ankriechen gerade nöthig hätte; weil sie jedoch durch mehrfache Verfolgungen auch vorsichtiger gemacht wird, und man ihr nicht immer ansehen kann, ob sie schon öfter vor dem Feuer gewesen, so ist es in jedem Fall rathsam, sich ihr mit aller Behutsamkeit zu nähern, was man besonders auf größern Wasserflächen, weil sie da noch eher ausweicht, nicht unbeachtet lassen darf. Da sie sich oft in der Nähe der Ufer aufhält, so bietet sich auch häufig Gelegenheit zum Anschleichen. Man schießt sie ferner auf dem Abendanstande und die Jungen auf den bekannten Entenjagden nach Johannis, gleich andern jungen Enten.

Auf den Entenheerden und Entenkoien werden sie ebenso gefangen, wie andere Süßwasserenten, deren Locke sie folgen; doch geht es auch hier leichter, wenn eine Lockente ihrer Art gehalten wird, zumal sie auch weniger klug als andere sind. Auch in Fußschlingen kann man sie fangen.

Nutzen.

Ihr Fleisch oder Wildpret ist von ganz vorzüglichem Geschmack, zumal im Herbst, wo es oft ausserordentlich feist ist und nach dem häufigen oder fast ausschließlichen Genuß von nahrhaften Sämereien den höchsten Wohlgeschmack hat. Nur in der Begattungszeit ist es mager und anfänglich auch nicht ganz frei von jenem sogenannten wildernden Beigeschmack, weil sich auch diese Enten im Frühjahr häufig von kleinen Wasserschnecken nähren oder solche doch dann in größerer Menge verschlucken als zu jeder andern Jahreszeit. Wie bei andern Arten steht auch bei dieser das Wildpret der ältern Männchen dem der jüngern und der Weibchen an Wohlgeschmack und Zartheit bedeutend nach.

Die Eier sind ebenfalls sehr schmackhaft, und die Federn können wie von andern Enten benutzt werden. Durch Vertilgung vieler lästigen Insektenbrut nützen sie auch mittelbar.

Schaden.

Daß sie in regelmäßig betriebenen Fischereien der jungen Fischbrut nachtheilig werden sollten, ist wol kaum des Erwähnens werth, weil sie nur in Ermangelung anderer Nahrungsmittel an diese gehen und sie nie in Menge verzehren. Sonst nützen sie ungleich mehr als sie schaden.

Ende des elften Theils.

Druck von Hirschfeld in Leipzig.